UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 02186736 1

the presence of this book

in

the J.M. Kelly Library
has been made possible
through the generosity

of

Stephen B. Roman

From the Library of Daniel Binchy

Leopold von Ranke

Weltgeschichte

Siebenter Band

Vierte Auflage

*

1921

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig

Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung,
vorbehalten.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhaltsverzeichnis

zum siebenten Bande.

Seite

Vorwort ... 3

I. Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft. (12. und 13. Jahrhundert.)

Herausgegeben von Alfred Dove, Georg Winter, Theodor Wiedemann.

Erstes Kapitel.
Innere Abwandlungen der orientalischen Verhältnisse vom 9. bis ins 11. Jahrhundert 19

Zweites Kapitel.
Mohammedanisch-christliche Verwickelungen bis zum ersten Kreuzzuge ... 33

Drittes Kapitel.
Erster Kreuzzug. Errichtung des Königreichs Jerusalem ... 58

Viertes Kapitel.
Ausgang des Investiturstreites ... 72

Fünftes Kapitel.
Welfen und Hohenstaufen ... 80

Sechstes Kapitel.
Der zweite Kreuzzug ... 93

Siebentes Kapitel.
Kaiser Friedrich I. und seine Widersacher: die lombardischen Städte, Papst Alexander III. und Heinrich der Löwe ... 99

Achtes Kapitel.
Heinrich Plantagenet, König von England, Herzog der Normandie ... 127

Neuntes Kapitel.
Untergang des Königreichs Jerusalem ... 134

Zehntes Kapitel.
Der dritte Kreuzzug ... 144

Elftes Kapitel.
Heinrich VI. und die Anfänge Papst Innocenz' III. ... 155

Zwölftes Kapitel.
Der vierte Kreuzzug: lateinisches Kaisertum; Entscheidung in Spanien ... 165

Dreizehntes Kapitel.
Innocenz III. in seinem Verhalten zur deutschen und zur englischen Krone ... 180

Vierzehntes Kapitel.
Kaiser Friedrich II. ... 196

Fünfzehntes Kapitel.
Ausbreitung der lateinischen Christenheit nach Norden und Osten. Hierarchische Gestaltung des Abendlandes überhaupt ... 217
Überblick ... 235

Sechzehntes Kapitel.
Überflutung der asiatischen und osteuropäischen Welt durch die Mongolen ... 241

Siebzehntes Kapitel.
Der deutsche Orden in Preußen ... 262

Achtzehntes Kapitel.
Das Papsttum in der Mitte des 13. Jahrhunderts und die italienischen Parteien 275

Neunzehntes Kapitel.
Karl von Anjou ... 289

Zwanzigstes Kapitel.
Die Päpste und das deutsche Reich von der Absetzung Friedrichs II. bis zur Schlacht auf dem Marchfelde ... 308

Einundzwanzigstes Kapitel.
Befestigung des Hauses Habsburg ... 326

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Bonifaz VIII.; Demütigung des Papsttums ... 342

Vorwort*.

Was vorm Jahr bei der Herausgabe des 7. Teils der Weltgeſchichte Rankes nicht ſicher verſprochen werden konnte, hat ſich bei ſorgfältiger Prüfung als ausführbar erwieſen: eine Fortſetzung, ſo gut wie unmittelbar aus den nachgelaſſenen Papieren des Meiſters geſchöpft. Wie es ſich näher damit verhält, davon geben die folgenden Zeilen Rechenſchaft, deren Ablegung mir die Herren Mitarbeiter freundlich überlaſſen haben.

Ranke ſelber war nicht geſonnen, wenn ihm die eigenhändige Vollendung ſeines Werkes beſchieden geweſen wäre, dasſelbe in gleich eingehender Weiſe bis auf die neueſte Zeit herabzuführen. Er, der eine unüberwindliche Scheu vor jeder Wiederholung in ſich trug, konnte die allgemeine Geſchichte der modernen Jahrhunderte, die in der Summe ſeiner Hauptſchriften enthalten iſt, nicht abermals des breiteren erzählen wollen. Wenige Wochen vor ſeinem Tode vernahm ich aus ſeinem Munde, daß er ſtatt deſſen nur einen raſchen Überblick in einem groß angelegten Schlußkapitel zu geben vorhatte. Dagegen lag es ihm dringend am Herzen, ſeine Anſchauung auch des ſpäteren Mittelalters — ein Gegenſtand, über den in der Litteratur kaum noch das Wort ergriffen — dem deutſchen Leſer im Zuſammenhang vorgeführt zu ſehen. In letztwilligen Aufzeichnungen ſprach er den Wunſch aus, daß dieſe Abſicht auch nach ſeinem vorzeitigen Hingang ins Werk geſetzt werde.

Die Jahrhunderte, welche jetzt noch in Betracht kommen, hat Ranke in ſeinen Vorleſungen öfters behandelt: das 12. und die erſte Hälfte des 13. in Verbindung mit den vorhergehenden zuletzt im Winter 1869 auf 1870, die Zeit vom Ausgang der Staufer bis zum Ende des Mittelalters im darauffolgenden Sommerſemeſter. Wie für alle ſeine Kollegien, wurden auch für dieſe ausführlich gehaltene Hefte angelegt und aufbewahrt. Die einfache Herausgabe ſolcher Hefte hat er ſelbſt nun freilich nicht ins Auge gefaßt. Er dachte vielmehr an ihre Bearbeitung durch einen geiſtig befreundeten

* Zunächſt für den 8. Teil der erſten Ausgabe geſchrieben.

Fortsetzer, der, überall im engsten Anschluß an die Ideen und die Absichten des Verewigten, doch auch wieder eine eigene, auf den gegenwärtigen Stand der Forschung erhobene Darstellung darauf gründen sollte. In dem Kreise der Hinterbliebenen und Vertrauten, der darüber zu Rate ging, konnte man sich indes zu einer derartigen Auskunft nicht entschließen. Ganz abgesehen von der ungemeinen Schwierigkeit eines Verfahrens, welches in jedem Augenblick die Vereinigung von Dienst und Freiheit, Selbständigkeit und Selbstentäußerung erfordert hätte, schien auch im Falle des Gelingens das vornehmste Verlangen der Lesewelt durch eine derartige Fortsetzung nicht befriedigt. Es ist ein Beweis edler Bescheidenheit, wenn Ranke außer acht ließ, daß dem Publikum an seiner Weltgeschichte nichts so wichtig war, als daß es eben Rankes Weltgeschichte sei und nichts anderes. Aus dieser Erwägung ergab sich als Grundsatz: die schlichte Herausgabe der hinterlassenen Papiere, mit demjenigen Maße äußerer Bearbeitung, ohne welches an eine Veröffentlichung überhaupt nicht zu denken gewesen wäre.

Denn soviel lehrte der Augenschein, daß vom bloßen Abdruck des Vorhandenen nicht die Rede sein könne. Die jüngere Periode vom Jahre 1250 an lag noch allenfalls in einer Fassung vor, welche großenteils aus einem Guß, und zwar für jene letzte Wiederholung des Vortrags im Jahre 1870 gefertigt ist; doch fehlte es auch hier nicht ganz an kleinen Lücken, Einlagen älteren Ursprungs, mehrfachen Berichten über die nämlichen Begebenheiten u. s. w. Dagegen verdienten diejenigen Papiere, welche sich auf die allgemeine Geschichte vom ersten Kreuzzug bis auf den Tod Kaiser Friedrichs II. beziehen, überhaupt kaum mehr den Namen eines Kollegienheftes. Es waren höchstens die Trümmer eines solchen, das, ursprünglich in den dreißiger Jahren geschrieben, seitdem niemals im ganzen, desto häufiger jedoch — bis in die fünfziger, vielleicht die sechziger Jahre hinein — in fast allen einzelnen Abschnitten umgewandelt worden ist. Bisweilen fand sich die jüngere Version auf die ältere aufgeklebt; weit öfter liefen die verschiedenen Gestaltungen neben, wohl auch durcheinander her, so daß das Ganze einem Chaos glich, in welchem sich nur der Schöpfer leicht zurechtgefunden haben mag.

Die Familie von Ranke dachte mir die Ehre der Herausgabe zu; doch glaubte ich, dieselbe mit einem besonders dazu Berufenen teilen zu müssen. Ranke selbst hatte ausdrücklich auf Herrn Dr. Georg Winter, Kgl. Archivar in Marburg, als auf denjenigen unter all den jüngeren Gelehrten, die ihm wissenschaftlich an die Hand gegangen waren, hingewiesen, welcher seine Schriftzüge, die bei Aufzeichnungen zu eigenem Gebrauch sehr nahe an das Unleserliche streifen, am sichersten zu enträtseln verstehe. Dr. Winter übernahm auf unsere Bitte bereitwillig den schwierigsten, wichtigsten, in jeder Hinsicht grundlegenden Teil der erforderlichen Leistung: die philologische Herstellung des überlieferten Textes in seinem ganzen Umfange. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese, schon äußerlich betrachtet ungewöhnlich große Arbeit nur durch eine ebenso angestrengte innere Thätigkeit zu voll-

bringen war. Zur bloßen Entzifferung bedurfte es eines in den Gegenstand eindringenden Studiums, welches der Sache selbst noch weiter zu gute kam, insofern Dr. Winter nicht versäumte, die angezogenen Dokumente und Quellenaussagen im Wortlaute zu vergleichen, eine Anzahl von Versehen in Daten, Namen und sonstigen thatsächlichen Angaben zu berichtigen u. s. f. Überdies ordnete er innerhalb der von Ranke vorgenommenen Gliederung nach Kapiteln, das zersplitterte Material nach chronologischen und sachlichen Gesichtspunkten, so daß sich die Grundzüge der Komposition deutlich herausstellten. Nicht minder war er beflissen, die doppelten, mitunter drei- oder mehrfachen Fassungen der Erzählung voneinander zu sondern und ihr relatives Alter zu bestimmen. Kurzum, er entledigte sich seiner mühevollen Aufgabe in einer Weise, daß man das wesentliche Verdienst an dem Zustandekommen der vorliegenden Edition ihm beizumessen hat.

Unserer Abrede gemäß stellte mir Dr. Winter sein musterhaftes Manuskript aufs gütigste zu weiterer Verfügung. Da wir nichts drucken durften, was Ranke selbst bereits entschieden verworfen, der Vorzug der einen oder der anderen Wendung sich jedoch nicht immer direkt erkennen ließ, so blieb nichts übrig, als sich an zuverlässige Schülerhefte aus jüngster Zeit zu halten. Die Vorlesung über das nachstaufische Zeitalter habe ich selbst bei ihrer letzten Wiederholung im Sommer 1870 als Gymnasiallehrer nachgeschrieben. Für die vorhergehende Periode stand mir ein Heft zu Gebote, das wenigstens ihre vorletzte Reproduktion vom Winter 1864/65, und zwar, wie ich schon damals bewunderte, überaus genau und vollständig wiederspiegelt: es stammt von der Hand des früh verstorbenen Dr. Otto Heyne, Verfassers einer von Ranke hochgeschätzten Abhandlung über den Kurfürstentag zu Regensburg. Diese beiden Hefte gaben die Richtschnur ab für die endgültige Zusammensetzung, Ordnung und Revision des Textes vom dritten bis zum letzten Kapitel des vorliegenden Bandes. Sie erlaubten, geringe Lücken in dem Bestand der nachgelassenen Papiere mit eigenen Sätzen Rankes auszufüllen. Sie boten die Möglichkeit, hie und da einen lebensvollen Zusatz von epigrammatischer Schärfe, wie er dann und wann im freien Vortrag unwillkürlich sich einstellte, der Vergessenheit zu entreißen.

Mit den beiden ersten Kapiteln, welche zur Einleitung in die Kreuzzüge die Erzählung der orientalischen Begebenheiten vom 9. Jahrhundert an nachholen, hat es eine etwas andere Bewandtnis. Für sie lag, dürftige Spuren ausgenommen, eine Niederschrift Rankes nicht mehr vor; statt deren jedoch eine Fülle von Diktaten aus den letzten Monaten seines Lebens, verfaßt im unmittelbaren Anschluß an die zur eigenen Fortsetzung seines Buches betriebene Lektüre. Inmitten bloßer Auszüge aus fremden Werken, die doch immer die beabsichtigte Auswahl des Stoffes kundgaben, fanden sich zahlreiche Betrachtungen von durchaus originaler Bedeutung. In ihrer Masse gestaltlos, konnten diese Diktate für den 7. Teil der Weltgeschichte, der nur Abgeschlossenes bringen sollte, von dessen Herausgeber, Herrn Paul Hinneberg,

nicht wohl benutzt werden. Sie jetzt nicht zu verwerten, wäre ein unverzeihliches Versäumnis gewesen. Das fehlende Gerüst ihres Aufbaues ließ sich dem Heyneschen Heft, neben dem ich in diesem Falle noch eine Reihe älterer zu Rate zog, entnehmen. In den genannten Kapiteln hat also der Leser noch einmal Rankesche Werkstücke letzter Hand, in einer wenigstens indirekt von dem Meister herrührenden Verbindung, vor Augen. Eine kleine Anzahl aphoristischer Bemerkungen zur staufischen Epoche selbst, die sich ebenfalls in den jüngsten Diktaten verbargen, ließ sich ohne Zwang in dem Eingange zum vorliegenden Teile unterbringen, der im übrigen nach Dr. Winters Abschrift die Einleitung wiedergiebt, welche Ranke seinem Kolleg über die Zeiten vom 9. oder auch 10. Jahrhundert bis zum Interregnum vorauszuschicken pflegte.

Anmerkungen mit Quellencitaten, die weder sehr häufig waren, noch über das allgemein Bekannte hinausgingen, glaubte ich der Kürze wegen fortlassen zu dürfen; die lateinischen Anführungen im Texte wurden übersetzt. In einigen Exkursen fanden sich Urteile über die einschlagende historische Litteratur der neueren Zeit, wie Ranke sie auch in der Vorlesung mündlich abzugeben liebte. Interessant wie sie waren, konnten sie doch nicht veröffentlicht werden, da es nicht schicklich gewesen wäre, den Verstorbenen als Recensenten auftreten zu lassen. Auseinandersetzungen mit modernen Forschern über einzelne Fragen im Texte selbst sind natürlich stehen geblieben.

Ich wiederhole, daß die Herausgeber darauf verzichten mußten, Rankes Auffassung und Meinung da, wo sie mit bereits gesicherten Ergebnissen der späteren geschichtlichen Forschung in Widerspruch steht, kleinmeisterlich zu verändern. Um ein Beispiel anzuführen, so beruft er sich vom achtzehnten Kapitel an wiederholt auf Ricordano Malespini. Gerade während jenes Kollegs von 1870 erschien die Abhandlung von Scheffer-Boichorst über diesen angeblichen Autor, deren schlagende Beweisführung nicht ohne Eindruck auf Ranke blieb. Dennoch hat er sich damals noch nicht entschlossen, der früheren Ansicht von der Entwickelung der florentinischen Geschichtschreibung zu entsagen. Die Bemerkungen, die er darüber macht, sind nun teilweise hinfällig geworden; nach dem Grundsatz unseres Verfahrens konnte uns das jedoch nicht bestimmen, sie umzugestalten.

Daß dagegen diese ganzen, mehr oder minder fragmentarischen Aufzeichnungen, die nicht eigentlich für den Druck geschaffen waren, nicht selten einer stilistischen Nachfeilung bedurften, liegt auf der Hand. In zufälligen Flecken würde man die Echtheit gewiß nicht suchen wollen. Ranke selbst hat sich gegen die Seinen entschieden darüber ausgesprochen, daß er eine erbarmungslose Scheinpietät in solchen Fällen nicht billige. Wiederholungen mancher Gedanken, selbst einzelne Widersprüche ließen sich freilich nicht stets beseitigen; noch weniger der natürliche Kontrast des Ausdrucks, welcher zwischen einem jugendlichen Ausruf aus den dreißiger Jahren — wie etwa dem über die Ritterorden — und der bedächtigeren, hie und da entfärbten

Redeweise der späteren Zeiten besteht. Wenn in den Abschnitten über die nachstaufische Geschichte die Komposition bei weitem weniger gelungen erscheint, so liegt das doch auch am Gegenstande: der Gang der welthistorischen Entwickelung verliert in dieser Epoche an Einfachheit. Trotz alledem, darf man sagen, weht durch das Ganze überall derselbe Geist.

Man sieht: so liegt die Sache nicht, weder in dem einen noch in dem anderen Teile dieser Publikation, daß jedes einzelne Wort, wie und wo es eben dasteht, im buchstäblichen Sinne von Ranke dort selber hingesetzt wäre: unter solcher Bedingung hätten wir auf das ganze Unternehmen von vornherein verzichten müssen; es war schlechthin unmöglich. Nur dies war die Frage: sollte Rankesche Darstellung im Schiffbruch untergehen, oder, von einem fremden Elemente äußerlich leicht benetzt, zur Freude vieler ans Ufer geborgen werden?

Ein neunter Teil, kaum halb so stark wie dieser achte, wird die noch übrigen Kapitel, die allgemeine Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts betreffend, enthalten; er ist wiederum in erster Linie von Dr. Winter, in zweiter von dem Unterzeichneten zur Ausgabe hergerichtet. Ihm zur Seite stellt sich ein kleiner Ergänzungsband, welcher die von Ranke im Jahre 1854 dem Könige Max von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte gehaltenen Vorträge in stenographischer Nachschrift wiedergiebt; die Hoffnung ist, daß man darin eine Art Ersatz für jene nicht zur Ausführung gekommene welthistorische Schlußbetrachtung erblicken werde.

Reiche Wohlthäter nehmen gern darauf Bedacht, daß auch nach ihrem Hinscheiden die gewohnte Spende den Empfängern nicht ausbleibe. Aus solcher Stiftung bringen wir Herausgeber als Boten diese Rankesche Gabe dar

Alfred Dove.

Bonn, im Dezember 1887.

I.

Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft.

(12. und 13. Jahrhundert.)

Herausgegeben

von

Alfred Dove, Georg Winter, Theodor Wiedemann.

Eine große Periode im Leben des menschlichen Geschlechts, vom Ausgang des 5. bis zu dem des 15. Jahrhunderts, sind wir gewohnt mit dem Namen Mittelalter zu bezeichnen. Die Vorstellung einer tausendjährigen Unterbrechung der allgemeinen Kultur, die man ehedem mit dieser Benennung verband, hat, aus humanistischen Anschauungen entsprungen, auf litterargeschichtlichem Gebiet einen Schein von Berechtigung: für die universalhistorische Betrachtung kommt ihr keinerlei Wahrheit zu.

Vielleicht an keinem anderen Gegenstand ermißt man so deutlich die Vertiefung der geschichtlichen Ansicht, zu der die Forschung unseres Zeitalters geführt hat. Während des 18. Jahrhunderts erblickte man im Mittelalter, gegenüber der antiken wie der modernen Welt, fast nichts als Barbarei und Finsternis; es galt für eine Epoche der Knechtschaft unter hierarchischem und aristokratischem Joch; man wollte an den Erscheinungen dieses ausgedehnten Zeitraumes kaum etwas wahrnehmen, was der Aufmerksamkeit würdig wäre. Mit wie lebendiger Teilnahme wandte sich dagegen der Geist des 19. Jahrhunderts eben diesen Erscheinungen zu!

Die Poesie des Mittelalters hat nach verachtender Verkennung, wie sie selbst unser Friedrich der Große auf das schroffste aussprach, wieder Gnade gefunden vor den Augen der Gelehrten; alle Nationen wetteifern nun, ihre Denkmale ans Licht zu ziehen, sie zu studieren. Die herrlichen Monumente der Baukunst, die man verfallen ließ oder durch vermeinte Verschönerungen verunstaltet hatte, wurden in ihrer ursprünglichen Pracht und Größe wiederhergestellt oder vollendet. Die Rechtsaltertümer der germanischen Stämme und der aus ihnen erwachsenen Reiche beschäftigten die historische Rechtswissenschaft als eines der größten Probleme. Die Philosopheme der Scholastiker, die man lange Zeit als Verkehrtheiten belacht hatte, erregten das ernste Interesse der Theologen und Philosophen. Tausend lokale Beziehungen jener Vergangenheit zur Gegenwart, ihre Reliquien, die sich da und dort erhalten haben oder aus dem Boden aufgegraben werden, boten allerorten den Stoff zu einer neuen, mit Liebe gepflegten Altertumskunde. Man fand Gefallen,

wie an dem Gesange des Rittertums, so an den idealen Tendenzen der Kirche, dem Schwung der Kreuzzüge. Die gewaltigen Hierarchen erweckten so viel Bewunderung wie die heroischen Fürsten, die sich ihnen gegenüberstellten; in ihrem Gleichgewicht oder Gegensatz erschien das Wesen, die Bewegung der Welt. Denn die produktive Kraft der Religion zeigte sich zwar als die mächtigste, jedoch keineswegs als die einzige Quelle des mittelalterlichen Lebens; mit den kirchlichen trafen überall die weltlichen, die nationalen Elemente in voller Originalität zusammen: staatbildende Triebe waren, wenn je, gerade damals vorhanden. Fand man hier doch den Weg, Freiheit und Unterordnung zu verbinden in der Idee der persönlichen sittlichen Verpflichtung. Die gesetzlich beschränkte legitime Monarchie, der Stolz der Gegenwart, enthüllte sich so in ihrem Kern als ein Produkt des Mittelalters; einer der vornehmsten Konstitutionellen unserer Tage, Guizot, hat den Ursprung freier Staatsverfassungen in den ständischen Einrichtungen desselben nachgewiesen.

Nicht als dürfte man darüber das Gefühl des Unterschiedes der Epochen verlieren. Aus dem Geiste der Korporation, der das öffentliche Leben jener früheren Zeit allenthalben erfüllt und beherrscht, ließe sich der Gedanke der individuellen Freiheit, der das heutige Dasein durchdringt, in der That nicht herleiten. Überhaupt, wer wollte an eine Wiederherstellung entschwundener Zustände und Begebenheiten denken? Der Boden ist urbar gemacht, die Städte sind gegründet, die Staaten befestigt, in denen wir wohnen, die Kirchen gebaut: es ist unmöglich, daß Gegenwart oder Zukunft etwas dem ähnliches aus ihrem Schoß hervorbringen. Das eben ist das Geheimnis der Geschichte, daß nicht jedes Zeitalter zu allem fähig ist; das Leben des Menschengeschlechtes setzt sich aus allen Epochen zusammen, in keiner einzigen tritt es ganz hervor. Nicht sich selber vermochte daher unser Jahrhundert in der Erkenntnis des Mittelalters wiederzufinden; wohl aber entdeckte es dort mehr als eine der besten Wurzeln seiner eigenen Natur: wir sind inne geworden, daß sich die moderne Welt nicht verstehen läßt ohne die Erforschung jener Zeiten.

Mit alledem wäre jedoch die eigentlich weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelalters bei weitem nicht ausgesprochen. Für diese kommt nicht allein der Zusammenhang einer Epoche mit dem Dasein der folgenden in Betracht, auch den vorhergehenden gegenüber muß sie eine Kontinuität des geistigen Lebens aufweisen: erst in beiden Richtungen offenbart sich ihr wahres Verhältnis zu den großen Aufgaben der Menschheit.

Ich erinnere noch einmal an den Begriff, den ich mit den universalhistorischen Studien überhaupt verbinde. Neben und über der Geschichte der einzelnen Völker vindiziere ich der allgemeinen Geschichte ihr eigenes Prinzip: es ist das Prinzip des gemeinschaftlichen Lebens des menschlichen Geschlechts, welches die Nationen zusammenfaßt und sie beherrscht, ohne doch in denselben aufzugehen. Man könnte es bezeichnen als die Bildung, Erhaltung, Ausbreitung der Kulturwelt; nicht der Kultur, wie man sie gewöhnlich versteht,

was einen auf Wissenschaften und Künste beschränkten Horizont ergeben würde. Die Kulturwelt umfaßt zugleich Religion und Staat, die freie, dem Ideal zugewandte Entwickelung aller Kräfte; sie bildet den vornehmsten Erwerb und Besitz des menschlichen Geschlechts, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und vermehrt. Sie begreift alle die Kenntnisse, die, einmal erworben, nicht wieder untergehen, die Fertigkeiten, die ein Jahrhundert vom anderen überkommt und herübernimmt, die allgemeinen Begriffe von Moralität und Recht, die zwar dem Menschen angeboren sind, jedoch entwickelt und zu klarem Bewußtsein erhoben sein wollen, überhaupt ein Mitgefühl dessen, was dem Menschen als solchem Ehre macht und geziemt. Nur das, was sich auf diesem Boden bewegt, gehört der Kulturwelt an. Es ist aber kein abgesondertes Bestreben, sondern es ist mit Politik und Krieg, mit allen Ereignissen, welche die Thatsachen der Geschichte ausmachen, untrennbar verbunden. Das welthistorische Moment tritt nicht in allgemeingültigen Formen, sondern in den verschiedensten Gestalten hervor, jenachdem es das besondere Leben der Nationen so mit sich bringt, und zwar keineswegs in friedlicher und ungestörter Entwickelung, sondern in steten Konflikten und Kämpfen; denn zu streiten ist die Natur der Menschen. Die Universalhistorie besteht aus der Geschichte unablässigen Ringens um die höchsten Güter der Menschheit; die universalhistorische Bewegung ist ein lebendiges Etwas, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt.

Wie das zu allen Zeiten geschehen ist, wie dies einmal entwickelte, aber doch immer an ein bestimmtes politisches Dasein geknüpfte Element der Kultur in den Wechselfällen der Geschicke der Völker, seiner Träger, sich zu erhalten und fortzupflanzen vermocht hat, wie es all den blutigen Zerstörungen, den gewaltsamen Gründungen neuer Zustände zu trotz sich dennoch behauptete, bildet die vornehmste weltgeschichtliche Frage. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, besitzt die tausendjährige Epoche, die wir das Mittelalter nennen, unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt.

Es liegt im Wesen der menschlichen Natur, daß die Kulturwelt von denen, die an derselben nicht teilnehmen, unaufhörlich angegriffen und gefährdet wird. Allein auch die Nationen, welche ihr angehören, die Gewalten, die sich in ihrem Innern ausgebildet, geraten untereinander ebenfalls in den heftigsten Widerstreit. Nicht selten wirkt beides, die innere Entzweiung und der Angriff von außen, auf das verderblichste zusammen. Zuweilen endlich tritt überdies der Fall ein, daß die Träger der Kultur durch ein dem inneren Gebot der menschlichen Würde, der moralischen Weltordnung widersprechendes Verhalten im öffentlichen und privaten Leben in sich selbst verkommen und untauglich werden, ihren allgemeinen Beruf zu erfüllen. In verhängnisvollstem Maß vereinigten sich diese Erscheinungen in den Zeiten des sinkenden römischen Reiches. Darauf beruht es, daß die antike Kulturwelt, an deren Aufrichtung so viele Generationen, so geisteskräftige Völker, so große Charaktere gearbeitet, alles Widerstandes ungeachtet durch barbarische Nationalitäten

überflutet und teilweise überwältigt ward. Vor allem im Abendlande nahm ein chaotisches Treiben überhand, in welchem sich mehrere Jahrhunderte lang, trotz mannigfacher Versuche, das Alte mit dem Neuen zu versöhnen, nichts Bleibendes zu bilden vermochte. Das Kaisertum von Byzanz, das mit der mehr und mehr erstarrenden Tradition der antiken Kultur den Anspruch auf Behauptung der Weltherrschaft verband, unternahm gegen die kaum gegründeten Königreiche der Germanen einen ausdauernden Kampf, der doch zu durchgreifender Entscheidung nicht zu bringen war. Zumal, da der einen wie der anderen Region gegenüber sich rasch und gewaltig eine dritte Macht erhob, die Weltmacht des Kalifats, welches den Orient umfaßte und zugleich in den Occident erobernd eingriff.

Daß sich inmitten dieser äußersten Verwirrung im fränkischen Reiche der Karolinger dennoch eine haltbare Autorität wiederherstellte, daß in der verjüngten abendländischen Welt, die aus dem Toben der Stürme hervortrat, auch die altüberkommenen Elemente der Kultur eine Stätte gefunden, von einer einigermaßen gesicherten, wenngleich noch immer zweifelhaften Zukunft: das eine wie das andere ward, wie jedermann weiß, vornehmlich durch die Kraft der Religion bewirkt. Die Siege freilich wurden auch diesmal durch die Waffen erfochten; allein wie im Andrange des Islam selbst, so gaben auch in der Abwehr, die ihm Halt gebot, die religiösen Impulse den Ausschlag. Sie sind es nicht minder gewesen, was im Innern der romanisch-germanischen Welt den Zwiespalt der Nationalitäten, den Gegensatz der überlieferten Prinzipien zu den eigentümlichen Tendenzen der neuen Einrichtungen überwand. In der Kirche, wie sie sich im römischen Papsttum konzentrierte und nicht weniges in sich aufnahm, was dem Bedürfnis roher Völkerschaften entsprach — ich will nur des Reliquiendienstes und der Lokalheiligen gedenken, welche überall verehrt wurden und in der That etwas vom alten Heidentum an sich trugen — waren doch immer die Ideen des echten Christentums enthalten; es bestand selbst die Notwendigkeit ihrer Verbindung mit der Wissenschaft und Kunstübung, die niemals ganz vernachlässigt wurde. Die Kirche des Mittelalters erwarb sich das Verdienst, die Überlieferungen des Altertums zu den geistlichen Interessen, die dem Menschen am nächsten liegen, in Beziehung zu setzen und sie dergestalt fortzupflanzen. Sie bewahrte ihre Denkmale, erkannte ihren Wert, repräsentierte ihren Inhalt und rettete den Zusammenhang der neuen Existenz mit der alten. Eben deshalb waren Staat und Kirche auf das engste Bündnis miteinander angewiesen; sie bildeten zusammen ein mächtiges Gefüge, dessen imposante Einheit der Monarchie Karls des Großen ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht.

Auch dabei konnte es indes nicht lange sein Bewenden haben. Der Fortgang der universalen Entwickelung beruhte zunächst auf zwei Momenten von scheinbar destruktiver Richtung.

Das karolingische Reich, in welchem die Idee der abendländischen Christen-

heit sozusagen historisch präformiert zu Tage tritt, erscheint, an der späteren Verwirklichung dieses Begriffs gemessen, in seiner inneren Zusammensetzung unhaltbar, seinem äußeren Umfang nach hingegen unvollständig. Gewiß, in dem Prozesse seiner Auflösung stehen andere Erscheinungen und Motive der Zersetzung im Vordergrund: dynastische Irrungen, das Emporkommen einer unbotmäßigen Aristokratie, der Zwist der geistlichen mit den weltlichen Interessen. Allein unleugbar ist doch, daß die in jenem Reiche vereinigten Völkerstämme, indem sie unter dem belebenden Einfluß der Kultur allmählich im Umkreis der gleichartigen Elemente zu nationalen Massen zusammenwuchsen, auf die eine oder die andere Weise auseinander streben und schließlich auseinander fallen mußten. So wie es nunmehr geschah, vollzog es sich zugleich nicht ohne die entschiedenste Mitwirkung einer bisher vom Zuge der allgemeinen Geschichte noch unberührten Außenwelt. Den ehemaligen Barbaren, die sich zu Erben des römischen Imperiums im Occident aufgeschwungen, traten an den Marken ihrer eigenen Civilisation im 9. Jahrhundert neue Barbaren kampfgerüstet entgegen. Die versuchte Propaganda erwiderten sie mit wilder Feindseligkeit. Indem dann alles zusamengriff: — das innere Zerwürfnis, die wieder vordringende Macht der Saracenen, die alte byzantinische Rivalität — so sah es wohl noch einmal so aus, als werde die gewonnene Grundlage der Kultur wieder umgestürzt werden, wie das in der That an einem vorgeschobenen Punkte mit der irischen Gesittung geschah. Im großen und ganzen jedoch ereignete sich abermals das Gegenteil. Wie die Wut des heidnischen Angriffs sich hauptsächlich gegen die religiösen Institute gerichtet hatte, so war es die Bekehrung, die auch diesmal zu jedem weiteren Verständnis die Brücke schlug. Die eingedrungenen Feinde wurden von den Elementen der kirchlich-politischen Bildung, welche sie zu zerstören getrachtet hatten, ergriffen und festgehalten.

Wohl kein Ereignis läßt sich in dieser Hinsicht an Wichtigkeit der Ansiedelung der Normannen im westlichen Francien vergleichen. Denn erst dadurch ward es möglich, den nordischen Einfällen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Zu den mannigfaltigen Volkselementen, aus denen allmählich die französische Nationalität erwuchs, gesellte sich dergestalt zum Abschluß ein neues, welches eine Zeit lang sogar eine vorwiegende Bedeutung gewinnen sollte. Von der nämlichen Stelle aus ward sodann jenes England der Eroberung gegründet, aus dem doch eigentlich erst das moderne England hervorgegangen ist. Und zugleich gelang den französischen Normannen noch eine andere Eroberung, in der sich der Umschwung der Weltverhältnisse im Occident auch dem Orient gegenüber ankündigte. Indem Apulien den Griechen, Sicilien dem Islam entrissen ward, empfing nun auch die italienische Nation den unbeengten Schauplatz ihrer späteren Entfaltung.

Überhaupt, was im 10. Jahrhundert angebahnt, ward im 11. in den Grundzügen vollendet. Nach und nach finden wir das Christentum und mit ihm die Anfänge höherer Staatsordnung auch auf die Heimat der noch vor

kurzem so feindseligen neuen Völkerstämme übertragen. Ausgedehnte Gebiete wurden der universalhistorischen Bewegung eröffnet, der Kulturwelt angeschlossen. Auch im östlichen Europa hatten wir analoger Erfolge der griechischen Kirche zu gedenken; doch war es diesen Regionen nicht beschieden, fortan eine ununterbrochene Entwickelung zu genießen. Definitiv hingegen bildete sich so der große Komplex der abendländischen Nationen aus, der die lateinische Christenheit des Mittelalters konstituierte, ein Gemeinwesen der Kultur, in sich keineswegs von zufälliger Zusammensetzung. Es ist vielmehr die bei aller Umwandlung ungebrochene Natur der Urbevölkerung dieser Bereiche, deren Rückwirkung dem Ganzen seine große, niemals hinweggeräumte Mannigfaltigkeit verleiht. Denn was damals im Konflikt aller Weltelemente zustande kam, besteht im wesentlichen noch heute: in jener Epoche erhoben sich die Nationen und Reiche des modernen Europa in ihren allgemeinen Umgrenzungen und charakteristischen Besonderheiten.

Anders aber konnte es nicht sein: indem diese abendländische Christenheit sich zwar auf der Grundlage des karolingischen Reiches, jedoch nicht minder im Gegensatz zu diesem ausbildete, nahm sie einen vielfach abweichenden Charakter an. Vor allem: ihre Einheit stellte sich nicht mehr, wie in den Tagen Karls des Großen, im Kaisertum dar; an seine Stelle ist seit dem Ende des 11. Jahrhunderts das Papsttum getreten.

Das deutsche Kaisertum, wie es nun geworden, hat der neuen Ordnung der Dinge fast nach allen Seiten mit hingebender Anstrengung Bahn gebrochen; den Anspruch universaler Oberhoheit, den es dabei immer aufrecht erhielt, konnte es gleichwohl nicht entfernt mehr durchzusetzen hoffen. Das Fundament, auf welchem es durch Otto I. errichtet worden, war in gewissem Betracht ein nationales. Denn eben, daß die deutsche Nation unter diesem großen Herrscher inmitten der schwersten Erschütterungen zuerst unter allen abendländischen Völkern zu konsolidierter Macht gedieh, gab ihrem Könige den Anstoß und die Kraft, den vorwaltenden Rang, der mit dem Namen des Kaisertums verknüpft blieb, für sich selbst und seine Nachfolger in Besitz zu nehmen. Ein allgewaltiges Kaisertum aber konnte Deutschland selber auf die Dauer nicht ertragen; erst in dem Maße, als diese ideale Bahn verlassen ward, konstituierte sich das deutsche Reich, wie es hernach bestanden hat. Denn wie hätte das Leben der Nation in einem doch immer fremdartigen Berufe völlig aufgehen sollen? In der Opposition des deutschen Fürstentums, der geistlichen wie der weltlichen Aristokratie, in den Regungen populären und provinzialen Widerstandes erschien von jeher eine Seite des nationalen Daseins, an der die Ausübung der kaiserlichen Würde eine Schranke fand. Sie fand eine solche nicht minder an dem Emporkommen anderer nationaler Selbständigkeiten, wie sie allmählich rings um die deutschen Grenzen her, im Osten und Norden so gut wie im Westen und Süden, sich aufstellten oder befestigten. Selbst in den wirklich unterworfenen italienischen und bur-

gundischen Landen begannen in der Tiefe des geistigen Lebens divergierende Strömungen sich hie und da geltend zu machen.

Nicht allein ungeschwächt, sondern eher von Tage zu Tage verstärkt, hatte sich indes dem gegenüber das kirchliche Gemeingefühl im gesamten Abendlande behauptet. Auf ihm beruhte, wie berührt, von Anfang an das friedliche Verhältnis dieser werdenden Völkerwelt. Die Hierarchie, wie sie Gregor VII. allerdings aus der inneren Konsequenz der besonderen römisch-priesterlichen Prinzipien entwickelte, hat doch mit nichten ihrerseits erst jenes Gemeingefühl hervorgerufen oder gar erzwungen. So viel Widerspruch sie auch in der einen und der anderen realen Frage durch ihre anmaßenden Neuerungen erweckte: für die ideale Forderung der Einigung der abendländischen Kulturwelt unter der Hoheit des Papsttums fand sie die Geister allenthalben vorbereitet.

Noch war bei weitem nicht alles zum Ziel geführt. Nicht zu gedenken der Kämpfe, die auch dieser Weltmacht mit jedem ferneren Schritte wider sich aufzuregen bestimmt war, so bedurfte es selbst für den Anfang noch eines großen und fortreißenden Unternehmens von universaler Bedeutung, um den Völkern des Occidents ihre Stellung innerhalb dieser vom Papsttum gelenkten Gemeinschaft erst recht zu Gemüte zu führen. Was für die karolingische Monarchie die Schlacht von Poitiers, ist für das päpstliche Weltreich die Eroberung Jerusalems geworden.

Auch für die Zeiten vom 9. bis zum 11. Jahrhundert war die Entfernung der islamitischen Potenzen und ihres Einflusses auf die Christenheit doch immer das große Objekt der abendländischen Politik geblieben. Erinnert man sich der Thätigkeit, welche Kaiser Ludwig II. in dieser Richtung entfaltete, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß vornehmlich der Abgang des karolingischen Kaisertums die Gegenwehr verhindert hat, welche weiterhin erforderlich gewesen wäre. Das deutsche Kaisertum aber wurde zwar überaus mächtig im Norden und Osten, allein eben dadurch unfähig, im Süden entscheidend einzugreifen. Noch im Beginne des Kampfes ist Otto II. dort erlegen, und seine Nachfolger konnten nicht daran denken, denselben von germanischer Seite wieder aufzunehmen. Es geschah also, daß die zunächst beteiligten Romanen sich selbst helfen mußten. Auf solche Weise sind die italienischen Seestädte Pisa und Genua emporgekommen; im Streite mit den Omajjaden übte sich Barcelona. Der Nerv des Widerstandes lag dann in jenem Eingreifen der Normannen, deren Übertritt zur Christenheit dieser selbst eine aggressive Kraft verlieh, welche sie sonst nie erworben hätte. Eben der Kampf mit dem Islam, den sie so an Stelle des Kaisertums auf sich nahmen, brachte diese kleinen Potenzen in die engste Verbindung mit dem Papsttum.

Das Zeitalter kann insofern als das romantische betrachtet werden, als die romanischen Völker überhaupt von einem neuen Impulse ergriffen wurden, der sich alsdann in den Kreuzzügen auf das lebendigste aussprach. Durch sie

wurden die Ideen des Abendlandes nach dem Morgenlande übertragen. Noch immer bestand das griechische Reich in einem hohen Grade von Durchbildung auf den altüberlieferten Grundlagen; allein dem wiederholten Anlauf des Occidents gegen den Orient vermochte es nicht zu widerstehen. Unter päpstlichem Imperium breitete sich der lateinische Name noch einmal über die griechischen Küsten aus.

Indem das Papsttum zu dieser allumfassenden Stellung emporstieg, war es zugleich in fortwährendem Konflikt mit dem deutschen Kaisertum begriffen, in welchem sich die Kaiser jederzeit auf das tapferste schlugen. Man muß diesem Kampfe volle Aufmerksamkeit schenken; indessen es leuchtet ein, daß er die Höhe der Universalgeschichte nicht mehr beherrschte. Mit der Weltstellung des ottonischen oder selbst des salischen Hauses läßt sich die des staufischen nicht vergleichen. Die Freiheit der lombardischen Städte, deren Entwickelung mit der allgemeinen Bewegung der Epoche der Kreuzzüge aufs innigste zusammenhängt, bildet ein Moment für den definitiven Rückgang der kaiserlichen Macht. Alle späteren Bemühungen haben daran nichts ändern können. Bei einem direkten Versuch, an den Kreuzzügen leitenden Anteil zu nehmen, den Kampf gegen den Islam mit den deutschen Streitkräften durchzuführen, kam Friedrich I. um. In Heinrich VI. erstand eine Erscheinung, die in weitgreifenden, aber auch unhaltbaren Entwürfen an Otto III. streift. Die eigentümliche Position Friedrichs II. beruhte dann auf der Verbindung des Kaisertums mit dem sicilischen Königreich der Normannen. An sich verfolgte er ungefähr die nämliche Direktion, wie die Kaiser Ludwig II. und Otto II. Allein zu einer realen Einigung der süditalienischen Intentionen mit den deutschen vermochte auch er es nicht zu bringen.

Wendet man dagegen auf dieser Stufe der allgemeinen Geschichte den Blick von den großen äußeren Erfolgen auf die Entwickelung des inneren Lebens hinüber, so muß man auch den vergeblichen Bestrebungen der Staufer unvergänglichen Wert beimessen. Denn sie hielten an der vornehmsten Stelle die Idee der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt dem hierarchischen Wesen gegenüber aufrecht. Sie retteten das germanische Prinzip vor der Unterdrückung durch das romanische. Sie halfen eine kommende Epoche heraufführen, in welcher die Einheit der abendländischen Kulturwelt, zwar auf den Ruinen des Kaisertums, aber auch befreit von der Alleinherrschaft des Papsttums, in einer Fülle verwandten und doch an jeder Stelle selbständigen nationalen Geisteslebens zu Tage trat.

Erstes Kapitel.

Innere Abwandlungen der orientalischen Verhältnisse vom 9. bis ins 11. Jahrhundert.

Wollen wir die Lage des Morgenlandes verstehen, durch welche die Kreuzzüge nicht allein möglich geworden, sondern selbst hervorgerufen sind, so müssen wir der Schicksale des Kalifats von Bagdad gedenken, das wir in dem Augenblick verließen, wo — kurz vor dem Tode Karls des Großen — Al Mamun, der Sohn Harun al-Raschids und einer persischen Sklavin, nachdem er seinen Stiefbruder Emin überwältigt, die Alleinherrschaft gewann.

Auch hernach hatte Mamun (813—833) noch Gefahren in Menge zu bestehen. Wie für seinen Vater, so lag für ihn selbst eine Schwierigkeit in dem Verhältnis zu seinem Wesir. Bei der scharfen Betonung der geistlichen Seite des Kalifats, worauf die Erhebung des abbasidischen Geschlechts hauptsächlich beruhte, läßt es sich an und für sich begreifen, doch mag überdies eine Erinnerung an persische Einrichtungen dazu mitgewirkt haben, daß die weltliche Verwaltung des Reichs sich in der Spitze eines obersten Vertrauensamtes zusammenfaßte. Allein ein Nebenfürstentum, wozu sich das Wesirat nur allzu leicht gestaltete, wetteifernd an Glanz, Freigebigkeit und populärer Fürsorge, konnte von Herrschern, welche die Fähigkeit zur Ausübung der höchsten Gewalt in sich selber fühlten, nicht anders als mit Eifersucht betrachtet werden. Eben deshalb hatte Harun die Barmekiden, in deren Hand das Wesirat beinah erblich geworden, in plötzlicher Aufwallung gestürzt, um alsdann in stolzer Einsamkeit weiter zu regieren. Al Mamun hatte gegen den Perser Fadhl, der seine Schritte anfangs ausschließlich geleitet, noch einen besonderen Grund zur Beschwerde: die Politik des Wesirs trug ein einseitig persisches Gepräge und erwies sich daher dem Wohle des Ganzen, welches die innere Aussöhnung beider Nationalitäten erheischte, verderblich. Auf den Rat Fadhls meinte sich der Kalif der noch immer unruhigen Partei der Aliden nähern zu müssen; er legte den grünen Turban an und dachte sogar die Nachfolge einem der Ihrigen zu. Hierüber geriet jedoch Irak abermals in Aufruhr; in der Hauptstadt erhob man Ibrahim, einen Oheim Mamuns, zum Gegenkalifen; die Verwirrung pflanzte sich in andere Provinzen des Westens fort. In dieser Situation geschah es, daß Fadhl von Dienern seines Kalifen ermordet ward, die dann freilich von Mamun bestraft wurden. Erst danach gelang es, die Empörung zu beschwichtigen. Mamun ward (819) in Bagdad aufgenommen und erschien wieder in der schwarzen Farbe der Abbasiden. Was sonst nicht in der Art seines Hauses lag: er ließ Ibrahim und seinem Anhang Gnade widerfahren.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch anderer Bewegungen, sei es politischer, sei es religiöser Natur, erwähnen, wodurch auch in den folgenden Jahren das Reich hie und da erschüttert ward. Man sieht: von einem durchaus gesicherten Zustande blieb man weit entfernt. Trotzdem läßt sich diese Epoche der ersten Abbasiden als die einer friedlichen Entwickelung des Kalifats bezeichnen. Nach außen ward der Krieg gegen Byzanz auch unter Mamun erneuert, allein er stellt sich mehr wie ein Wettkampf benachbarter großer Mächte dar. Von dem Impulse fortschreitender Eroberung, wie er die omajjadische Dynastie beseelt hatte, war auf den Hof von Bagdad nichts übergegangen. Die universalhistorische Bedeutung des letzteren liegt dagegen in dem Streben nach Aneignung und Förderung der allgemeinen Kultur, das in Bezug auf das materielle sowohl wie das geistige Leben zu glänzenden Resultaten führte. Ein Vergleich mit der großen fränkischen Monarchie des Zeitalters läßt sich dabei kaum von der Hand weisen. Die Abbasiden und die Karolinger begegneten einander nicht bloß in politischen Direktionen: beide Häuser und Reiche erscheinen, jedes an seiner Stelle, von ähnlichen Tendenzen der Bildung durchdrungen. Im unmittelbaren Erfolge muß man dem Orient wohl den Vorzug einräumen; wie denn die allgemeine Bemerkung verstattet sein wird, daß die Araber ihre weltgeschichtliche Arbeit überhaupt schneller, als die Germanen vollbracht haben. Soviel später aus ihren Sitzen aufgebrochen, hatten sie dennoch die ihnen bestimmte Welthälfte beinah ohne Wechselfälle, gleichsam in einem Zuge unterworfen. Mit der nämlichen Energie ergriffen sie nun in überraschend kurzer Zeit Besitz von einem Hauptbestandteil des technischen und geistigen Erbes der Vergangenheit; allerdings, um ihn hernach zu fernerer Ausnutzung doch eben dem Abendlande zu übermitteln. Denn dem beschleunigten Aufschwung entspricht auf der anderen Seite ein vorzeitiges Herabsinken. Auch die Keime der Verwilderung hat der islamitische Süden in derselben Üppigkeit in sich fortwuchern lassen.

Von den Anfängen unter Al-Mansur ist bereits früher die Rede gewesen; wie viel großartiger aber entfaltete sich alles unter seinem Enkel und Urenkel! Unermeßlich breitete sich der Handel aus: auf dem Seewege vom persischen Meerbusen durch die indischen Gewässer bis nach China hin erreichte er den östlichen Saum der alten Erdfeste, wie er am Atlantischen Ocean den westlichen berührte. Machte sich darin ein ursprüngliches Talent der Araber geltend, so blühte das Gewerbe, zumal der künstlichen Weberei, das am Euphrat und Tigris von jeher heimisch gewesen, unter ihren anstelligen Händen von neuem auf. Nicht minder lag ihnen der Anbau erlesener Kulturgewächse, die Pflege der Gärten und der Bewässerung am Herzen. Die Ergebnisse aller dieser Bemühungen kamen dann der gesamten mohammedanischen Welt zugute; sie haben in Spanien wie in Sicilien die Bewunderung und zum Teil die Nacheiferung noch der christlichen Sieger erregt. Denn die politischen Trennungen innerhalb des Islam hoben die Einheit des Verkehrs und der Civilisation nicht auf.

Faßt man die geistige Regsamkeit im Bereich der abbasidischen Macht ins Auge, so ist, wie berührt, ein persischer Einfluß unverkennbar, der bei weitem sicherer und tiefer auf das arabische Wesen hinüberwirkte, als zur omajjadischen Zeit das byzantinische Beispiel. Keineswegs ist übrigens alles dem Wunsch und Befehl der Herrscher zuzuschreiben. Nicht bloß Wesire und Statthalter oder die Großen überhaupt nahmen an ideellen Bestrebungen einen Anteil, den man im germanischen Abendland außerhalb der klerikalen Kreise doch noch vermißte: die Vorschrift, welche das Lesen des Korans jedermann zur Pflicht machte, gab der aufsteigenden Litteratur eine breite Unterlage. Das Arabische, das nun auch grammatisch ausgebildet wurde, ward zur Sprache der Schule, des Staats und der Geschäfte. Für das alte Volkslied der Wüste war, wie gesagt, die Zeit der Produktion natürlich vorüber. Die Poesie der Araber nahm im Kontakt mit der neuen Bildung einen bewußten Charakter an und lernte dem Luxus des höfischen und städtischen Lebens dienen. Immerhin fand in der Hamasa, die Abu-Temmam in den Tagen Mamuns zusammenstellte, auch der Heldengesang der heidnischen Urzeit einen Platz des Andenkens. Wenn zur selben Zeit die von Karl dem Großen angelegte Sammlung altgermanischer Heldenlieder, für deren Reiz die Generation Ludwigs des Frommen keinen Sinn besaß, zu Grunde ging, so sieht man, wie viel es besagte, daß die Religion des Islam ein national-arabisches Element in sich bewahrte.

Ohne Frage die wichtigste Erscheinung ist nun aber die Wissenschaft. Nicht auf das nächstliegende kommt es dabei an: auf die Entwickelung der moslimischen Theologie und der von ihr abhängigen Rechtskunde, auch nicht auf die sprachliche Disciplin oder die Anfänge der Geschichtschreibung. In solchen Leistungen blieb der Occident dem Orient meist überlegen. Das merkwürdige ist vielmehr, daß, während von den beiden Richtungen der alexandrinischen Gelehrsamkeit die grammatischen Studien durch das Medium der römischen Bildung auf das Abendland übertragen wurden, die Araber ihrerseits sich mit ausgesprochener Vorliebe den mathematisch-physikalischen Kenntnissen zuwandten. Man hat darin zugleich ein specielles Verdienst des Kalifen Mamun anzuerkennen. Harun al-Raschid genießt doch mehr eines poetisch-gefärbten Ansehens und erscheint im engeren Umriß einer rein orientalischen Gestalt: was sein Sohn an Gunst und Antrieb dem Studium der exakten Wissenschaft und der aristotelischen Philosophie gewährte, ist insofern von welthistorischem Belang, als daraus zuguterletzt auch der allgemeinen Entwickelung ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil erwuchs. In Mamun schlug ohne Zweifel eine Ader persischer Geistesfreiheit, wie er denn entschieden der aufgeklärten Tendenz der Mutazeliten zuneigte. Dem Abscheu der sunnitischen Orthodoxie zu Trotz hat er die Lehre vom Erschaffensein des Korans zum Gesetz erhoben. Damit mag denn seine auf das Reale gerichtete Wißbegier in Zusammenhang stehen. Er hat in Bagdad Bibliothek und Sternwarte gegründet, zahlreiche Übersetzungen griechischer Werke angeregt und

fürstlich belohnt; unvergessen ist die Gradmessung, die er auf der Ebene von Palmyra vornehmen ließ.

Eigentümlich tritt auch hier die universale Verflechtung der Kulturbeziehungen hervor. Bei den Übertragungen des Hyppokrates, Dioskorides und Galen, des Euklid und Ptolemäus, des Aristoteles haben auf der einen Seite die Nestorianer, die unter den Sassaniden eine Zuflucht gefunden und auf der Ärzteschule zu Gondisapur in Chusistan die medizinische Tradition der Griechen aufrecht erhielten, auf der anderen die syrischen Mönche, welche so den arabischen Gebietern gleichsam die bei der Eroberung bewilligte Duldung vergalten, die unentbehrlichen Dienste der Vermittelung geleistet. Als ein weiteres Moment erscheinen die alten Berührungen des persischen Ostens mit dem erfinderischen Geiste der Inder: der Gedanke des Stellenwertes der Ziffern ist auf diesem Wege der Mathematik der Araber zugeführt worden. Man braucht indessen den Namen der Algebra und vor allem den der Chemie nur auszusprechen, um zugleich das originale Verdienst der letzteren nach Gebühr zu würdigen. Der Erdkunde, deren lebendiger Betrieb sich bei dem ausgedehnten Horizont ihres Handels von selbst verstand, gaben sie durch die Verbindung mit ihren astronomischen Beobachtungen methodischen Halt. In der aristotelischen Philosophie endlich erkannten sie mit natürlichem Takte dasjenige spekulative System, das sich mit der Summe dieser geistigen Bestrebungen am besten vertrug. Alles das ist dann ebenso wie die materielle Gestalt der arabischen Kultur im Laufe der nächsten Jahrhunderte vielfältig entwickelt und in die westlichen Regionen zu weiterem Gedeihen verpflanzt worden. Man weiß, wie dadurch auch die abendländische Ideenwelt im späteren Mittelalter in eine neue Phase hinübergeführt ward.

Der eigenen Herrlichkeit der Abbasiden war indes keine längere Dauer beschieden, als der einheitlichen Macht der Karolinger. Zwei Momente wirkten beim Verfall ihres Kalifats zusammen: das Emporkommen einer konkurrierenden Gewalt von militärischem Ursprung im Centrum der Regierung, die dem Beherrscher der Gläubigen zuletzt nichts übrig ließ, als seine geistliche Würde; daneben die unabhängige Aufstellung lokaler Dynastien in den Statthalterschaften, eine allgemeine Erscheinung, von der wir zunächst nur die östliche Seite berühren wollen. Das eine wie das andere stand jedoch mit tiefer liegenden Verhältnissen in der elementaren Zusammensetzung des Reiches in Verbindung.

Die fortwährende religiös-politische Spaltung der arabischen Nation und der unüberwundene Gegensatz, in dem sie, wie die Zeiten Mamuns bewiesen, zur persischen stand, sowie die allgemeine Gärung, die aus diesen Zuständen hervorging, legten den Gedanken nah, die persönliche Sicherheit des Herrschers gleichsam außerhalb dieser Sphäre in einer Leibtruppe zu suchen, die, aus anderem Material bestehend, jenen Einwirkungen unzugänglich bliebe. Es kam hinzu, daß die Araber an sich selbst in den neuen Lebensformen jener Epoche dem kriegerischen Beruf mehr und mehr den Rücken wandten. Schon

Mamun hatte daher fremden Sklaven und Freigelassenen, besonders von türkischer Herkunft, die Reihen des Heeres eröffnet. Sein Bruder und Nachfolger, Motaßim (833—842), dessen Succession gerade bei den in Kleinasien im Felde stehenden Truppen auf Widerspruch gestoßen, beeilte sich, nachdem er Frieden mit Byzanz geschlossen, dies Heer aufzulösen und schritt dann zu einer massenhaften Formation — man spricht von 70 000 Mann — überwiegend türkischer Sklavenscharen, deren Ansprüche bald sehr beschwerlich fielen. Ihre Anführer erkühnten sich bereits nach dem Tode des folgenden Kalifen (847), dessen Bruder Mutawakkil wider Recht auf den Thron zu setzen. Was sich in den Despotien aller Zeiten so oft ereignet hat, geschah denn auch hier: die Verfügung über die höchste Gewalt geriet in die Hände habsüchtiger Söldner und ihrer ehrgeizigen Oberhäupter. Vergebens suchte Mutawakkil einen anderen Halt, indem er in den Fragen des Glaubens die Wege Mamuns verließ und das Kalifat zur orthodoxen Lehre zurückführte. Wie er selbst, so fielen seine Nachfolger einer nach dem anderen durch Mord, bis auf Mohtadi herab, den sein tadelloser Wandel nicht rettete (870). Eine Zeitlang trat darauf unter tüchtigeren Regenten eine Besserung ein. Allein der schwache und unwürdige Moktadir, in dessen Zeit (908—932) zugleich die verhängnisvolle Erhebung der Fatimiden fällt, erkannte die maßgebende Stellung des Oberfeldherrn durch die Verleihung des Titels Emir al-Omara — Emir der Emire — gewissermaßen förmlich an. Nachdem sowohl er wie sein Nachfolger ein gewaltsames Ende gefunden, erscheint in seinem Sohne Radhi (934—940) der letzte Kalif von Bagdad, welcher öffentlich geredet hat und die Kultur des Reiches in sich repräsentierte. Die weltliche Gewalt ging völlig an den Emir al-Omara über; denn auch das Wesirat, das sich lange vergebens bemüht hatte, inmitten des Abfalls der Provinzen und der hauptstädtischen Wirren den finanziellen Ruin aufzuhalten, verlor dem militärischen Regiment gegenüber seine Bedeutung.

Wollte man die Summe der eingetretenen Umwandlung kurz aussprechen, so würde es noch nicht hinreichen, generell zu sagen, das Kalifat, das vordem Papsttum und Kaisertum in sich vereinigte, sei nunmehr auf die Stellung des ersteren eingeschränkt worden. Richtiger wäre der specielle Hinweis auf die Position, welche gerade damals auch im Abendlande das Papsttum einnahm, nach dem Abgang des karolingischen Kaisertums und vor dem Eintritt der ottonischen Restauration. Denn wie hätte nicht auch die geistliche Autorität des Kalifen, die bisher aufs engste mit seiner weltlichen Macht verknüpft gewesen, mit dieser zugleich den empfindlichsten Eintrag erleiden sollen? Sie ward vielmehr für den Augenblick überall auf eine leere theoretische Anerkennung reduziert und behielt eine reale Bedeutung nur in dem kleinen Umkreis, den der Obergeneral der Leibwache mit seinem Schwerte beherrschte, d. h. bei der allgemeinen Zersplitterung wenig über das Weichbild von Bagdad hinaus. Dies ist der Moment, von welchem Elmacin mit einiger Übertreibung sagt, daß, wer irgend eine Stadt besaß, sich König der-

selben nannte. Der Emir al-Omara dieser Epoche hat etwas von dem gleichzeitigen Princeps der Römer, jenem Alberich, dem Sohne der Marozia, der das abendländische Papsttum zugleich besetzte und niederhielt. Auch für den Orient kam es nun darauf an, ob sich eine wahrhaft bedeutende weltliche Gewalt von außen her der Stadt des Kalifen bemächtigen werde: nur so konnte die diesem verbliebene geistliche Autorität einen weiteren Wirkungskreis zurückgewinnen. Daß dies in der That geschah, beruht darauf, daß die Auflösung des abbasidischen Reichs, so gut wie die der karolingischen Monarchie, auch eine positive Seite hatte. Bei dem Emporkommen provinzieller Dynastien erscheinen wenigstens zum Teil nationale Faktoren im Spiel.

Eine eigentliche Geschichte dieser Vorgänge ließe sich kaum zustande bringen. Die orientalische Überlieferung hebt gewöhnlich in mehr poetischer Weise die persönlichen Motive hervor; dem inneren Gewebe der Kräfte, welches den Thatsachen zu Grunde liegt, läßt sich selten beikommen. Doch genügt es für unseren Zweck, die Hauptpunkte in Erinnerung zu bringen. Das wesentlichste ist die Emancipation des persischen Ostens im 9. und 10., die Hereinziehung und der Sieg des türkischen Elements im 11. Jahrhundert.

Noch einmal müssen wir hier des Kalifen Mamun gedenken. Er war es, der dem Perser Tahir, eben dem Manne, dem er die Beseitigung Emins verdankte, (821) die Statthalterschaft von Chorasan übertrug. Er belieh, obwohl Tahir kurz vor seinem Ende den Versuch gemacht, ihm den Gehorsam aufzukündigen, dessen Söhne nichtsdestoweniger mit der nämlichen Würde. Deren Nachkommen bekleideten dieselbe ebenfalls; und so entstand ein erbliches Fürstentum, das von der Residenz zu Nischapur aus den größten Teil des iranischen Hochlandes umfaßte und zum erstenmal seit dem Falle der Sassaniden ein nahezu selbständiges Staatswesen von vorwaltend persischem Charakter in sich darstellte. Denn die Tahiriden erkannten zwar die Oberhoheit von Bagdad an, indem sie den Namen des Kalifen auf den Münzen wie im Kanzelgebet beibehielten. Im übrigen aber führten sie ein unabhängiges Regiment, ohne den Einspruch der schwächeren Nachfolger Mamuns befürchten zu müssen. Sie haben diesen vielmehr umgekehrt in ihren Verlegenheiten beigestanden, was ihnen selbst am Ende zum Schaden gereichte. Denn sie teilten dadurch ihre Kraft und wurden zugleich den Kalifen doch auch unbequem, so daß diese eine revolutionäre Gegenbewegung in Iran nicht ungern sahen, ja sogar beförderten.

Diese Bewegung, deren Ergebnis man als die Gründung einer zweiten Dynastie in den östlichen Regionen zu betrachten pflegt, ist doch von gänzlich verschiedener Natur und eher als eine Störung der unter den Tahiriden begonnenen Entwickelung anzusehen. Lokale Parteikämpfe in der Landschaft Sedschestan brachten einen Mann aus dem Volk hervor, Jakub Ibn Leith, mit dem Beinamen Saffar, der Kupferschmied, bezeichnet. Eine merkwürdige Gestalt: bei der Nahrung von Kleienbrot und Zwiebeln aufgewachsen, rauh, scharfsichtig und verschlossen, ein geborener Führer für seinesgleichen. Er

sammelte eine Freischar von einigen Tausenden um sich, die ihm unbedingt folgten; niemand kannte seine Pläne. Bald griff er über Sedschestan hinaus, und der Kalif, dem er alle Ehre erwies, ließ ihn, um ihn vom Westen abzuhalten, im Osten desto freier gewähren. Zum Statthalter von Balch ernannt, von wo aus er das einheimische Fürstentum in Kabul mit seinen indischen Diensten räuberisch zerstörte, geriet Jakub mit dem Tahiriden Mohammed in Konflikt. Er drang in Chorasan ein und nahm Mohammed gefangen (873), dessen Haus sich niemals wieder zu seiner früheren Stellung erhob. Eine so unregelmäßige Gewalt aber, wie die Saffars, konnte dem Wohl der persischen Lande dafür keinen Ersatz bieten. Saffar hat sich in weitere Kämpfe gestürzt; als ihm nicht alle seine Forderungen bewilligt wurden, zog er gegen den Kalifen selbst zu Felde. Da aber erlitt er (876) am Tigris unfern Bagdad durch das Reichsheer eine gründliche Niederlage. Von einer Aussöhnung mit dem Kalifen, die ihm dieser anbot, wollte er bis an seinen Tod (879) nichts hören. Seinem Bruder Amru gegenüber, welcher Jakubs Herrschaft zu behaupten unternahm, beobachtete der Hof zu Bagdad die gleiche Politik. Man versuchte, ihn auf Sedschestan zu beschränken, ließ ihn, als er dennoch um sich griff, als Rebellen von den Kanzeln verfluchen und überwies ihm dann doch wieder Chorasan, um ihn gegen andere Empörer auszuspielen. Auch er hat tapfer gestritten, bis er zuletzt (900), im Begriff über den Oxus vorzudringen, dem Samaniden Ismail unterlag und als Gefangener nach Bagdad geschickt ward. Die späteren Saffariden haben keine Bedeutung mehr erlangt.

Eine ganz andere Erscheinung sind die Samaniden, in gewissem Sinne die Fortsetzer der Tahiriden. Auch ihnen hat noch Al-Mamun ihren historischen Schauplatz angewiesen. Als er den Osten verließ, vertraute er den Söhnen des Asad Ibn Saman, aus vornehmstem Persergeschlecht, dem man königliche Herkunft nachsagte, die höchsten Ämter in Mawarannahr, dem alten Transoxanien, an. Dort blieb die Familie den Tahiriden untergeordnet, erlangte jedoch nach deren Sturz die unmittelbare Statthalterschaft jenseit des Oxus. Sie hatte ihren Hauptsitz zu Bochara und hielt sich auch in so weiter Ferne dem Kalifate gegenüber stets auf der gleichen legalen Linie wie das Haus des Tahir. Durch den Sieg über den Saffariden Amru gewann der Samanide Ismail sodann ganz Chorasan. Ein volles Jahrhundert hindurch (901—999) ward die Herrschaft dieser Dynastie in dem stattlichen Umfange vom Jaxartes und den Pässen von Kabul bis zu den kaspischen Bergen und der medischen Wüste behauptet. Die Samaniden hielten prächtig Hof und verfolgten fast durchweg friedliche Ziele, selbst nicht ohne eine gewisse Toleranz. Wohl die anziehendste Gestalt in ihrer Mitte ist Nasr II. (914—943), der noch als Knabe von Aufrührern, den Mördern seines Vaters Ahmed, zum Fürsten ausgerufen ward. Er hatte einige Kämpfe zu bestehen, die er mit Hülfe tüchtiger Heerführer siegreich beendigte. Dann aber erwarb er den Ruf eines der weisesten, freigebigsten, liebenswürdigsten Regenten des

Orients; glücklich in allem, nur daß er nicht zu hohen Jahren kam. Als sein Liebling erscheint Rudegi, der Chorführer der persischen Poesie, der sie durch Gedichte von Geist, Anmut und Feuer auf das würdigste einleitet. Auch hier behielt man die indischen Märchen im Auge. In der lyrischen Form aber macht sich arabisches Muster geltend. Denn nicht durchaus waren die Araber die Empfänger; die Lust zu litterarischer Produktion ist in den Persern durch den Wetteifer mit ihnen erst eigentlich belebt worden. Das Resultat war darum nicht weniger national. Noch unter jenem Naßr ist auch Firdusi in Chorasan geboren und im Reich der Samaniden sechzig Jahr alt geworden.

Man kann einem Staatswesen so voll aufblühender Kultur eine historische Sympathie nicht versagen; in die Geschicke des Orients aber vermochte es nicht bestimmend einzugreifen. Seine Lage war für die islamitische Welt zu excentrisch, seine politische Organisation zu schwach. Es besaß die Kraft, die benachbarten türkischen Stämme anzuziehen, ohne sie doch bemeistern zu können. Auch zur Regeneration des Kalifats indes, woran sich die Tahiriden versuchten, haben die Herren von Bochara nichts beigetragen. Das unternahm eine andere Dynastie aus dem bequemer gelegenen persischen Westen, die der Bujiden.

Ihr Ursprung und Emporkommen erinnert an die Saffariden. Auch die Söhne Bujehs waren von niederem Stande; überdies aus dem rohesten der iranischen Volksstämme, den Deilemiten, die in den kaspischen Waldbergen von Ghilan kaum wirklich unterworfen dahinlebten und sich meist zur alidischen Partei hielten, da sie den schiitischen Glauben bekannten. Es waren drei Brüder, Ali, Hassan und Ahmed, die sich in Kriegsdiensten während der Irrungen hervorgethan, welche in der Zeit der äußersten Erniedrigung des Kalifats auch die westlichen Landschaften Irans erfüllten. Sie bemächtigten sich der illegitimen Herrschaft in diesen Gebieten und nahmen in den Randgebirgen über dem Tigris eine Stellung ein, die ganz dazu geschaffen war, Bagdad selbst zu dominieren. Dort hatte nach dem Tode Radhis die Verwirrung ihren Gipfel erreicht. Die Milizen zerfielen unter sich; man schlug sich um das Amt des Emirs der Emire. Der ohnmächtige Kalif mußte mehrmals die Stadt verlassen; er nahm seine Zuflucht zu den Hamdaniden. Die Hamdaniden, ein arabisches Geschlecht, verwalteten die Satrapie von Mesopotamien und Nordsyrien. Sie haben von Aleppo aus den Byzantinern am Taurus und oberen Euphrat oft genug herzhaft widerstanden; in ihrem wohlregierten Bezirk fand die arabische Dichtung und Philosophie in ihrer geistreichsten Gestalt eine Freistatt. Allein in Bagdad Ordnung zu stiften, ging über ihr Vermögen. Dazu bedurfte es einer stärkeren Faust. Der Bujide Ahmed zog von Chusistan herbei, warf die Söldner nieder und hielt zu Ende des Jahres 945 seinen Einzug. Der Kalif Mustakfi machte ihn zum Emir al-Omara, begrüßte ihn mit dem Namen Moëz-ed-dawlah — Verherrlicher des Reiches — und verlieh seinen Brüdern ähnliche Ehrentitel, indem er

sie zugleich in ihren Provinzen bestätigte. Moëz selber bezeichnete sich jedoch als Sultan, wodurch er die Idee einer unabhängigen weltlichen Hoheit zum Ausdruck brachte. Die Namen der Bujiden erschienen auf den Münzen wie im Kanzelgebet, wenngleich hinter dem des Kalifen. Vertrauen aber bestand zwischen ihnen nicht: wenige Wochen darauf ließ Moëz den Mustakfi vom Thron herabziehen und zu Fuß in sein Haus führen, wo er geblendet ward. Er setzte einen anderen Abbasiden ein, mit dessen Haltung er zufrieden war.

Ich zweifle, ob ich Zustimmung finden werde, wenn ich hiebei dessen gedenke, was sechzehn Jahr später in Rom zwischen Otto I. und Johann XII. vor sich ging. Doch liegt am Tage, daß sich Sultan und Kalif ungefähr wie Kaiser und Papst in jener Epoche gegenüberstanden. Nur fällt, indem wir den Parallelismus der Begebenheiten anerkennen, ihr ungeheurer Abstand destomehr ins Auge. Von einer so ernsten Hingabe an die Interessen der Religion, wie sie die Schritte der sächsischen Kaiser lenkt, ist im Orient in diesem Stadium der Dinge nicht die Rede. Da steht in erster Linie Herrschsucht und Gewalt, die vor dem brutalsten Ausbruch selten zurückscheut. Selbst abgesehen davon aber widmen damals die herrschenden Kreise des Islam der allgemeinen Kultur mehr Sorgfalt, als der Sache des Glaubens. Auch die Bujidensultane haben sich diesen Tendenzen nach und nach angeschlossen. Besonders Adhud-ed-dawlah — dem Arm des Reiches — dem Zeitgenossen Ottos II. (976—983), wird neben Gerechtigkeit und Mildthätigkeit Sinn für Kunst und Wissenschaft nachgerühmt. Er ist zugleich der, welcher die äußere Macht des Hauses, die neben Irak die vorderen persischen Landschaften umfaßte, am kräftigsten in seiner Hand vereinigt hat. Sonst haben die Bujiden, obwohl sie über ein Jahrhundert (945—1055) im Herzen des Islam als Herrscher walteten, ihrer Aufgabe doch nur wenig genügt. Sie zersplitterten sich durch vielfältige Teilungen und hielten schlechten Frieden untereinander. So vermochten sie weder im Westen dem energischen Vordringen der Fatimiden und der Byzantiner zu wehren, zwischen denen die Hamdaniden zu Grunde gingen, noch im Osten die große Umwälzung zu verhüten, die zur Katastrophe der Samaniden führte und dadurch ihre eigene vorbereitete.

Worin bestand nun unter solchen Umständen ihr Einfluß auf das Kalifat? Das merkwürdigste ist, daß sie selber Schiiten waren und blieben. Auch machten sie wirklich einen und den anderen Versuch, ihren alidischen Ideen das Übergewicht zu verschaffen. Allein sie fanden damit nur bei ihrem landsmännischen Anhang, den Deilemiten, Beifall. Die türkischen Mannschaften, auf die sie nicht minder Rücksicht nehmen mußten, waren überzeugte Sunniten. Es ist darüber zu widerwärtigen Unruhen gekommen, aus denen die fest begründete Orthodoxie unerschüttert hervorging. Indem die bujidischen Sultane sich dieser Entscheidung beugten, erwiesen sie doch der geistlichen Autorität des Kalifats, wie es einmal war, einen gewissen Respekt. Im übrigen aber behielten sie dasselbe ganz in ihrer Hand. An eine Freiheit der Bewegung, wie sie das Papsttum unter den deutschen Kaisern genoß, war

hier nicht zu denken; eine innere Erhebung aber war ohne eine solche vollends unmöglich. Nach außen dagegen stieg und sank das Ansehen des abbasidischen Kalifats mit der Macht des Sultanats der Bujiden. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts waren sie beide tief heruntergekommen, und die Zustände reif für eine abermalige Veränderung, die nicht auf sich warten ließ.

Alles, was bisher geschehen war, vollzog sich doch immer in dem herkömmlichen ethnographischen Kreise. Es war neben der arabischen die historisch so viel ältere persische Nationalität, die, von neuen Impulsen bewegt, die Verhältnisse des Orients modifizierte, ohne ihnen eine wesentlich andere Gestalt zu geben. Ein Weltereignis war es, daß nunmehr ein neuer Volkscharakter diese Bühne betrat, dem auf Jahrhunderte hinaus die thätigste Rolle daselbst beschieden war: der türkische. Nicht auf die zahlreichen Individuen dieser Stammesart kommt es an, denen wir in jenen Leibgarden zu Bagdad vorlängst begegnet sind: deren Einwirkung war nur negativ und zudem bereits wieder überwunden. Diese ganze Institution einer fremden Soldtruppe in der Hauptstadt, wie sie zu allen Zeiten im byzantinischen Reiche bestand, gab nicht den Anlaß zu der jetzt eintretenden entscheidenden Begebenheit. Es handelt sich vielmehr um einen Vorgang, der an den Grenzen der mohammedanischen Welt beginnt; um die Attraktion, welche diese Welt, nicht anders als die christliche, durch Religion und Kultur auf benachbarte, noch uncivilisierte Völker ausgeübt. Die Analogie zwischen dem, was auf solche Weise im Orient geschah, und den Umbildungen, die der Occident durch die Aufnahme, besonders der Normannen erfuhr, kann niemandem entgehen. Doch läßt sich ebensowenig ein tiefgreifender Unterschied verkennen. Die Normannen gehen in den älteren Nationalitäten auf und wirken auf diese von innen her als ein Ferment; die Türken ergreifen und behaupten die Herrschaft, die denn zumeist als ein Druck von oben empfunden wird. Eben hierdurch aber haben sie den Islam in seiner universalhistorischen Größe aufrecht erhalten; wie nach Indien, so trugen sie ihn — tiefer als je zuvor — nach Europa.

Aus der türkischen Stammsage, wie sie in den genealogischen Geschichten des Abulghasi Chan erscheint, läßt sich für das geschichtliche Verständnis gar nichts entnehmen. In das Gewand populärer Tradition hüllt sich späte Erfindung, um so unglaubwürdiger, je mehr sie mit den Ideen der islamitischen Theologie vermischt ist. Wir berührten, wie der türkische Stamm, den wir auf der einen Seite von den finnischen Völkern, auf der anderen von den wahren Mongolen unterscheiden, bereits im 6. Jahrhundert, zu den Zeiten Kaiser Justins II., in den Gesichtskreis der Oströmer trat. Heraklius verband sich mit den Chazaren an der Wolga, dem westlichsten Zweige desselben, gegen die Perser. In den turanischen Steppen im Osten des kaspischen Meeres kamen seitdem andere Horden, auf denen der türkische Name vorzugsweise ruht, mit dem über Iran ausgebreiteten Islam in bald feindliche, bald freundliche Berührung. Den größten Einfluß auf eine intensivere Verbindung

muß man der Samanidenherrschaft in Bochara zuschreiben, die unzweifelhaft bereits einige türkische Elemente umfaßte. In ihrem Bereich ist denn auch der erste welthistorisch bedeutende Türke, Sultan Mahmud von Ghazna, emporgekommen.

Der Succession Mansurs, eines der späteren Samaniden, hatte sich der Statthalter von Chorasan, Alptegin, ein türkischer Freigelassener, zu widersetzen versucht und war alsdann nach dem Osten geflüchtet, wo es ihm gelang, sich in Ghazna, unfern von Kabul, auf den Konfinien der iranischen und indischen Lande, eine selbständige Position zu gründen. Er vererbte dieselbe auf seinen Eidam Sebuktegin, ebenfalls einen freigelassenen Türken, der als ein tüchtiger Kriegsmann sein Gebiet nach beiden Seiten ausdehnte, sodaß die samanidischen Fürsten es geraten fanden, seine Hülfe gegen innere und äußere Feinde in Anspruch zu nehmen und ihn durch Ehren auszuzeichnen. Dessen Sohn ist der Ghaznawide Mahmud Jemin ed-dawlah — Rechte des Reichs —, der nach dem Tode des Vaters (997) dessen Gewalt überkam, nicht ohne zuvor einen Bruder bekämpfen zu müssen, den er jedoch als Sieger mit Großmut behandelte. Auch gegen seine Oberherren hat er eigentlich keine Treulosigkeit begangen. Das Reich der Samaniden fiel durch die Schwäche seiner letzten Herrscher und die Empörung anderer ehrgeiziger Großer, mit welcher die Feindseligkeit eines benachbarten Häuptlings im freien Turkestan zusammengriff. Der letztere, Ilek Chan, hat (999) die Residenz der Samaniden, Bochara, eingenommen und das persische Transoxanien überhaupt mit seinem heimischen Gebiet von Kaschgar und Khotan vereinigt. Der Lande diesseit des Oxus aber wurde Mahmud Meister, dessen Siege inmitten der allgemeinen Verwickelung zugleich den Triumph der Ordnung bedeuteten.

Ein Menschenalter hindurch — er starb 1030 — hat er mit Kraft und Glück das Schwert geschwungen. Afghanistan und Balutschistan wurden erst durch ihn dem islamitischen Völkerleben fester eingefügt. Er legte sich selbst den Sultanstitel bei und entriß den Bujiden wichtige medische Plätze. Allein dem Kalifat war das nicht unwillkommen; denn Mahmud hielt sich zu ihm als ein strenger und eifriger Sunnit und wies die Anträge der Fatimiden mit Entrüstung von sich. Dafür hat man auch in Bagdad für seine Erhaltung gebetet, seine Siegesberichte von den Kanzeln herab verkündet. Sie lauteten wunderbar genug: auf immer wiederholten, immer weiter greifenden Kriegszügen drang er als der erste tief in die indische Welt ein. Was Alexander versagt blieb: er erreichte, er überschritt den Ganges. Einer nach dem anderen wurden die Radjas unterworfen, überall die Götzenbilder zertrümmert; unermeßliche Schätze fielen in seine Hand. Man müßte es als eine symbolische Handlung bezeichnen, wenn es wahr wäre, daß er aus dem heiligen Somnat an der Küste von Gudscherat, das er 1026 eroberte, die großen Tempelthüren aus Sandelholz entführte, welche die Engländer unserer Tage nach mehr als achthundert Jahren zurückgewonnen haben wollten. Denn soviel ist gewiß, daß er in das bis dahin abgeschlossene Wesen Indiens eine

Öffnung für alle Zeit gebrochen hat. Er ist als der historische Begründer des indischen Mohammedanismus anzusehen, mit welchem im Kampf sich die europäische Macht am Ganges festsetzen sollte.

Sultan Mahmud von Ghazna ist eine große Gestalt in der Vorhalle der türkischen Geschichte. Er trägt Züge an sich — wie sich versteht: in orientalische Farbe getaucht —, die ihn den namhaftesten seiner Zeitgenossen im Abendlande, jenem Boleslaw Chrobry, dem Urheber der polnischen Macht, und Kanut, dem Herrn des germanischen Nordens, nicht unebenbürtig an die Seite treten lassen. Wenn er mit dem ersteren die geniale Rastlosigkeit, die stete Verbindung von Klugheit und Kühnheit gemein hat, so nähert ihn dem letzteren der Sinn für Gerechtigkeit und die Ehrfurcht, mit der er als Fremdling eine höhere Kultur beherrschte. In seinen Schlachten wird er sich am meisten auf seine türkischen Reiter verlassen haben, wie Kanut auf seine Huskarle. Im Frieden aber wollte, wie der eine als Fortsetzer der angelsächsischen Könige, so der andere nach dem Muster der arabischen wie der persischen Herrscher des Ostens walten. Am engsten knüpfte Mahmud, wie natürlich, an die Samaniden an; nur hielt er sich, wie gesagt, vollkommen orthodox. Er hat Schulen gestiftet, die er reich beschenkte. Er ruhte nicht, bis er einen ganzen Kreis von persischen Hofdichtern um sich versammelt sah; vor allem: er hegte und ermunterte Firdusi. Unter seinen Augen kam das Schah-Nameh zu stande, an dessen Stoff Jahrhunderte gearbeitet, das jedoch nun erst seine unzerstörbare Form empfing; ein Gedicht voller Geist und Tiefsinn, unübertroffen an Nationalgefühl, eine Darstellung orientalischer Sagen von historischem Ernst, die ihresgleichen nicht hat. Sultan Mahmud vermochte sich doch nicht ganz auf der Höhe eines solchen Vorzugs zu halten. Soviel wird man der Überlieferung entnehmen dürfen, daß sein Dank gegen den großen Poeten dem, was man von den nationalen Herrschern gewohnt war, nicht entsprach. Doch soll er darüber, wenngleich zu spät, auch wiederum Reue bezeigt haben.

Es waren Übergangszustände, wie man sieht; die echt türkische Epoche stand erst bevor: sie wird eröffnet durch die Seldschuken. Die Seldschuken sind kein Stamm, sondern eine bewaffnete Horde, die sich um Seldschuk, den Sohn Jekaks, in der Kirgisensteppe zu einer eigentümlichen Kriegsgenossenschaft zusammenscharte. Sie wanderten nach Bochara aus, das damals noch den Samaniden gehorchte und haben diesen, nachdem sie sich zum Islam bekehrt, dessen größte Vorfechter sie werden sollten, unter anderem gegen die Angriffe Ilek Chans Beistand geleistet. Seldschuk soll ein Alter von hundert und sieben Jahren erreicht haben und hinterließ die Gewalt über die rasch anwachsende Horde, zu der sich besonders der türkische Stamm der Ghusen gesellte, seinen Söhnen und Enkeln. Bei der Auflösung aller Staatsordnung, die mit dem Ende des 10. Jahrhunderts in jenen Gegenden eintrat, gelangten die Seldschuken zu selbständiger Bedeutung. Sie trieben ihr Wesen zwischen den Parteien und begannen zugleich ihre räuberischen Anfälle nach Chorasan hinein, ja gegen die östlichen Grenzen der bujidischen Besitzungen zu richten.

Sultan Mahmud wußte sie indessen noch zu Paaren zu treiben; sein Tod bildet den Wendepunkt für die Entwickelung dieser Begebenheit. Die Enkel Seldschuks, unter denen Toghrilbeg die größte Thatkraft bewies, brachten den Nachkommen Mahmuds (um 1040) eine Reihe von Niederlagen bei, welche die Ghaznawiden nötigten, sich auf ihre afghanisch-indischen Gebiete zurückzuziehen, von wo aus sie auf die westlichen Geschicke keinen Einfluß mehr zu üben vermochten. Unwiderstehlich aber drangen die Seldschuken vor: wie die Ghaznawiden aus Merw und Nischapur, aus Herat und Balch, so mußten die Bujiden vor ihnen aus Rei, aus Ispahan und Hamadan weichen. Der Sultan von Bagdad suchte durch Vermittelung des Kalifen ihre Freundschaft nach und erlangte so in der That einen kurzen Aufschub. Toghrilbeg wandte sich zunächst gegen Adherbeidschan und geriet, da der griechische Statthalter den Durchzug durch das byzantinische Armenien verweigerte, ebendort mit den christlichen Waffen in blutigen Konflikt (1048, 1054). Es war ein erstes Zusammentreffen, welches noch nicht zur Entscheidung führte; doch mußte das Ansehen des Türkenhäuptlings, den selbst der Kaiser von Konstantinopel, um einen gefangenen Verbündeten auszulösen, durch Geschenke und Zugeständnisse zu begütigen nicht verschmähte, in den Augen der islamitischen Welt durch dies Unternehmen beträchtlich steigen. Und da inzwischen in Bagdad abermals unerträgliche Zwistigkeiten und Unordnungen ausbrachen, infolge deren der Kalif Alkaim gleichsam ein Gefangener war, so erschien Toghrilbeg, als er 1055 unter der Versicherung seiner Ergebenheit friedlichen Einlaß begehrte, daselbst nicht anders, als im Lichte eines Retters.

Ohne viel Umstände beseitigte er dann den letzten bujidischen Emir al-Omara, Melik ar-Rahim und bemächtigte sich selbst der unumschränkten Gewalt. Es nimmt nicht wunder, daß sich dagegen doch bald eine heftige Opposition erhob. Selbst Alkaim sah sich anfangs rücksichtslos behandelt; ein Jahr lang hielt es Toghril nicht für der Mühe wert, den Kalifen zu besuchen, und seine rohen Ghusen hausten ihrer Rechtgläubigkeit ungeachtet in Bagdad nicht viel besser, als die Normannen Robert Guiscards in Rom. Allein es zeigte sich, daß man ihrer nicht mehr entbehren konnte. Die Anhänger der gestürzten Bujiden pflanzten nämlich, indem sie noch einmal zu den Waffen griffen, ihrerseits ohne Scheu das alidische Banner auf. Während Toghrilbeg abwesend war, um den Aufstand eines Bruders zu dämpfen, nahmen sie Bagdad ein, vertrieben Alkaim und riefen den fatimidischen Kalifen aus, dem sie Mantel und Turban des Abbasiden übersandten. Alkaim mußte sich glücklich schätzen, daß ihn Toghril, nachdem er die Gegner leicht bezwungen, mit großem Pomp auf seinen Sitz zurückführte (1060). Der Kalif verlieh dem Seldschuken den Titel: König des Ostens und des Westens, überhäufte ihn mit Gnaden und bestätigte ihm alle Eroberungen. Ihm auch die Hand seiner Tochter zu gewähren, mochte er sich freilich schwer entschließen; der siebzigjährige Sultan starb (1063), bevor die Vermählung vollzogen war. Die historische Verbindung jedoch zwischen dem sunnitischen

Kalifat und der türkischen Macht, wofür jene Ehe das Wahrzeichen bilden sollte, war durch den unerschrockenen Enkel Seldschuks dauerhaft ins Werk gesetzt.

Ich denke, man kann doch auch hier nicht vergessen, daß es die nämlichen Jahre waren, in denen das reformierte Papsttum, bestritten und bedroht wie es war, einen Rückhalt für seine Existenz durch die Einsegnung der normännischen Kriegsthaten und Staatsgründungen gewann. Man möchte mehr sagen: auf solche Weise rüsteten, ohne es noch zu wissen, durch die gleichen Mittel Rom und Bagdad wider einander. Bleiben wir bei dem bestimmten Moment und bei dem orientalischen Ereignis stehen, so erhellt auch in dieser Beschränkung von selbst die Bedeutung dessen, was geschehen war. Die äußere Gleichförmigkeit fast aller dieser morgenländischen Umwälzungen wirkt, es läßt sich nicht leugnen, ermüdend auf den Geist des Betrachters. Allein es ist doch auch da der universalhistorische Gang einer stetigen Entwickelung — der man nur nicht die Idee des Fortschritts unterschieben darf — unverkennbar. Das Reich der Seldschukensultane erstreckte sich schon beim Tode Toghrilbegs vom Euphrat bis zum Aralsee, es stellte demnach eine Kombination der Macht der Bujiden und der Samaniden dar. Die Autorität des abbasidischen Kalifen, der auch persönlich besser behandelt ward, empfing mithin eine wesentlich erweiterte Geltung; um so mehr, als die Seldschuken von der schiitisch abweichenden Tendenz ihrer Vorgänger im Sultanat jederzeit durchaus entfernt waren. Wer wollte den Schaden ermessen, den eine Invasion wie die türkische, über Wohlstand und Kultur der von ihr betroffenen Landstriche bringen mußte! Doch hat unter den Nachfolgern Toghrils, seinem Neffen Alp Arslan (1063—1073) und besonders dessen Sohne Melikschah (1073—1092) die einsichtige Verwaltung des Wesirs Nizam, eines Persers, in die alten Bahnen materieller und geistiger Fürsorge wieder eingelenkt. Vor allem aber — und eben hierin liegt die Übereinstimmung mit dem Einfluß der Normannen auf das Abendland: die frische, kriegerische Nationalität der türkischen Schwärme verlieh dem Islam Asiens einen Schwung, der ihn in den Stand setzte, dem griechischen Kaisertum sowohl wie der ägyptischen Macht der Fatimiden mit siegreichem Angriff entgegenzutreten; ein Konflikt von weltgeschichtlicher Wirkung, insofern dadurch die Kreuzzüge ins Leben gerufen wurden.

Zweites Kapitel.

Mohammedanisch-christliche Verwickelungen bis zum ersten Kreuzzuge.

Vorderasien bildete doch nur die eine Hälfte der islamitischen Welt. Wenn nun selbst dort, seiner centralen Stellung ungeachtet, das Kalifat von Bagdad die Einheit des Reichs und die eigene fürstliche Autorität nicht aufrecht zu erhalten vermochte, wie hätte sich dieselbe im entfernten Westen behaupten lassen? Die Wahrheit ist, daß sie hier niemals in vollem Umfange begründet worden. Die Omajjaden, im Orient gestürzt, ließen sich Spanien, wo sie eine Zuflucht gefunden, durch die Abbasiden nicht entreißen. Ihr Beispiel wirkte nach Afrika hinüber, wo die Familien der Statthalter, im erblichen Besitz der Verwaltung ihrer Provinzen, sich zu faktisch unabhängigen Dynastien entwickelten; wie die Edrisiden in Fezz schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts, so zu Anfang des 9. in Kairwan die Aglabiten, deren wichtigste Handlung die Eroberung Siciliens ist. Um das westliche Becken des Mittelmeers gelagert, welches Omajjaden und Aglabiten um die Wette mit Feindseligkeiten gegen die lateinische Christenheit erfüllten, durch das Gefühl ihrer Selbständigkeit zu neuer Energie erweckt, bildeten diese kleineren Mächte des Islam einen besonderen historischen Bezirk, den man im Hinblick auf seine geographische Ausdehnung vom Ebro bis nach Palermo hinüber, sowie auf seine drohende Wendung gegen das romanische Europa, gar wohl mit dem Wirkungskreis der alten Punier vergleichen kann. Auch sie vertraten sozusagen auf eigene Hand die Sache des Orients gegenüber dem Occident. In ihrer Trennung von der asiatischen Hauptmacht des Islam darf man indes keinen tiefgreifenden Gegensatz erblicken. Wohl erscheint auch hier ein eigentümliches nationales Element, das der Berberstämme, dem arabischen Wesen beigemischt; allein es ist geistig viel zu untergeordnet, um einen Einfluß, ähnlich dem persischen in Iran, auszuüben. Wohl bestritt das Kalifat von Cordova, wie schon sein Titel bezeichnet, dem von Bagdad die innere Berechtigung; allein diese Opposition blieb lediglich dynastischer Natur. Im Hause der Edrisiden endlich war zwar die im Osten so oft unterlegene alidische Partei zum erstenmal ans Ruder gelangt; aber ihr Staat war zu schwach und zu entlegen, um mit den Abbasiden in ernste Konkurrenz zu treten. Eine solche vermochten den letzteren erst die Fatimiden zu bereiten.

Wir wissen, wie dies Geschlecht im Beginn des 10. Jahrhunderts sich in Kairwan der Herrschaft bemächtigte. In der schiitischen Lehre vom Imamat besaß das Kalifat der Fatimiden von Anfang an eine theoretisch abweichende Grundlage, welche durch die ismaelitische Sekte in höchst heterodoxer Weise ausgebildet ward. In der extremsten Gestalt dieser Ideen verband sich die Umdeutung, ja die Leugnung der bestehenden Religion bis zum baren Un-

glauben, auf das sonderbarste mit der unbedingten Verehrung des Herrschers, der als göttliche Erscheinung betrachtet wurde. Es versteht sich von selbst, daß die offizielle Doktrin sich im ganzen von jenen Verirrungen frei hielt und die positive Seite des Systems hervorkehrte. Auch in der aber lag ein unversöhnlicher Widerstreit mit den Ansprüchen des sunnitischen Kalifats von Bagdad; ein religiöser Gegensatz, nicht eben von der Tiefe, vielleicht jedoch noch von größerer Schärfe, als der, welcher zwischen der römischen und der griechischen Kirche bestand. Auf die westafrikanischen Regionen beschränkt, hätte die ketzerische Richtung der Fatimiden gleichwohl kaum eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen; allein es gehörte zu dem grundsätzlichen Charakter ihrer Opposition, daß sie von vornherein ihre Waffen zum entschiedenen Angriff nach Osten wandten. Was bereits der Stifter der Dynastie versucht, setzte dessen Urenkel Moëz glücklich ins Werk: wir sahen, wie sein Heer im Jahre 969 Ägypten unterwarf, wo bisher die Ikschiden — so gut wie ihre Vorgänger, die Tuluniden — bei aller politischen Selbständigkeit doch stets dem Kalifat von Bagdad die religiöse Anerkennung bewahrt hatten. Jetzt aber schlug in dem neu gegründeten Kairo der geistliche Nebenbuhler der Abbasiden seinen Sitz auf, jederzeit dazu bereit, dem Dasein der Gegner auch durch weltliche Gewalt ein Ende zu machen. Und wenigstens Syrien, das von dem Hader der Machthaber am Nil und am Tigris zu allen Zeiten mit betroffen worden, fiel alsbald größtenteils den Fatimiden in die Hände. In Jerusalem und Damaskus, bis nach Aleppo hin, ward dem schiitischen Namen gehuldigt.

Hiemit aber war die Grenze der fatimidischen Erfolge erreicht. Fragt man, warum, so läßt sich den späteren Bujidensultanen schwerlich ein Verdienst daran beimessen. Allerdings enthielten sie sich, ihrer alidischen Gesinnung ungeachtet, so lange sie in Bagdad walteten, jeder Hinneigung zu den Gebietern von Kairo; sehr natürlich, da ihre ganze Bedeutung auf dem Schutze beruhte, den sie dem orthodoxen Kalifate gewährten; erst nach ihrem eigenen Sturze durch Toghrilbeg machten sie daher, wie berührt, einen verspäteten Versuch, sich durch den Anschluß an die Fatimiden zu retten. Einem kräftigen Vorstoß der letzteren wären sie dagegen wahrscheinlich rasch erlegen. Daß es hiezu überhaupt nicht kam, erklärt sich zum Teil aus dem inneren Rückgange des fatimidischen Staatswesens, einer gewöhnlichen Erscheinung bei den späteren Generationen orientalischer Despotien; daneben aber darf man der Gegenwirkung von seiten des byzantinischen Reiches nicht vergessen.

Durch die großen Kriegsfürsten des 10. Jahrhunderts, Nicephorus und Tzimisces, waren Cilicien und Antiochien dem griechischen Scepter wieder unterworfen worden. Dort nun, auf den Trümmern der Hamdanidenherrschaft, stieß die fatimidische Eroberung mit der byzantinischen zu gegenseitiger Einschränkung zusammen. Ihre Streitigkeiten fochten beide Reiche mehr im Westen aus; wir bemerkten, wie in den Zeiten Ottos II. und Heinrichs II. Katapane und Emire in Calabrien und Apulien einander mit wechselndem

Erfolg entgegentraten. Im Orient dagegen, wo die eine wie die andere Macht zugleich den Hof von Bagdad im Auge behalten mußte, nahmen sie in der Regel eine bloß beobachtende Haltung gegeneinander an. Die Fatimiden konnten nicht daran denken, die starke Aufstellung der Byzantiner vor den Pässen des Taurus zu erschüttern. Auch die Griechen aber, wiewohl sie damals unzweifelhaft das Übergewicht besaßen, begnügten sich damit, fernere Fortschritte der neuen Nachbarn zu verhindern. Kaiser Basilius II. setzte seine großartige Kraft an die dringendste Aufgabe, die Überwältigung der Bulgaren. Indem die Nachfolger hierdurch freie Hand zum Kampfe wider den Islam bekamen, fanden Romanus III. Argyrus und Michael IV. der Paphlagonier es doch geraten, das außerordentliche Talent des Georg Maniaces lieber gegen andere moslimische Provinzen, als die syrischen, anzustrengen. Im Jahre 1032 nahm dieser ausgezeichnete Feldherr Edessa ein, das nördliche Bollwerk der abbasidischen Euphratlande; 1038 hat er Messina und Syrakus erobert, und Sicilien wäre wohl schon diesmal dem christlichen Namen wiedergewonnen worden, hätten nicht Zerwürfnisse der Griechen untereinander und mit den normännischen Hülfsscharen das glänzende Unternehmen bald vereitelt. Auch von diesem Kriege wurden indes die Fatimiden nicht direkt berührt, da sich die Statthalter auf Sicilien selbst, die Kelbiten, sowie noch entschiedener die Ziriden oder Badisiden in Tunis, welche die Insel ihrerseits in Anspruch nahmen, dem Kalifat von Kairo gegenüber politisch emancipiert hatten.

Das bestehende Verhältnis läßt sich aus den Nachrichten erkennen, welche wir von der Lage der christlichen Kirche in Jerusalem empfangen. Die originellste Erscheinung unter den ägyptischen Kalifen ist Al Hakem (996—1021), in dessen Wesen sich die ausschweifendste Vorstellung von der eigenen göttlichen Berechtigung und die tollste Willkür mit populären Zügen einfacher Strenge und gemeinnütziger Absicht seltsam vereinigen. Nachdem er Christen und Juden durch mancherlei gehässige Maßregeln heimgesucht, ließ er 1010 neben vielen anderen Kirchen in Syrien auch die der Auferstehung in Jerusalem von Grund aus zerstören; ein Ereignis, das bis tief ins Abendland hinein das schmerzlichste Aufsehen erregte. Es hieß, er habe, von einer christlichen Mutter geboren, jede Gemeinschaft mit den Ungläubigen dadurch von sich ablehnen wollen. Die Zugeständnisse Omars an die Christen Palästinas konnten ihn nicht kümmern; hat er doch in schiitischem Fanatismus bei Todesstrafe verboten, den ersten Kalifen Gutes nachzusagen, ja die Verwünschung ihrer Namen in Goldschrift über die Thore der Moscheen setzen lassen. Noch Hakem selber hob dann freilich in seiner letzten Zeit, wo er unter dem Einfluß der Ismaeliten vollkommene Gleichgültigkeit gegen die positive Religion zur Schau trug, den persönlichen Druck ebenso plötzlich wieder auf. Zu einer gesicherten Existenz gelangten die Christen in Palästina jedoch erst durch einen Vertrag, den sein Nachfolger Az-Zahir mit Romanus Argyrus abschloß. Der griechische Kaiser erlangte für sich selbst die Erlaubnis zum Wiederaufbau

der Grabeskirche, und die Auferstehungsfeier wurde mit der herkömmlichen Pracht aufs neue begangen. Wie einst Harun al-Raschid in politischem Einverständnis gegenüber Omajjaden und Griechen Karl dem Großen in ähnlicher Weise entgegengekommen war, so legte jetzt um der Abbasiden willen der fatimidische Kalif gebührenden Wert auf gute Beziehungen zum byzantinischen Kaiser. Auch so jedoch beschwor er vergebens die Gefahr, die sich alsbald gegen die asiatische Stellung beider Mächte durch das Emporkommen der Seldschuken erhob.

Von wildem Eifer für die moslimische Rechtgläubigkeit entflammt, dazu tapfer und beutegierig wie sie waren, verstand sich für die Seldschuken der Angriff auf den einen wie den anderen Feind von selbst. Auch erscheinen sie auf den ersten Blick beiden zugleich an Kräften in jeder Hinsicht überlegen. Die Sultane Alp Arslan und Melikschah, im Vollbesitz einer soeben begründeten Alleingewalt der bewaffneten Macht, waren dabei noch durchaus von dem Triebe beseelt, sie nach allen Seiten zu befestigen und durch wiederholte Kriegszüge zu erweitern. Von ihrer Residenz Ispahan aus verloren sie auch das Land jenseit des Oxus nicht aus den Augen; indem sie ihre Hoheit bis nach Kaschgar, an die chinesische Grenze, ausdehnten, brachten sie nahezu die gesamte türkische Stammesverwandtschaft unter ihr Gebot. Um die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten, war es ihnen dann stets willkommen, die vom Osten herzuströmenden unbändigen Horden alsbald gegen den Westen ausschicken zu können. Für gewöhnlich überließen sie dort ihren Verwandten oder anderen unternehmenden Häuptlingen den Kampf, die im Fortgang der Eroberung ihre eigene Ausstattung suchten und fanden; in entscheidenden Augenblicken aber sah man sie persönlich im Felde.

Wie verriet sich dagegen allenthalben unter der langen Scheinregierung des schwachen Mostansir (1036—1094) die zunehmende Auflösung des fatimidischen Kalifats! Nicht in den Provinzen allein, ganz besonders in dem städtereichen, vielgeteilten Syrien, war der Gehorsam rings verschwunden: am Hofe selber stritten Türken, die auch hier als Söldner Eingang gefunden, mit den Schwarzen der Leibwache; ein Wesir stürzte den anderen. Mostansir ist jener Fatimide, der von den unterliegenden Bujiden noch in letzter Stunde zum Kalifen von Bagdad proklamiert und mit Turban und Gewand des Abbasiden Alkaim beschenkt ward. Man erzählt, er habe darauf in Kairo neben seinem Palast ein kleines Gebäude zum Wohnsitz für den gedemütigten Gegner aufführen lassen, den er niemals in seine Hände bekam. Vielmehr sah er sich später in bitterer Not gezwungen, den Ornat Alkaims zu verkaufen; wie er denn alle seine Kostbarkeiten, selbst den Grabesschmuck seiner Ahnen, in seinen Verlegenheiten losschlagen und die unschätzbare Bibliothek, vielleicht die reichste des Islam, kläglich zerstreuen mußte. Erst gegen Ende fand er in einem seiner syrischen Statthalter, Bedr, einen Wesir, der wenigstens Ägypten zu verteidigen und dem Überrest der fatimidischen Macht neuen Halt zu verleihen wußte.

Diesem jähen, in solchem Maße fast unerwarteten Verfall dürfte man die gleichzeitigen Zustände von Byzanz freilich nicht geradehin an die Seite setzen; immerhin läßt sich auch dort ein allmählich beschleunigter Rückschritt in dieser Epoche nicht verkennen. Nach dem Tode Konstantins VIII., des letzten der purpurgeborenen Schwäger Ottos II. (1028), pflanzte sich die macedonische Dynastie nur noch künstlich durch die Hand oder die Gunst der Kaisertöchter Zoë und Theodora fort. Wie schon öfter vordem auf gleichem Wege, wurden auch jetzt einige tüchtige Männer zum Thron befördert; von dem soliden Besitz der vollen Autorität des legitimen Herrscherhauses blieben sie gleichwohl entfernt. Nach und nach mischte sich überdies das Interesse der großen Familien ein, das durch Parteiung schädlich wirkte, bis es den Comnenen gelang, eine neue Dynastie von einer gewissen Dauer zu begründen.

Mittlerweile trafen, wie immer an dieser Stelle, alle Weltverhältnisse zusammen, um der griechischen Politik eine Fülle von Schwierigkeiten zu bereiten. Ganz abgesehen von den erwähnten Waffengängen mit dem Islam in Sicilien und Mesopotamien, von den Reibungen im nördlichen Syrien, gab es Feinde in Menge zu bestehen. Wurden die Aufstände der Bulgaren niedergeworfen, so führte der Versuch, den Serben das byzantinische Finanzsystem aufzuerlegen, zum Abfall dieses Stammes, welcher 1043 ein von Konstantin IX. Monomachus entsandtes Heer in seinen Bergen aufrieb; seitdem erwies sich die serbische Freiheit unbezwinglich. Fast im nämlichen Moment erblickte man noch einmal ein Schiffsgeschwader der Russen unter Wladimir im Bosporus, dessen man sich, wie bei früheren Anfällen, durch griechisches Feuer entledigen mußte. Unaufhörlich galt es an der Donau die Petschenegen abzuwehren; an ihnen vorüber drang 1065 ein anderes Steppenvolk von ähnlicher Wildheit, die Uzen, bis zum Balkan vor, wo Konstantin X. Dukas nicht ohne Mühe ihrer Herr ward. Von Tag zu Tage dreister, griffen, auf die Billigung erst der deutschen Kaiser, dann der Päpste gestützt, die Normannen in Unteritalien um sich; die griechische Herrschaft wurde zuletzt auf wenige apulische Küstenplätze beschränkt.

Wohl bildeten diese endlosen Kämpfe noch immer eine gesuchte Schule altüberlieferter Kriegskunst; es fehlte nicht an dem üblichen Zulauf streitbarer Mannschaft aus fernen Weltgegenden. Mit den nordischen Warangen begegneten sich um diese Zeit unter den Fahnen des östlichen Reichs auch französische Normannen; selbst Angelsachsen, die der Herrschaft Wilhelms des Eroberers aus dem Wege gingen, dienten hier mit den heimischen Gegnern unter denselben Feldzeichen. Immerhin ist die Behauptung des Johannes Curopalates nicht zu übersehen, daß vor dem Ausbruch des Seldschukenkrieges das griechische Heer an Leuten wie an Waffen verwahrlost und untauglich gewesen sei. Wie sich denken läßt, hatten im Gedränge innerer und äußerer Verwickelungen Zucht und Verwaltung mannigfachen Schaden gelitten. Es war eben auch hier nicht dieses oder jenes einzelne Moment, sondern die Summe der Dinge, was die welthistorische Entscheidung herbeiführte.

Als die eigentliche Epoche der Umwälzung ist für Syrien wie für Kleinasien das Jahr 1071 zu betrachten. In diesem Jahr erkannte Aleppo den Sultan Alp Arslan als Oberherrn an, während sich Jerusalem an Atziz, den Anführer eines Schwarmes von rohen Turkmenen, ergab. Nicht ganz ohne Wechselfälle vollzog sich die fernere Besitzergreifung, indem der fatimidische Wesir Bedr hie und da Widerstand zu leisten vermochte. Als jedoch Atziz, der noch Damaskus an sich gebracht, durch Tutusch, den eigenen Bruder Melikschahs, ersetzt und beseitigt ward, gelang es diesem, ganz Syrien und Palästina bis an die ägyptische Grenze zu vereinigen und zu behaupten. Jerusalem erhielt dabei 1086 der Emir Ortok, ein anderer turkmenischer Bandenführer, als eine Art Lehen von Tutusch. Auf das empfindlichste bekamen die Christen den eingetretenen Wechsel zu fühlen. Statt der Schonung, die sie unter den letzten Fatimiden, soweit deren Ansehen in diesen Gegenden noch etwas galt, erfahren hatten, sahen sie sich von seiten der Seldschuken und Turkmenen empörender Mißhandlung ausgesetzt. Vor allen Ortok und die Seinen haben sich durch ihre Ausschreitungen in Jerusalem einen verhängnisvollen Namen gemacht. Eines Tages ward der Patriarch Simeon von seinem Sitz gerissen und ins Gefängnis geworfen; nicht, weil man ihm ein Verbrechen schuldgab, sondern einzig, um von seinen Glaubensgenossen ein Lösegeld zu erpressen. Eine persönliche Unbill, unendlich wichtig durch die Sache, die dabei verletzt ward.

Wenn sich ohne diese Vorgänge der Ursprung der Kreuzzüge nicht denken ließe, so kommt der Begebenheit zwischen Seldschuken und Byzantinern außerdem eine noch weiter reichende Bedeutung zu: das Schicksal Kleinasiens, mittelbar Konstantinopels selber — denn von Kleinasien gingen die Osmanen aus — ist bis auf den heutigen Tag dadurch bestimmt worden. Wir berührten, daß es schon unter Toghrilbeg, noch ehe dieser in Bagdad einzog, zu Konflikten zwischen seinen Türken und den Griechen kam, in denen die Truppen Konstantins IX. Armenien noch mit Erfolg verteidigten. Unter Alp Arslan aber unternahmen die Seldschuken gerade von Armenien aus, dessen Selbständigkeit eben jener Kaiser zur Unzeit gebrochen hatte, alljährlich verheerende Raubzüge in die östlichen Provinzen Kleinasiens. In Konstantinopel führte Eudocia, die Witwe Konstantins X., für ihre Knaben die Regentschaft. Da man indessen angesichts der gefährlichen Umstände einen Mann zum Herrscher verlangte, so reichte sie — wie es heißt, nicht ohne überraschende Intrigue — 1067 Romanus Diogenes ihre Hand. Diese Wahl, die niemand erwartet hatte, die man sich nur aus Not gefallen ließ, vermochte dem neuen Regiment die erforderliche Festigkeit nicht zu geben. Romanus IV. selbst hat seine Pflicht keinen Augenblick versäumt. Durch Rüstung und Werbung suchte er die gesunkene Wehrkraft wiederherzustellen. Da es ihm gelang, die heimgesuchten Landschaften besser, als bisher, zu schützen, entschloß sich Alp Arslan, ihm in Person entgegenzutreten, und am 26. August 1071 kam es bei Mantzikert, nördlich vom Wansee, nach ver-

geblicher Unterhandlung zur Schlacht. Der für die Griechen unglückliche Ausgang wird verschieden erklärt. Die aus dem Stamme der Uzen geworbenen Söldner sollen zu den Türken übergegangen sein, ein Teil der Reichstruppen selbst, aus Abneigung gegen den Kaiser, versagt haben. Die verständlichste Erzählung läßt die Seldschuken, nachdem sie schon gewichen, den Feind, indem er ihr Lager einnahm, noch einmal überfallen. In dem Getümmel geriet Romanus, der vom Rosse gestiegen war und aufs tapferste zu Fuße weiterstritt, in die Gefangenschaft des Sultans.

Man wird an den Augenblick erinnert, wo — mehr als acht Jahrhunderte zuvor und zwar gleichfalls im oberen Euphratgebiet — der Imperator Valerian dem Sassaniden Schapur in die Hände fiel; damals trat innerhalb des römischen Erdkreises eine allgemeine Zerrüttung ein, die nur mit unsäglicher Anstrengung überwunden werden konnte. Alp Arslan behandelte seinen Gefangenen würdiger, als der persische Großkönig; aber die Folgen waren, wenn auch auf engerem Raum, nicht minder unheilvoll. Romanus Diogenes erhielt seine Freiheit wieder gegen das Versprechen des Friedens, der Entlassung der seldschukischen Gefangenen, sowie einer allerdings beträchtlichen Geldzahlung. Allein die Hauptstadt wollte ihn unter solchen Bedingungen nicht wiedersehen. Man rief den ältesten Sohn der Eudocia, Michael VII., zum Kaiser aus. Die Kaiserin, die an ihrem Gemahl festhielt, ward ins Kloster gebracht. Romanus warf sich in einen Bürgerkrieg, in dem er unterlag; nachdem er auf den Thron verzichtet, ließen ihn die Dukas wider alle Zusage durch grausame Blendung umbringen.

Das Ereignis ist, daß sich seitdem ein Jahrzehnt hindurch eine feste Regierung nicht wieder bilden konnte, während der Seldschukenkrieg, da man in Byzanz den durch Romanus geschlossenen Vertrag nicht gelten ließ, aufs neue entbrannte. Melikschah betraute mit der Anführung seinen Vetter Suleiman, der denn, unaufhörlich vordringend, binnen kurzem die Hochebene Kleinasiens an sich brachte. Man ermißt die Lage, in der sich Michael VII. befand, aus seinem Verhalten gegenüber dem Abendlande. Trotz des gründlichen Zerwürfnisses, das erst jüngst unter Papst Leo IX. zwischen beiden Kirchen ausgebrochen war, näherte sich jetzt der griechische Kaiser aus freien Stücken Gregor VII. mit dem versöhnlichsten Erbieten. Weit mehr noch will es besagen, daß er sogar, wie bereits früher erwähnt, mit dem Herzog von Apulien, Robert Guiscard, in die engste Familienverbindung trat, obwohl dieser im Jahre 1071 durch die Einnahme von Bari auch den letzten Rest der alten Eroberung Belisars auf italischem Boden vertilgt hatte. Es lag darin der Verzicht des östlichen Imperiums auf seine ein halbes Jahrtausend über so hartnäckig verteidigte Weltstellung im Occident. Schon vorher aber sah sich Michael, von Empörung umringt, genötigt, dem Seldschuken Suleiman die Gewalt über die eingenommenen Provinzen förmlich zu übertragen. Der türkische Beistand, den er dadurch erkaufte, erwies sich indessen als unzuverlässig; denn auch die Gegner wußten sich dessen zu bedienen.

Nach den traurigsten Wirren wurde Michael 1078 durch Nicephorus III. Botoniates entthront, unter dem die Verwickelung dadurch bis zu unerträglicher Höhe stieg, daß Robert Guiscard sich anschickte, das gestürzte Haus der Dukas, in das er seine Tochter vermählt hatte, an dem neuen Gewalthaber zu rächen. Unter fortdauernden Unruhen von allen Parteien angerufen und benutzt und zumeist doch für sich selber arbeitend, nisteten sich die Seldschuken in Kleinasien desto fester ein. In dem alten Nicäa, wo — Jahrhunderte, ehe an den Islam zu denken war — der Bund zwischen Kaisertum und Kirche geschlossen worden, von dem die gesamte Entwickelung der neueren Zeiten ausgegangen, führte nun, fast im Angesicht der Weltstadt Konstantins, ein Emir mohammedanischer Barbaren das Regiment. Unter solchen Umständen nahm, von einer neuen Militärrevolution emporgehoben, Alexius Comnenus, auch er nicht ohne die Hülfe türkischer Scharen, 1081 mit stürmender Hand von der Hauptstadt und dem Throne Besitz.

Alexius I. Comnenus entstammte einer paphlagonischen Adelsfamilie, die in dem Oheim Isaak I. dem Reiche schon einen tüchtigen, nur leider kurz (1057—1059) regierenden Kaiser gegeben hatte. Der Neffe, früh im Heeresdienst ausgezeichnet, von Romanus Diogenes begünstigt, wußte sich doch auch mit Michael VII. und den Dukas gut zu stellen. Selbst Nicephorus III. hat er eine Zeitlang gestützt, bis ihn mehr die Gelegenheit, als vordringlicher Ehrgeiz zum Heile des Staates gegen diesen in die Bahn rief. Er ist eine echt byzantinische Natur der besten Art, von äußerster Gewandtheit und nachhaltiger Kraft, nicht ohne vornehme Würde, heldenmütig und vorsichtig, schwungvoll und verschlagen. Zu den merkwürdigsten Produkten der Epoche gehört die Alexias seiner Tochter, der Prinzessin Anna Comnena. Sie begleitet die ganze Entwickelung ihres Vaters, namentlich den normännischen Krieg und dann die Ereignisse des Kreuzzugs. Sie ist glaubwürdig, wo sie Begebenheiten berührt, bei denen die Griechen Anteil hatten, in dem Entfernteren wird sie unzuverlässig; ein treffliches Dokument der unter allen Bedrängnissen fortlebenden griechischen Bildung, ein Beginn der Litteratur historischer Memoiren, die, wiewohl nicht gerade auf ihren Anlaß, im Abendlande so reich ausgebildet worden ist. Vor allen Dingen lernt man daraus Alexius selber kennen. Er gehört in die Reihe der Wiederhersteller, wie sie in diesem Reich inmitten bedenklichster Gefahren zu öfteren Malen erschienen sind. Am meisten erinnern seine Anfänge an die Leos des Isauriers, der während jener arabischen Bedrohung Konstantinopels ebenfalls in gewissen Beziehungen zu den Streitkräften des Feindes emporkam, um sich ihm sodann mit allem Ernst entgegenzusetzen.

Auch Alexius hätte sich nichts besseres gewünscht, als sogleich den Triumph des Islams wieder rückgängig machen zu können; doch war hiezu fürs erste nicht die entfernteste Möglichkeit vorhanden. Von der notwendigen Reorganisation im Innern abgesehen, meldeten sich sofort von anderer Seite her die gefährlichsten äußeren Feinde. Im Sommer 1081 eröffnete Robert

Guiscard, einen falschen Michael als griechischen Prätendenten an der Seite, durch eine Landung bei Dyrrhachium jenen merkwürdigen Offensivkrieg, der die Normannen unter ihm und seinem Sohne Boemund bis tief nach Macedonien und Thessalien geführt hat. Mit bewundernswerter politischer Kunst wußte der Comnene, dessen eigene Heeresmacht dem normännischen Ungestüm im offenen Felde nicht gewachsen war, diesen Angriff dennoch zu bestehen. Zur See zog er die Flotte der Venezianer herbei, denen er dafür die Märkte seines Reiches für alle Zeiten aufschloß; zu Lande hat er auch diesmal die Hülfe türkischer Truppen nicht verschmäht, die ihm Suleiman zur Verfügung stellt. Vor allem aber erregte er in Unteritalien Aufstände wider den Normannenherzog und verband sich zugleich mit Heinrich IV., den er, wie früher erzählt, in seinem Kampf um Rom durch Gold unterstützte. Die enge Verbindung Gregors VII. mit Robert Guiscard hatte die Allianz der beiden Kaiser, von denen jeder seine Krone verteidigte, zur natürlichen Folge. Durch den Tod Roberts, der 1085, wenige Wochen nach Gregor, auf Cephalonia starb, sah sich denn Alexius von der normännischen Invasion endgültig befreit.

Auf die Normannen aber folgten die Petschenegen, denen erst 1091 bei Lebunion in Macedonien eine wahrhaft vernichtende Niederlage beigebracht wurde. Hatten hiebei Kumanen aus dem Norden mitgewirkt, so mußten doch auch diese wieder ihrerseits zu Paaren getrieben werden. Man begreift, daß da von entscheidenden Unternehmungen gegen die Seldschuken nicht die Rede sein konnte. Selbst den weiteren Verlust der starken, nun aber in der Luft schwebenden Positionen von Antiochien und Edessa vermochte Alexius (1085 und 1086) nicht zu verhindern. Einzig an den Seeküsten Kleinasiens hielten hie und da die griechischen Besatzungen stand, während sich im Binnenland unter dem Erben Suleimanns, Kilidsch Arslan, der als Sultan von Rum, d. h. des Römerlandes bezeichnet wird, (seit 1092) das türkische Wesen ungestört zu konsolidieren begann. In dieser Situation entschloß sich Alexius — denn kein Mittel unversucht zu lassen, lag in seiner Art —, das christliche Mitgefühl des Abendlandes zum Beistand anzuregen. Um die Wirkung zu verstehen, die sein Gesuch an Papst Urban II. im Jahre 1095 auf die lateinische Welt hervorbrachte, müssen wir unseren Blick auf den Occident zurückwenden.

Das Abendland hatte bisher, wie oben berührt, seinen eigenen mohammedanischen Horizont gehabt, der das westliche Becken des Mittelmeers umspannte. Auch dort nun war im 11. Jahrhundert über die Konfinien beider Religionen hin der Kampf mit seltenen Unterbrechungen fortgeführt worden. Es ist wahr: er bewegte sich überall zugleich um die partikularen und berührte selbst die lokalen Interessen; nichts destoweniger kam darin nach wie vor der allgemeine Geist des religiösen Widerstreits zum vollen Ausdruck, das kriegerische Feuer des Glaubens zog daraus beständige Nahrung. Von besonderem Gewicht aber ist die Thatsache, daß man im ganzen mit

steigendem Glücke focht; das christliche Abendland gewöhnte sich so daheim wieder an den Mut der Offensive, ohne den an das Wagnis eines Angriffs auf den entlegenen Orient vollends nie zu denken gewesen wäre. Den unerwartetsten Umschwung hatte in dieser Beziehung Spanien erlebt, auf das wir unser Augenmerk zunächst zu richten haben.

Wir kennen die hervorragende Machtstellung, die der omajjadische Kalif Abderrahman III., der Zeitgenosse Ottos des Großen, innehatte; auch sein Nachfolger Hakem II. wußte sie ungeschmälert zu behaupten. Es waren im Innern die Zeiten einer üppigen Blüte islamitischer Kultur, welche den gleichartigen Erscheinungen im Bereich der morgenländischen Dynastien an Glanz nichts nachgab; in dem prächtigen Ausbau der säulenreichen Moschee zu Cordova hat diese Periode dem spanischen Boden ihr Denkmal hinterlassen. Unter dem minderjährigen Erben Hakems, Hischam II., gelangte jedoch auch hier der höchste Hof- und Staatsbeamte — Hadjib lautet sein Titel — zum faktischen Besitz der Herrschaft. Nicht als wäre deshalb das Reich sofort in Verfall geraten, im Gegenteil: in Ibn Abi Amir, dem ersten Inhaber dieser Gewalt, erschien (978—1002) ein Mann, zwar von schrankenlosem Ehrgeiz, aber auch von ebenso außerordentlicher Begabung. Nach innen setzte er das Regiment jener großen Kalifen würdig fort, nach außen suchte er sie weit zu überbieten. Nur allzu treffend hat er sich selbst offiziell den Namen Almansor, der Siegbegabte, beigelegt, unter dem er der spanischen Überlieferung in Poesie und Historie, unvergeßlich geblieben ist. Hatten Abderrahman und Hakem den christlichen Fürsten im Norden der Halbinsel, so oft sie nicht in thörichtem Hader die Übermacht des Kalifats geradezu gegen sich aufriefen, eine zwar bescheidene, bisweilen tributpflichtige, doch im ganzen ungekränkte Existenz vergönnt, so erlitten diese nun, auch jetzt übrigens selten unverdient, eine lange Reihe blutiger Niederlagen. Almansor erstürmte und eroberte Leon, die Hauptstadt des stärksten der christlichen Staaten. Das gleiche Schicksal erfuhr Barcelona, das seit fast anderthalb Jahrhunderten keinen Feind in seinen Mauern gesehen. Ja, was nie zuvor auch nur versucht worden: die heiligste Stätte der spanischen Christenheit, Santiago de Compostela im äußersten Nordwesten, sank in Trümmer; die entführten Glocken wurden auf Almansors Geheiß zu Lampen für den Vorhof der Moschee zu Cordova umgeschmolzen. Seit Menschenaltern hatte es um die Sache der christlichen Freiheit im Süden der Pyrenäen niemals so verzweifelt gestanden.

Desto überraschender wirkt die mit dem 11. Jahrhundert anhebende Wandlung, obwohl sie zunächst allein auf der inneren Zerrüttung des moslimischen Staates beruhte. Almansor vererbte seine Autorität auf seine Söhne. Indes der jüngere, Abderrahman, wagte einen Schritt, den in Bagdad weder Bujiden noch Seldschuken sich je herausgenommen: er ließ sich von Hischam II. die eigene Nachfolge im Kalifat verbürgen. Da die öffentliche Stimme an dem Alleinrecht der Omajjaden unbedingt festhielt, so

erhob sich ein Aufruhr, in welchem der Hadjib erschlagen ward. Aus dieser Revolution jedoch entwickelte sich ein Bürgerkrieg, in dessen Verlauf das Reich in eine Menge thatsächlich unabhängiger Emirate auseinanderfiel, da die letzten omajjadischen Kalifen in ihrer Schwäche nirgend mehr wahres Ansehen zu gewinnen vermochten. In solcher Lage beschlossen am Ende die Häupter der Bürgerschaft von Cordova, indem sie zu einer arabischen Junta zusammentraten, sich eines Scheinherrschers zu entledigen, dessen Dasein der Stadt und ihrem Gebiete nichts als Verlegenheit und Schaden zuzog. Sehr merkwürdig aber beobachteten sie auch jetzt noch, soweit möglich, ein legitimistisches Verfahren. Um nicht selber an den unfähigen Hischam III. Hand anlegen zu müssen, beredeten sie ein anderes Glied des Kalifenhauses, das wie der Urahn Omajja hieß, zur Empörung. Omajja nötigte darauf, im Jahre 1031, seinen Vetter zur Abdankung. Anstatt der eigenen Anerkennung aber empfing er alsbald den Befehl, in die Verbannung zu gehen, worauf die Urheber der Bewegung Stadt und Provinz in republikanischer Form zu regieren unternahmen.

Das alte, welthistorische Geschlecht der Omajjaden, in dessen Namen einst das gotische Spanien für den Islam erworben war, das sich nach furchtbarem Sturz ebendort aufs neue erhoben und dem größten Teil des Landes ein materielles Gedeihen verliehen hatte, wie es bis heute nicht wieder erreicht worden ist, verschwand unrühmlich im Dunkel. Wie mit einem Schlage war da das Verhältnis der religiösen Parteien auf der Halbinsel verändert. Von Saragossa bis zur Meerenge und dem Ocean hin bedeckte sich das moslimische Gebiet mit einem Dutzend kleiner Fürstentümer, die nun ihrerseits in ihren Zwistigkeiten die christlichen Könige um Hülfe anriefen oder froh waren, deren Feindseligkeiten durch Tributzahlung abzukaufen. Es kam hinzu, daß sich auf christlicher Seite durch die Ehe Fernandos I. von Castilien mit der Erbin von Leon und Gallicien endlich eine kompaktere Macht bildete. Fernando (1037—1065) brauchte einige Zeit, um in den westlichen Gebieten völlig Herr zu werden; dann aber säumte er nicht, die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Vom Duero drang er gegen das Scheidegebirge vor und nahm den Emiren von Saragossa, Toledo und Badajoz eine Anzahl Grenzstriche mit ihren Festungen ab; ein Jahr vor seinem Ende brachte er Coimbra zu Falle.

Der Kampf seiner Söhne um die geteilte Herrschaft, reich an Treulosigkeit, stellte noch einmal jeden weiteren Fortschritt in Frage. Sobald jedoch Alfonso VI. (1073—1109) sich zum Alleinherrn aufgeschwungen, wurden die castilianischen Eroberungen im größerem Maßstabe wieder aufgenommen. Alfonso hat bis tief in den Süden hinein die Emire von Sevilla und Granada sein Übergewicht empfinden lassen; seine vornehmste Handlung aber ist, daß er 1085 im Bunde mit Sevilla Toledo einnahm. Die alte Hauptstadt des westgotischen Katholicismus im Herzen von Spanien, wo die Könige mit den versammelten Bischöfen zu tagen pflegten, ward zum Eckpfeiler der

neuen castilischen Macht, der trotz mancher Erschütterung niemals wieder umgestürzt worden ist. Mit Vergnügen begrüßte Papst Urban II. den Erzbischof von Toledo als Primas in allen hispanischen Reichen. Auch das arabische Andalusien aber nahm sich im Gefühl eines unersetzlichen Verlustes noch einmal besser zusammen. Der reuige Emir von Sevilla, Motamid, war der erste, die Almoraviden in Afrika zur Hülfe herbeizurufen.

Unter den Berbern der westlichen Sahara war einige Jahrzehnte früher ein Lehrer des Islam, Abdallah, aufgetreten, der es verstand, dem rohen Stamme und seinen Häuptlingen auch politisch einen höheren Impuls zu verleihen. Unter einem dieser Fürsten, Jusuf Ibn Taschfin, überschritten die Murabitin — d. h. die Asceten, wie sie sich nannten — den Atlas, worauf Jusuf Marocco gründete und nach und nach ganz Magrib, das ehemalige Gebiet der Edrisiden von Fezz unterwarf. Eben an ihn erging die Ladung der Andalusier, der er freudig mit seinen Berbern folgte. Man kann das Ereignis fast als die zweite Invasion dieses Stammes in Spanien betrachten; denn schon die Heere Tariks und Musas, denen die Goten erlagen, hatten der Zahl nach vornehmlich aus Berbern bestanden. Zugleich gewahrt man, wie der örtliche Kampf der Religionen auch hier im Westen eine allgemeine Natur annahm. Bereits unter Fernando, wie nun unter Alfonso, waren Scharen französischer Edelleute, Normannen, Burgunder und Aquitanier, nicht ohne den Segen der Päpste, über die Pyrenäen herangezogen, um an den spanischen Kriegen teilzunehmen. Der Zug der Almoraviden, unmittelbar durch den Fall von Toledo verursacht, erscheint zugleich wie eine Antwort auf jene romanische Waffenbrüderschaft. Er zeigte sich sofort von eingreifender Bedeutung.

Bei Zalacca, unweit Badajoz, erlitt Alfonso mit den Seinigen 1086 durch Jusuf und dessen andalusische Verbündete eine schwere Niederlage. Er ließ darum das Schwert nicht sinken und hat, obwohl noch mehrmals geschlagen, die früheren Errungenschaften im ganzen wohl verteidigt; eine gleichzeitige Chronik rühmt ihn als das Heil und den Schild Spaniens; er selbst wollte Imperator heißen. Allein es trat für Jahrzehnte ein Stillstand in dem so glücklich begonnenen Werke der Befreiung ein, den man kaum mit dem Namen Gleichgewicht bezeichnen darf. Denn die Almoraviden ließen es ihr erstes Geschäft sein, allenthalben mit den selbständigen arabischen Kleinfürsten aufzuräumen. Sie umfaßten abermals von Saragossa bis Lissabon, im weiten Bogen um Castilien her, die bei weitem größere Hälfte der Halbinsel unter einem einzigen islamitischen Regiment. In gewissem Sinne kann man sie mit den Seldschuken zusammenstellen, wie sie denn auch formell das Kalifat von Bagdad als das wahre verehrten. Sehr einleuchtend ist es daher, wenn die Päpste alsbald den Unterthanen Alfonsos, Rittern und Klerikern, verboten, sich am Kreuzzug in den Orient zu beteiligen; Paschalis II. hat die spanischen Wallbrüder, deren er in Rom ansichtig wurde, in ihr Vaterland heimgeschickt, indem er für den Kampf mit den wilden Moabitern,

wie er sie nennt, den nämlichen Ablaß, wie für die östliche Heerfahrt, bewilligte. Der fernere Fortschritt in der Rechristianisierung Spaniens hat sich dann überhaupt erst unter dem sichtlichen Einfluß der orientalischen Expeditionen vollzogen. Ich möchte darin sogar, neben der Bekehrung und Germanisierung der baltischen Küstenlande, die jedoch weniger unmittelbar damit verknüpft ist, das wichtigste unter den dauernden Ergebnissen der Kreuzzugsbewegung erblicken.

Auf der anderen Seite darf man jedoch den Wert des Beispiels der Saracenenkämpfe des 11. Jahrhunderts für die Anregung zu dem Unternehmen des ersten Kreuzzuges mit nichten gering anschlagen. Die Erfolge der castilianischen Waffen, welche durch die letzte Wendung doch nicht eigentlich rückgängig wurden, konnten ihres Eindrucks auf das christliche Gesamtbewußtsein, wenigstens der romanischen Welt, nicht verfehlen. Der Reiz dieser Kriegführung an sich, der Gewaltsamkeit selber, die durch ein höchstes Ziel geadelt schien, ergriff ohne Zweifel von dorther die benachbarten südfranzösischen Bevölkerungen, zumal dieselben, wie erwähnt, nicht ohne einen gewissen Anteil daran geblieben waren. Für die eigentümliche Gesinnung, die sich dabei ausbildete, pflegt man auf die Gestalt des Cid hinzuweisen. Von dem individuellen Bildnis des Campeador, wie es in dem alten Poema erscheint, muß man freilich für die Historie absehen; außer dem naiv Sagenhaften glaube ich darin die Tendenz zur Verherrlichung des Hauses Navarra zu erkennen, das von einer Tochter des Helden abstammt. Der wirkliche Ruy Diaz de Vivar hat allerdings eine Stelle unter den gewaltigen Herren des aufstrebenden Spaniens. Er vollbrachte die eigenmächtige Eroberung von Valencia, die von großem Belang gewesen wäre, wenn sie nach seinem Tode hätte behauptet werden können. Seinen Bruch mit Alfonso, seinen Dienst beim Emir von Saragossa weiß das Gedicht so gut zu rechtfertigen, wie die Ilias den Zorn des Achill. In der That zeigt sich darin wohl die allgemeine Schattenseite der spanisch-christlichen Politik jener schwierigen Zeiten: ein meist selbstsüchtiges, oft unredliches Schwanken zwischen Bund und Krieg mit dem Feinde, ein Verhältnis, wie es aus dem andauernden Kontakt im Grunde unversöhnlicher Gegensätze leicht entsteht und deshalb ebenso bei den späteren Generationen der fränkischen Barone in Syrien wiederkehrt. Allein die große Idee der ritterlichen Glaubensfehde konnte durch solche Flecken wohl verdunkelt, doch nicht ausgelöscht werden. Das Cid-Ideal gehört dem 12., zum Teil erst dem 13. Jahrhundert an; für das 11. kommt ihm immerhin die Wahrheit zu, daß es aus der bahnbrechenden realen Leistung dieses Zeitalters naturgemäß erwachsen ist. Seine Keime dürfen wir also bei den Genossen Fernandos I. und Alfonsos VI. voraussetzen.

Auf einem engeren Schauplatz war inzwischen eine noch durchgreifendere, für den Zusammenhang der Weltereignisse bedeutsamere Entscheidung gefallen. Sicilien war von den Normannen Unteritaliens der Herrschaft des

Islam vollständig und für immer entrissen worden. Von Anfang an gehörte das zu dem Programm Robert Guiscards und des mit ihm verbündeten Papsttums. Wir gedachten des Lehnseides, welchen Robert 1059 Nikolaus II. schwur, als: von Gottes und St. Peters Gnaden Herzog von Apulien und Calabrien und mit beider Hülfe künftig von Sicilien. Aus Italien wollte man die Griechen verdrängen, auf der Insel das vollbringen, woran sie zwei Jahrhunderte lang, noch zuletzt trotz der Erfolge des Maniaces, vergeblich gearbeitet. Eben die Komplikation beider Aufgaben, außerdem die eigenen Zwistigkeiten der Normannen und ihre übrigen Händel verzögerten den an sich unzweifelhaften Ausgang. An tapferer Gegenwehr der Moslimen hat es zwar im einzelnen nicht gefehlt; allein zwischen den Kelbiten der Insel und den Badisiden von Tunis, die überdies von heimischen Schwierigkeiten umgeben waren, bestand auch jetzt in dem gemeinsamen Widerstande kein vollkommenes Einvernehmen. Die Normannen aber waren doch noch herzhafter und vor allem kräftiger, als die Spanier, auch durch keinerlei politische Rücksicht gebunden: sie traten hier wie anderwärts auf als Krieger von Handwerk, die sich Haus und Hof erst erstreiten wollen. Neben Robert erschien sein jüngerer Bruder Roger im Felde, der schon 1060, nachdem das griechische Reggio gefallen, hinübersetzte und im folgenden Jahre Messina nahm. Die Vertreibung der Byzantiner aus ihrem letzten Halt ließ den Brüdern die Hände völlig frei. In der Freude des Sieges eilten sie 1071 von Bari herbei und eroberten noch im nämlichen Jahre Palermo. Die ferneren Unternehmungen wurden Roger allein überlassen; die Chronisten rühmen, wie ihm dadurch der Mut gewaltig wuchs. Unermüdlich in Schlachten und Belagerungen drang er vor; 1089 fiel als der letzte größere Platz Girgenti in seine Hände. Durch die gütige Behandlung der gefangenen Familie eines Emirs wußte er sich den Rest der Arbeit zu erleichtern: 1090 stand er am Ziel, als der große Graf von Sicilien.

Den unterworfenen Moslimen hat Roger Schonung und Duldung gewährt und seine Nachfolger hielten bis in die staufischen Zeiten hinein mit gutem Bedacht an diesem Grundsatz fest. Das hat denn allmählich zu einer merkwürdigen Mischung morgen- und abendländischer Kulturelemente geführt, welche in der Bildung und Gesinnung Kaiser Friedrichs II. eine weltgeschichtliche Bedeutung für den Kampf mit der päpstlichen Allgewalt erlangte. Wie weit aber war man von dieser Lage der Dinge noch entfernt! Für den Augenblick lag in dem Erreichten nicht nur ein Triumph des römischen Stuhls, sondern für die abendländische Christenheit überhaupt der größte Vorschub, der einer aggressiven Wendung gegen den islamitischen Orient geleistet werden konnte. Was ist eigentlich das Charakteristische in dem damaligen Auftreten der Normannen? Eine heroische Selbständigkeit, in freiwilligem Dienst hierarchischer Bestrebungen; eine Kriegführung, die in abenteuerlicher Form doch niemals den bestimmten Endzweck aus dem Auge verliert; endlich ein derbes Talent zu kolonialer Staatsgründung und -einrichtung. Das alles

hatte sich bereits in Unteritalien originell entfaltet; in Sicilien ward es zum erstenmal auf eine dem Islam abgerungene Provinz angewandt. Die Wirkung auf das Gemüt der Zeitgenossen mußte bei einem so völlig gelungenen Unternehmen noch größer sein, als die der spanischen Begebenheit. Bei den stets lebendigen Beziehungen der Mannen Roberts und Rogers zu den alten Genossen in der Heimat, bei den Familienverbindungen, in welche die Anführer selber mit einem und dem anderen französischen Großen traten, wird wiederum Frankreich, diesmal zumeist das nördliche, besonders davon betroffen sein.

Unmöglich wäre es, daneben das geographische Moment zu übersehen. In einer späteren Epoche hat sich die Weltstellung der pyrenäischen Halbinsel enthüllt. Portugal und Spanien hatten nicht sobald den Islam ausgestoßen und ihr europäisches Wesen wiedergewonnen, als sie es auch für ihren Beruf erkannten, im Namen der christlichen Propaganda zwischen Europa und der oceanischen Außenwelt zu vermitteln. Für den inneren Erdkreis der alten Geschichte kam Sicilien nebst den angrenzenden Vorsprüngen des Festlandes eine ähnliche Stellung zu: Phönizier und Griechen haben von dort aus den Occident aufgeschlossen und zu civilisieren begonnen. Am Ausgang des 11. Jahrhunderts stand die entgegengesetzte Möglichkeit in Frage: ob es der Macht des Abendlandes, wie einst der römischen, beschieden sei, in den östlichen Bereich aufs neue siegreich einzudringen. Man darf behaupten, daß der Gedanke daran schwerlich allgemein hätte gefaßt werden können, wären nicht zuvor Apulien und Sicilien aus den Händen der Byzantiner und Araber befreit und der Ausblick aus dem lateinischen Meeresbecken in das griechisch-orientalische eröffnet worden.

Schon von der vorhergehenden Abwandlung war auch die See selber nicht unberührt geblieben. Zwischen Spanien und Sicilien mitteninne legten im 11. Jahrhundert Pisa und Genua, ebenfalls im Widerstreit mit den Saracenen, den Grund zu ihrer maritimen Macht. Wir wissen bereits, wie sie in den Jahren 1015 und 1016, von Papst Benedict VIII. ermuntert, Mogehid, den Emir von Denia, Herrn der Balearen, der Sardinien in Besitz genommen, von dieser Insel und aus den toscanischen Gewässern für immer verjagten. Diese That greift insofern selbst in die spanischen Verhältnisse ein, als Mogehid fast der namhafteste und unternehmendste der emporkommenden andalusischen Teilfürsten war. Die beiden Seestädte selber unterwarfen seitdem Sardinien und Korsika ihrem Einfluß und versuchten sich in weiteren Fahrten. Allein was konnten sie ausrichten, so lange ihnen die Konkurrenz von Amalfi, das seine griechischen Verbindungen aufrecht erhielt, und die Korsarenwirtschaft der tunesischen Badisiden ungebrochen im Wege stand? Man begreift es, daß die Pisaner die treuesten Freunde der Normannen wurden. Schon 1062 war auch ihre Flotte drohend im Hafen von Palermo erschienen. Wie die Unterwerfung Amalfis durch Robert, so kam jeder Fortschritt des Grafen Roger auf Sicilien den Oberitalienern zugute;

aber haben ihn auch ihresteils durch eine kühne Diversion unterstützt. Im Jahre 1086 finden wir Pisaner und Genuesen, denen der Segen Viktors III. noch andere Landsleute beigesellt, über dreihundert Segel stark an der afrikanischen Küste. Sie überfielen und verbrannten jenes von dem ersten Fatimiden gegründete El-Mahdia, den 'großen Markt der saracenischen Piraten, befreiten alle christlichen Gefangenen und führten die reichste Beute heim. Man vernimmt den Widerhall des Ereignisses noch heute aus den Übertreibungen einer lateinischen Siegeshymne und den Klagetönen einer arabischen Elegie: für das Zeitalter der romanischen Seeherrschaft im Mittelalter kein übler Anfang. Venedig, das bisher wie Amalfi, der byzantinischen Tradition getreu, auch mit den Mohammedanern Handelsfreundschaft gepflegt, sah sich bald genötigt, dem Beispiel der Westitaliener folgend, dem Islam gleichfalls den Krieg zu erklären. Wir werden ihm an dem Gestade Syriens begegnen, im Wetteifer mit Genua und Pisa, ohne deren rechtzeitigen Beistand an ein haltbares Ergebnis des ersten Kreuzzuges gar nicht zu denken gewesen wäre.

Gestehen wir jedoch ein, daß in allen diesen Vorspielen und Bereitschaften eine wirklich auf den Orient gerichtete Tendenz noch keineswegs zu finden ist. Als die gerade Fortsetzung der geschilderten Vorgänge stellen sich vielmehr im 12. Jahrhundert dar: die Einnahme von Lissabon und Saragossa, die Siege der Pisaner und Genuesen auf den Balearen und an der Ebromündung, die vorübergehende Festsetzung der sicilischen Normannenherrschaft an der tunesischen Küste. Und vom Standpunkt eines abendländischen Partikularismus aus möchte man es beinahe bedauern, daß nicht alle Kräfte mit vereinter Anstrengung nach dieser Seite hingelenkt wurden. Die Schlachtfelder der Scipionen, das Vaterland Augustins, die Landlose der Vandalen wären vielleicht der christlichen Entwickelung der romanisch-germanischen Welt wieder eingeordnet und vor einem Schicksal bewahrt worden, dem Jerusalem und Antiochien dennoch unrettbar verfallen blieben. Wie aber hätte der Occident dem universalen Zuge der Dinge widerstehen sollen, durch welchen er selbst zu dem geworden, was er war? Daß in seinem Innern geistige Impulse vorhanden waren, die der Aufforderung zu einem orientalischen Feldzuge direkt entgegenkamen, erfahren wir bereits aus den Briefen Gregors VII.

Denn keineswegs ganz neu war auch auf der anderen Seite der Gedanke des Kaisers Alexius. Schon zwanzig Jahre früher, als nach dem Tage von Mantzikert und dem Untergange des Romanus Diogenes die Seldschuken Verwüstung und Mord über das innere Kleinasien verbreiteten, waren aus den Kreisen der Bedrängten Hülferufe an den römischen Papst erschollen. Gregor hatte sein Pontifikat vor kurzem angetreten; noch stand er mit König Heinrich IV. in freundlichem Verhältnis. Unverzüglich entbot er 1074 seinen Freunden, den Großen von Oberitalien und Südfrankreich, sich mit ihren Reisigen zur Heerfahrt gen Osten bereit zu halten. Er mahnt an die Christenpflicht, gleich dem Erlöser das Leben für die Brüder dahinzugeben; in einem

Kampfe, wo Ehre und Ruhm, über jeden irdischen Wunsch erhaben, zu erwerben sei; er überbietet das antike Lob des Todes fürs Vaterland durch ein höheres: das des Todes für Christus und das ewige Leben. Man wird es ihm gerne glauben, daß ihm das Elend einer zahlreichen christlichen Bevölkerung, das Unglück eines großen christlichen Reiches an sich tief zu Herzen ging. Allein sein vornehmstes Motiv, den Griechen die Hand zu reichen, war doch ein anderes.

Nicht ohne Befremden liest man in einem der frühesten Breven Gregors, daß er den französischen Vasallen, die mit seiner Zustimmung in den Glaubenskrieg nach Spanien zogen, nicht sowohl die Sache Christi, als die Sache Petri ans Herz legt, welchem er ein uraltes, unverjährbares Recht auf das Reich Hispanien beimißt. Mit gleicher Offenheit gab er nun dem deutschen Könige den eigentlichen Zweck des beabsichtigten asiatischen Unternehmens kund. Es war ihm dabei in erster Linie zu thun um die Herstellung katholischer Einheit mit der griechischen Kirche; wie sich bei seiner Theorie von selbst versteht: auf dem Wege der Unterwerfung der Griechen unter den römischen Primat, welche er nach der Annäherung Kaiser Michaels VII. erwarten zu dürfen meinte. Für die gegen den Islam geleistete Bundeshülfe sollte dies der Kaufpreis sein. Eben deshalb wollte der Papst das lateinische Entsatzheer persönlich nach Konstantinopel führen. Er gedenkt dabei der Reisen, welche einige seiner Vorgänger, freilich in friedlichem Aufzug, im Interesse der kirchlichen Union ins östliche Reich unternommen hatten. Endlich hofft er — man muß annehmen: im Fortgang der kriegerischen Erfolge — auch den Anschluß der Armenier und der übrigen orientalischen Kirchen an das römische System zu bewirken.

Ein sehr weit aussehender Entwurf, jedoch auf der Stufe päpstlicher Machtentwickelung, die der große Hierarch auch sonst zu erreichen strebte, nicht unnatürlich. Es war gewissermaßen eine Wiederholung und zugleich die Umkehr der Pläne Justinians, übertragen in die Sphäre der Kirche, in der ja überhaupt die alte Idee des einen, unteilbaren Weltreiches noch am wirksamsten fortlebte. Der geistliche Imperator der westlichen Reichshälfte schickte sich an, den Boden der östlichen von den Barbaren der Religion zu reinigen, um ihn zugleich dem eigenen Gebote unterzuordnen. Die weltlichen Waffen, deren er dazu bedurfte, stellten sich dem römischen Stuhl in dieser Epoche zum erstenmal unmittelbar zur Verfügung; Gregor trug kein Bedenken, sie zu jedem seiner Zwecke zu gebrauchen. Das ritterliche Heer der Hierarchie mochte durch seine Siege über den äußeren Feind dazu beitragen, auch die innere Entzweiung hinwegzuräumen.

Es wäre zu verwundern, wenn dieser Gedanke, einmal formuliert, die Politik der Päpste während der Kreuzzugsperiode je verlassen hätte. Man weiß, wie nahe besonders Innocenz III. seiner Verwirklichung gekommen ist. Bei Gregor VII. war indes daran noch nicht zu denken. Als die vornehmste Bedingung des Gelingens sah er selbst das vollkommene Einverständnis mit

König Heinrich IV. an, das er doch gleich darauf für alle Zeit unmöglich machte. In dem Kampfe, der darüber ausbrach, hat er selber keinen entscheidenden Sieg erfochten; der eine Krieg machte ihm den anderen unmöglich. Hartnäckigen Sinnes und beweglichen Geistes, wie er war, gedachte er dann dem Ziel der griechischen Einigung auch auf gerade entgegengesetztem Wege näher zu kommen: er unterstützte nun vielmehr den Angriff Robert Guiscards auf Byzanz durch die Anerkennung jenes Pseudomichael. Alexius verteidigte in diesem Augenblick in der eigenen Krone zugleich die Sonderstellung der griechischen Kirche. Die große Kombination Gregors von 1074 fiel völlig auseinander.

Allein auch von jedem äußeren politischen Hindernis absehend, darf man fragen, ob es dem Papste jemals gelungen wäre, für seine Idee einzig vermittelst der oben dargelegten Motive die genügende Anzahl von Streitern zu gewinnen. Den Saracenenkrieg hatte der Occident in Spanien vor der Thür; selbst in Sicilien ging derselbe bei Lebzeiten Gregors nicht zu Ende. An der Unterstützung der Griechen um ihrer selbst willen konnte niemandem viel gelegen sein, nachdem man sie kaum aus Italien hinausgeschlagen hatte. An ihrer Bekehrung aber nahm die Menge der Lateiner erst nach ferneren hundert Jahren, in denen der nähere Umgang gegenseitigen Abscheu erzeugte, ein lebhafteres Interesse. Wenn nun Gregor trotzdem in jenem Schreiben an Heinrich die starke Wirkung seines Aufrufs rühmt, so thut er das doch in der That nicht ohne die überraschende Hinwendung zu einem anderen, von den byzantinischen Fragen weit abliegenden Gegenstande. Schon rüsten sich, sagt er, mehr denn 50000 Mann dazu und wollen, wenn sie mich auf ihrer Heerfahrt zum Führer und Priester haben können, das Schwert in der Hand wider die Feinde Gottes anstürmen und bis zum Grabe des Herrn, unter dessen eigener Leitung vordringen. In dem Zusammenhange des päpstlichen Schreibens erscheint, wie mit Recht betont worden ist, der Gedanke an Jerusalem als das Endziel des Zuges hier nur beiläufig, in flüchtiger Erwähnung. Und wirklich konnte für Gregor nach seiner ganzen Tendenz diese specielle Idee nur eine nebensächliche Bedeutung haben. Desto größere hatte sie dagegen für die ritterlichen Kämpen, die er für sein Vorhaben zu erwärmen trachtete. Ich weiß nicht, ob es nicht zu künstlich aussähe, wollte man darauf hinweisen, daß der Name des heiligen Grabes hier streng genommen eben diesen Scharen, die dem Winke des Papstes zu gehorchen bereit sind, in den Mund gelegt wird. Einerlei — ob von ihnen zuerst ausgesprochen, oder von dem Scharfsinne Gregors ihnen entgegengebracht: auf jeden Fall bildete dieser Name das Zauberwort, das die Geister der Epoche zu entfesseln imstande war. Schon in dieser ersten, noch unfertigen, wesentlich anders gemeinten Ankündigung eines Kreuzzuges begegnet uns so, dicht neben dem hierarchischen Moment, das gewaltigere populäre.

Das 11. Jahrhundert ist auch das der Wallfahrten, und eben durch diese bekam das christliche Gemeingefühl des Abendlandes eine positive Rich-

tung auf den Orient. Seit der Bildung einer germanisch-romanischen Völkerwelt war der Blick im stillen dem heiligen Lande zugewandt. Karl der Große hat über Rom Jerusalem nicht vergessen. Jene lokale Verehrung, welche die Schwellen der Apostel fanden, mußte der Gruft des Erlösers noch inbrünstiger zuteil werden. Wie die Zeit, in der sich voreinst das Göttliche unmittelbar mit dem Menschlichen berührt hatte, so erschien auch der Ort, wo das Wunder aller Wunder geschehen, der andächtigen Betrachtung unendlich würdig. Erst jetzt aber war die Sitte der Pilgerschaft recht allgemein geworden. Dem ascetischen Drange des Jahrhunderts, so mächtig er war, möchte ich einen überwiegenden Anteil daran kaum zuschreiben. Es war wohl ebensosehr eine Sehnsucht des Gemüts nach Anschauung. Dies ist die Periode, wo die Phantasie in unseren jungen abendländischen Nationen allerorten ihre Schwingen regte. In Kunst und Dichtung war die Schulzeit der bloßen Aneignung des Überlieferten vorüber; der Geist bewegte sich zum erstenmal mit einer gewissen Freiheit des Suchens. Die heidnischen Vorstellungen sind allmählich auch aus der Sinnenwelt verdrängt, die christlichen nehmen die Breite, wie der inneren, so der äußeren Natur ein. Der Gesichtskreis hat sich überhaupt auch räumlich erweitert, und mit dem ritterlichen wächst ein geistlicher Wandertrieb. Wie hätten da die Normannen zurückbleiben sollen, die in dieser Epoche sozusagen allgegenwärtig sind? Sie pflegten ihren Weg übers Meer zu nehmen: jene vierzig, die im Jahr 1016 bei Salerno ans Land stiegen und dem Fürsten Waimar gegen die Saracenen halfen — was den Anstoß zur Umwälzung von Unteritalien gab — waren von Jerusalem hergekommen. Nicht lange danach zog Herzog Robert von der Normandie dorthin; er freilich zumeist, um die Vergiftung seines Bruders abzubüßen. In Asien erkrankt, ließ er sich von Saracenen in einer Sänfte weiterschaffen: ihm war dabei zu Mut, als trügen ihn Teufel nach dem Paradies. Die Deutschen wählten gewöhnlich die Straße über Ungarn und Konstantinopel. Am berühmtesten ward unter ihnen die große Wallfahrt, welche Erzbischof Sigfrid von Mainz mit Günther von Bamberg und Tausenden von Begleitern 1065 unternahm. Sie war überaus prächtig und glänzend; allein eben dadurch zog sie die Angriffe der moslimischen Raubsucht auf sich; nicht ein Drittel aller Teilnehmer kehrte zurück.

Denn mit der Stetigkeit und Fülle des Pilgerstromes wuchsen auch die Beschwerden und Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte. Sehr begreiflich, daß die Saracenen aus dem Besitz der christlichen Heiligtümer eine Erwerbsquelle machten; noch begreiflicher, daß die Wallfahrer diesen Zustand auf das bitterste empfanden. Alle die Widerwärtigkeiten sodann, von denen die Christen Palästinas betroffen wurden, machten sich zugleich den abendländischen Pilgern fühlbar: die Verfolgung von seiten des Fatimiden Al Hakem; die Anarchie unter Mostansir, die in dem Schicksal jener deutschen Bischöfe in ganzem Umfang zutage trat; endlich der Einbruch und die fanatische Roheit der Seldschuken. In wie manchem der rauhen Kriegsleute, die

hier anzubeten kamen, mochte nicht mit dem germanischen Geblüt noch jene Stimmung lebendig sein, in welcher einst Chlodwig als Täufling die Leidensgeschichte des Heilandes vernommen hatte! Der Wunsch, den Herrn gleichsam an seinen Feinden zu rächen, mußte im Angesicht seines Grabes am stärksten aufwallen. Der unpolitische Enthusiasmus sah gewiß zu jeder Zeit in Jerusalem ein höheres Ziel des religiösen Kampfes, als in Toledo oder Palermo; sehr lange freilich ein durchaus ideales.

Dann aber — wäre es wirklich nur noch weiter getriebene Schwärmerei gewesen, was gegen den Ausgang des Jahrhunderts inmitten der abendländischen Angriffsbewegung wider den Islam die Idee der Eroberung Jerusalems mehr und mehr realisierbar erscheinen ließ? Durfte man nicht neben dem religiösen Verlangen auch die politisch begründete Hoffnung hegen, zur Seite der griechischen Heere den in sich selber entzweiten mohammedanischen Orient in der That zu überwinden? Die jüngsten und härtesten Leiden des heiligen Landes waren das Produkt des Sieges der einen Hälfte der östlichen Moslimen über die andere. Und so durchgreifend der Erfolg der türkischen Horden im vorderen Asien gewesen war: schon ließen sich Anzeichen eines Rückganges ihrer Macht, einer abermaligen Umkehr der Dinge bemerken. Einheit und Größe des seldschukischen Sultanats ging 1092 mit dem Tode Melikschahs zu Ende. Der Zustand beruhte zunächst darauf, daß zwischen seinem älteren Sohne Barkijarok und seiner Witwe Turkan Chatun, welche ihrem eigenen Knaben Mahmud die Nachfolge sichern wollte, Streit ausbrach. Sie gewann einige Emire für sich, wurde zwar geschlagen, regte jedoch nun die Oheime Barkijaroks gegen den Stiefsohn auf. Vor allem durch Tutusch, den Herrn von Damaskus, der sich mit den Statthaltern von Aleppo und Antiochien verband, wurde dann das Land vom Euphrat an mit Bürgerkrieg erfüllt. Darüber sonderte sich nicht nur Kleinasien unter Kilidsch Arslan desto entschiedener von dem übrigen Reichskörper ab: die Hauptsache ist, daß selbst das fatimidische Kalifat in Kairo wieder Atem schöpfte. Der unbedeutende Erbe Mostansirs, Mostali, kommt persönlich nicht in Betracht; gleichzeitig (1094) ging jedoch auch die Gewalt des Wesirs Bedr auf einen Sohn, El Afdal, über, der den Vater an Unternehmungsgeist noch übertraf. El Afdal faßte die Wiedereroberung Syriens ernstlich ins Auge. Für die Christen Palästinas lag darin die Aussicht auf neue Heimsuchungen, für eine abendländische Intervention eine Möglichkeit des Gelingens mehr.

Kein Zweifel, daß man hie und da im Occident, daß insbesondere Papst Urban II., wie von der steigenden Not Jerusalems, so von der allgemeinen Lage, zum mindesten von dem zwischen Seldschuken und Fatimiden bestehenden Gegensatz, im großen und ganzen unterrichtet war. Die Legende, wie sie durch Albert von Aachen in die Tradition eingeführt worden, konzentriert in poetischer Weise das Verdienst der Mitteilung in einer einzigen Gestalt, in dem Einsiedler Peter von Amiens, der auf der Wallfahrt vornehmlich durch ein Traumgesicht zu seiner Rolle begeistert wird. Wir brauchen die Erzählung

nicht zu wiederholen, da sie vor der kritischen Forschung nicht standgehalten hat. Peter von Amiens nahm in einem späteren Augenblick als populärster Verbreiter des vom Papst ergangenen Aufrufs einen erheblichen Anteil an der Entwickelung der Begebenheit; allein der Ruhm der Initiative gebührt ihm nicht. Nur darf man deshalb nicht an die Stelle des inspirierten Eremiten eine Art von Inspiration des Papstes selber setzen. Die Pilger gingen ab und zu; das Gerücht von den unerträglichen Zuständen in der heiligen Stadt kann in den unteritalischen Häfen nicht klein gewesen sein. Papst Urban, der in seinen ersten Jahren genötigt war, in diesen Gegenden zu residieren, war auf das bloße Gerücht nicht angewiesen. Es wäre das natürlichste von der Welt, wenn — was als das eigentlich Greifbare in der Legende erscheint — der Patriarch von Jerusalem selbst den großen Amtsbruder im Abendlande von seinen Bedrängnissen in Kenntnis gesetzt hätte. Um die Situation des Orients überhaupt wußten dagegen die byzantinischen Gesandtschaften Bescheid, welche Urban, wie früher erwähnt, bereits in seinem Exil bei den apulischen Normannen wiederholt empfing.

In dieser gegenseitigen Annäherung zwischen Urban und Alexius liegt nun aber von vornherein das politisch entscheidende Moment. Es hat sich dabei zunächst durchaus nicht um einen Kreuzzug gehandelt. Gleich zu Anfang seines Pontifikats wandte sich der Papst mit einem rein kirchlichen Anliegen an den Kaiser: er wünschte die Aufhebung einer Verordnung, durch welche Alexius den Lateinern in seinem Reiche den Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl untersagt hatte. Alexius antwortete sofort mit einer artigen Einladung des Papstes zu einem Konzil, das anderthalb Jahr später in Konstantinopel die ganze Frage — eben die, worüber man vor einem Menschenalter so gründlich miteinander zerfallen war — diskutieren und austragen sollte. Er nahm somit die freundliche Haltung Michaels VII. gegen die römische Kirche wieder an, nachdem die durch dessen Katastrophe hervorgerufenen persönlichen Irrungen mit Robert Guiscard und Gregor durch den Tod der letzteren thatsächlich ein Ende gefunden. Papst Urban erkannte sehr wohl, daß davon zugleich das Verhältnis seiner Schützer, der Normannen, zum östlichen Reiche berührt wurde. Bevor er die Einladung anzunehmen wagte, begab er sich nach Troina auf Sicilien, um mit dem Senior der normännischen Herren, dem Grafen Roger, Rücksprache zu nehmen. Nur ungern verließ Roger — es war im Sommer des Jahres 1088 — sein Lager vor einem der letzten saracenischen Felsennester; er traf Anstalten, daß der Kampf auch in seiner Abwesenheit nicht unterbrochen wurde. In Troina gab er dann dem Papste den Rat, die Gelegenheit zur Beseitigung des Schismas nicht zu versäumen.

Eine unscheinbare Begegnung von großer Tragweite. Die Normannen billigten die Aussöhnung des römischen Stuhls mit dem Kaiser in Konstantinopel, den sie noch vor kurzem so heftig angegriffen hatten. Sie bequemten sich damit zu stillschweigendem Verzicht auf Griechenland, wie Alexius seine

Ansprüche auf Italien fallen ließ. Es war sozusagen eine negative Auseinandersetzung der christlichen Streitkräfte des Westens und Ostens, die notwendige Voraussetzung ihrer nahe bevorstehenden positiven Vereinigung. Zu jenem Konzil ist es dann freilich nicht gekommen. Der fortdauernde Kampf mit Kaiser Heinrich IV., der nur sehr langsam eine günstige Wendung nahm, hielt Urban II. persönlich im Abendlande fest, während Alexius mit der Überwältigung der Petschenegen und Kumanen alle Hände voll zu thun hatte. Ihre guten Beziehungen aber wußten beide bis auf gelegenere Zeiten wohl zu pflegen. Man kann in ihnen überhaupt eine verwandte Ader nicht verkennen. Auch der Franzose — denn Urban ist in Châtillon an der Marne unweit Rheims geboren — war wie der Byzantiner auf seinem Felde ein Politiker von echtem Schlage: zäh und unnachgiebig in allen Grundsätzen, geschmeidig und geduldig in den Verwickelungen des Augenblicks. Auch er kam von den schwierigen Anfängen zu den größten Erfolgen empor; allerdings, wie wir seinerzeit bemerkten, wesentlich durch Glück, welches ihn der Mühe überhob, seine Siege gleich Alexius selbst zu erfechten. Allein das Glück zu ergreifen, festzuhalten, auszubeuten, hat er jederzeit meisterhaft verstanden. In der Durchführung der gregorianischen Ideen, deren Erbe er war, ist er deshalb weiter gekommen, als Gregor selber. Ein originales Verdienst erwarb er sich indessen nur um eine derselben, um die des Kreuzzugs.

Ende 1093 konnte er wieder in Rom seinen Sitz nehmen. Im folgenden Winter begab er sich nach Oberitalien, wo Mathilde mit den Welfen, den lombardischen Städten und dem Sohne Heinrichs IV. jene Partei für ihn gebildet hatte, die dem Kaiser im Süden der Alpen den Boden unter den Füßen wegzog. Die Synode, welche dann im März 1095 zu Piacenza gehalten ward, hatte vornehmlich den Zweck, diesen Sieg zu vervollständigen. Die zweite Gemahlin des Kaisers, die Russin Praxedis, welche gänzlich mit ihm zerfallen war — denn moralischen Kredit konnte sich Heinrich eben nie verschaffen — trat dort mit schmählichen Anklagen wider ihn hervor, die dazu angethan waren, den Rest seines Ansehens bei den kirchlich Gesinnten zu vernichten. Ebenda erschien nun aber eine neue Gesandtschaft von Byzanz, und zwar um dem Papst und durch ihn der lateinischen Christenheit die Bitte um Unterstützung gegen die Moslimen vorzutragen. An der Thatsache ist nicht zu zweifeln, da sie der gleichzeitige Bernold von Konstanz berichtet, den Urban selbst als Kardinal zum Priester geweiht, ein Autor, dem wir auch sonst die vollständigste und genaueste Notiz von dieser Synode verdanken. Durchaus überraschend kam die Botschaft den Männern des gregorianischen Kreises an und für sich nicht gekommen sein; sie entsprach überdies vollkommen der damaligen Lage des Alexius. Wie wir uns erinnern, hatte sich dieser gerade 1094 durch die Besiegung der Kumanen seiner übrigen Feinde entledigt. Unermüdlich wie er war, mußte er in dem Angriff auf die Seldschuken seine nächste Aufgabe erblicken, schwer genug, um eine kräftige Hülfsleistung von seiten eines wohlwollenden Verbündeten, den er eben jetzt der

eigenen Sorge überhoben wußte, nicht überflüssig erscheinen zu lassen. Von Gegenversprechungen erwähnt Bernold nichts, doch läßt er die Byzantiner schlechthin von der Verteidigung der heiligen Kirche — d. h. doch der einen, gemeinsamen Kirche — reden: die ernstliche Anbahnung einer geistlichen Union zwischen Griechen und Lateinern schien mit dem Schritte des Alexius, seinem Gesuch an den römischen Papst, von selbst gegeben.

Wie hätte Urban II. sich lange bedenken sollen? Soeben war er in vollem Zuge, die hierarchischen Entwürfe seines Meisters im Occident siegreich ins Werk zu setzen: da bot sich ihm die Gelegenheit, auch das orientalische Projekt desselben in die Hand zu nehmen. Bemerken wir jedoch den Unterschied, der sich unmittelbar aus der Situation ergab. Gregor hatte sich 1074 selbst an die Spitze des Zuges stellen wollen und eben daran die Hoffnung geknüpft, die römische Doktrin und Autorität in der östlichen Christenwelt zur Geltung zu bringen. Er meinte sich aufmachen zu dürfen, weil er noch auf Heinrich IV. zählte, dem er geradezu die Obhut über die römische Kirche während seiner Abwesenheit angeboten hat. Auch Urban war 1088 bereit gewesen, nach Konstantinopel zu gehen, um wenigstens in konziliarer Verhandlung die Sache Roms bei den Griechen zu fördern. Damals war der Kaiser im Vorteil; er selber im Exil bei den Normannen; durch eine zeitweilige Entfernung aus Italien hätte er nichts weiter eingebüßt. Jetzt hatte er umgekehrt Heinrich zurückgedrängt und aufs tiefste gedemütigt; er konnte — ein neuer Triumph — den Antrag von Byzanz entgegennehmen und prüfen, ohne daß dabei von jenem auch nur die Rede gewesen wäre. So weit aber war er auch jetzt noch nicht, daß er dem Kaiser und dem Gegenpapst das Feld im Abendlande völlig hätte überlassen dürfen. Indem er jedoch auf jede persönliche Teilnahme verzichten mußte, ward das Unternehmen in sich selbst ein anderes. Die Absichten Gregors VII. traten in den Hintergrund; das hierarchische Interesse an der ganzen Frage konzentrierte sich mehr auf die Thatsache, daß die orientalische Expedition überhaupt vom Abendlande aus im Namen des Papstes ausgeführt ward. Sollte man ihr da nicht ein Ziel stecken, dessen Erreichung, während sie den Griechen nicht minder zugute kam, das eigene Verlangen des Occidents befriedigte und dem Papsttum den höchsten idealen Gewinn versprach? Das populäre Moment fiel unter solchen Umständen mit dem hierarchischen zusammen: in dem alten Entwurfe, wie er in veränderter Zeit wieder zum Vorschein kam, verschob sich der Accent auch für den päpstlichen Standpunkt unwillkürlich auf Jerusalem.

In Piacenza ist davon schwerlich viel, vielleicht noch gar nicht gesprochen worden. Die Synode als solche ward mit dem Gegenstande überhaupt nicht beschäftigt. Urban beschränkte sich darauf, einer Anzahl von Getreuen das eidliche Versprechen ihrer Bereitwilligkeit zu dem von Byzanz begehrten Hülfszuge abzunehmen. Denn das Abkommen mit den Griechen bildete die notwendige Voraussetzung, Konstantinopel die einzig mögliche Basis für jedes weitere Vorhaben. Zur Reife gedieh der Entschluß des Papstes auf der

Reise, die er im August 1095 über die Alpen unternahm, um auch an dem französischen Könige Philipp I., der sich von einer sittlich anstößigen Verbindung nicht lossagen wollte, sein geistliches Oberrichteramt auszuüben. Die fürstlichen Ehehändel boten, wie in den Zeiten Nikolaus' I., dem hierarchischen Eingriff die bequemste Handhabe dar. Auf den 18. November ward nach Clermont in der Auvergne eine große Synode ausgeschrieben, die der romanischen Welt auch außerhalb Italiens die gebietende Stellung des gregorianischen Papsttums vor Augen führen sollte. In der Zwischenzeit, die er in den provençalischen und burgundischen Landschaften zubrachte, wird sich Urban mit den Großen und Edelleuten dieser Gegenden über die Heerfahrt nach dem Orient verständigt haben. Gleich anfangs finden wir ihn in Le Puy, dessen Bischof Adhemar von Monteil, auch ritterlich eine höchst einnehmende Gestalt, vor einigen Jahren Palästina als Pilger besucht hatte. Indem sich der Papst dann nach St. Gilles begab, dem Erbsitz des Grafen Raimund von Toulouse, Markgrafen von Provence, ist er wahrscheinlich auch mit diesem persönlich zusammengetroffen. Jedenfalls ist mit Raimund, dem mächtigsten Manne zwischen Alpen und Pyrenäen, dessen Urteil und Beispiel für die aquitanisch-provençalische Ritterschaft vorzüglich maßgebend war, auf die eine oder die andere Weise zum voraus eine Abrede getroffen worden.

Wer wüßte nicht, was darauf in Clermont selbst geschah? Nachdem nun auch König Philipp in den Bann gethan, und die früheren Dekrete, in denen die Emancipation der Kirche vom Staate zum Ausdruck kam, nicht ohne gewisse Verschärfungen wiederholt worden, ergriff der Papst am 26. November im Freien auf weitem Platze von einer Bühne aus das Wort, vor einer nach Tausenden zählenden Menge von Klerikern und Laien, Edlen und Geringen, die sich in der That als eine Repräsentation des zugleich devoten und bewaffneten Südwesteuropa betrachten konnten; am zahlreichsten sah er natürlich seine Landsleute, die Franzosen, aus dem Norden wie dem Süden, sich gegenüber. Die Predigt, welche er da gehalten, ist nicht authentisch überliefert. Die wenigsten mögen den ganzen Wortlaut vernommen haben; auf die Summe des Inhalts waren wohl die meisten mehr oder weniger vorbereitet. Vielleicht hat Urbans Beredsamkeit zu anderen Zeiten schwierigere Proben bestanden; wir wissen, wie er einst als Kardinal die hartnäckig widerstrebenden Sachsen doch endlich von der Rechtmäßigkeit der Exkommunikation des Kaisers überführte. In dieser Stunde bot sich seiner Kunst die dankbare Aufgabe dar, eine in der Brust zahlloser Zuhörer nur noch leise schlummernde Überzeugung vollends zu erwecken. Das gelang ihm vollkommen; es war sein glücklichster, sein welthistorischer Augenblick. Das Temperament der Romanen kam ihm mit lebhafter Begeisterung entgegen. Viele der Versammelten wurden von dem Gefühl übermannt, daß der Feldzug zur Befreiung des heiligen Grabes, wie er hier zum erstenmal öffentlich und feierlich empfohlen ward, der Wille Gottes sei. Darin lag sowohl der

Glaube, daß er ausgeführt werden könne, wie die Erkenntnis, daß er ausgeführt werden müsse.

Immerhin erfahren wir von dem besonnensten der anwesenden Berichterstatter, dem Abte Baldrich, späteren Erzbischof von Dol, dessen einleuchtender Darstellung man überhaupt zu folgen genötigt wird, daß doch auch mancher seine Bedenken nicht zurückhielt. Großen Eindruck machte da, daß Bischof Adhemar von Puy mit heiterem Antlitz auf Urban zuschritt, sich auf die Knie niederließ und Urlaub und Segen für die Teilnahme am Zuge erbat und erhielt. Und als nun der Papst eben diesen Mann zu seinem Stellvertreter bei der Heerfahrt ernannte, da erklärte sich die Ritterschaft in Masse bereit, einem solchen Anführer, der ihr volles Vertrauen genoß, zu folgen; unverzüglich hefteten sie das von Urban gewählte Wahrzeichen der Entschlossenen, das Kreuz, auf ihr Gewand. Die noch Zaudernden ließen sich tags darauf durch eine Botschaft Raimunds von Toulouse bestimmen. Der Graf ließ der Synode sagen, daß er bereits das Kreuz angelegt habe und mit einem zahllosen Gefolge von Rittern und Knechten zum Zuge rüste. Er forderte zum Anschluß auf und verhieß den Bedürftigen Unterstützung aus seinen Reichtümern. Aus Baldrichs Erzählung erhellt, wie sehr dadurch die allgemeine Zuversicht gehoben ward. Die weltliche wie die geistliche Leitung des Unternehmens schien gewährleistet: es hatte nun erst eine solide Grundlage gewonnen.

Von nicht minderer Bedeutung waren indes die praktischen Beschlüsse der Synode selbst. Indem sie eine Expedition zu Roß und zu Fuß zur Erlösung Jerusalems und der anderen Kirchen Asiens aus der Gewalt der Saracenen verordnete, sprach sie allen, die nicht aus Ehr- oder Habsucht, sondern aus reiner Devotion daran teilnehmen würden, volle Sündenvergebung zu und nahm die Güter der Abwesenden in den vollen Friedensschutz der Kirche. Nicht zu übersehen ist ferner, daß schon in einer der vorhergehenden Sitzungen der Gottesfriede, die alte Treuga Dei, zum allgemeinen Gesetz erhoben worden war. Der Gedanke ging dahin, den heimischen Fehden womöglich ein Ende zu machen, um die Kräfte des Abendlandes unzersplittert und ungestört für die große Sache der Eroberung des Morgenlandes einzusetzen. Natürlich bedurfte es dazu der weiteren Kreuzpredigt, die den heimziehenden Bischöfen je für ihren Sprengel zur Pflicht gemacht wurde.

Nach allem, was wir uns vergegenwärtigt haben, würde es unzutreffend sein, in der Kreuzpredigt Urbans II. vom 26. November 1095 eine weltgeschichtliche Improvisation zu erblicken. Sie war das ebensowenig, wie jener ältere epochemachende Akt des Papsttums vom Weihnachtstage des Jahres 800, die Kaiserkrönung Karls des Großen. In dem einen wie in dem anderen Falle drängte nicht allein die gesamte bisherige Entwickelung auf das neue Ereignis hin: auch der Hergang selbst war hier wie dort nicht ohne Umsicht vorbedacht und eingeleitet; nur durch einzelne momentane Züge in

der Form der Durchführung sah sich, wie einst der große König, so jetzt die geistliche Volksversammlung überrascht. Indem wir jedoch die beiden Begebenheiten einen Augenblick nebeneinanderhalten, fällt der ungeheure historische Kontrast, in welchem sie zu einander stehen, um so greller ins Auge.

Vor drei Jahrhunderten empfing der fürstliche Führer des fränkischen Heerbannes zum Dank für eine Fülle christlicher Heldenthaten aus den Händen des Papstes die alte Reichskrone, das Symbol des Weltstaates, welcher die Idee der Einheit der Kulturwelt in politischer Fassung repräsentierte. Nach vollzogener Krönung hatte sich Leo III. vor dem Kaiser niedergeworfen, um ihm als erster Unterthan, unbeschadet seiner geistlichen Hoheit, die übliche Huldigung darzubringen. Urban II. dagegen handelte zu Clermont, als seien die legitimen Herren der karolingischen Gebiete, der Salier wie der Capetinger, nicht mehr vorhanden. Jetzt stellte sich der Oberpriester in Person an die Spitze der wehrhaften Mannen, die, wiewohl in verändertem Sinne, noch immer den fränkischen Namen führten. Er krönte sich gleichsam selbst zu ihrem Kaiser und nahm in ihrer Kniebeugung eine zwiefache Adoration entgegen. Wie der große Kalif, in dessen Auftrag einst Jerusalem dem Islam unterworfen worden, so suchte nun der Papst, indem er der Christenheit die Rückeroberung anbefahl, neben der geistlichen auch die weltliche Einheit der im Glauben verbundenen Völker in sich allein darzustellen.

Drittes Kapitel.

Erster Kreuzzug. Errichtung des Königreichs Jerusalem.

Zu der gewaltigen Wirkung, welche die Kreuzpredigt nach der Synode von Clermont hervorbrachte, haben die dort zu Gunsten der Kreuzfahrer getroffenen Bestimmungen gewiß das ihre beigetragen. Allein davon abgesehen ist es immer in unserem Europa so gewesen: enthusiastische Regungen haben die Populationen mit einemmal ergriffen; man hält sie dann regelmäßig für etwas neues, ohne daß sie es sind. Auch ist gerade Frankreich für solche Impulse stets besonders empfänglich gewesen. Selbst das ist eine häufige Erscheinung, daß die ausbrechende Bewegung alsbald in zwiefacher Gestalt, auf der einen Seite in niederen, auf der anderen in höheren Kreisen, hervortritt.

Peter der Einsiedler und andere populäre Prediger, die sich an ihn anschlossen, Volkmar und Gottschalk und wie sie sonst heißen, regten im nordöstlichen Frankreich, in Lothringen und am Niederrhein die Massen an. Tumultuarische Haufen erhoben sich zu dieser größten aller Wallfahrten.

Sie nahmen ihren Weg von Lothringen her über Bayern und Österreich durch Ungarn, wo auch manche Italiener zu ihnen stießen. Nur wenige Ritter, wie Walther von Pacy, Graf Emicho und Wilhelm genannt der Zimmermann, nahmen daran Teil, etwa ihrer acht. Unter tausendfachen Abenteuern kamen sie nach Konstantinopel. Es ließ sich nicht eben viel von ihnen erwarten. Sie hatten auf ihrem Wege die Juden verfolgt, den Bulgaren das Vieh weggetrieben und andere Gewaltthätigkeiten verübt. Alexius that ihnen Vorschub, um sie nach Asien überzusetzen; aber bei dem ersten Zusammentreffen mit den Seldschuken, welche die wichtigsten Pässe besetzt hatten, mußten diese ungeordneten Haufen erliegen (Oktober 1096).

Erst danach erhoben sich die Ritter und Herren. Es waren vornehmlich jene Magnaten des damaligen Frankreichs, die sich von Gottes Gnaden schrieben und den König doch nur unter bestimmten Bedingungen als Herrn über sich anerkannten. Sie hatten ihrerseits mächtige Vasallen, denen wiederum Untervasallen folgten. Lehnstreue und Ritterehre hielten die einen mit den anderen trotz aller Unbändigkeit zusammen. Drei oder vier Hauptgruppen von Teilnehmern am Kreuzzuge lassen sich nun unterscheiden: die Nordfranzosen, denen sich hernach die italienischen Normannen beigesellten, die Südfranzosen und die Lothringer, welche zwar politisch dem Reich angehörten, jedoch durch ihre Nationalität in der engsten Verbindung mit den Franzosen standen.

Unter diesen letzten der vornehmste Mann, durch seine Stellung einer der vornehmsten des ganzen Zuges, war Gottfrid von Bouillon, seit 1088 Herzog von Niederlothringen, also Lehnsmann des Kaisers, in dessen Heer er auch in Italien gefochten hatte, doch als Sohn des Grafen Eustach von Boulogne von Vaterseite her unzweifelhaft Franzose. Sein Herzogtum war damals nicht mehr von Bedeutung; seine Macht beruhte hauptsächlich in der Mark Antwerpen und großen Allodien in den wallonischen Gebieten der französischen Zunge. Wir finden ihn da besonders mit den Bischöfen von Lüttich und von Metz in Händel verwickelt, in denen er weder auf geistliche, noch auf kaiserliche Gesinnung Rücksicht nimmt, sondern nur auf sein Interesse und das seiner Familie. Von seinen Brüdern Eustach und Balduin tritt besonders der letztere hervor, eine hohe Gestalt, mächtig und würdig; er hat weit mehr gethan, als Gottfrid selber. Eine Rolle spielte in dieser Gruppe auch Balduin von Hennegau. Sie zogen wie die Scharen Peters durch Deutschland und Ungarn.

Die glänzendste Gruppe bildeten die Nordfranzosen. Da war Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelms des Eroberers, der in der Mitte eines ungehorsamen Adels es vorzog, seinem Bruder, dem König Wilhelm von England, sein Land für 6666 Pfund Silber zu überlassen und sich mit einem zahlreichen Gefolge aufzumachen. Ihm schloß sich sein nächster Verwandter an, Stephan von Blois, der so viel Burgen besessen haben soll, als Tage im Jahre sind, sowie der Bruder des Königs von Frankreich, Hugo

von Vermandois, ein echter Capetinger der älteren Zeit, leutselig gegen die Ritter, demütig gegen die Geistlichen. Für überaus kirchlich galt auch Graf Robert von Flandern, der sich diesem Zuge zugesellte. Diese nun nahmen ihren Weg durch Italien, um von Bari aus nach Griechenland hinüberzugehen; unterwegs halfen sie Urban II., den kaiserlichen Gegenpapst aus Rom zu vertreiben.

In Unteritalien aber begegneten sie ihren Landsleuten, den Normannen, und fanden dort alles zu einem hochbedeutenden Anschluß vorbereitet. Einer der Söhne Guiscards, jener Boemund, welcher einst die Feldzüge des Vaters gegen Alexius mitgemacht, erkannte, in der Entzweiung mit seinen Verwandten auf das Fürstentum Tarent beschränkt, in dem Kreuzzuge die Gelegenheit, eine größere und freiere Stellung in der Welt zu erwerben. Mit den Byzantinern stand auch er jetzt in gutem Vernehmen; doch hat man Grund anzunehmen, daß er von vornherein sein Augenmerk auf Antiochien gerichtet habe. Boemund war soeben mit den übrigen Normannen in einer neuen Belagerung von Amalfi begriffen, als er die Kunde von dem Nahen des Kreuzheeres vernahm. Er wiederholte den Ruf: Gott will es, gab die Belagerung auf und zerschnitt seinen Mantel zu Kreuzen für sein Gefolge. Überdies sammelte er von nah und fern eine Anzahl von einzeln ziehenden Kreuzfahrern um sich. Neben ihm erscheint sein Vetter Tancred, von dem es heißt, er habe ebenso nach Entbehrungen und Anstrengungen verlangt, wie andere nach Wohlleben: er will nicht selbst von sich reden, aber andere von sich reden machen!

Am populärsten aber blieb der Impuls zum Kreuzzuge nach wie vor im südlichen Frankreich. Graf Raimund von Toulouse, von dem hier der Anstoß ausgegangen, hat auch hernach den bedeutendsten Einfluß auf die Masse ausgeübt. Er brauchte nichts zu verpfänden; er war einer der reichsten und größten Fürsten der damaligen Welt. Dennoch hat er, das ist über allen Zweifel erhaben, die Absicht gehabt, den Rest seines Lebens diesem Kampfe zu weihen. Er war damals fünfundfünfzig Jahre alt, aber noch voll Feuer. Auf seiner Fahne sah man das Bild der heiligen Jungfrau; in seinem Geleite zog der päpstliche Legat. Eine Menge vornehmer Vasallen, wie der Graf von Bearn, Albert Graf von Roussillon, Franz Herr von Montpellier, schloß sich ihm an; dazu unzähliges Volk aus der Provence und Aquitanien. Soweit reichte jedoch die Autorität Raimunds mit nichten, daß sich nun diese insgesamt seiner Leitung untergeben hätten; sie zogen vielmehr in einzelnen Haufen, durch Oberitalien, Friaul und Dalmatien; sie, die Küstenbewohner auf dem Landwege: man sieht, wie unentwickelt noch die abendländische Seemacht war.

Welchen Weg sie aber auch nahmen, alle erschienen an der Grenze des griechischen Reiches, das sie jedoch als zweifelhafte Freunde ansah. Wie hätte Alexius auf solche Wirkung seines Antrags gefaßt sein sollen? Dieser endlose Zug eroberungslustiger Ritter mußte ihm um so größere Bedenken

erregen, als er der Gesinnung der Normannen vielleicht doch nicht so unbedingt trauen durfte. Seine Haltung ward ihm durch die Klugheit vorgeschrieben, die ihn auch in dieser Lage nicht verließ. Er suchte sich vor den Kreuzfahrern zu sichern, und sie auf der anderen Seite doch, wie natürlich, zu Bundesgenossen seines Reichs zu machen. Ganz unvermeidlich war jedoch die Verwickelung, welche in Konstantinopel eintrat. Die Kreuzfahrer, zum Teil durch Alexius selbst herbeigerufen, hatten insofern ein und dasselbe Interesse mit ihm, als auch sie die Seldschuken angreifen wollten, die ihn bedrängten. Aber das ihre war doch auch noch ein anderes; es ging auf die Befreiung der schon vorlängst der byzantinischen Herrschaft entrissenen Lande; es hatte einen religiösen Impuls, der von aller politischen Rücksicht fern war. Auch zu dessen Bethätigung freilich konnten sie selber den griechischen Kaiser nicht entbehren.

Eine Handhabe gewann Alexius durch den Umstand, daß Hugo von Vermandois voller Ungeduld seinen Leuten persönlich nach Griechenland vorausgeeilt war. Der Kaiser erwies ihm die größte Höflichkeit, behielt ihn jedoch zugleich in seiner Gewalt, bis er sich zu dem verlangten Treueide bequemte. Dieser Vorgang war für die übrigen entscheidend. Auch Gottfrid, welcher zunächst anlangte, ward, wiewohl erst nach mancherlei widerwärtigen, selbst blutigen Händeln, dahin gebracht, in einer großen feierlichen Audienz seine Hand in die des Kaisers zu legen, sein Lehnsmann zu werden und ihm zu versprechen, wie Anna Comnena sagt: alle Städte, Landstriche und Burgen, welche vordem zum römischen Reiche gehört, nach der Eroberung an die vom Kaiser dazu abgeordneten Beamten auszuliefern. Man wird darunter billigerweise doch nur die von dem macedonischen Hause wiedergewonnenen, zuletzt in die Hände der Seldschucken geratenen Besitzungen, wozu allerdings auch Antiochien und Edessa gehörten, verstehen dürfen. Immerhin hatte Alexius das erreicht, was König Pippin einst in ähnlichem Falle, nach der Vertreibung der Langobarden aus dem Exarchat, den Griechen grundsätzlich abgeschlagen. Denn auch Boemund und Raimund ließen sich am Ende zu befriedigenden Versicherungen bereit finden.

So geschah es, daß die Abendländer Kleinasien in Verbindung mit den Griechen angriffen. Es war für die Kreuzfahrer selbst ein großer Vorteil, die Seemacht der Griechen für sich zu haben, wie sich sogleich bei Nicäa zeigte, das sie zuerst berannten. Nur durch den Beistand einiger griechischer Schiffe, welche den bei Nicäa gelegenen See beherrschten, gelang es ihnen, dieser Stadt Hülfe und Zufuhr abzuschneiden und sie endlich zu erobern. Sie ward den Griechen überlassen (20. Juni 1097). Die Seldschuken sahen hierdurch alle ihre kleinasiatischen Eroberungen gefährdet: kein Wunder, wenn sie sich unter der Anführung Kilidsch Arslans sammelten und die Abendländer auf ihrem Zuge durch Phrygien bei Doryläum mit der Überlegenheit der Anzahl, der Landeskunde, der hier tauglichen Waffen anfielen. Es war ein welthistorischer Moment, wie so die seldschukische Reiterei mit der west-

europäischen zusammenstieß. Sie hofften, sagt der älteste Geschichtschreiber der Franken, auch uns mit ihren Pfeilen in die Flucht zu jagen, wie Araber, Armenier, Syrer und Griechen; aber sie werden niemals den unseren gleich sein. Die Türken wurden völlig zurückgeschlagen. Sie sagten darauf, es gäbe nur zweierlei Kriegsleute, sie und die Franken. Auch die Sieger aber räumten ein, wenn jene Christum bekennen wollten, so gäbe es keine besseren Soldaten als sie!

Man kann leicht erachten, welch einen Eindruck die Erscheinung eines Heeres dieser Art in Asien machen mußte. Aus dem Occident, woher seit den Zügen der Goten niemals mehr Truppen gekommen waren, erschien nun eine so große und tapfere, im ganzen gesittete, begeisterte Schar. Die erste Wirkung war, daß alle Christen in jenen Gegenden aufatmeten und Mut faßten. In vielen Städten Kleinasiens prädominierte noch die griechische Bevölkerung. Allenthalben zeigten sich natürliche Verbündete. Auch Edessa hielt sich im Innern noch frei von den Seldschuken, doch war es tributpflichtig. Man fühlte sich dort in äußerster Gefahr, da der Fürst alt und die Türken so mächtig waren. Allein, wie die Messinesen sich beim Anrücken der Normannen gegen die Araber empört, so entschlossen sich hier die Ältesten, an Balduin zu schicken und die Stadt ihm anzubieten. Als ein Befreier ward Balduin empfangen. Samosata und Sarudsch fielen in seine Hände. Indessen nahm Tancred Mamistra, Alexandrette und andere cilicische Ortschaften ein. Der Weg nach Syrien war eröffnet.

Hier nun, wo es sehr schwer gewesen wäre, gegen die Feinde, wenn sie einig zusammengehalten hätten, etwas auszurichten, kam den Kreuzfahrern die Entzweiung der lokalen Gewalten förderlich entgegen. Der Bürgerkrieg, der mit dem Tode Melikschahs ausgebrochen, hörte nicht auf, als 1095 auch Tutusch starb. Dessen Söhne selber, die Emire Ridwan von Aleppo und Dekak von Damaskus stritten miteinander. Zu Ridwan stand sein Verwandter Bagi Sijan von Antiochien und der Ortokide Sokman in Jerusalem; mit Damaskus war der Fürst von Emesa verbündet. In Aleppo war man nicht abgeneigt, selbst bei dem Kalifat von Ägypten eine Stütze zu suchen. Die Fatimiden aber sahen ihrerseits den großen Kampf zwischen Christen und Seldschuken aus der Ferne mit Vergnügen kommen; sie meinten, bei dem Sturze der letzteren selber zu gewinnen.

In diesem Moment erschienen die Franken vor Antiochien; die benachbarten Schlösser gingen zu ihnen über, aber die Stadt selbst war sehr fest und Bagi Sijan sehr tapfer. Unaufhörliche Ausfälle, Mangel an Lebensmitteln, Winter machten ihnen die Angriffe sehr schwer, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht noch zuletzt ein Renegat, der Armenier Firuz ez Zerrad, von Bagi Sija beleidigt, einen Turm der Stadt an Boemund überliefert hätte, gerade in dem rechten Augenblick. Denn indes hatten sich auf die Bitten Bagi Sijans die früher entzweiten seldschukischen Emire unter Kerboga von Mosul zum Entsatze vereinigt. Am 8. Juni 1098 erschienen

sie vor der eben eroberten Stadt. Es ist ganz wahr, daß eine unerträgliche Hungersnot in dieser ausbrach. Es gehörte die ganze Begeisterung, welche die Auffindung der heiligen Lanze veranlassen konnte, dazu, um sich den Seldschuken entgegenzuwerfen. Diese aber waren auch nicht so stark, als es wohl schien; zwischen Kerboga und Ridwan herrschte wiederum ein schlechtes Verständnis. Indessen war doch die Schlacht überaus hart. Sie endete mit dem Siege der Franken. Dadurch wurde Antiochien behauptet, von dem der Mann, der zur Einnahme am meisten beigetragen, der Normanne Boemund Besitz ergriff; auf den mit den Griechen geschlossenen Vertrag nahm er keine Rücksicht.

Schon regten sich überhaupt tausend entgegengesetzte Bestrebungen der beiden Machthaber. Man verschwendete die Zeit vor Arkas, bis der ursprüngliche Impuls, der sich in Antiochien wiederholt hatte, auch hier aufs neue hervortrat: Reliquien, die man in Laodicea gefunden hatte, wirkten so mächtig wie jene Lanzenspitze. Indessen hielt sich Balduin in weiter Ferne zu Edessa vollkommen selbständig; Boemund isolierte sich in Antiochien nicht minder; durch die Ansprüche, welche die Griechen auf seine Landschaft machten, war er stets gefährdet. Tancred, der mit 80 Rittern gegen Damaskus streifte und den normännischen Räuberkrieg hierher verpflanzte, suchte sich bald darauf in Galiläa ein eigenes Fürstentum zu gründen. Eine ganz eigentümliche Politik verfolgte Raimund; auch er strebte nach ähnlichem Gewinn, doch er glaubte ihn am besten durch enge Verbindung mit den Griechen zu erlangen. Sehr geschmälert an Zahl, durch einander widerstreitende Tendenzen gefährdet, nahte sich die bewaffnete Wallfahrt ihrem großen Ziele. Eben jetzt aber zeigte sich eine merkwürdige politische Aussicht.

Was das Vordringen der Kreuzfahrer von Anfang an erleichtert hatte, der Gegensatz zwischen Fatimiden und Seldschuken, kam ihnen bei dem letzten Schritt ganz besonders zu statten. Kaum hatten die Franken Antiochien erobert, so erschienen die fatimidischen Truppen unter dem Wesir El Afdal in Syrien; sie entrissen den geschwächten und entzweiten Seldschuken Tyrus; sie nötigten Ridwan, den Kalifen von Kairo wirklich anzuerkennen, und zwangen die Ortokiden, Jerusalem zu verlassen. Die Fatimiden wünschten nun, so erzählt wenigstens Albert von Aachen, eine Abkunft mit den Kreuzfahrern zu treffen. Man muß sich erinnern, daß Jerusalem auch für die Mohammedaner eine heilige Stadt ist. Hätte man unter Verzicht auf die Abtretung einen Vertrag mit ihnen geschlossen, so würde etwa der frühere Zustand unter Mostansir, als der Kalif von Kairo und der griechische Kaiser Verbündete waren, wiederhergestellt worden sein. Den Christen wäre danach ohne Waffen der freie Eintritt in die Stadt gewährt worden. Aber wie wäre mit dieser aus der Ferne hergekommenen, bisher noch immer siegreichen, enthusiastischen Ritterschaft eine so zweideutige, für sie unbefriedigende Übereinkunft möglich gewesen?

So blieb nichts übrig, als die Belagerung Jerusalems, welche die

eigentümlichsten Schwierigkeiten darbot. Man mußte die benachbarten Burgen und Ortschaften erobern; über ihren Besitz aber brachen nicht selten Streitigkeiten aus. Dann machte die Herbeischaffung des Bauholzes zu den Belagerungswerkzeugen die größte Mühe; sie ist in diesem baumleeren Lande besonders schwierig. Aus entfernten Gehölzen mußte man das Material holen, aus Konstantinopel Zimmerleute kommen lassen. Das Beste that wohl die Ankunft einer genuesischen Flotte in Joppe, die an sich ein großes Ereignis war, indem sie eine bequemere Berührung mit dem Abendlande ermöglichte. Auch dann noch stand man einer überlegenen Zahl von Verteidigern gegenüber, in einem fremden, gefährlichen Klima. Alles aber ward von dem Eifer der kriegerischen Wallfahrer überwunden. Endlich am 15. Juli 1099 ward die Stadt erobert.

Ein schreckliches Blutbad zeigte, daß hier nicht von dem echten Christentum, sondern von einer politisch-kirchlichen Tendenz die Rede war. Gottfrid wird gerühmt, doch nur darum, weil er sich nicht auch am Raub beteiligte; sein Schwert bedeckte sich ebensogut mit Blut. In dem Tempel Salomonis reichte das Blut bis an das Knie der Pferde. Den Zustand schildern nun die Gesta Francorum sehr gut. Man hielt einen Rat: jedermann sollte Almosen geben und Gott bitten, den künftigen Fürsten anzuzeigen. Die lebendigen Saracenen mußten die Toten vor die Thore hinausziehen, wo die Leichen Haufen bildeten wie Häuser. Niemand kannte ihre Zahl als Gott. Am achten Tage nach der Eroberung erwählte man den Herzog Gottfrid zum Fürsten der Stadt: um die Heiden zu besiegen und die Christen zu behüten! Und eben jetzt erschien El Afdal mit einem Heere, von dem er wähnte, es werde keinen Franken am Leben lassen und selbst Antiochien wieder erobern. Aber die Franken, noch ganz vom Enthusiasmus der Eroberung durchdrungen, besiegten ihn in der Ebene bei Ascalon (12. August 1099). Durch diese Handlungen faßten sie Fuß zwischen den beiden Kalifaten der Moslimen, sie waren wie ein Keil zwischen sie hineingetrieben.

Nun aber galt es, eine haltbare Einrichtung zu treffen. Zuerst hatte man dem Grafen Raimund die Herrschaft angeboten; allein seine Erhebung würde von seinen eigenen Vasallen ungern gesehen worden sein. Gottfrid von Lothringen wurde durch hohe Verdienste und gewisse Visionen, die man geglaubt zu haben scheint, empfohlen: indes ward auch er nicht zum König, sondern zum Beschützer des heiligen Grabes erkoren. Doch weiß ich nicht, ob er aus Frömmigkeit die Krone ablehnte. Eigentlich nahm die Geistlichkeit die Stadt in Anspruch als Eigentum Gottes. Da der päpstliche Legat, Bischof Adhemar von Puy, unterwegs gestorben war, so beeilte man sich, einen Patriarchen von Jerusalem einzusetzen. Anfangs erlas man einen armen normännischen Kaplan zu dieser Würde, aber schon im Jahre 1100 setzte man ihn wieder ab: wie es unbedacht geschehen war, so ward es plötzlich und leicht wieder rückgängig gemacht, sagt die Quelle. Statt seiner

erhob man einen Freund Urbans II., Kardinal der römischen Kirche, Dagobert, der von dem Papst ebendeshalb zum Erzbischof von Pisa gemacht worden war, wo es sonst nur Bischöfe gegeben hatte. Wahrscheinlich trug die Teilnahme der Pisaner, die man im Lande zurückzuhalten wünschte, zu dieser Wahl bei. Das war nun aber ein so ansehnlicher Mann, daß Gottfrid seine Macht von ihm zu Lehen nahm. Die Hoheit, welche die Kirche im Abendlande nur in Anspruch nahm, ward hier als förmliches Institut eingeführt.

Überaus schwach waren auch sonst die Anfänge der neuen Staatsgründung. Nach der Erzählung Radulfs von Caen wären in Jerusalem nur 200 Ritter zurückgeblieben, an Fußvolk wurden im Jahre 1101 nur 900 Mann zusammengebracht. Die Herrschaft war auf einzelne Städte beschränkt, das Landvolk war räuberisch und ungehorsam. Nur eine große Straße, von Joppe nach Jerusalem, ward in Stand gehalten. Wir haben den Reisebericht eines englischen Pilgers, Seawulf, von 1103, der am Wege unbeerdigte Leichen in Menge findet. Man begräbt sie nicht; wer sich dabei aufhalten wollte, würde sich nur den eigenen Tod zuziehen. Nur durch unaufhörliche Hülfe vom Abendlande hätte sich Gottfrid behaupten können. In diesem Moment aber ist er gestorben (18. Juli 1100).

Ihm folgte, nicht ohne Schwierigkeiten, sein Bruder Balduin von Edessa, der dies Lehnsfürstentum einem gleichnamigen Neffen überließ. Er hat, indem er sich zum König von Jerusalem krönen ließ, im Innern dem Patriarchen gegenüber eine unabhängigere Stellung eingenommen, vor allem aber durch seine Kriegsthaten nach außen dem kleinen Reich erst wirklichen Bestand verschafft. Fast Jahr für Jahr hatte man die Fatimiden zu bekämpfen, deren Flotte noch die phönizisch-syrische Küste dominierte; kaum minder gefährlich blieb die Herrschaft der Verweser der Seldschuken in Damaskus. Noch aber war auch der große Impuls vollkommen lebendig, ohne den man schwerlich jemals auch nur den Versuch gemacht hätte, von Europa aus Syrien anzugreifen und in Besitz zu nehmen. Zu keiner Zeit waren wohl die religiöse Begeisterung und der Krieg enger, inniger verbündet. Die große Glocke rief die Gläubigen zur Versammlung, zum Gebet und zum Kampf. Nur unter dem Holz des heiligen Kreuzes griff man den Feind an. Man wählte den Sonntag, weil da der Heiland auferstanden sei, zur Schlacht. Indes wurden zu Haus Umzüge und Bittgänge gehalten. Unter feierlichen Prozessionen zog man aus, kam man zurück. Die Rufe: Allah akbar — Gott ist groß! — und Christe Jesu, Christe Sieger! kämpften widereinander.

Doch wäre alle Tapferkeit vergeblich gewesen und das Königreich ein verlorener Posten geblieben, wenn es nicht gelungen wäre, die Küste zu erobern, wodurch ein freier Zusammenhang mit dem Abendlande gewonnen wurde. War die Einnahme des Binnenlandes die That des Klerus und der Ritterschaft gewesen, so griff nun hier das mehr plebejische Element der

Städte ein, das in dem Kampfe zwischen Heinrich IV. und Gregor besonders in Italien zu größerem Selbstgefühl emporgekommen war. Genua und Pisa ergriffen vom ersten Augenblick an die Gelegenheit, den Transport der nachrückenden Pilger nach dem heiligen Lande an sich zu bringen. Das Interesse des Handels und Verkehrs kam den geistigeren Antrieben in entscheidender Weise zu Hülfe. Wir berührten, wie wichtig das Erscheinen einer genuesischen Flotte in Joppe schon für die Einnahme von Jerusalem selbst gewesen. Vornehmlich diesem Moment hatte nun auch König Balduin I. seine Erfolge zu verdanken.

Gleich im Jahre 1101 eroberte Balduin in Verbindung mit Genuesen und Pisanern, die sich dafür ein Quartier der Stadt, ein Drittel der Beute bedangen, Arsuf und Cäsarea. In Cäsarea erbeutete man das berühmte smaragdene Gefäß, das für den dritten Teil der ganzen Beute an Genua kam, wo es wenigstens mit der größten Verehrung aufbewahrt wurde. Es hat sich doch in neuerer Zeit gezeigt, daß es aus grüngefärbtem Glase bestand; damals aber ward es für ein herrliches Kleinod gehalten: die Königin von Saba habe es dem Könige Salomo geschenkt. 1104 eroberte Balduin mit genuesischer Hülfe Ptolemais (St. Jean d'Acre) nach zwanzigtägiger Belagerung. Die Besatzung bekam freien Abzug, den ihr die Genuesen verkümmerten; es war der erste größere Hafen, den sie erwarben. Erst 1109 griff man auch Tripolis ernstlich an, das Raimund schon zehn Jahr früher vergebens zu erobern unternommen. Ein Sohn Raimunds, Bertram, war jetzt angekommen, seine Ansprüche und seine Unternehmungen fortzusetzen. Glücklicherweise gelang es Balduin, die schon gestörte Eintracht wiederherzustellen. Endlich sah sich Tripolis, da eine fatimidische Flotte durch widrige Winde abgehalten ward, genötigt, sich zu ergeben. Was man von den Arabern in Alexandrien gefabelt hat, erzählt man in Tripolis von den Franken. Eine herrliche Bibliothek sollen sie den Flammen überliefert haben, weil sie nichts als Korane, Korane enthalte!

1110 schon im April ward Berytus mit Hülfe der Pisaner bezwungen, dann griff man Sidon an. Hier bekam Balduin normännische Hülfe, aus dem Lande der echten Normannen, dem alten Norwegen. Zehntausend Norweger, durch die Reichtümer und Kostbarkeiten gereizt, welche andere im byzantinischen Dienst oder im heiligen Lande erworben, brachen unter dem Königssohn Sigurd auf sechzig Schiffen auf, um für Christum zu streiten. Sie hielten in Spanien, dann gingen sie nach Sicilien; eben zur rechten Zeit langten sie an der syrischen Küste an, um eine Flotte der Fatimiden im Zaum zu halten. Sie wallfahrteten erst nach Jerusalem: dann schlossen sie Sidon zur See ein; es fiel im Dezember 1110. Auch hier ward den Kriegsleuten Abzug gestattet; Sigurd nimmt nur ein Stück von dem heiligen Kreuz mit, das er an dem Grabe des heiligen Olaf niederzulegen verspricht. Auch Tyrus griff Balduin 1112 an, doch hielt sich dies, weil sich in diesem Moment die Damascener zu einem Angriff erhoben hatten.

Inzwischen führte auch Tancred an Stelle Boemunds einen glücklichen Krieg von Antiochien aus. Er eroberte nach und nach Laodicea, Apamea und eine Menge cilicischer Plätze. Alexius konnte ihm um so weniger widerstehen, da er indessen von Boemund, der nach Hause gegangen war, bei Durazzo angegriffen wurde. Auch die Türken bedrängte Tancred nicht minder. Ridwan von Aleppo verlor verschiedene Plätze an ihn und mußte sich zu einem Tribut verstehen; nicht minder die Fürsten von Schaisar und Hamah. Schon waren diese Emire in einer solchen Gewöhnung an die Überlegenheit der Franken, daß sie sich lieber wider das Heer des Emir al-Omara zu Bagdad, der sie in Ordnung bringen wollte, empörten. Roger, Nachfolger Tancreds, brachte diesem dann bei Danit eine große Niederlage bei (1115).

Dergestalt hatten die Franken in wenigen Jahren sich durch Krieg Raum gegen die Seldschuken verschafft und die Küsten von Syrien größtenteils erobert. Balduin faßte schon den Plan, die Fatimiden in Ägypten selbst heimzusuchen. Er nahm Farama unfern Pelusium, und wer weiß, was er erreicht hätte, da der Sieg noch immer dem Kreuze treu geblieben, wäre er nicht von einer Krankheit überfallen worden und im Beginn der Unternehmung umgekommen (März 1118). Seine Gebeine wurden nach Jerusalem gebracht, die Grabschrift pries ihn als den anderen Judas Maccabäus. Seine Eingeweide begrub man in der Salzwüste bei El Arisch unter einem Hügel, auf den jeder vorüberziehende Moslem einen Stein warf, um in ihm den furchtbarsten Feind des Islam mit Haß zu begrüßen. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte Balduin immer etwas von der Würde eines Bischofs beibehalten, wiewohl er sich in seinen Sitten den Orientalen näherte. Aber zugleich war er der wackerste Held, wie an Gestalt, so an Tapferkeit alle überragend, immer zuerst zur Schlacht bereit. Die Ritter beugten sich willig vor ihm; niemand hat ihm widersprochen, selbst wo er fehlzutreten schien. Kein Späterer ist zu gleicher Autorität gelangt; er blieb der bedeutendste König von Jerusalem.

Noch sterbend hatte er seinen Neffen Balduin II., damals in Edessa, zu seinem Nachfolger empfohlen. Auch dieser hatte sich den morgenländischen Sitten anbequemt und sich, wie sein Vorgänger, mit einer orientalischen Dame vermählt; er war schon bejahrt, aber trotz seiner eifrigen Frömmigkeit scherzhaft und bei guter Laune. Eine seiner ersten Handlungen nach der seldschukischen Seite hin war die Behauptung von Antiochien. Roger von Antiochien war dem Gewalthaber von Aleppo, Ilgazi, erlegen. Er hatte die Herrschaft dem rechten Erben Boemunds vorenthalten; jetzt übertrug man die Stadt dem neuen König, bis der wahre Erbe erscheine. Balduin bestand den Feind in einer großen Schlacht bei Hab (1119). Auch die Moslimen zwar schrieben sich den Sieg zu; aber es ist augenscheinlich, daß Balduin, worauf es ankam, den Besitz von Antiochien behauptete und sicherte. Balduin II. bewegte sich dann zeitlebens in diesem Kampfe. Er stürzte sich von einem Abenteuer in das andere; er ist einmal gefangen und nur durch Zahlung

eines großen Lösegeldes befreit worden. Er kam zuletzt dahin, gegen seine eigene Tochter Elisa, Gemahlin Boemunds II. von Antiochien, welche sich nach dem Tode ihres Gemahls die Herrschaft anmaßte, angehen und seine Vasallen aufbieten zu müssen. Elisa wurde genötigt, ihn um Gnade anzuflehen; sie mußte Antiochien aufgeben. Der Vater ließ die Vasallen seiner Enkelin Constantia, der Tochter Boemunds II., Treue schwören. Kurz nach diesem Erfolge ist er gestorben (1131). Ohne sein Zuthun, während jener Gefangenschaft, ist die Handlung vollzogen worden, welche seine Regierung am meisten auszeichnet: die Eroberung von Tyrus.

Im Jahre 1123 waren die Ägypter wieder stark genug, um die syrische Küste anzugreifen; sie belagerten Joppe zu Land und zur See. Hierauf erhob sich die Ritterschaft von Jerusalem zu einem großen Zug, bei dem der Patriarch mit dem heiligen Kreuze war. Sie trafen die Ägypter bei Ibelin, küßten das Kreuz und warfen sich auf den Feind. Sie waren 8000, die Ägypter viermal stärker. Dennoch siegten sie vollkommen und trugen drei Standarten, 400 Kamele und viele schöne Rosse als Beute davon. Es war die vornehmste Handlung des Connetable Eustach, der die Stelle des Königs vertrat. Die Ägypter wichen auch zur See, die Stadt war bereits gerettet, als die Venezianer unter ihrem Dogen Domenico Michiele anlangten, nicht als Handelsleute, sondern zum Streit. Sie trafen die ägyptische Flotte in dem Hafen von Ascalon und zerstörten sie, doch war das nicht genug; auf die Aufforderung der Ritterschaft erklärten sie sich noch zu einer anderen Unternehmung bereit. Diese selbst war geteilter Meinung; die einen dachten an Ascalon, die anderen an Tyrus. Man hat förmlich das Los darüber gezogen, wohin man sich wenden solle, und den Namen Tyrus gefunden. In Tyrus hatten sich die beiden moslimischen Parteien merkwürdigerweise vereinigt. Die Stadt gehörte den ägyptischen Kalifen, aber man hatte aus Furcht vor den Christen einem Anhänger der Abbasiden, dem seldschukischen Atabeg Toghtekin, den dritten Teil derselben abgetreten. Das aber beförderte die Verteidigung nicht; Toghtekin schien ein- oder zweimal sich zum Entsatz der Stadt zu rüsten und kam in die Nähe; aber zuletzt begnügte er sich mit einem Vertrag, nach welchem seinen Damascenern freier Abzug bewilligt wurde. Darauf wurde Tyrus von den Rittern und Venezianern erstürmt. Die Venezianer pflanzten ihre Fahne auf einen Turm, die königliche wehte von dem anderen, von einem dritten die des vornehmsten Vasallen.

So gelangte die ganze Küste in die Hände der Christen, ausgenommen Ascalon, das nicht sehr furchtbar war, da nach der Ermordung des Kalifen Amir Ägypten in unaufhörliche Verwirrung fiel. Als im Jahre 1131 Graf Fulko von Anjou den Thron bestieg, erstreckte sich das fränkische Gebiet von Tarsus in Sicilien und dem Lande um Maridin jenseit des Euphrat bis El Arisch an der Grenze von Ägypten. König Fulko (bis 1143) befestigte das Reich durch Burgen, die sich zuweilen in den Ruinen der alten Städte erhoben, wie in Gath und Rama, welche die Reisenden mit Verwunderung be-

merken. Er erwarb sich überhaupt das Verdienst, den vorhandenen Besitz zu verteidigen; der Aufgabe, den Angriffskrieg fortzusetzen, war er selbst wie die ganze Generation, die ihn umgab, nicht mehr gewachsen. Es war nicht ein Königreich wie ein anderes; auf die Eroberung von Asien dachte man nicht. Hohe politische Gesichtspunkte walten dabei überhaupt nicht ob. Es war nur auf die Hut und Wacht des heiligen Grabes gerichtet, das die Christenheit stark genug gewesen war zu erobern, das sie sich nicht abermals entreißen lassen wollte. Allein schon in der Sache an und für sich lag die Notwendigkeit einer weiteren Entwickelung. Es war ein Kampfpreis zwischen Orient und Occident.

Höchst merkwürdig ist nun die innere Organisation des Reichs und seine Rückwirkung auf das Abendland. Es waren eigentlich vier Herrschaften: das Königreich Jerusalem selbst und, in ziemlich freiem Lehnsverhältnis von ihm abhängig, die Grafschaft Tripolis, das Fürstentum Antiochien und die Grafschaft Edessa; diese letzte weit abseits, jedoch durch eine Menge von schwer bezwinglichen Burgen gesichert. An dem einen wie dem anderen Orte bestanden verschiedene Gewohnheiten, wahrscheinlich in Antiochien mehr normännische, in Tripolis mehr provençalische; denn nach Kolonistenart übertrug man die Bräuche der Heimat in die Fremde. Auch in ihrer Gesamterscheinung aber tragen die Institutionen insofern ein koloniales Gepräge, als sich einzelne Ideen, welche das Mutterland beherrschten, hier mit besonderer Kraft hervorthaten; daheim durch die übrigen lebendigen Kräfte zum Teil verdeckt, bildeten sie in dem neuen Lande uneingeschränkt den Grund des beginnenden Lebens. Das zeigt sich sowohl in dem streng regelmäßigen Aufbau des Lehnssystems, als in dem gebietenden Verhältnis der Kirche zum Staat, wie es die Päpste im Occident zwar anstrebten, aber doch noch nicht durchgesetzt hatten.

Die Summe der Einrichtungen entnimmt man aus dem eigentümlichen Werke, das den Namen Assisen des Königreichs Jerusalem führt, einer um das Jahr 1260 zu stande gekommenen Sammlung von Rechtsgewohnheiten, die den Zustand des Reichs etwa gegen Ende des 12. Jahrhunderts vergegenwärtigt. Sie erlangte später auch in Cypern praktische Geltung und ist von da aus durch die Venezianer zu allgemeiner Kenntnis gebracht worden. Da erscheint nun der König, im Besitz der höchsten Jurisdiktion; ihm zur Seite die großen Barone, so selbständig wie die Herzöge in Frankreich gegenüber den älteren Capetingern. Der König wird so gut wie gewählt; doch hält man sich bei einer Vakanz womöglich an den nächsten Verwandten des Verstorbenen. Erst wenn der versprochen hat, ein guter Lehnsherr zu sein, geloben die Vasallen auch ihrerseits, seine getreuen Mannen zu werden. Dann empfängt er die Insignien: den Ring, das Symbol der Treue, mit der er dem Reiche verwandt ist; das Schwert, zum Zeichen, daß er das heilige Grab zu schützen habe; Krone und Scepter als Sinnbilder der Herrschaft und der Rechtspflege. Mit der Krone schreitet er in den Tempel, an die Stelle, wo Jesus vor Gott dargestellt worden; er legt die Krone nieder

und erhält sie erst gegen eine bestimmte Auslösung zurück. Denn die Idee war immer, daß das heilige Grab der eigentliche Souverän, der König nur dessen oberster Schützer sei. Wenn einer solchen Theorie ungeachtet der Patriarch doch nicht zu vollkommener Gewalt gelangte, so hing das wohl auch damit zusammen, daß es ihrer zwei waren, zu Jerusalem und Antiochien, unaufhörlich miteinander in Streit: beide forderten z. B. Tyrus für ihren Sprengel. In ihrer Konkurrenz bedurften sie der weltlichen Unterstützung.

Besitz und Kriegsdienst sind nach Lehnrecht in die genaueste Beziehung gebracht; auf demselben Grunde ruht eine Fülle von besonderen persönlichen Abhängigkeiten und Verpflichtungen zu gegenseitigem Schutz. Der vornehmste Gerichtshof ist der sogenannte hohe Hof; dort erscheinen die oberen Vasallen, um Recht zu sprechen und zu nehmen. Ebenso werden auch die Bürger in den Städten durch Schöffen aus ihrer Mitte gerichtet; selbst die unterworfenen syrischen Christen haben ihre Geschworenen. Denn niemandem soll, nach germanischem Prinzip, das Recht des anderen aufgedrängt werden. Aufs tiefste in der alten germanischen Sitte beruht auch der gerichtliche Zweikampf, die Bataille; eben jetzt kam er in dieser ritterlichen Welt zu neuer Bedeutung. Doch ist ihm zugleich eine religiöse Seite eigen; denn von der Idee der Religion war dies sonderbare Staatsleben allenthalben durchzogen. Auf das merkwürdigste und glänzendste trat sie ans Licht in der Stiftung der geistlichen Ritterorden, einer Erscheinung, die nur aus dieser besonderen Bewegung der Geister entspringen konnte; sie bildet die am meisten charakteristische Geburt der Epoche.

Schon lange bestand ein Kloster Sta. Maria de Latina und daneben ein Hospital zu St. Johannes in Jerusalem — eine lateinische Kolonie daselbst. Die Brüder dieses Hospitals erwiesen sich nach der Eroberung außerordentlich nützlich: es flossen ihnen viele Schenkungen zu, wie aus der Beute, so auch aus dem Abendlande; sie machten sich von dem Kloster los und erhoben sich selbst zu einem noch immer bloß geistlichen Orden. Allein wie hätten sie dabei stehen bleiben können, sobald sie durch ihren Reichtum auch Ritter anzogen, ihnen Unterhalt gewährten? Es war natürlich, daß man von der Krankenpflege weiterging. Zuerst thaten dies Hugo von Payens und acht andere Ritter, von denen wir nicht entscheiden wollen, ob sie, wie Johannes Bromton im 12. Jahrhundert versichert, zuerst zu den Johannitern gehörten. In jedem Fall trennten sie sich jetzt. Sie bekamen Wohnung in dem Palast, den man auch den Tempel nannte, wie er auf der Stelle des Tempels Salomonis errichtet war, und dem Kloster an der Kirche. Sie verpflichteten sich zu den Mönchsgelübden und überdies zum Schutze der öffentlichen Straßen, d. h. mit gewaffneter Hand wider die Saracenen zu kämpfen; sie nannten sich Miliz des Tempels, Templer. Anfangs begnügten sich wohl ihrer zwei mit Einem Streitrosse, wie das ihr Siegel noch immer anzeigt. Es giebt ein Werk des heiligen Bernhard zu ihrem Preise; er schildert sie: in ihrer Verbindung sanftmütiger als Lämmer, wider den Feind grimmiger

als Löwen. Auch ihre ältesten Statuten sollen von Bernhard herrühren, doch scheint es wohl, daß dann vieles Spätere mit eingeflochten ist. Sie heißen: Regeln der armen Kampfgenossen des Tempels in der heiligen Stadt. Anfangs ward niemand aufgenommen, als wer alle seine Feindschaften aufgegeben hatte.

Das ward dann wieder ein Antrieb für die Hospitaliter, namentlich für diejenigen ihrer Mitglieder, welche schon Ritter gewesen, die Waffen ebenfalls zu ergreifen. Schon im Jahre 1130 finden wir eine päpstliche Bulle, in welcher der Schutz gerühmt wird, welcher den Pilgern von den Hospitalitern geleistet werde. Auch sie bildeten nun einen Ritterorden unter Raimund du Puy. Nebeneinander, wetteifernd, erheben sich nun die beiden Orden. Die Templer bekamen von den Fürsten selbst die größten Geschenke, von Heinrich I. von England, Kaiser Lothar, Ramon Berenguer von Barcelona; im Jahr 1160 haben sie schon 300 eigene Mitglieder. Wundersame Verbindung von Krieg und Religion, Entsagung und Eroberung! Die echte Blüte jener Idee des kriegerischen Christentums, die wir schon so lange thätig und so natürlich entsprungen, so ohne Willkür ausgebildet sehen!

Diese Ritterorden erhielten nun die ununterbrochene Kommunikation zwischen Abendland und Morgenland. Es waren den ganzen Occident umfassende Genossenschaften, welche die Kraft des Abendlandes fortwährend nach dem Orient richteten. Die Idee, die hier gepflanzt war, wirkte zurück. Die Kreuzzüge haben das Rittertum nicht hervorgebracht; sie sind schon eine Wirkung des ritterlichen Geistes, aber sie haben denselben belebt, befestigt durch die Verbindung der Religion und der Waffen. Wie der Krieg vornehmlich durch den Adel, nicht durch die Gemeinen geführt worden, so trugen nun diese Orden noch mehr zur Hebung des adligen Standesgefühles bei: man mußte von Adel sein, um in sie aufgenommen zu werden. Nicht mit Unrecht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß Wappen und Geschlechtsregister, ja die Geschlechtsnamen selbst nur in den seltensten Fällen mit Sicherheit über diese Zeiten zurückverfolgt werden können. Im Anschluß an jene reichen und ruhmvollen Korporationen empfand sich der ritterliche Adel über Europa hin in seiner Gesamtheit als eine einzige große Genossenschaft.

Etwas ähnliches, wenn auch weder so rasch, noch so entschieden, begegnet uns im Bereich der städtischen Entwickelung. Wir sahen, welchen Anteil die Städte an der Eroberung genommen. Zum Danke wurden ihnen überall Handelsniederlassungen bewilligt. Mit der Freiheit des Verkehrs verband sich auf Grund königlicher Privilegien der Besitz einer Kirche, einer Straße, eines Platzes für den Markt und die Magazine. Hatte sich Venedig in dieser Hinsicht den Genuesen und Pisanern in Palästina an die Seite gestellt, so strebten nun auch die letzteren mit gleichem Erfolg nach dem Genuß der nämlichen Vorrechte im byzantinischen Reich, welche den Venezianern dort bereits vordem wegen ihrer Dienste gegen die Normannen von den Kaisern zugesprochen worden. Der Handel warf sich mit Macht auf die neu erschlossenen

orientalischen Gegenden; als Welthandel, der er nun wieder war, zog er auch das außeritalienische Abendland rückwärts in seinen Kreis. Marseille gesellte sich schon in aktiver Konkurrenz den Italienern bei, indem es von König Fulko für geleistete Hülfe Handelsfreiheit erhielt. Aber auch das kontinentale Frankreich und Deutschland traten mit Genua, Pisa und Venedig in den regsten Verkehr. Nach und nach bildete sich eine, die Städte des Abendlandes umfassende, gemeinsame Sphäre der materiellen Interessen, und auch die Bürgerschaften Europas lernten sich als eine zusammengehörige Korporation betrachten.

Die dritte und zwar die mächtigste, der Klerus, bestand als solche schon längst und bedurfte nach dem Emporkommen der päpstlichen Gewalt keiner neuen centralisierenden Idee. Wie dieser Gewalt selbst, so kamen indes natürlich auch der Gesamtheit der abendländischen Geistlichkeit in ihrem Gemeingefühl die Impulse und die Erfolge der Kreuzzüge nicht wenig zu statten. So geschah es durch diese, daß das Abendland sich, auch abgesehen von dem lateinisch-kirchlichen Verbande, mehr und mehr als eine große Einheit empfand, die es in der That auch war, indem die großen Standesgenossenschaften, die engen landschaftlichen Schranken im Geiste durchbrechend, einen neuen, alle Seiten des Lebens berührenden Zusammenhang zwischen den romanisch-germanischen Nationen herstellten.

Viertes Kapitel.

Ausgang des Investiturstreites.

Durch die Kreuzzüge hatte das Abendland, wie wir soeben bemerkten, die mannigfaltigsten Beziehungen zu einer anderen Welt gewonnen; es wurde sich nun seiner Einheit noch mehr bewußt. Es hatte eine gemeinschaftliche Unternehmung, die ihm gemeinschaftliche Gesichtspunkte gab. Die drei Korporationen, aus denen es sich zusammensetzte, wirkten über die verschiedenen Länder hin hiebei zusammen. Daß das nun dem Papsttum, welches die Leitung dieses Unternehmens übernommen, an sich eine verstärkte Macht gab, liegt am Tage. Erinnert man sich aber jener Synode von Clermont, von welcher die Kreuzzüge ihren Ursprung nahmen und auf der zugleich der Anspruch des Papsttums in voller Schärfe geäußert wurde — kein Fürst sollte sich beikommen lassen, einen Geistlichen zu belehnen, kein Geistlicher einem Weltlichen den Vasalleneid leisten — so sieht man, wie genau und enge die beiderseitigen Vorgänge zusammenhingen. Es kam zu einem neuen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, der, da die Ansprüche des Papsttums

allgemeine waren, vor allen anderen als der große Kampf des Jahrhunderts erscheint.

Wenn man die abendländische Christenheit als eine Einheit betrachtet, so erscheinen die Kreuzzüge als die äußeren Kriege, alles andere als innere Streitigkeiten. Aber der bloß kirchliche Gesichtspunkt wäre hier nicht maßgebend; es war ein Streit um die höchste Gewalt. Denn da die Geistlichkeit einen so großen Anteil an der öffentlichen Gewalt besessen, welche überhaupt aus einer Vermischung beider Tendenzen hervorging, so war die Frage, wer dieselbe investieren sollte, der Frage über die höchste Gewalt an sich gleich. Wenn die Päpste die Eingriffe des Kaisertums in die höchste geistliche Gewalt bekämpft hatten, wozu alle anderen europäischen Fürstentümer einwilligen konnten, weil es ihr eigener Vorteil so mit sich brachte, so war doch die Trennung der geistlichen Würde von dem weltlichen Fürstentum für diese ebenso gefährlich, wie für das Kaisertum selbst.

Beim Tode Gregors VII. hätte es einen Augenblick scheinen können, als hätte der Kaiser in diesem Kampfe die Oberhand behalten. Allein dies war nicht eine Frage der Personen, sondern der Gedanken, der großen Weltinteressen. Gregor fand einen Nachfolger in Urban II., welcher seinen Gedanken Halt und Anerkennung zu verschaffen wohl geeignet war. Ein zugleich litterarischer, politischer und militärischer Kampf erhob sich, der bis dahin seines Gleichen in Deutschland nicht gehabt hatte. Bemerken wir wohl seine hohe Bedeutung. Staat und Kirche waren gepflanzt durch den Gang der Ereignisse, durch die Gewalt. Die Nation war ganz von dieser Entzweiung durchdrungen; alles, was Macht und Odem hatte, nahm daran teil. Müssen nicht auch solche Zeiten kommen?

Während nun der Kaiser in Deutschland zunächst seinen Platz behauptete, waren von seiten des Papsttums auf dem Konzil von Clermont jene Ansprüche formuliert worden, welche die Unabhängigkeit des Klerus auf das schärfste aussprachen. Alles hing nun davon ab, ob sie so, wie sie gefaßt wurden, auch würden durchgeführt werden können. Wenn es damit gelungen wäre, so würde Europa nach und nach vollkommen in eine Hierarchie verwandelt worden sein. Wären die Bischöfe nicht allein von der königlichen Einsetzung unabhängig gewesen, sondern wären sie auch des Lehnseides überhoben worden, so würden alle ihre Gerechtsame dem Königtum verloren gegangen sein. Es ließ sich wohl von Anfang an nicht so an, als ob sich das so ganz schlechtweg würde erreichen lassen. Die weltliche Macht war doch allzu stark, um es sich gefallen zu lassen. Überhaupt geschieht es in der Weltgeschichte nie, daß gewisse Ideen bis zu ihrer äußersten Konsequenz die Herrschaft erlangen: alles frühere historische Leben müßte sonst zerstört werden und eine neue Welt beginnen. Durch eine eigene Handlung erkannte sogar Urban II. an, daß eine völlige Durchführung seiner Tendenz unmöglich sei.

Um nicht sogleich mit den Normannen zu zerfallen, die seine vornehmste Stütze in Italien ausmachten und damals den Krieg gegen die Ungläubigen

mit dem größten Eifer führten, entschloß sich der Papst zu der seltsamsten Auskunft: er ernannte den Grafen Roger von Sicilien, der mit den Anordnungen eines päpstlichen Legaten sehr unzufrieden war, selbst zum Legaten des apostolischen Stuhles, wodurch er Meister des Klerus wurde. Darauf beruht die sogenannte Monarchia Sicula, eine Einheit der Gewalt, welche sonst den päpstlichen Ideen geradezu entgegenlief, bei der aber der Anspruch der Kirche, welche die Fürsten als ihre Delegierten betrachtete, unangetastet blieb. Der weltliche Herr handelte als kirchliches Oberhaupt. Diesem Fürsten, seinem Lehnsmann, mochte das Urban unbedenklich gestatten. Allein sowie die Ansprüche des Papsttums praktisch werden sollten, mußte sich auch an allen anderen Orten dieselbe Schwierigkeit regen.

Wir sahen, in wie genauer Verbindung England mit den Päpsten stand; es war eine Allianz der strengen hierarchischen Ideen mit dem normännischen Herzog, durch welche die Eroberung vollbracht ward; dennoch konnten Streitigkeiten nicht ausbleiben. Wie schon Wilhelm der Eroberer zwar in eine Erhöhung des Peterspfennigs gewilligt, jedoch dem Anspruche Gregors VII., daß er sein Reich von ihm zu Lehen nehmen sollte, widersprochen hatte — denn seine Vorgänger hätten nichts derart gethan —, so widersetzte sich jetzt sein Nachfolger dem Anspruch auf die Investitur. Wilhelm Rufus, jüngerer Sohn Wilhelms des Eroberers (1087—1100) empfand es, daß die Hälfte der Güter der Kirche gehöre. Bei dem zweifelhaften Gange der Kirchenangelegenheit in dem Streite zwischen Wibert und Urban hielt auch er eine zweideutige Stellung ein. Es findet sich, daß er Urban anerkannte, dagegen ließ er eine große Anzahl bischöflicher Sitze unbesetzt, selbst den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury, ohne Zweifel, um je nach dem Gange der Ereignisse Anhänger der einen oder der anderen Partei einzusetzen. Als nun Urban II. allmählich den Sieg davontrug, als der König auch selbst krank wurde, bewog man ihn, nicht ganz mit seines Herzens Zustimmung, den Abt Anselm von Bec zum Erzbischof von Canterbury zu ernennen. Anselm ist einer der ersten Scholastiker, Urheber z. B. des ontologischen Beweises vom Dasein Gottes, ein Verteidiger der lateinischen Kirche gegen die griechische, der Wegweiser der Realisten im Kampf gegen die Nominalisten, zugleich ein eifriger Repräsentant der strengkirchlichen Grundsätze, auch in Bezug auf die Investitur. Wie hoch dieser seine Stellung anschlug, sieht man aus seiner Äußerung, daß Englands Pflug von zwei edlen und kräftigen Stieren gezogen werden müsse, dem König und dem Primas (1093).

Glücklich, so lange man sich nun noch mit Gleichheit begnügte! Bald aber erhoben sich unter Wilhelms Sohn, Heinrich I. (1100—1135), die weitgehendsten Ansprüche der geistlichen Gewalt auch in England. Eben Anselm, der gerade, als Wibert Rom verließ, sich dort in den Tagen des Sieges aufgehalten hatte, brachte jene Ansprüche von dort mit. Er eröffnete wirklich, daß kein Geistlicher mehr von einem Laien belehnt werden dürfe. Aus einem

seiner Briefe wissen wir, welche gewaltige Aufregung das in England veranlaßte. König und Fürsten, ja selbst die Bischöfe seien darüber so entrüstet gewesen, daß sie gedroht hätten, von der römischen Kirche wieder abzufallen. Anselm war so eifrig, daß er trotzdem wirklich seines Sinnes blieb und mit den vom König investierten Prälaten nichts mehr zu schaffen haben wollte.

Zu einem Abfall aber wollte man es doch in Rom nicht kommen lassen; den Gehorsam eines so mächtigen Königreichs wollte man nicht aufs Spiel setzen. Man erklärte (1106), daß die Verweigerung der Investitur die Huldigung doch nicht verhindern sollte, d. h. man bewilligte nun in Rom dem Anselm, daß er mit denen, welche die Investitur empfangen und die Huldigung geleistet hatten, umgehen könne: bis Gott das Herz des Königs erweiche, davon abzulassen. Eine sehr dunkle Erklärung, welche dahin ausgelegt wird, als habe der Papst die Investitur verboten, aber die Huldigung d. h. die Leistung des Lehenseides erlaubt. Die, welche ohne Investitur, aber mit Leistung des Lehnseides Pfründen erlangt haben, können ordiniert werden.

So ging es auch in Frankreich. Der König wollte die Huldigung nicht fahren lassen: durch Hand und Schwur. Man mußte das den päpstlichen Ansprüchen zum Trotz bewilligen: die Vornehmsten der ganzen Kurie drangen darauf, weil der kirchliche Friede es so erfordere. Und so traf man in allen europäischen Reichen die eine oder die andere Auskunft. Zu den härtesten Kämpfen aber kam es nach wie vor mit dem deutschen Königtum.

Wir wissen, wie auch König Heinrich V., sowenig das die römische Kurie nach der Art seines Emporkommens erwartet haben mochte, durch jene Gesandtschaft, die er 1107 an Paschalis II. nach Frankreich richtete, die bestimmte Erklärung abgab, er müsse an dem seit Karls des Großen Zeiten bestehenden Brauch der weltlichen Einsetzung der Bischöfe festhalten, und wie man darauf eine etwaige Ausgleichung der Ehre des Reiches mit der Ehre der Kirche erst für den bevorstehenden Romzug des Königs in Aussicht nahm. Dabei blieb es nun zunächst. Der König von England beklagte sich, daß Heinrich die Investitur ausübe, die man ihm versage. Der Papst erklärte, daß das nur eigenmächtig geschehe, daß er an den Beschlüssen der Synode von Troyes festhalte; er bezeichnete die Gegner als Kirchenschänder.

Da erschien nun 1110 Heinrich V. wirklich in Italien. Er hatte ein stattliches Heer von 30000 gewappneten Rittern, zu denen sich nun noch die Lombarden gesellten. Alles unterwarf sich; der Kaiser rühmte sich, daß er das zerrissenste aller Länder zur Eintracht zurückgeführt habe. Im Anfang des Jahres 1111 begab er sich auf den Weg nach Rom, um die Kaiserkrone zu empfangen. Bei Sutri machte er zunächst Halt. Da der Kaiserkrönung aber notwendig eine Verständigung mit dem Papst vorangehen mußte, so wurden einige Ritter nach Rom geschickt, um sie zustande zu bringen. Sie

forderten das Recht der Investitur mit aller Bestimmtheit. Denn nachdem die Kaiser ihre ersten Regalien den Bischöfen zu Lehen gegeben, konnten sie ohne das Recht der Investitur nicht mehr bestehen. Der Papst hatte jetzt die Barone der Campagna wider sich, die Normannen nicht für sich; den großen Kampf zu unternehmen war er nicht imstande. Er geriet auf den höchst außerordentlichen Gedanken, daß die Geistlichen auf alle ihre weltlichen Güter mit Ausnahme der Zehnten und der Opfer der Gläubigen, d. h. also auf die ihnen vom Kaiser verliehenen Regalien Verzicht leisten sollten, womit dann der Anspruch der Kaiser auf das Recht der Investitur von selbst zerfalle. Er versprach den Klerus mit seinem Banne dazu anzuhalten.

Man sollte es kaum für möglich halten, da es doch gewiß nicht ausführbar war. Aber so war es bestimmt. Am 12. Februar zog der Kaiser in Rom ein: er ward von dem Papst an der Treppe empfangen; die ersten Schritte zur bevorstehenden Kaiserkrönung geschahen; die beiden Oberhäupter setzten sich auf zwei Sesseln nieder, um die gegenseitigen Verzichtleistungen zu vollziehen. Da weigerte sich der Kaiser, die Investitur unter diesen Bedingungen aufzugeben. Er hatte gleich beim Eintritt die Erklärung von sich gegeben, daß er niemandem das entreißen könne, was ihm von seinen Vorfahren verliehen worden. Als jetzt die päpstliche Urkunde verlesen wurde, nach welcher die Geistlichen nur zu Dienst und Altar bestimmt blieben und ihre Regalien an Kaiser und Reich zurückzugeben bei schwerer Strafe angewiesen wurden, erhob sich ein allgemeiner Sturm. Es ist klar, daß jeder Besitz und jede Stellung dadurch verändert worden wäre. Man erklärte die päpstliche Urkunde für unkirchlich, für ketzerisch. Nur für sich selbst halte Paschalis die Schenkungen der früheren Kaiser fest. Auch zur Krönung konnte es nun nicht kommen. Der Kaiser, der Roms nicht sicher war, führte den Papst gefangen mit sich fort. Heinrich V. bediente sich der öffentlichen Stimmung, wie erst gegen seinen Vater, so jetzt gegen den Papst.

So vollkommen in der Gewalt des deutschen Königs, von seinen eigenen Anhängern bestürmt und von Heinrich, wie man erzählt, fußfällig gebeten, das Recht der Investitur zuzugestehen, das er ja selbst in Bezug auf die Regalien durch seinen Vorschlag zugestanden habe, wurde Papst Paschalis II. endlich dazu vermocht, das Recht der Investitur mit Ring und Stab zu bewilligen. Er versprach zugleich, über seine bisherigen Gegner, namentlich auch den König selbst, niemals das Anathem auszusprechen; dann krönte er den Kaiser (April 1111). Niemand wird das Verfahren des Kaisers billigen, aber unleugbar ist doch, daß der Papst einen ganz unausführbaren Vorschlag gemacht hatte; in der Sache selbst hatte der Kaiser ohne Zweifel Recht. Er war selbst für das geistliche Wesen konservativ; seine Politik, nicht gerade sein Verfahren, stimmte mit den Ideen überein, auf welchen der Gang der Entwickelung des Abendlandes beruhte.

Im Jahr 1112 ward ein neues Laterankonzil gehalten, worin der Papst

erklärte, daß er seinen Eid halten, den König nicht exkommunizieren wolle; alle Anwesenden jedoch verurteilten die Übereinkunft, hauptsächlich aber die Bestimmung, daß keiner, der kanonisch gewählt worden, ohne die Investitur konsekriert werden dürfe; diese Bestimmung schien ihnen gegen den heiligen Geist zu sein. Zu Vienne in Burgund, obwohl dies zum Reich gehörte, wurde doch die ganze Transaktion zwischen Kaiser und Papst verworfen, indem der elfte Canon des unter dem Erzbischof Guido gehaltenen Konzils bestimmte: die Investitur der Bistümer und Abteien von Laienhand erachten wir im Anschluß an die Autorität der heiligen römischen Kirche für Ketzerei. Ein großer Teil der Geistlichkeit in aller Welt war dieser Meinung. Wenn einige sich widersetzten, so wurden sie scharf zurückgewiesen: es beweise nichts, daß die Investitur hie und da bewilligt worden.

Bald breitete sich diese Meinung dann auch wieder nach Deutschland aus. Im Jahre 1116 kamen Metropolitane, Bischöfe, geistliche Optimaten in Köln zusammen, um das Wort der Exkommunikation über Heinrich auszusprechen; glücklicherweise starb der päpstliche Legat, der damit beauftragt war. Etwas ernstliches wagte Paschalis II. nicht mehr; selbst der Besitznahme der Mathildischen Erbgüter durch den Kaiser setzte er keinen Widerspruch entgegen; es blieb bloß bei Worten. Um so schroffer wandte sich der Nachfolger des Paschalis, Gelasius, der die alten Prinzipien notwendig wieder aufnahm, gegen den Kaiser; auf dessen Forderung einer ähnlichen Sicherheit gab er die ausweichende Antwort: wir versprechen ihm Sicherheit, wofern er sie nicht selbst verhindert. Er war jedoch zu schwach, um sich gegen den Kaiser und seine Partei in Italien zu halten. Er begab sich nach Frankreich. Ehe er noch Hand angelegt hatte, den Streit zu schlichten, starb er (1119).

Und nach dessen Tode ward derselbe Guido von Vienne, der es gewagt hatte, den Kaiser in den Bann zu thun, auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er unterschied sich dadurch, daß er von hoher Herkunft war, und nicht ein früherer Mönch, wie die bisherigen Päpste. Er nahm den Namen Calixtus II. an (1119—1124). Hatte es zweifelhaft sein können, ob Paschalis ein rechter Nachfolger der Ideen Gregors und Urbans sei, so war dies Calixtus ohne Zweifel. Gleich auf der ersten Synode zu Rheims, die er hielt, nahm er eine gewaltige Stellung ein. Der erste, welcher dem capetingischen Königtum in Frankreich eine gewisse Macht verlieh, Ludwig IV., suchte sich gegen seinen gewaltigen Vasallen Heinrich von England eine Stütze an dem Papst zu verschaffen. Calixtus war sein Verwandter; Ludwig war mit seiner Nichte vermählt. So weit konnte Heinrich nicht gebracht werden, daß er die Normandie, die er seinem Bruder entrissen, herausgegeben hätte; aber es wurden für die künftige Herausgabe Bedingungen festgesetzt und der Friede nicht ungünstig für Frankreich hergestellt.

Inzwischen war nun in Deutschland durch den Gang der inneren Bewegung abermals Hader zwischen Kaiser und Fürsten ausgebrochen. Heinrich V.

befand sich diesen gegenüber jederzeit dadurch im Nachteil, daß er durch eine Empörung auf den Thron gelangt war: die alten Gegner seines Vaters, auf die er sich dabei gestützt, waren nicht gemeint, eine durchgreifende Herrschaft, wozu er alle Neigung besaß, nun von ihm selber zu ertragen. Besonders die sächsischen Großen, unter Führung des Herzogs Lothar, den Heinrich selbst mit dieser Würde bekleidet, setzten sich jedem seiner Eingriffe trotzig entgegen. Im Jahre 1115 kam es zu einer förmlichen Schlacht am Welfesholz, in welcher die Kaiserlichen unter Graf Hoyer von Mansfeld von Lothar und den Seinigen vollkommen besiegt wurden. Natürlich wirkte das auf die universale Lage sehr merklich ein. Wenn der Kaiser, um Gelasius zu widerstehen, einen neuen Papst (Gregor VIII.) ernannt hatte, so bewirkte er nur, daß man sich in Erinnerung an die alten Unbilden ihm selbst widersetzte. Auch benutzte er sein Investiturrecht auf eine Weise, daß er sich notwendig Feinde damit machte. Die deutschen Fürsten erkannten Calixt zu Tribur im allgemeinen an; aber über die große Streitfrage erwarteten sie erst das erwähnte Konzil, welches im Oktober 1119 zu Rheims zusammenkam. Daher kam es denn, daß man überall, wo der Kaiser nicht unmittelbar eingriff, ohne seine Teilnahme wählte. Lothar von Sachsen wird als der größte Gegner des kaiserlichen Papstes bezeichnet. Was 1116 versucht ward, geschah 1119: die Exkommunikation ward zu wiederholtenmalen in Deutschland selbst über den Kaiser ausgesprochen.

Der Kaiser sah ein, daß er sich versöhnen müsse; wie es sich jedoch versteht, fortwährend entschlossen, von seinem herkömmlichen Recht nichts aufzugeben. Noch einmal kam die alte, mit Paschalis ventilierte Frage zum Vorschein. Der Kaiser willigte ein, die Investitur der Kirchen aufzugeben, in der Hoffnung, daß man päpstlicherseits damit zufrieden sein werde; er näherte sich dem versammelten Konzil; es kam zu einer Urkunde wie früher, allein sie war nicht so deutlich, wie man hätte wünschen sollen. Und bald bemerkte man päpstlicherseits, daß er damit die Investitur der geistlichen Besitzungen nicht ebenfalls aufgebe. Auch war das ohne Zweifel sein Sinn. Dagegen wollte der Papst die Kirchen und ihre Besitztümer von der Investitur ausnehmen. Er hatte einen Canon verfassen lassen, den er der Versammlung vorzulegen gedachte, wonach beide den Fürsten entzogen werden sollten. Es wäre für ihn von der höchsten Wichtigkeit gewesen, wenn er den König bewogen hätte, seine Fassung, die er ihm ohne Zweifel vorgelegt hat, anzunehmen. Allein dahin war Heinrich nicht zu bringen. Er war von einem starken Heer umgeben. Seine Großen waren derselben Meinung wie er. Man will ihm nachsagen, er habe den Papst abermals gefangen nehmen wollen: ich kann es nicht glauben. Seine Haltung war welthistorisch richtig und großartig.

Der Papst war in hohem Grade verstimmt: er habe ein Konzil verlassen, was nie einer seiner Vorfahren gethan, und sei zu diesem Menschen gekommen; doch halte ihm der keinen Frieden. Er eilte so rasch wie möglich

nach Rheims zurück und schlug nun hier seinen Canon vor (29. Oktober 1119). Allein jetzt fand er auch hier den größten Widerspruch. Den ganzen Tag konnte nichts beschlossen werden. Den anderen Tag hielt der Papst eine salbungsvolle Rede, deren Ende war, daß er in der Formel: wir verbieten die Investitur aller Kirchen und kirchlichen Besitztümer durch Laienhand, die Worte „kirchlichen Besitztümer" aufgab. Eine Nachgiebigkeit von der größten Bedeutung. Was bisher nachgegeben worden, war nur vorläufig; jetzt aber ward auf einem Konzil, das als ein allgemeines angesehen werden konnte und wenigstens so allgemein war, wie das von Urban II. zu Clermont gehaltene, ein Anspruch des Papsttums, der eine universale Herrschaft involvierte, rückgängig gemacht. Was man in Clermont 1095 festgesetzt, mußte man in Rheims 1119 wieder aufgeben. Nun ließ der Papst mit aller möglichen Feierlichkeit Heinrich V. dennoch verdammen; aber das war ein Schritt ganz ohne allen weiteren Erfolg.

In der Sache selbst konnte nun die Schwierigkeit nicht mehr so groß sein. Im Jahre 1121 ward ein Konvent zu Würzburg gehalten, auf welchem die deutschen Fürsten freilich nur eine sehr allgemeine Entscheidung faßten — daß der Kaiser behalten solle, was ihm gehöre, der Papst, was dem Papst gehöre — die aber nun weiter zu entwickeln war. Aus einem Schreiben des Erzbischofs von Mainz ergiebt sich, daß alle Laienfürsten dem Versuch, dem Kaiser die Investitur zu entwinden, entgegen waren. Demohnerachtet wollten auch sie nicht mehr die absolute Abhängigkeit der Wahl von dem Kaiser. So kam man denn im September 1122 zu Mainz zu einem Beschluß, der darauf bei Worms verkündet worden und unter dem Namen des Wormser Konkordats bekannt ist. Darin wird dem Kaiser zugestanden, daß er den Erwählten mit allen fürstlichen Rechten belehne. Was die Priorität der Belehnung oder Weihe betraf, so kam man dahin überein, daß in Italien die Weihe, in Deutschland dagegen die Belehnung durch das Scepter vorherzugehen habe, sodaß also wie dort das päpstliche, so hier das kaiserliche Interesse überwiegen sollte.

So ward denn wirklich der Friede geschlossen. Wenn es die Absicht des Papsttums einen Augenblick sein konnte, die Geistlichkeit mit allen ihren Rechten von dem weltlichen Oberhaupt loszureißen, die weltliche Gewalt in ihrem wesentlichen Bestand geradezu aufzulösen, so war ihm dies jetzt mißlungen. Gegen die früheren Zustände unter Heinrich III. dagegen hatte das Papsttum mächtige Fortschritte gemacht: der gregorianische Papst hatte gegen den henricianischen vollkommen den Sieg davon getragen. Das Recht, den Kaiser zu exkommunizieren, hatte die Kirche durchgesetzt. Das Papsttum hatte sich emancipiert und seine Stellung behauptet; auf der anderen Seite aber behauptete auch das Kaisertum gewaltige, tief eingreifende Rechte. Die weltliche Gewalt blieb in ihrem Kerne ungebrochen, sie erhielt sich auf dem Boden, der die Grundlage von allem war. Der orientalische Zustand — ein Papsttum als Kalifat — blieb dem Abendlande doch erspart. Auf die ein-

zelnen Bestimmungen des Konkordats, die das Prinzip nicht berühren, kommt soviel nicht an. Im ganzen bleibt es doch insofern für alle Zeiten von der größten Bedeutung, als die Kirche wirklich den Anspruch auf die weltliche Belehnung fahren ließ. Nur mit großer Mühe hatte sich Calixtus dahin bringen lassen. Sein Legat sagt selbst, er habe es nur zugegeben, weil man die Kirchlichgesinnten Zerstörer des Reichs genannt habe.

Beachten wir wohl, wie hier das Reich als solches hervorgehoben wird; es erscheint, wie die Dinge verlaufen waren, in diesem Augenblick in einer neuen Bedeutung. Wenn Papst und Kaiser in dem Konkordat eine Art Gleichgewicht der Macht zwischen sich anerkannten, so durfte sich die hohe Aristokratie beinah als den eigentlichen Sieger betrachten. Da sie an den kirchlichen Wahlen den größten Anteil hatte, so gewann sie mit der Freiheit der Wahl wenigstens ebenso viel, wie der Papst; natürlich aber nahm dadurch auch die kaiserliche Macht in sich beträchtlich ab. Allein auch der Kirche hatten die Fürsten bei dem Friedensschlusse selbst im Namen des Reichs ihren eigenen Willen aufgedrungen. So wenig sie eine unumschränkte Gewalt des Kaisers leiden wollten, so wenig mochten sie doch die Rechte des Reichs, insofern es auf ihrer Gesamtheit beruhte, dem Papste aufopfern. Erst unter Heinrich V. tritt diese Idee ein, daß sich die Gesamtheit der Fürsten als das Reich betrachtet; man hat dem Reiche neben dem Kaiser ausdrücklich ein erbliches Recht auf die Belehnung der Bischöfe vindiziert. Die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt wurde eben in diesem allgemeineren Sinne festgehalten. Während der Kaiser verlor, kam die Idee des Reichs gerade jetzt erst auf. Hauptsächlich dadurch ward dies nun bekräftigt, daß die Oppositionspartei zur Regierung gelangte.

Fünftes Kapitel.

Welfen und Hohenstaufen.

Die Epoche Heinrichs IV. bildet auch insofern einen Wendepunkt, als sie den Ideen eines eigentlichen Weltreiches auf längere Zeit ein Ende machte und zugleich Deutschland entschiedener von Italien trennte. Jener Widerstand, welchen die Großgräfin Mathilde in Gemeinschaft mit den lombardischen Städten und Heinrichs eigenem Sohne Konrad dem Kaiser leistete, gab hiefür den Ausschlag. Von Italien gleichsam ausgestoßen, hatte Heinrich doch in Deutschland die mächtigsten Fürsten noch einmal mit sich vereinigt, die sich freilich bald, um des Friedens mit der Kirche willen, um seinen zweiten Sohn scharten. Sie waren es dann, die Heinrich V. den Papst über-

wältigen halfen; sie schlossen mit diesem, da Heinrich es nicht selbst vermochte, das Konkordat. Das Reich, dessen Interesse sie, wie berührt, dabei geltend machten, ist nun erst recht ein wesentlich deutsches; es besteht aus den deutschen Fürsten, die sich den Kaiser setzen. Ohne Zweifel ein wichtiger Schritt zur Ausbildung der Nationalitäten im Norden wie im Süden der Alpen. Auf der anderen Seite jedoch ward das Kaisertum dadurch notwendig auf eine tiefere Stufe herabgezogen. Für ein Menschenalter geriet es sogar unter den Einfluß fürstlicher Parteitendenzen. Die Gelegenheit dazu bot insbesondere der Umstand, daß mit dem Tode Heinrichs V. 1125 das salische Haus — an sich ein wichtiges Ereignis — sein Ende fand.

Wäre es nach dem Herkommen gegangen, so hätte man sich bei der Wahl an die nah verwandte Familie der Staufer halten müssen. Unter Heinrich IV. war Friedrich von Staufen, aus einem bisher nicht hervortretenden schwäbischen Grafengeschlecht, durch engen Anschluß an das bedrängte Kaiserhaus zu größerem Ansehen aufgestiegen. Ihm gab der Kaiser als Preis getreuer Dienste seine Tochter Agnes und das Herzogtum Schwaben. Nachdem er sich im Kampf gegen Welfen und Zähringer wenigstens immer aufrecht erhalten, gelangte er bei jener Versöhnung Heinrichs mit seinen süddeutschen Gegnern in unzweifelhaften Besitz des größten Teils der schwäbischen Lande. Von seinen Söhnen folgte ihm der ältere, Friedrich, ebendort nach; der jüngere, Konrad, erwarb eine ansehnliche Stellung im oberen Franken. Sie bildeten die vornehmste Stütze ihres Oheims Heinrichs V. und erbten nach dessen Tode das salische Hausgut. Friedrich von Schwaben, der mit einer Tochter des Welfen Heinrich des Schwarzen, Herzogs von Bayern, vermählt hatte, glaubte so nicht mit Unrecht, den nächsten Anspruch auf die Nachfolge im Reiche zu besitzen.

Allein auch die fürstliche Opposition der letzten Jahrzehnte sah sich durch ein mächtiges Haupt repräsentiert. An den Kämpfen der Sachsen gegen Heinrich IV. hatte sich auch ein Graf Gebhard von Supplinburg tapfer beteiligt und in der Schlacht an der Unstrut 1075 den Tod gefunden. Dessen Sohn ist Lothar, den Heinrich V. im Jahr 1106 nach dem Aussterben der Billunger mit dem Herzogtum belehnte. Wie er aber von früher Jugend an ebenfalls bei den sächsischen Aufständen mitgewirkt, so hat er auch hernach Heinrich V. gegenüber allezeit dieselbe gegnerische Haltung beobachtet; wir gedachten seines Anteils an dem Treffen am Welfesholz. Durch seine Ehe mit Richenza, die dem nordheimischen Hause entstammte, erwarb er einen sehr umfassenden Territorialbesitz; überdies wußte er auch die Befugnisse seines herzoglichen Amtes nicht unbedeutend zu erweitern. Hatten es in Sachsen weder die Billunger noch Otto von Nordheim zu einer kompakten Macht bringen können, so gelang das Lothar, indem er gewissermaßen zugleich an die Stelle der einen und des anderen trat. Die Bildung einer starken fürstlichen Gewalt in diesen Regionen bekamen sofort die Slaven zu empfinden, in deren Gebiet

die Sachsen, an die ottonischen Bestrebungen wieder anknüpfend, aufs neue vorzudringen begannen. Lothar erwarb sich in dieser Richtung, die zugleich seiner eifrig kirchlichen Gesinnung entsprach, ein bleibendes Verdienst. Daß er über seine provinziale Stellung und Bedeutung hinaus seinen Ehrgeiz auf die Krone gewandt habe, findet sich nicht; aber das mochte ihn neben seiner bewährten Tüchtigkeit seinen Standes- und Parteigenossen noch mehr empfehlen. Er stand bereits in Jahren und hatte nur eine Tochter, keinen Sohn: um so weniger konnte seine Erhebung persönliche oder Familieneifersucht erwecken.

Bei seiner Wahl, über die wir einen eigenen gleichzeitigen, jedoch parteiischen Bericht besitzen, sind ohne Zweifel mancherlei Intriguen im Spiel gewesen; besonders von seiten des Erzbischofs Adalbert von Mainz, der die Leitung des Geschäftes größtenteils in Händen hatte: er war ein persönlicher Feind des verstorbenen Kaisers gewesen und arbeitete deshalb der Kandidatur Herzog Friedrichs von Schwaben, von dem man eine Fortsetzung der salischen Politik erwarten mochte, mit allen Mitteln entgegen. Allein das entscheidende Moment lag doch in der Sache selbst. Der fürstlichen Genossenschaft, die sich dem Königtum gegenüber als das Reich fühlte, kam es auf das Prinzip der vollen Wahlfreiheit an; sie brachte dasselbe sogleich in einem eigentümlich methodischen Verfahren zum Ausdruck. Aus jedem der vier Hauptstämme wurden zehn Fürsten erlesen, um der Gesamtheit bestimmte Vorschläge zu machen. Sie nannten drei Kandidaten: Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold, Markgrafen von Österreich. Als diesen dann die Frage vorgelegt wurde, ob sie sich der Entscheidung unbedingt unterwerfen würden, erklärten sich Lothar und Leopold dazu bereit: der Hohenstaufe weigerte sich dessen, denn er gründete seinen Anspruch auf ein dynastisches Recht. Eben hievon aber wollte die reichsfürstliche Aristokratie einfürallemal nichts wissen. Eigentlich ohne Ordnung, durch plötzliche Acclamation, ward dann vielmehr Lothar als der Erwählte bezeichnet.

Die deutschen Fürsten wünschten nicht etwa ein schwaches Regiment — soweit waren die Dinge noch nicht gediehen; auch ließ sich nach der Vergangenheit Lothars von ihm ein solches nicht erwarten. Was sie wollten, war ein Regiment in ihrem Sinne. Die Idee des Reichs, wie sie von ihnen in den Stürmen der letzten Jahrzehnte aufgestellt und behauptet worden war, erhielt ohne Zweifel die beste Repräsentation, wenn sie einen aus ihrer Mitte, der vollkommen auf ihren Gesichtspunkt einging, mit der höchsten Gewalt bekleideten. Dazu gehörte denn vor allem auch die Aufrechterhaltung des mit der Kirche geschlossenen Friedens. Die damalige Generation des deutschen Fürstentums sah in dem Konkordat ihr eigenes Werk und wünschte es nicht wieder in Frage gestellt zu sehen. Päpstliche Legaten waren bei der Wahl zugegen, ohne doch einen merklichen Einfluß auszuüben. Es bedurfte dessen so wenig, wie bestimmter Zusicherungen von seiten Lothars, der in seinem

Widerstande gegen Heinrich V. bereits als ein Vorfechter der päpstlichen Ansprüche erschienen war. Wie weit er den kirchlichen Ideen auch jetzt entgegenkam, zeigte sich sogleich, als er bei der allgemeinen Huldigung den geistlichen Fürsten statt des Lehnseides nur einen einfachen Treuschwur abverlangte. Doch war er andererseits nicht gemeint, von den Rechten, welche das Reich sich in der Wormser Abkunft ausbedungen, etwas weiteres aufzuopfern. Er hat später bei günstiger Gelegenheit selbst den freilich vergeblichen Versuch gemacht, auf dem Wege friedlicher Unterhandlung dem Königtum in der Frage der Investitur eine freiere Befugnis wiederzuerwerben.

So war nun der alte sächsische Magnat als Mann der fürstlichen Opposition mit der königlichen Würde der Salier bekleidet worden. Trotz seines gediegenen Wesens wäre es ihm indessen schwerlich gelungen, inmitten der früheren, nicht viel weniger mächtigen Genossen eine wirkliche Autorität zu erlangen, hätte er nicht von vornherein an einem der vornehmsten Fürstenhäuser einen Rückhalt gefunden: an den Welfen. Schon bei der Wahl selbst war eine definitive Abstimmung erst zu stande gekommen, nachdem sich Lothar mit dem Herzog Heinrich von Bayern besonders verständigt hatte. Die Welfen hatten sich nach ihrer Versöhnung mit Heinrich IV. unter dessen Sohne stets gut kaiserlich gehalten; Heinrich der Schwarze stand als Schwiegervater dem Staufer Friedrich persönlich nah. Wenn er sich dem ohnerachtet zuletzt auf die Seite Lothars neigte, so geschah das ohne Zweifel nur gegen Zusicherung bedeutender Vorteile, welche bald genug an den Tag kamen. Lothar verlobte seine Tochter Gertrud dem Sohne Heinrichs des Schwarzen, der sich den Namen Heinrich der Stolze erworben hat. Der junge Fürst, welcher seinem Vater bald darauf (1126) im Herzogtum Bayern nachfolgte, erhielt dadurch zugleich die Aussicht auf dieselbe Stellung in Sachsen. Nicht minder wichtig war die territoriale Kombination. Zu den schwäbischen, bayrischen, italienischen Hausgütern der Welfen hatte schon Heinrich der Schwarze durch seine Ehe mit einer Billungerin einige sächsische Besitzungen gefügt; durch die Verbindung mit dem Erbe Lothars mußte daraus der welfischen Macht die breiteste Grundlage in Norddeutschland erwachsen. Für Lothar, der, ohne selbst ein Welf zu sein, auf diese Weise der Begründer der welthistorischen Stellung der Welfen geworden ist, waltete natürlich das umgekehrte Interesse vor: sein Königtum faßte so auch im deutschen Süden Fuß, wie er in ähnlicher Absicht auch die Zähringer, indem er ihnen das sogenannte Rektorat von Burgund übertrug, an sich fesselte. Und für sich selbst erreichte er sein Ziel. Für den Bestand des Reichs konnte die enge Verknüpfung so großer Gebiete, die angebahnte Vereinigung der beiden stärksten Herzogtümer nur förderlich sein, so lange sie im königlichen Interesse geschah. Aber wie dann, wenn das nicht mehr der Fall war? Der Knoten der inneren Verwickelung in Deutschland war für ein Jahrhundert dadurch geschürzt.

Und schon war der Konflikt zwischen Lothar und den Hohenstaufen ausgebrochen, der denn notwendig zugleich ein Kampf zwischen Hohenstaufen und

Welfen ward. Es gehörte mit zu dem antisalischen Reichsbegriff, wenn Lothar im Einverständnis mit den ihm anhangenden Fürsten aus der Erbschaft Heinrichs V. die von diesem Kaiser konfiszierten Rebellengüter und zurückgenommenen Lehen von den staufischen Brüdern wiederforderte. Da sie die Herausgabe verweigerten, traf sie die Acht, und sie warfen sich in die äußerste Opposition. Lothar konnte ihnen Nürnberg nicht abgewinnen und belagerte Speier vergeblich. Konrad von Hohenstaufen ging nach Italien, nahm den Titel König an und hielt sich dort in offenbarer Feindschaft.

In dem Kampfe der von zwei verschiedenen Seiten her ernannten Bischöfe hatten die Städte in Oberitalien insgesamt die größten Fortschritte gemacht; aber sehr bald hatten sich unter ihnen selbst Faktionen entwickelt. Mailand griff weit und breit um sich; ihm gegenüber hielt sich Pavia mit einer Anzahl der übrigen Städte. Von der früherhin den salischen Kaisern abgeneigten Partei ward nun Konrad aufgenommen und anerkannt. Aber wie hätte er sich da lange halten können, da er doch eigentlich selbst die salischen Traditionen vertrat? Die Mailänder verjagten ihn wieder. Hierdurch und durch die dortigen Beziehungen des welfischen Hauses bekam die Partei Lothars das Übergewicht in Oberitalien. Einen großen Dienst leistete diesem dabei der Papst Honorius II., der, als Konrad in Mailand Anhang gefunden, von dem Bischofe gekrönt worden war und sich gegen Rom bewegte, ihm mit starker Hand entgegentrat und ihn zurückwarf (1128). Honorius starb jedoch 1130.

Die natürliche Tendenz Lothars ging, wie wir bemerkten, auf die Anerkennung des päpstlichen Rechts wie der Rechte des Fürstentums; auf diesem Grunde sollte das Kaisertum sich in Ansehen erhalten. Es war auch so noch eine Aufgabe von bedeutenden Schwierigkeiten; in diesem Augenblick aber wurde sie durch eine streitige Papstwahl unverhofft erleichtert. Aus einer Familie jüdischer Wucherer, mit der Gregor VII. und Urban II. verbunden gewesen, war eines der mächtigsten römischen Häuser hervorgegangen, das der Pierleoni, welche selbstverständlich nicht an dem strengen Begriff des Papsttums festhielten. Einer der Söhne dieses Hauses, Petrus, angesehen und namentlich mit den Normannen enge verbündet, der eifrig die Partei der Kirche ergriffen, hatte nach dem Tode Honorius' II. eine große Faktion für sich und wurde in der That zum Papst gewählt; er nahm den Namen Anaclet II. an. Aber etliche junge Kardinäle, welche der entgegengesetzten Faktion der Frangipani angehörten, hatten gar nicht einmal recht den Tod des Vorgängers erwartet und waren auch ihrerseits zur Wahl geschritten. Sie wählten einen, so viel wir beurteilen können, wirklich geistlichen Mann, Innocenz II.

Anaclet behauptete sich in Rom und verband sich noch enger mit den Normannen; er gewann Roger II., der Apulien mit Sicilien vereinigte, durch Verleihung der Königskrone. Innocenz wandte sich dagegen an die transalpinische Christenheit. Hier bewirkte namentlich das Wort des Abtes Bern-

hard von Clairvaux, der durch den Ruf der Heiligkeit das größte Ansehen genoß, daß Innocenz allenthalben anerkannt wurde. Bernhard, Mitglied des erst vor kurzem gestifteten Cistercienserordens, für welche Kongregation er 160 Klöster gestiftet hat, unter anderen Clairvaux bei Chalons sur Marne, wo er Abt wurde, besaß damals eine alles beherrschende Autorität in der Kirche des Abendlandes; er war mehr Mittelpunkt der allgemeinen Verehrung, als der Papst selbst. Er brachte zunächst in Frankreich alles, was widerstrebte, durch den Eindruck seiner Erscheinung zur Unterwerfung unter Innocenz.

Für Lothar war nun natürlich die römische Doppelwahl von der größten Bedeutung. In Würzburg waren seine Freunde um ihn, die sich zugleich gegen die Hohenstaufen und für Innocenz erklärten. In Lüttich geschah dann eine Zusammenkunft zwischen diesem und dem Könige, von der wir hören, daß Lothar eben dort die Rechte des Reiches in kirchlicher Hinsicht wieder zu vermehren versucht habe. Bernhard spricht sogar von dem gezückten Dolch des gegen den Papst zornigen Königs. Das ist jedoch nur eine Phrase. Lothar verzichtete der Weigerung Innocenz' II. gegenüber ohne Umstände auf eine Revision des Konkordats. Denn auch übrigens war es für ihn von Vorteil, daß er sein Ansehen mit dem Ansehen eines allgemein anerkannten Papstes zugleich befestigen konnte.

In Lüttich wurde zugleich der Römerzug verabredet, durch welchen dann auch Innocenz nach Rom zurückgeführt werden sollte. Lothar erschien ziemlich schwach in Italien: er hatte nicht mehr als 2000 Ritter bei sich, aber er führte 1133 seinen Papst nach Rom. Eine Partei in Rom erklärte sich für ihn, aber Meister war er damit nicht; er mußte sich im Lateran krönen lassen, da der Gegner die Engelsburg beherrschte. Er erschien eigentlich nur als der Vorkämpfer der außeritalischen Kirche; die kaiserliche Macht selbst hatte davon keinen Vorteil. Innocenz II. gab auch hier in Sachen der Investitur nicht das mindeste nach; aber für das welfische Hausinteresse zeigte er sich Lothar gefällig. Die Erbgüter der Mathilde wurden gegen einen unbedeutenden Zins dem Kaiser und nach dessen Tode seinem Schwiegersohne zugesprochen, nachdem Lothar die Schenkung der Gräfin an das Papsttum anerkannt hatte. Es war auch das gleichsam ein Konkordat, eine Abkunft über erworbene Rechte.

Als Lothar nach Deutschland zurückkehrte, hielten die Hohenstaufen sich noch im Kampf mit Heinrich dem Stolzen in der Gegend von Ulm. Sie hatten noch immer besonders die Städte auf ihrer Seite. Jetzt aber, 1134, wurden sie von zwei Seiten angegriffen, durch Heinrich von Bayern, durch Lothar selbst von Würzburg her. Ulm ward genommen, ganz Schwaben überzogen. In diesem Augenblicke erschien Bernhard von Clairvaux in Deutschland und half durch seine Beredsamkeit die Versöhnung zu stande bringen. Die Hohenstaufen unterwarfen sich auf einem großen Fürstentage zu Bamberg. Sehr ungern kniete Herzog Friedrich vor seinem Gegner nieder

und erkannte ihn an. Der Kaiser verhängte dann keine weitere Strafe. Die Hohenstaufen erfreuten sich des Fürworts Innocenz' II. Wie weit war man von den Zeiten eines starken Königtums entfernt! Die Empörer wurden in ihren Besitzungen bestätigt; Konrad erscheint als Bannerträger des Reichs.

Man sieht: Lothar verwaltete das Reich in der That in dem Sinne, wie er es übernommen hatte. Von einem prinzipiellen Gegensatz gegen die Fürstengewalt ist bei ihm niemals die Rede. Nachdem er die welfische Hausmacht über alles Maß gesteigert und mit ihrer Hülfe nach langem Kampfe die staufische niedergeworfen, ließ er diese nach dem Siege dennoch unverkürzt bestehen. Man kann nicht sagen, daß er sich so als König über die Parteien habe stellen wollen. Er erscheint vielmehr als Haupt einer fürstlichen Genossenschaft, in der es ihm genügt, die andere zum Frieden zu nötigen. Er zeigt gewissermaßen dem Kaisertum der späteren Zeiten den Weg. In diesen Schranken verdient seine Regierung alles Lob. Um den Landfrieden war er eifrig bemüht. Jene Vorwärtsbewegung der Deutschen gegen die Wenden, die zugleich Besitzergreifung, Bekehrung und Kolonisation war, hat er auch als König nicht aus dem Auge verloren; auch dort bedient er sich der einzelnen Fürsten, deren Ehrgeiz und Erwerbstrieb er zum Besten des Ganzen Raum giebt. Bei den Nachbarn im Osten und Norden stand das Reich unter ihm zuletzt in hohem Ansehen: die dortigen Könige trugen ihm ihre häuslichen Zwistigkeiten vor, erschienen auf seinen Hoftagen und erneuerten ihm die Huldigung. In den universalen Angelegenheiten zeigt sich dagegen ein anderes Bild. Von dem Gedanken, aus der selbstverschuldeten Notlage des Papsttums für das Kaisertum Nutzen zu ziehen, ist Lothar nach kurzem Anlauf wieder abgestanden. Wie vor Bernhard von Clairvaux, so beugte er sich in kirchlichen Fragen auch vor Norbert, dem Stifter der Prämonstratenser, den er auf den Stuhl von Magdeburg erhoben hatte. Er befand sich dabei im Einklang mit der öffentlichen Meinung, welche damals fast kräftiger, als das Papsttum selbst, die geistlichen Ideen repräsentierte.

Das Ergebnis des ersten Römerzuges war sehr unvollständig gewesen. Nach dem Abzuge des Kaisers hatte sich Anaclet mit Hülfe Rogers von Sicilien von neuem erhoben; Innocenz vermochte sich in Rom nicht zu behaupten. Lothar zog daher 1136 noch einmal nach Italien, diesmal mit der vereinigten Kraft des in sich befriedeten Reichs und deshalb mit dem größten Erfolge. Auch die oberitalienischen Städte konnten sich dieser Wirkung nicht entziehen: Mailand ward begünstigt und erschien gewissermaßen welfisch; die Gegner wurden zum Gehorsam gezwungen. Rom mit Gewalt einzunehmen, ließ sich vermeiden, indem man sich sogleich gegen Roger als den Beschützer des Gegenpapstes wandte. Der Kaiser selbst zog über Pescara, sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze über St. Germano; bei Bari trafen beide Heere zusammen. Soweit kam es nicht, wie der heilige Bernhard vorschlug, daß man die Normannen gänzlich aus Italien ausgeschlossen hätte. Aber Apulien wurde diesmal wirklich erobert, Roger auf die Insel zurückgedrängt, der auf

dem Festland eingesetzte Herzog in einer die Lage der Dinge bezeichnenden Weise durch Kaiser und Papst gemeinschaftlich belehnt. Innocenz kehrte 1137 nach Rom zurück.

Der Bund zwischen Kaisertum, Papsttum und deutschem Fürstentum hatte sich zuletzt glänzend bewährt. Aber es war, als schwebe ein Unstern über dem Unternehmen einer friedlichen Konsolidierung der Reichsgewalt. Auf dem Rückweg über die Alpen verschied der alte Kaiser, der lange seinen Tod kommen sah, nachdem er kaum die deutsche Erde wieder betreten hatte, zu Breitenwang zwischen Inn und Lech (Dezember 1137).

Das Ereignis, das nun eintrat, ist die Konsequenz der Begebenheit von 1125 und zugleich ein Rückschlag gegen dieselbe. Wie damals Friedrich von Hohenstaufen, so rechnete jetzt der Welf Heinrich der Stolze sicher auf die Succession. Ein Recht des Geblüts konnte er als Schwiegersohn Lothars nicht geltend machen, immerhin jedoch ein dynastisches Prinzip, wie es bei den Übertragungen der Lehen schon zur Gewohnheit geworden war. Die ganze Verbindung der Welfen mit Lothar hatte diesen Sinn gehabt, Lothar selbst nichts anderes beabsichtigt: sterbend hatte er dem Schwiegersohn die Reichsinsignien übergeben. Dadurch aber kam nun dieser in Gegensatz zu den Tendenzen des unbedingten fürstlichen Wahlrechtes, denen vor zwölf Jahren der Staufer Friedrich hatte weichen müssen. Dazu gesellte sich eine andere Erwägung. Einen ohnmächtigen Herrscher hätte man auch jetzt nicht gewünscht; aber Heinrich der Stolze besaß eine Hausmacht — wie er selber prahlte: von einem Meer zum anderen —, die ihn sehr fähig gemacht haben würde, die Krone nicht bloß, wie Lothar, nach außen in Ansehen zu erhalten, sondern auch nach innen ihre Rechte dem Fürstentum zuwider mit größtem Nachdruck wahrzunehmen. Daß er auch willens dazu sein werde, dafür bürgte seine hochfahrende Natur. Wenn man aber ihn nicht wollte, wen anders sollte man nehmen, als nun diesmal dennoch einen Hohenstaufen? Das eben war die Folge der aristokratischen Entwickelung des Imperiums, daß sich zwei fürstliche Parteien gebildet hatten, zwischen denen die Reichsgewalt selber als ein Streitobjekt erschien.

Sehr auffallend ist es jedoch, von welcher Stelle aus eigentlich die Initiative ergriffen ward. Anders ist es nicht: die Hohenstaufen, deren weltgeschichtliche Mission der große Kampf gegen die Hierarchie werden sollte, sind zunächst durch eine kleine kirchliche Faktion auf den Thron erhoben worden. Wie unendlich viel hatte Innocenz II. dem alten Lothar zu danken! Aber auch dies Kaisertum der Aristokratie und des Konkordats mit seinem freundlichen Schutz der kirchlichen Interessen war, als Macht betrachtet, den Päpsten noch zu beschwerlich. Von einem Kaiser, wie Heinrich der Stolze geworden wäre, fürchtete Innocenz in eine Art von Abhängigkeit zu geraten; zumal auch er ihn persönlich kannte. Auf dem italienischen Zug hatte Heinrich manches ihm Widerwärtige begangen, z. B. bei der Eroberung von Viterbo das Geld, das die Stadt bezahlte, für sich behalten, während auch

der Papst darauf Anspruch machte; in Montecassino einen dem Papst entgegengesetzten Abt anerkannt. Der Papst hatte beidemale nachgeben müssen. Rom konnte nur für die Welfen sein, soweit die Welfen Rom gehorchten.

Nicht durch unmittelbare Einwirkung von Innocenz geschah das Entscheidende, aber durch seines Legaten Direktion, die des Erzbischofs von Trier, eines geborenen Franzosen, der seine Erhebung dem Papste gegen den Willen des Kaisers Lothar verdankte. Es war ein Albero von Montreuil, ein Prälat, der es verstand, unter den einfachen Deutschen Effekt zu machen durch prächtige Erscheinung beim Gottesdienste und glänzendes Gefolge. Er arbeitete bei Nacht und schlief bei Tage; er legte seinen podagrischen Fuß beim Reiten über den Hals seines zahmen Tieres; bei jeder Beratung suchte er erst zuletzt zu sprechen; und vielleicht war er der klügste von allen. Dieser nun, mit ein paar Nachbarn, dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Worms — das Bistum Mainz war unbesetzt — wählte Konrad von Hohenstaufen; der Legat versprach die Beistimmung des Papstes, des römischen Volkes und der italienischen Städte. Am 13. Mai 1138 hat der Legat selbst den König gekrönt.

Welches Motiv sie anwendeten, ist aus dem einsilbigen Berichte über die Verhandlungen nicht deutlich; sie werden mehr gegen Heinrich, als für Konrad vorgebracht haben. Diesem kam, im Vergleich mit seinem Bruder Friedrich, zu gute, daß er schon einmal als Gegenkönig aufgetreten war. Von dem salischen Erbrecht der Hohenstaufen kann in dem Kreise der Wähler im Ernste nicht geredet worden sein. Daß jedoch Konrad trotz der so unregelmäßigen Form seiner Erhebung plötzlich und allgemein Anerkennung fand, läßt sich nicht anders erklären, als dadurch, daß die dynastische Idee doch noch starke Wurzeln in der Meinung der Deutschen hatte. Der Fortsetzer der Chronik des Sigebert sagt ausdrücklich, man habe von einem Fremden auf den königlichen Stamm zurückgegriffen; und die Geschichtschreibung der staufischen Zeit betont den genealogischen Zusammenhang zwischen Hohenstaufen und Saliern auf das entschiedenste: bisweilen werden beide Häuser geradezu als eines betrachtet. Dadurch hat jedoch Konrad an realer Macht zunächst nur wenig gewonnen. Für das Reich bedeutete seine Erhebung, wie die Verhältnisse lagen, ein öffentliches Unglück. Wenn es die Absicht gewesen wäre, einen unauslöschlichen neuen Krieg in Deutschland anzuzünden, so konnte man es nicht besser anfangen.

Wollte Konrad wirklich König sein, so mußte er die welfische Macht, in der ihm eine größere Kombination autonomer Kräfte, vor allem durch die Verbindung der beiden Herzogtümer, entgegentrat, als jemals einem seiner Vorfahren, von Anfang an zu zerstören trachten. Heinrich der Stolze ward auf listige Weise, durch viele Versprechungen angelockt, wie eine welfische Quelle sagt, bewogen, die Insignien auszuliefern; dann aber, statt jener Versprechungen zu gedenken, erklärte ihm Konrad, daß er von seinen beiden Herzogtümern das eine oder das andere herausgeben müsse. Er kam auf den

Gedanken zurück, an welchem Heinrich IV. gescheitert war, das Herzogtum Sachsen frei vergeben zu können. Einen der mächtigsten niederdeutschen Fürsten, der damals zur Nordmark gelangt war, Albrecht den Bären, ernannte er zu dieser Würde.

Die Acht, die der Kaiser über Heinrich aussprach, war zunächst überaus wirksam. Heinrich konnte sich nicht einmal in Bayern behaupten; in Sachsen bekam Albrecht der Bär, welcher einen Grafen von Holstein einsetzte und mit großer Tapferkeit um sich schlug, die Oberhand. Doch war es hier, wo der König selber Widerstand fand. Als Heinrich der Stolze in Sachsen anlangte, sammelte er die Gegner der königlichen Gewalt um sich, und Albrecht sah sich verjagt. Der König unternahm einen Zug gegen Sachsen, ähnlich dem Zuge Heinrichs IV. Bei Kreuzburg stießen die Heere aufeinander; jedoch durch die Klugheit des Erzbischofs von Trier ward ein Kampf vermieden und ein Tag zur Entscheidung in Worms angesetzt. Ehe es indes dazu kam, war Heinrich der Stolze im Oktober 1139 gestorben. Albrecht aber fand nichtsdestoweniger bei dem Versuch, sein Herzogtum herzustellen, den größten Widerstand. Ganz Sachsen scharte sich um den Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich den Löwen, der nun durch seine Mutter ein wahrer Sachse schien. Der Kaiser mußte sich auf dem großen Reichstag zu Frankfurt wirklich dazu verstehen, ihn in dem Herzogtum zu bestätigen. Albrecht der Bär mußte mit seinen Marken zufrieden sein, und es war ein Glück, daß er das that: eine Wirksamkeit von unendlicher Bedeutung, die Gründung der Mark Brandenburg, war ihm dort beschieden.

Mit Bayern hatte Konrad den Markgrafen von Österreich belehnt — seinen eigenen Stiefbruder, denn die Kaisertochter Agnes hatte sich in zweiter Ehe mit einem Babenberger verbunden. Dort war das Herzogtum und die welfische Opposition bei weitem nicht so stark, wie in Sachsen. So viel aber vermochte Welf VI., der Bruder Heinrichs des Stolzen, der an dieser Stelle das Interesse seines Hauses verfocht, immerhin, daß sich auch Süddeutschland mit unaufhörlicher, verwüstender Fehde bedeckte. Als sich dann Gertrud, die Witwe Heinrichs des Stolzen, mit Heinrich Jasomirgott von Österreich vermählte und ihren Sohn Heinrich den Löwen bewog, zu Gunsten des Stiefvaters auf Bayern zu verzichten, schien auch hier eine Lösung des Streites gefunden zu sein. Nur lag am Tage, daß sie durchaus nicht durch die Autorität des Königtums begründet ward. Es war eine Abkunft der großen Fürstengeschlechter unter sich, die im Frieden wie im Krieg ihren eigenen Direktionen folgten, während das Königtum, in ihren Wettkampf hinabgezogen, mit dem Untergang bedroht schien. Auch wurde die Ruhe dadurch nicht wirklich hergestellt. Nicht allein verharrte Welf VI. fort und fort in seiner Feindseligkeit: gegen Ende der Regierung Konrads erhob der junge Heinrich von Sachsen selbst aufs neue seinen bayrischen Anspruch; ohne ihn weder bewältigen noch befriedigen zu können, ist Konrad III. 1152 gestorben.

Konrad III. trug den Namen seines mütterlichen Ahnherrn, des ersten

salischen Kaisers; aber ein größerer Gegensatz ließe sich kaum denken, als der zwischen der Herrscherstellung des einen und des anderen. Konrad der Hohenstaufe war persönlich ritterlich und liebenswürdig, beweglich und unternehmend, seine politischen Kombinationen dehnten sich bis an den Hof von Konstantinopel aus; aber von dem staatsmännischen Geist und der monarchischen Festigkeit des ersten Saliers war nichts in ihm. Vor allen Dingen freilich gebrach es ihm an der nötigen Macht. In seinem rastlosen, aber vergeblichen Ankämpfen wider die überlegene fürstliche Gewalt der im Norden wie im Süden zugleich begüterten und gebietenden Welfen läßt er sich eher mit jenem fränkischen Konrad I. vergleichen, der an die Karolinger anzuknüpfen suchte und am Ende nur der unglückliche Vorläufer der Ottonen ward. Ähnlich steht Konrad III. da zwischen den Saliern und den großen Herrschern seines eigenen Geschlechts. Und auch er erwarb sich noch im Hinscheiden das Verdienst, um der Erhaltung des Reiches willen zu einer Änderung des politischen Systems die Hand zu bieten. Von seinem eigenen Sohne absehend, empfahl er zu seinem Nachfolger — freilich nicht Heinrich den Löwen, denn das hätte nur zu einer neuen Phase des Kampfes der Parteien geführt: wohl aber seinen Neffen Friedrich von Schwaben, den Sohn jenes älteren Hohenstaufen Friedrich und der welfischen Judith, der Schwester Heinrichs des Stolzen. Es war abermals eine dynastische Kombination, aber nur eine solche schien noch dem Streite der dynastischen Parteien ein Ende machen zu können. Wir werden sehen, wie es diesem Friedrich, den alle Welt, des Bürgerkrieges müde, als beiden Seiten angehörig betrachtete und begrüßte, gelang, das staufische Kaisertum im Bunde mit dem welfischen Fürstentum noch einmal auf eine ungeahnte Höhe zu führen.

Von den beiden Aufgaben, welche Konrad von seinem Vorgänger Lothar überkam: das Ansehen der Krone gegenüber der reichsfürstlichen Opposition zu behaupten und den Frieden mit dem Papsttum zu bewahren, war ihm die Lösung der ersten mißlungen; der anderen, leichteren, war er gewachsen. Der große Gegensatz zwischen Kirche und Staat war durch das Konkordat und gegenseitige Nachgiebigkeit nicht zwar geschlichtet, aber zunächst beseitigt. Konrad selbst war noch entschiedener, als Lothar, unter dem Einflusse der Kirche auf den Thron gelangt. Er teilte die Gesinnung seiner Zeit: der Einwirkung Bernhards von Clairvaux ist auch er erlegen; er unternahm, wie wir noch erzählen werden, auf dessen Antrieb einen Kreuzzug, in welchem sich die deutschen Kräfte auf ein unerreichbares Ziel richteten. Das politische Verhältnis des Reichs zu Roger von Sicilien schien später eine Irrung mit dem Papsttum veranlassen zu können, und fast fürchtete man, als werde sich der deutsche König mit dem konstantinopolitanischen Kaiser zu einem Angriff auf Rom vereinigen; allein dies war nicht der Fall: alles war und blieb friedlich. Von einer ganz anderen Seite her drohte damals dem Papsttum eine eigentümliche Gefahr, in der sich Konrad nicht von ihm abwandte, ohne ihm doch mit der That beistehen zu können; denn zu einem Römerzuge, zur

Kaiserkrönung ist er, wie sehr ihn auch danach verlangte, seiner deutschen Verlegenheiten wegen nie gekommen.

Das 12. Jahrhundert ist groß durch die Erhebung der städtischen Freiheit; überdies aber ist es merkwürdig durch den Einfluß, welchen die allgemeine Bewegung der Geister auf die Begebenheiten erlangt. Dem heiligen Bernhard, der Päpste einsetzt, Kreuzzüge zu stande bringt, Mönchs- und Ritterorden ausbildet und empfiehlt, kurz das ganze Wesen der hierarchisch-militärischen Entwickelung mit Phantasie und agitatorischem Feuer verteidigt, steht damals — ebenfalls in Frankreich — Abälard gegenüber, einer der talentvollsten kirchlichen Lehrer aller Zeiten, in dem sich vielmehr eine neue, wiewohl noch behutsam abweichende Richtung ankündigt. Je weiter die Studien der Schule sich entwickelten, desto schwerer mußte es halten, Offenbarung und Wissenschaft miteinander auszugleichen. Bernhard nahm eine mystische Inspiration an und hielt an dem unbedingten Glauben fest. Abälard ist entfernt davon, mit dem Dogma zu brechen; aber er meint doch, daß der Glaube seiner Wahrheit erst durch vernünftige Begründung sicher sei. In dem Buche, das er Ja und Nein betitelt, stellt er die Autoritäten einander diametral gegenüber, um ihre Meinungsverschiedenheit ans Licht zu ziehen. Sein Sinn ist weniger auf das Resultat der Forschung, als auf das Prinzip der Untersuchung selbst gerichtet. Die Schule von Paris gewann durch ihn die größte Anziehungskraft; durch nachgeschriebene Hefte wurden seine Lehren weit verbreitet, sie erregten Aufsehen und Besorgnis. Bernhard soll persönlich den Versuch gemacht haben, ihn von gewissen Irrlehren abzubringen; da das nicht half, trug er dazu bei, daß Abälard auf der Synode zu Sens verurteilt wurde. Abälard appellierte nach Rom, wo er Freunde zu haben glaubte, und wollte sich selbst dahin begeben; aber schon kam ihm der Spruch der Verdammung entgegen. Die römische Kurie erkannte die Tragweite seiner Dialektik. Er ist dann 1142 in der Zurückgezogenheit des Klosters gestorben.

Einer seiner Schüler nun ist Arnold von Brescia, der den theoretischen Gegensatz alsbald auf das praktische Gebiet übertrug. Er hielt der allmächtig werdenden Kirche ihr weltliches Wesen als Sünde vor und verstieg sich zu der Behauptung: die verderbte Kirche sei gar keine Kirche. Fast im Sinne jener Idee Paschalis' II. von 1111 verlangte er die Rückgabe der weltlichen Besitztümer an das Reich. Wie er sich selber aufs strengste hielt — er aß und trank nicht, drückt sich Bernhard aus —, so sollten nach seiner Ansicht alle Kleriker bloße Priester sein und allein mit den Gaben der Gläubigen vorlieb nehmen. Innocenz II. verwies ihn aus Italien, aus Frankreich mußte er vor Bernhard weichen; bereits schien er einer öffentlichen Wirksamkeit entsagt zu haben, als sich ihm in Rom ein Schauplatz für dieselbe eröffnete.

In der römischen Stadtbevölkerung war von dem letzten Schisma her eine gewisse Opposition gegen Innocenz zurückgeblieben, die, eine Zeitlang beruhigt, plötzlich wieder aufflammte, als der Papst sich weigerte, der Wut

der Römer gegen Tivoli freien Lauf zu lassen. Es kam zu einer Spaltung des städtischen Adels: die alten Geschlechter schlossen sich, um ihr eigenes Ansehen zu behaupten, an Innocenz an; der niedere Adel vereinigte sich, lombardischen Beispielen folgend, mit der Bürgerschaft, um sich 1143 unter dem Namen Senat und Volk von Rom — denn niemals war hier ein schattenhaftes Andenken der Antike ganz verschwunden — als unabhängige Kommune zu konstituieren. Weder Innocenz noch seine nächsten Nachfolger vermochten die Bewegung zu bemeistern, an deren Spitze sich ein Bruder Anaclets II., Jordan Pierleone als Patricius gestellt hatte. Im Anschluß an die Forderungen Arnolds von Brescia erklärte die römische Kommune das Papsttum seiner weltlichen Regierungsrechte für verlustig.

Als im Jahre 1145 Eugen III. gewählt wurde, setzte sich ihm das Volk auf dem Wege nach St. Peter entgegen und verlangte von ihm die Abtretung der Civilgewalt. Der Papst, der in Rom nicht hatte geweiht werden können, flüchtete nach Viterbo. Als er sah, daß sich mit Gewalt nichts ausrichten lasse, entschloß er sich zu einem Vertrage, demzufolge die römische Kommune das Patriciat wieder abschaffen, jedoch der Senat seine Funktionen unter formeller Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit weiterführen sollte. Eugen kehrte nach Rom zurück; allein seines Bleibens war nicht unter diesen Umständen. Ohne gerade verjagt zu sein, begab er sich, wie einst Innocenz II., nach Frankreich, um die Hülfe, vor allen des deutschen Königs, zur Herstellung seiner lokalen Herrschaft anzurufen. Er fand jedoch nicht den mächtigen Beistand, dessen er bedurfte. Edessa war gefallen, die Angelegenheiten des Morgenlandes beschäftigten die Gemüter; Bernhard von Clairvaux, der das Treiben der Römer aufs heftigste verabscheut und verdammt hatte, war jetzt bemüht, einen zweiten Kreuzzug zu predigen. Unverrichteter Sache kam der Papst zurück und mußte die revolutionäre Gewalt im wesentlichen bestehen lassen.

Während seiner Abwesenheit aber war die Bewegung erst recht zu bedenklicher Höhe angeschwollen. Arnold von Brescia selber erschien in Rom und brachte die Geister durch seine Predigt in beständige Aufregung. Mit Eifer ergriff er den Gedanken einer wunderlichen Restauration der Zustände des Altertums: er ging damit um, dem Senat einen aus dem niederen Adel gebildeten römischen Ritterstand an die Seite zu setzen; man sprach von der Wiederaufrichtung des Kapitols. Dafür zeigten sich denn auch die Römer desto empfänglicher für die Idee einer radikalen Beseitigung der weltlichen Ausstattung und Befugnis der Geistlichkeit; im niederen Klerus selber fanden die Tendenzen Arnolds entschiedenen Anhang. Sie alle aber setzten ihre Hoffnung dabei auf das deutsche Königtum, das von nun an im Bunde mit der römischen Republik seine kaiserliche Stellung einnehmen und behaupten sollte. Der Senat und das römische Volk richteten an Konrad eine Reihe dringender Aufforderungen. Sie erinnerten ihn daran, wieviel Böses die päpstliche Kurie seinen Vorgängern im Reiche zugefügt; nun aber sei jedes

Hindernis der klerikalen Usurpation hinweggeräumt; das Papsttum solle wieder von ihm abhängig werden; sie versprechen ihm die Machtfülle Konstantins und Julians.

Eine anscheinend bedeutende Perspektive: man fragt sich einen Augenblick, ob unsere Kaiser hätten daran denken können, auf derartige Pläne einzugehen. Von nationalen Tendenzen, wie in moderner Zeit, war, wie man sieht, nicht im mindesten die Rede. Der Gedanke der municipalen Selbständigkeit, welcher in jenen Tagen überall im Widerspruch mit den örtlichen Berechtigungen der Geistlichkeit emporkam, verband sich auf römischem Boden vielmehr mit der Idee der Einheit des Abendlandes, die eben dort durch das Papsttum repräsentiert wurde. Indem man nun den Papst um der heimischen Differenzen willen verwarf, suchte man die Hand des Kaisers zu ergreifen. Denn ein Gefühl der eigenen Schwäche war ohne Zweifel trotz der großen Worte in dieser römischen Gemeinde vorhanden. Bernhard hatte so unrecht nicht, wenn er den Römern vorhielt, daß Rom ohne den Papst ein Rumpf ohne Haupt sein würde. Von einem mächtig aufstrebenden Bürgertum, das seine Freiheit, wie in der Lombardei, gegen jedermann zu verteidigen imstande gewesen wäre, war hier keine Spur vorhanden. Mailand mochte für das Papsttum ein starker Bundesgenosse gegen das Kaisertum werden; die Stadt Rom konnte für den Kaiser gegenüber dem Papst auf die Dauer nur wenig bedeuten, seitdem die gregorianische Politik dem Bistum eine universale Lage verschafft hatte. Konrad hat denn auch keinen Augenblick daran gedacht, sich mit dem Senat in eine Verbindung einzulassen. Die ersten Botschaften ließ er ohne Erwiderung; als er endlich antwortete (1151), kündigte er, ohne der revolutionären Behörden zu erwähnen, der Bürgerschaft, für ihr Wohlwollen dankend, seinen Römerzug an, vor dessen Ausführung ihn der Tod ereilt hat. Auch die Lösung dieser Frage mußte er seinem Nachfolger überlassen.

Sechstes Kapitel.

Der zweite Kreuzzug.

Inmitten aller dieser Irrungen im Abendland, unter dem Lärm der Waffen und der Streitreden war es geschehen, daß die Blicke nach der großen gemeinschaftlichen, gleichsam religiösen Kolonie im Orient gerichtet wurden. Die Veranlassung dazu gab der Verlust eines der vornehmsten Bollwerke des Königreichs Jerusalem, Edessas, der jedoch mehr infolge eines abgeschlagenen Angriffs eintrat, als infolge einer spontanen Bewegung.

Bisher hatten sich die Kreuzfahrer vornehmlich gegen die Fatimiden gewandt, im Kampfe mit ihnen hatten sie sich die Seeküste und ihre ganze Weltstellung erobert; der Kampf gegen die Seldschuken, d. h. das Kalifat von Bagdad, war zurückgetreten; um das Jahr 1133 ward er erneuert. Vielleicht, wenn das ganze Abendland, mit den Lateinern und Griechen des Morgenlandes vereinigt, den Kampf aufgenommen hätte, so würde ein Erfolg zu erwarten gewesen sein. Aber wie die Dinge einmal lagen, fühlten die Lateiner und Griechen des Morgenlandes Mut genug, um ihn für sich zu unternehmen. Der Nachfolger des Alexius auf dem griechischen Thron, Kalojohannes (1118—1143), der seine Rechte auf Antiochien geltend machen wollte, hatte einen Vertrag mit den Lateinern geschlossen (1137), in welchem ihm dieser die Oberherrschaft in Antiochien zugestanden, wofern er ihnen andere Städte überlassen wolle, die sie mit ihm in gemeinschaftlichem Kriege zu erobern gedachten: Aleppo, Cäsarea, Emesa. Hiezu vereinigten sich Raimund von Antiochien und Joscelin II. von Edessa; es war ganz im Sinne des Königs Fulko. Ehe die Moslimen etwas ahnten, wurden sie angegriffen, war die Stadt Buzagha (1138) genommen und Aleppo gefährdet.

Diese Stadt gehörte damals einem Atabegen Zenki in Mosul, der den Griechen und Lateinern gegenüber eine sehr bedeutende Stellung einnahm, nicht minder wichtig für die folgende wie für die damalige Zeit. Atabeg, Fürstenvater, ist der Titel des Regierungsverwesers neben einem unmündigen Seldschukenfürsten; wir finden deren hie und da, bald in befestigtem, am Ende sogar in erblichem Besitz der Gewalt; die wichtigsten für die allgemeine Geschichte sind die Atabegen von Mosul. Durch den Erfolg des ersten Kreuzzuges war auch auf mohammedanischer Seite der religiöse Enthusiasmus neu erregt worden. Zenki nun war der moslimische Held der Zeit; er hatte so viel Feuer für den Islam wie die Lateiner nur immer für das Christentum. Ihn baten sich die Mosulaner bei einer Vakanz, wo man einen unbedeutenden Fürsten emporzubringen dachte, vom Sultan Masud zu ihrem Oberhaupt aus, eben in Opposition gegen die christlichen Angriffe. Er vereinigte sehr bald Aleppo mit Mosul; er übernahm eigentlich den islamitischen Krieg gegen die Christen. Er unterschied sich von den übrigen Moslimen dadurch, daß er seine Kräfte nicht in kleinen Unternehmungen zersplitterte und seine Eroberungen gut in Ordnung zu halten wußte. Seine Kriegsleute durften keine Grundstücke erwerben und überhaupt das Landvolk nicht bedrücken; es war eine Art von stehender Miliz, ganz dem System des Abendlandes dort in Jerusalem entgegengesetzt. Zenki verglich seine Länder mit einem von einer Hecke umgebenen Garten.

Er war in der Belagerung von Emesa begriffen, als er damals angegriffen wurde; er kehrte auf der Stelle zurück, um Aleppo zu verteidigen. Er wußte mehrere moslimische Führer zu verteidigen und forderte endlich auch den Sultan Masud auf, ihn zu unterstützen; denn die Ungläubigen, die Christen, seien nur noch wenige Tagereisen von Bagdad entfernt. Dieser

moslimischen Bewegung gegenüber konnte der Kaiser nicht viel ausrichten. Aleppo wagte er nicht zu berennen, nicht zu belagern. Die Miliz der Stadt schreckte ihn zurück; gegen Cäsarea (Schaisar) wurde anfangs mehr erreicht. Man sah den Kaiser mit goldenem Helm und in seinem Panzer die Belagerung leiten. Auch ward die Stadt eingenommen, aber nicht die Burg. Der moslimische Fürst bequemte sich Geld zu zahlen und machte sich zu einem jährlichen Tribut anheischig; aber schon war Zenki in der Nähe. Burg und Stadt gingen an einen seiner Unterbefehlshaber über. Die griechisch-lateinische Bewegung hatte Zenkis Macht verstärkt und nicht geschwächt.

Und zugleich bildete sich eine Entzweiung zwischen Lateinern und Griechen aus. Die Lateiner von Antiochien empörten sich gegen die griechische Herrschaft. Der Kaiser zog sehr ungehalten von dannen. Im Jahr 1142 kam er zurück, um jenen Vertrag zur Geltung zu bringen, aber die Lateiner setzten sich ihm entgegen; denn ihr Fürst habe nicht das Recht gehabt, einen solchen Vertrag zu schließen. Der Kaiser rächte sich dadurch, daß er die Umgegend verwüstete. Gleich darauf, 1143, ist er gestorben. Dazu kam nun aber, daß auch Raimund und Joscelin sich entzweiten; der junge Joscelin, träge wie er war, residierte in Tellbascher, von Edessa entfernt. So gewann Zenki die Oberhand und warf sich nun, nachdem er einen Streit mit dem Sultan beigelegt hatte, auf Edessa (1144). Der Erzbischof wehrte sich tapfer; aber Joscelin war zu schwach, um ihn zu entsetzen. Das Heer, das König Fulkos Witwe, Melisende, von Jerusalem her sandte, war noch ferne; Raimund leistete keine Hülfe. Zenki eroberte Edessa; sein Sohn und Nachfolger Nureddin nahm es, da es abgefallen war, aufs neue ein (1146): mehr als 30000 Christen kamen dabei um. Der Stadt und ihrer Einwohnerschaft wurde die härteste Knechtschaft auferlegt.

Wenn es nun hauptsächlich die französische Ritterschaft war, die den ersten Kreuzzug ausgeführt hatte, aus deren Nachkommen die Vasallen der Krone Jerusalem größtenteils bestanden, so ward denn auch jetzt von Antiochien und Jerusalem her die „wunderbare Tapferkeit" des französischen Adels an die Gefahren der moslimischen Eroberungen gemahnt.

Bischof Gottfrid von Langres, der eben aus dem Morgenlande zurückkam, forderte auf einer großen geistlichen Versammlung zu Bourges (Weihnachten 1145) die Anwesenden auf, dawider die Waffen zu ergreifen und das Kreuz zu nehmen. König Ludwig VII., der zugegen war, erklärte sich aus einem sehr persönlichen Grunde selbst bereit dazu. Durch Grausamkeiten, die in einer Fehde in der Champagne vorgefallen, fühlte er sich in seiner Seele beschwert. Wie einst Robert von der Normandie, wünschte er seine Schuld durch eine Wallfahrt zu sühnen, die unter diesen Umständen ein Kreuzzug werden mußte. Ehe das Kreuz genommen ward, beschloß er jedoch, Bernhard zu Rate zu ziehen, der damals in der Blüte seines Ansehens stand. Noch lebte die Erinnerung an den letzten Kreuzzug in den Gemütern, der durch die persönliche Teilnahme des Papstes selbst hervor-

gerufen war; man beschloß, sich vor allen Dingen an Papst Eugen III. zu wenden.

Es geschah eben zu derselben Zeit, in welcher Eugen mit der Bürgerschaft von Rom in Hader lag; er erklärte, daß er Rom nicht verlassen könne, wie einst Urban II., gab aber dem heiligen Bernhard den Auftrag, an seine Stelle zu treten. Eine willkommene Aufgabe für den Vertreter der positiven Lehre, den Mann, der das herrschende System den beginnenden Angriffen gegenüber noch weiter auszubilden suchte. Seine Beredsamkeit ist bilderreich und doch wohl abgewogen. In seinem Rundschreiben hebt er die Gefahr, daß der Herr seine Erbe, die Erbe, auf der sein Fuß gewandelt, verlieren werde, mit Nachdruck hervor. In der Wiedereroberung sieht er eine von Gottes Gnade eigens erfundene Gelegenheit zur Gnade. 1146 ward zu Ostern bei Vezelay eine große Versammlung gehalten. Als Bernhard auf der Bühne erschien, mit dem König zur Seite, war das Volk schon durch sein Auftreten gewonnen. Alles nahm das Kreuz. Hierauf begab sich Bernhard nach Deutschland. Man weiß nicht recht, was man sagen soll, wenn man liest, wie viele Wunder er verrichtet habe; als das größte aller Wunder bezeichnete er mit Selbstgefühl, daß es ihm gelang, auch Konrad zur Teilnahme am Kreuzzug zu bereden.

Bernhard hatte sich die größte und wirksamste Mühe gegeben, Papst Eugen zum allgemein anerkannten Oberhaupt der Kirche zu erheben. Eines seiner Argumente war, daß die Einheit der Kirche notwendig sei zur Seligkeit. Als notwendig bezeichnete er ebenso die Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt; die, welche in ihrer Stiftung verbunden sind, müssen es auch sein in ihrer Seele. Rom ist wie der Sitz des apostolischen Stuhls, so auch das Haupt des Reichs. In diesem Sinne hatte er Konrad aufgefordert, dem Unwesen in Rom ein Ende zu machen: umgürtet Euch mit dem Schwert, Großmächtigster; gebt doch dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist! An eine unabhängige Führung des weltlichen Schwertes aber hat er dabei mit nichten gedacht. Er machte vielmehr, wie man in Rom pflegt, eine ziemlich willkürliche Auslegung der Schriftstellen, auf welche man das geistliche und weltliche Schwert des Papstes zurückführt: das erstere führt der Papst unmittelbar, das zweite wird unter seiner Leitung geführt. Wie es Peter von Clugny ausdrückt: der Kriegszug des ewigen Königs wird durch die irdischen Könige gegen die Feinde des Kreuzes geführt. Der Papst und sein Stellvertreter, der Abt, sind die Vermittler des himmlischen Willens. Eugen III. hätte in diesem Augenblick eine Intervention des deutschen Königs gegen das rebellische Rom bei weitem lieber gesehen. Allein Bernhard verfuhr als hierarchischer Vorkämpfer der Hierarchie noch hierarchischer als der Papst selber. Er erkannte nicht mit Unrecht den größten Triumph der Kirche darin, daß zu der kirchlichsten aller Unternehmungen, dem Kreuzzuge, zu welchem vordem das Gebot des Papstes doch nur die großen Vasallen und die Ritterschaft fortgerissen hatte, sich

diesmal auf geistlichen Antrieb die Könige persönlich aufmachten: neben dem Lehnsherrn der französischen Großen der Vertreter des Kaisertums selbst.

So wenig Konrad anfangs geneigt war, so konnte er doch nicht widerstehen. Bernhard redete ihn inmitten seiner Predigten persönlich an, nicht als einen König, sondern als einen Menschen, wie Mönch Philipp sagt. Der König fügte sich. Bernhard gab ihm das Panier am Altare. Hierauf predigte er auch in dem übrigen Deutschland. Eine Unzahl nahm das Kreuz. Die Zurückbleibenden, namentlich die Klöster, beschwerten sich etwas über die starken Leistungen, zu denen sie genötigt waren. Die großen inneren Fragen wurden darauf sozusagen vertagt. Auf dem Reichstage zu Frankfurt wurde Heinrich der Löwe bewogen, seine Ansprüche auf Bayern bis nach der Gottesfahrt ruhen zu lassen. Der Ruhestörer Welf VI. entschloß sich, den Kreuzzug mitzumachen. In Frankreich war das Ereignis noch nicht eingetreten, durch welches die Plantagenets, wie die Welfen in Deutschland, der Krone an Kräften gewachsen wurden; es ist erst eine der Folgen gerade dieses Kreuzzuges gewesen. Das deutsche Heer sammelte sich im April 1147 in Regensburg; eben da traf zwei Monate später das französische ein; sie nahmen beide den Weg durch Ungarn. Es kam ihnen sehr zu statten, daß König Geisa in Ungarn sie auf das beste aufnahm; sie hüteten sich wohl, sich für dessen Vetter Boris, der den Thron in Anspruch nahm, zu erklären. Die großen Schwierigkeiten begannen erst bei ihrer Annäherung an Konstantinopel.

Hier hatte Johannes selbst den jüngeren seiner Söhne, Emanuel, der sich sehr in allen seinen Unternehmungen ausgezeichnet hatte, zu seinem Nachfolger bestimmt und den älteren ausgeschlossen. In der That sind diese drei Comnenen, Alexius, Johannes und Manuel, die rechten Stützen des Reiches in dieser gefährlichen Epoche gewesen. Die geschickten Beamten Johanns, Finanzminister und Kanzler mit ihren Gehülfen, hielten die innere Ordnung und Wohlfahrt auch unter Manuel aufrecht. Die erste That Manuels war es gewesen, daß er den Fürsten Raimund von Antiochien mit Krieg überzog und ihn den Eid der Treue zu leisten nötigte. Dergestalt war er mit den Lateinern stark in Opposition, und ohne Zweifel trug sein Krieg zu dem Verlust von Edessa bei. Kein Wunder, wenn er, wie sein Geschichtschreiber Cinnamus sagt, die Kraft Hesperiens fürchtete, die sich soeben wieder nach dem Morgenlande ergoß. Er hatte sich dem Abendlande, zumal in seinen Sitten, mehr als einer seiner Vorgänger angenähert; seine Gemahlin war eine Verwandte Konrads III. In den abendländischen Krieg griff er nach Kräften ein; aber er war mehr listig als großgesinnt. Manuel verlangte vor allem die Erneuerung der Versprechungen Gottfrids und seiner Genossen, alle ehemals dem römischen Reiche zugehörigen Ortschaften ihm zurückgeben zu wollen. Da die Fürsten dies nicht versprachen, da sie sich in kein Verhältnis der Abhängigkeit begeben wollten — es waren jetzt die Könige selbst — so kam es von allem Anfang an zu Mißtrauen und übler Gesinnung. Man sieht, wie

notwendig ein gutes Verhältnis zwischen Franken und Byzantinern für den ersten Kreuzzug gewesen war, auch an den Folgen, die jetzt ein schlechtes hatte.

Zuerst erhob sich Konrad: unter unaufhörlichen, zuweilen blutigen Streitigkeiten war er nach Konstantinopel gekommen, kam er nach Asien. Nur der eine Teil seiner Leute folgte ihm auf dem Wege Herzog Gottfrids nach Iconium. Aber die Feindseligkeiten der Griechen begleiteten sie. Nicetas sagt selbst, Kaiser Manuel habe die Türken durch Briefe wider die Deutschen aufgeregt. Die Wegweiser führten sie irre, so daß alle Lebensmittel ihnen mangelten und man dem Feind nicht mehr widerstehen konnte. Da verdarb das Volk, sie starben Hungers. Vierzehn Tage und Nächte ging König Konrad in seinen Waffen zu Fuß. Von 70000 blieben hier nur 7000 übrig.

Die Franzosen waren bei weitem besser in Ordnung; auch ließ Ludwig VII. zu, daß seine Barone jenen Eid leisteten; allein er wollte sich nicht gegen Roger von Sicilien erklären, der damals der gefährlichste Feind von Konstantinopel war. Daher verband sich Manuel auch gegen die Franzosen mit den Türken. Die französisch-normännische Macht schien ihm gefährlicher als die seldschukische. Die Franzosen vermieden den Weg, auf dem Konrad so unglücklich gewesen war. Sie hielten sich der Küste näher. Allein schon hatte sich eine Nationalfeindschaft zwischen den Byzantinern und den Kreuzfahrern gebildet. Ganze Städte, wie das große Laodicea, wo sie sich mit Lebensmitteln zu versehen gedachten, fanden sie leer. Sogar im Felde mit den Türken finden wir die Griechen. In der Schlucht des Kadmusgebirges, durch welche sich der Lycus windet, wurden die Franzosen von beiden angegriffen. Zwar schlugen sie die Feinde zurück, aber sie erlitten die größten Verluste (Januar 1148).

So kamen diese Heere der zwei vornehmsten Fürsten des Occidents schon sehr geschwächt in Syrien an, zerstreut und uneinig. Hier beschlossen sie nun, und zwar ganz mit Recht, nicht Edessa anzugreifen, sondern Damaskus, durch dessen Eroberung das Königreich selbst, auf das alles ankam, gesichert worden wäre. Aber völlig war man auch jetzt nicht vereinigt. Es zeigte sich hier die Opposition der morgenländischen Lateiner — der Pullanen — gegen das Abendland. Die einheimischen Fürsten und Barone fürchteten, daß Damaskus nicht ihnen, sondern etwa dem Grafen Dietrich von Flandern zu Lehen gegeben werden möchte. Wenigstens die Araber, z. B. Abulfaradsch, versichern, daß die Großen von Jerusalem — einen König gab es kaum, da Balduin III. noch ein Knabe war — sogar Geld von den Saracenen genommen hätten. Damaskus ward von einigen kurdischen Scharen, die unter ihrem Häuptlinge Schirkuh frisch aus ihren nie bezwungenen Bergen in die Dienste Nureddins gekommen waren, sehr gut unterstützt. Das entscheidende Moment der moslimischen Verteidigung lag jedoch in der Klugheit des damascenischen Befehlshabers Anar, der sich mit den Pullanen in Einvernehmen zu setzen wußte. Aller anfänglichen Erfolge, aller Tapfer

keit ungeachtet, wurden die Christen (August 1148) zu dem gefährlichsten Abzug genötigt.

So scheiterte das Unternehmen der beiden abendländischen Könige, welches wohl hätte gelingen können, wenn sie sich mit den Griechen vereinigt und mit den Pullanen verständigt hätten, an dem Gegensatz zwischen Orient und Occident. Was konnte den Griechen besseres begegnen, als diese Hülfe des Occidents gegen ihren vornehmsten und unversöhnlichsten Feind, die seldschukischen Türken? Aber sie machten mit diesen gemeinschaftliche Sache. So wollten auch die in Syrien einheimischen Christen nicht, daß die Ankömmlinge zu große Erfolge erreichten. Hier zuerst regte sich das Gefühl einer Kolonie gegen Eindringlinge des Mutterlandes. So fiel denn Damaskus (1154) vielmehr in die Hände Nureddins, der nun eine gewaltige Macht um Jerusalem her bildete. Nur eine Aussicht blieb für das lateinische Element des Morgenlandes noch übrig: sich selbst, ohne jede fremde Hülfe, in den Gegensätzen des Orients Geltung zu verschaffen. Daß man es versuchte und doch nicht energisch durchsetzte, hat, wie wir sehen werden, ein Menschenalter später die Katastrophe herbeigeführt.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Friedrich I. und seine Widersacher: die lombardischen Städte, Papst Alexander III. und Heinrich der Löwe.

Das hierarchische Prinzip, wie es durch Gregor VII. aufgestellt und durch seine Nachfolger, besonders durch Urban II. verfochten worden, war doch bei weitem nicht völlig zur Durchführung gelangt. Noch weniger hatte das Kaisertum, wie es zuletzt die Salier vertraten, den alten Anspruch, in den Fragen der Welt von sich aus die oberste Entscheidung zu treffen, mit Erfolg behaupten können. Keine der beiden Parteien konnte durchdringen, sondern, wie das Wormser Konkordat verordnete und wie es in der Hauptsache auch notwendig war, man verständigte sich und traf einen Vergleich. Auf diesem Boden blieb man eine Zeit lang stehen; die Arnoldischen Regungen müssen als etwas betrachtet werden, was den beiden Gewalten gleich widerwärtig war, sie wurden am Ende von beiden zugleich vernichtet.

Bei dieser Stellung schienen die beiden Gewalten im Gleichgewicht; man sollte meinen, sie hätten vereinigt die größten Dinge ausrichten müssen. Eben dahin ging die Hoffnung des heiligen Bernhard, der als der vornehmste Repräsentant der abendländischen Entwickelung im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts angesehen werden muß. Allein die wirklichen Zustände boten den

entgegengesetzten Anblick dar. Papst Eugen III. und König Konrad befanden sich fast in gleich übler Lage. Der eine verzehrte sich in vergeblichem Ringen mit der übermächtigen fürstlichen Opposition der Welfen; der andere sah sich aus seiner Hauptstadt vertrieben durch eine Bewegung, welche, äußerlich sehr viel schwächer, doch zugleich theoretisch die Grundlage seiner Stellung antastete. Der Kreuzzug, von beiden gemeinsam ins Werk gesetzt, konnte nicht verfehlen, durch seinen Ausgang das Ansehen beider empfindlich zu schädigen. Im Bunde miteinander waren Kaisertum und Papsttum sichtlich heruntergekommen; indem sie sich wieder mächtig aufrafften, geschah es notwendig zu neuer Entzweiung. Denn bei jeder frischen Gegensregung mußte sich auch der innere Gegensatz, in welchem sie standen, wiederum verschärfen. Im Kampfe vollzieht sich überhaupt die weltgeschichtliche Bewegung; aus den verfallenden Bildungen geht ein neues Dasein hervor, das zugleich Weiterentwickelung und recht eigentlich Umsturz ist.

Wunder nehmen kann es nun nicht, daß zuerst die weltliche Gewalt sich wieder emporrichtete; denn die Zustände des Reichs waren doch noch viel unleidlicher geworden, als die Lage der Kirche. Sehr merkwürdig ist es dagegen, mit welchem Schwunge und bis zu welcher Höhe diese Erhebung geschah; doch läßt sich auch das aus dem Wesen der Sache selbst gar wohl begreifen. Die universale Autorität des Kaisertums war der Idee nach noch immer ebenso anerkannt, als sie in der That zu dieser Stunde aller Wirksamkeit entbehrte. Gerade dieser Widerspruch erklärt es am besten, daß in einem thatkräftigen Fürsten, wie er eben jetzt den deutschen Thron bestieg, sich noch einmal der ganze ideale Impuls des kaiserlichen Gedankens regen konnte. Wenn wir Friedrich I. verstehen wollen, so müssen wir davon ausgehen, daß er von dem höchsten Begriff seiner Befugnis wie seiner Obliegenheit erfüllt war. Sein erster Akt, wo er einem Bittenden sein Gesuch abschlug — denn nicht Gnade gezieme ihm, sondern Gerechtigkeit — bezeichnet ihn ganz. Er forderte sein Recht und wollte es festhalten; jedoch zu universalem Zweck. Ich halte für ganz wahr, was Johann von Salisbury erzählt, er sei dabei gewesen, wie die ersten Gesandten Friedrichs nach Rom gekommen wären; sie hätten erklärt: sie würden alle Welt reformieren; dem Reiche müsse der Erdkreis unterthan werden; das werde leicht möglich sein, wenn nur der Papst mit ihnen einverstanden sei. Friedrich hielt noch den Begriff des Reiches aufrecht, wie er unter Lothar festgestellt war: Eintracht mit den Fürsten, Eintracht mit dem Papste; aber er hatte offenbar die umfassendste Vorstellung von der Obergewalt, die dem Kaiser gebühre; er erstrebte die Herrschaft über die Welt. Reformation der Welt durch eine allgemeine Oberhoheit des Kaisertums — in Wahrheit ein großer, der Idee, aus der die Entwickelung des Mittelalters hervorging, an und für sich homogener Gedanke.

Aber das Weltreich existierte nicht mehr. Die Suprematie des Papsttums war entschieden. Wenn dasselbe bisher des Kaisertums bedurft hatte,

so konnte es doch jeden Augenblick seine großen Gerechtsame aufs neue mit feindlichen Intentionen gegen die weltliche Gewalt durchdringen. Ihm zur Seite erhoben sich die freien Kommunen des oberen Italiens zu einer Selbständigkeit, die jede Oberhoheit des Kaisertums zweifelhaft erscheinen ließ. Im inneren Deutschland war die Unabhängigkeit des Fürstentums bis zu einem gefährlichen Grade gestiegen und selbst rechtlich nahezu anerkannt. Ein Kaiser, der es jetzt noch unternahm, die universale Idee seines Amtes zu behaupten, fand sich mitten unter widerstrebenden Mächten, welche ihm die reale Gewalt streitig machten. Dennoch hatte das Imperium auch in dieser Stellung noch große Kräfte, namentlich wenn sich dieselben in den Händen eines groß angelegten Fürsten konzentrierten. Umsomehr ließ sich alsdann ein Zeitalter voll welthistorischer Kämpfe voraussehen.

Für die Wahl Friedrichs I., welche wenige Wochen nach dem Tode Konrads III. im März 1152 stattfand, war die Thatsache entscheidend, daß er als Hohenstaufe durch seine Mutter doch auch den Welfen zugehörte. Die Versöhnung der Parteien erschien als unbedingte Notwendigkeit. Eine seiner ersten Handlungen war denn auch, daß er seinem Vetter Heinrich dem Löwen Bayern zurückgab. Der letztere hatte die Übertragung dieses Herzogtums an Heinrich Jasomirgott von Österreich nach dem Tode seiner mit diesem vermählten Mutter nicht mehr anerkannt und deshalb Fehde gegen Konrad erhoben. Friedrich fand sich bewogen, die Sache einer neuen Untersuchung anheimzugeben, aber Heinrich von Österreich wollte davon nichts hören; denn sein Recht sei über allen Zweifel erhaben. Hierauf wurde ihm auf einem Tage in Goslar das Land abgesprochen und Heinrich dem Löwen übergeben. Es leuchtet ein, daß der Vasall dadurch alle die Macht erlangte, welche ihm Konrad hatte bestreiten wollen; ein dauernder Vorteil für die Hohenstaufen und das Königtum lag darin keineswegs. Zugleich hat wahrscheinlich damals der Kaiser dem Herzog das Recht verliehen, die Bistümer im Slavenlande zu besetzen. Heinrich der Löwe begleitete ihn allenthalben; sie waren die intimsten Freunde. Darauf, auf der Vereinbarung überhaupt beruht es nun aber auch, daß durch den Frieden und die Freundschaft beider Parteien das Ansehen des Königs zunächst gewaltig vermehrt wurde.

Friedrich entschied eine streitige Frage über die dänische Krone; der von ihm anerkannte König Sven erschien als sein Lehnsmann und trug in Merseburg das Schwert vor ihm her. Ich erwähne gleich hier, daß er seine Oberhoheit auch in Polen wahrte. Im Jahre 1157 unternahm er einen Zug gegen Polen, welcher in manchem Betracht der wichtigste von allen ist, die er ausgeführt hat. Er verschaffte dem verjagten Piasten Wladislav sein Erbteil wieder und nötigte Boleslav, das bloße Schwert am Halse hangend vor ihm zu erscheinen und ihm zu versprechen, sich auf dem nächsten Reichstag persönlich zu stellen. Er zog damals durch die bereits kolonisierten Gebiete setzte über die Oder (August 1157) und schlug die Polen, obgleich sie — nach einem Briefe Friedrichs an den Abt von Korvey — Russen, Preußen

und Pommern auf ihrer Seite hatten. Glogau hatten sie abgebrannt. Der Kaiser durchstreifte die Diöcesen von Breslau und Posen.

Eine Unternehmung, die unter den Thaten Friedrichs I. kaum erwähnt wird, wie sie auch wirklich wenig zu erzählen darbietet, die aber, wenn ich nicht irre, von allen seinen Heerfahrten die wirksamste geblieben ist. Es liegt in ihr die Vollendung der 230 Jahre früheren Unternehmung Heinrichs I. Hierdurch nämlich geschah es, daß Albrecht der Bär sich Brandenburgs bemächtigen konnte. Der benachbarte polnische Dynast, der Hülfe seiner Landsleute beraubt, konnte sich nicht halten. Mit dem Beistand des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg nahm Albrecht der Bär Brandenburg ein. Es ist zwar nicht wahr, daß er damit sogleich alles Land bis an die Oder erobert habe; nach einer Urkunde vom Jahr 1238 war die Spree und die Havel die Grenze. Aber nichtsdestominder war seine Eroberung von der höchsten Wichtigkeit. Brandenburg ist seitdem bei den Deutschen verblieben. Die Aufgabe Albrechts des Bären war es, das Land durch Kultur, Religion und Kolonisation an das germanische Wesen zu fesseln. Ferner geschah, daß die Söhne Wladislavs in Schlesien eingesetzt wurden. Der eigentliche historische Grund dafür, daß Schlesien unter piastischen Fürsten deutsch geworden ist, liegt darin, daß diese Fürsten durch einen deutschen Kaiser mit deutscher Hülfe eingesetzt worden sind und gegen ihre polnischen Stammesvettern in natürlicher Opposition blieben. Auch hängt es ohne Zweifel damit zusammen, daß Pommern nicht unter polnischer Hoheit verblieb.

Einen Zug gegen Ungarn zu unternehmen wurde Friedrich nur durch die Renitenz der Fürsten verhindert, doch mußten die Ungarn Geld zahlen. In Besançon wurde eine Ständeversammlung des arelatischen Reichs gehalten; die, welche nicht erschienen, schickten wenigstens Gesandte. Im Ligurinus wird gerühmt, daß jeder einen Richter über sich fühlte. Ungehorsam wurde schimpflich bestraft. Der trefflichste Ratgeber des Kaisers war Wibald von Korvey, ein Mann von Geist, dessen Briefe eine Fundgrube für die Zustände des Reiches bilden.

Die vornehmste Frage war nun aber die, ob Friedrich seine Autorität auch in Italien herstellen würde. Aus Unteritalien liefen die dringendsten Klagen über König Roger in Deutschland ein und flehentlich riefen ihn die mißhandelten Bürger von Lodi nach Oberitalien. Mehr aber als diese Klagen und Beschwerden war es der Gesamtzustand der Lombardei, welcher ihn zu seinem Unternehmen nach Italien veranlaßte. Die ganze Richtung desselben ging gegen die italienischen Städte, die im Kampfe der Kaiser und der Päpste bald von den einen, bald von den anderen unterstützt und unter sich in unaufhörlichen Streitigkeiten begriffen, allerdings zu einer Bedeutung gekommen waren, welche ihrem Gehorsam gegen einen fremden Fürsten nicht entsprach. Es war eigentlich noch mehr die Welt der Kirche und der großen Aristokratie, welche durch diese städtischen Ansprüche durchbrochen ward; allein der Kaiser hielt es für seine Pflicht, sie zu dämpfen.

Ich erörtere hier nicht, inwiefern in den Städten eine Erinnerung an die antike Municipalverfassung, die sie unter der Herrschaft der Imperatoren gleichwohl behauptet hatten, übrig blieb. Für den Moment und die politische Frage ist das von keinem Belang. Zum mindesten seit den Karolingern hatte alle wesentliche politische Macht und Obrigkeit hier wie sonst ursprünglich der Beamte des Königs, der Graf, ausgeübt. Wie hätte sonst auch in diesen mannigfaltigen Elementen römischer, langobardischer, fränkischer Herkunft die Ordnung erhalten werden sollen? Zu dem Emporkommen der Städte trug sodann die gesamte folgende Entwickelung bei. So standen die Ottonen in Italien im engsten Verhältnis zu den Bischöfen, welche mit Bewilligung der Kaiser die ganze Autorität in den Städten an sich brachten, indem sie bewirkten, daß dieselben als Immunitätsbezirke von der Grafschaft ausgesondert wurden. Nach und nach aber hatten sich die Städte dann zu einer gewissen Selbständigkeit erhoben. Was dazu den nächsten Anlaß gab, war die schwankende und zweifelhafte Verfassung des Kaisertums, das durch seine Abwesenheit Selbständigkeit provozierte und sie dann vergebens niederzuhalten suchte, wie es selbst Konrad II. im Kampfe mit Aribert von Mailand erging. Das bedeutendste Moment für die Entwickelung der Städtefreiheit waren indes die inneren Parteikämpfe.

Die Civitas nämlich bildete zwar eine Einheit, in gewissem Sinne waren alle Einwohner der Stadt Bürger; aber man unterschied doch wieder Milites und Cives, von denen jene sich in höheren und niederen Adel, Capitanei und Valvassores, schieden, diese aber die Arimannen oder freien Eigentümer und die Negotiatoren, also die angesehenen Handelsleute, umfaßten. Zwischen beiden Hauptklassen konnte es an Streitigkeiten nicht fehlen. Es war zunächst der Übermut der Edelleute, was in Mailand innere Kämpfe hervorrief. Die Plebejer, d. h. die Bürger, griffen wegen einer einem der Ihrigen zugefügten Beleidigung zu den Waffen und verjagten den Adel, der nun die Stadt belagerte. Die Bürger hatten hiebei den Kaiser Konrad II. auf ihrer Seite; der Adel bot die Hand zu einem Frieden, der ihm die Rückkehr verstattete. Bald darauf, in den Tagen Hildebrands, traten die mannigfaltigen Unruhen der sogenannten Pataria ein, welche aus einem geistlichen Antriebe entsprangen, die Population ergriffen und sich der mit dem Kaisertum zusammenhängenden, zugleich geistlichen Aristokratie entgegensetzten. Dieser Streit griff noch eine Stufe tiefer, als der frühere. Indem die Aufregung gegen die Simonie und die populäre Begeisterung für das Cölibat zusammengriffen, kam es zu blutigen Scenen, infolge deren ein tapferes Oberhaupt an der Spitze des niederen Volkes eine Zeit lang die Alleinherrschaft in den Straßen Mailands behauptete. Die Bischöfe schwankten; faktisch aber wurde hierdurch das Volk vorherrschend, dem von nun an eine natürliche Opposition gegen den Kaiser innewohnte. Diese wurde nun genährt durch die Verbindung der Großgräfin Mathilde mit dem Sohne Heinrichs IV., Konrad. Zum erstenmal unter

diesem vereinigten sich die italienischen Städte gegen Heinrich IV., der dann nichts mehr gegen sie ausrichten konnte.

Ähnliche Verhältnisse herrschten auch in dem übrigen Oberitalien; der Einfluß der mächtigen Seestädte, Pisa, Genua und Venedig kam hinzu. Als Heinrich V. nach Italien kam, fand er die Städte schon im Besitz großer Freiheiten. Einigen bestätigte er sie. Unter anderem bewilligte er die Verlegung der kaiserlichen Pfalzen aus der Stadt vor die Ringmauern für Cremona und Mantua. Andere Städte, wie Mailand, bekämpfte er vergeblich. Mailand, das die mächtigste Stadt von allen war, brachte Cremona 1110 eine schwere Niederlage bei und zerstörte Lodi sogar von Grund aus. Bei seinem Widerstand gegen Lothar stützte sich Konrad der Staufer auf diese großen Kommunen.

Damals nun finden wir diese unter Konsuln. Deren Bedeutung liegt darin, daß die Regierung nicht mehr vom Erzbischof oder den Kapitanen geführt oder autorisiert wurde, sondern daß die drei Stände, Kapitane, Valvassoren und Plebs, sich jeder gewisse Vorsteher erwählten, die dann gemeinschaftlich regierten und sich Konsuln nannten. Sie sind also Repräsentanten der drei nunmehr miteinander verbundenen Stände, aus denen die Bürgerschaft zusammengesetzt war; es waren in Mailand ihrer zwölf. Ein großer Unterschied gegen früher, da die städtische Regierung so gewissermaßen von unten aufstieg. Nicht in allen, aber doch in den meisten Städten war ein ähnliches Regiment eingeführt, selbst die Zwölfzahl der Konsuln findet sich an vielen Stellen. Die Konsuln hatten die oberste Jurisdiktion und die Anführung im Kriege; ihnen stand der Rat zur Seite; doch beruhte die Gemeindehoheit in dem Parlament, d. h. der Versammlung des gesamten Volkes, von dem die beiden anderen Gewalten nur delegiert waren. Weit entfernt, daß diese ganze Bürgerschaft aus Plebejern bestanden hätte; wir sahen, daß vielmehr der Adel in sie aufgegangen war, und wie hätten die großen Familien nicht auch dann noch durch Reichtum und andere Vorzüge ein besonderes Gewicht behalten sollen? Immerhin jedoch trat auf solche Weise in die bisherige aristokratische Welt ein demokratisches Element ein: ein Ereignis von unendlichen historischen Konsequenzen.

Diese Gemeinden nun behaupteten auch die Hoheitsrechte, welche einst der Kaiser besessen hatte, und die in dem allgemeinen Getümmel den Bischöfen verloren gegangen waren. Man hätte vielleicht meinen können, daß sich der Kaiser mit diesem neu emporgekommenen Element hätte versöhnen und dann gegen das Papsttum angehen können, da die Tendenz, welche Arnold von Brescia vertrat, auch anderwärts Anklang fand. Das war jedoch unmöglich. Einmal deshalb, weil das Kaisertum der Unterstützung der Geistlichen selbst nicht entbehren konnte, sodann weil ja die Städte auch dem Kaiser die altherkömmlichen Leistungen versagten und überdies untereinander Gewaltsamkeiten ohne Zahl ausübten.

Im Jahr 1154 war ein Engländer, Breakspear, als Hadrian IV. römi-

scher Papst geworden; aber er konnte nicht einmal den Lateran einnehmen, er war in der Leostadt eingeschlossen; Arnold von Brescia war mächtiger, als er. Der Gedanke regte sich, Wilhelm I. von Sicilien, Rogers Nachfolger, nach Rom zu rufen und den Papst zu überwältigen, ehe der Kaiser ihm zu Hülfe käme. Aber schon war dieser gerüstet. Im November erschien Friedrich in der Lombardei und ließ seinen Schild auf hohem Pfahl aufrichten, um Heerschau und Gericht zu halten. Von den Städten liefen am meisten Beschwerden gegen Mailand ein, doch wandte sich der Kaiser auf die Klage von Pavia zunächst gegen Tortona, das er nach zweimonatlicher Belagerung im April 1155 bezwang. Eine gräßliche Züchtigung ward über die Stadt verhängt; sie ward geplündert und zerstört, die Einwohner wurden verjagt.

Zu gleicher Zeit hatte der Papst über seine empörerischen Römer das Interdikt verhängt, und dies wirkte — ich denke, zugleich auch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers — so viel, daß sie Arnold entfernten. Der Papst, der vor den Normannen zurückweichend nach Viterbo gezogen war, forderte den Kaiser auf, ihm Arnold in die Hände zu liefern. Dagegen luden die Senatoren von Rom in dem Sinne, wie sie einst an Konrad geschrieben, Friedrich I. ein, das ungebührliche Joch der Geistlichkeit abzuwerfen und sich mit ihnen zu vereinigen, ihre Rechte zu bestätigen und ihnen sogar Geld zu zahlen. Friedrich lächelte über sie; denn nicht von der Stadt Rom, wie sie damals war, leitete er das Imperium her, von welchem er ja den höchsten Begriff hatte; er empfing es auf gewohnte Weise vom deutschen Reich und vom Papst. Daher leistete er auch nicht der Einladung der Senatoren, sondern der Aufforderung des Papstes Folge und ließ Arnold auf einer Burg, wo er Zuflucht gefunden hatte und als Prophet verehrt wurde, aufheben und lieferte ihn aus. Arnold wurde dem päpstlichen Stadtpräfekten Petrus übergeben, der ein heftiger Gegner der Anhänger Arnolds, von denen er viel Unbill erlitten, und seiner Lehre war.

Nun erst wandte sich Friedrich nach Rom. Am 18. Juni 1155 rückte er in die Leostadt ein und wurde sofort in St. Peter gekrönt. Einen Angriff der Römer auf die Stadt wies er, jedoch nicht ohne Mühe, zurück. Bemerkenswert ist, daß Heinrich der Löwe ihm dabei die besten Dienste leistete. Der Moment ist bezeichnend als die Vereinigung der Vasallen und der Kirche mit dem Kaiser. Für den unglücklichen Demagogen und Propheten war nun kein Raum mehr in der Welt. Arnold von Brescia wurde gehängt, seine Leiche verbrannt, die Asche in den Tiber gestreut. Der Abt Gerhoh von Reichersberg beklagt seinen Tod. Er gehört zu den Geistern, die eine in der Stille gefaßte Idee ohne rechten Einblick in die Lage der Wirklichkeit durchzuführen streben. Dennoch bleibt er einer der merkwürdigsten Männer durch die Verknüpfung städtischer Parteiung mit dem Kampfe gegen das Papsttum. Er erlag seinerseits der Verbindung des Kaisertums mit dem Papsttum, die sich noch einmal durchgesetzt hatte. Von den Ideen Arnolds sind jedoch selbst

der Kaiser und seine Minister nicht unberührt geblieben; Friedrich hat später ähnliche Konsequenzen aus seinen Gedanken gezogen; nur praktisch konnte er sie nicht werden lassen.

Der Erfolg dieses ersten italienischen Zuges war doch nur gering. Rom hatte der Kaiser nicht erobert; unabhängiger als je war Wilhelm I. von Neapel; in Oberitalien herrschte nach Friedrichs Abzug Mailand vor; unter seiner Autorität wurde Tortona wiederhergestellt. Die Mailänder haben der Stadt eine Posaune von Erz geschickt, um ihre Einwohner zusammenzurufen, und eine Fahne, auf der Mailand durch die Sonne, Tortona durch den Mond repräsentiert war; denn von Mailand empfange Tortona Licht und Leben. Der Kaiser war entschlossen, allem diesem Widerstand ein Ende auf immer zu machen. Im Juli 1158 setzte sich ein ungleich größerer Zug in Bewegung mit dem entschiedenen Zwecke, die Autorität des Imperiums, die ausschließlicher als jemals auf Deutschland beruhte, in Italien wiederherzustellen. In diesem idealen Sinne faßte Friedrich sein Unternehmen, das aber damals wegen der Gewaltthätigkeit der Mailänder gegen die übrigen Städte, des Gegensatzes von Rom gegen den Papst, der Eigenmacht Wilhelms I. von Neapel, noch einen ganz anderen realen Sinn hatte.

Doch wäre es nicht möglich gewesen ohne die engste Verbindung der Parteien in Deutschland. Deswegen wurde Heinrich der Löwe jetzt wirklich in den Besitz von Bayern gesetzt; doch wurde Österreich ausdrücklich zu einem Herzogtum erhoben. Das unabhängige Machtverhältnis Österreichs zu Bayern wurde dadurch ausgedrückt, daß Heinrich an den Kaiser von den sieben Bannern, mit denen er belehnt war, zwei zurückgab, um damit den neuen Herzog zu belehnen. In dem sogenannten kleinen Privileg für Österreich von 1156, welches allein echt ist, sagt der Kaiser, der Herzog von Bayern habe ihm gegenüber auf die Mark Österreich verzichtet, die er dann an Markgraf Leopold als Herzogtum mit weitgehenden Vorrechten überträgt. Die Ansprüche Welfs VI. wurden auf Italien verwiesen, so daß auch dieses Haus ein Interesse an der Herrschaft des Reichs in Italien erhielt; Welf erscheint als Markgraf von Tuscien.

Mächtiger als je, mit vier starken Heerhaufen, brach der Kaiser 1158 in Italien ein, die Österreicher durch Friaul, der Kaiser über den Brenner, sein Neffe Friedrich über den Splügen, Berthold von Zähringen über den Bernhard. Später kamen auch Heinrich der Löwe und Welf. Ersterer brachte wohl ein ebenso großes Gefolge mit, als der Kaiser hatte. Die ganze Kraft des Reiches hatte sich aufgemacht, wie zu Lothars Zeiten, Italien zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu bringen. Es ist zu begreifen, daß sich in Mailand namentlich das niedere Volk zum Kriege entschlossen zeigte — denn dessen politische Bedeutung hing davon ab —, weniger die vornehmen Stände. Doch hielt man nach kurzer Belagerung für gut, der drückenden Übermacht zu weichen und einen Vertrag zu schließen, dessen vornehmste Bedingungen darin bestanden, daß man die kaiserlichen Regalien anerkannte und sich im

voraus den Beschüssen unterwarf, die auf einer Reichsversammlung mit dem Kaiser vereinbart werden sollten. Die Mailänder zahlten außerdem Buße, stellten 300 Geiseln, von denen der Kaiser 50 über die Alpen mitnehmen durfte, und hierauf vollzogen sie demütigst ihre Unterwerfung: die Vornehmen mit bloßen Schwertern am Nacken, das Volk den Strick um den Hals, so fielen sie vor dem Kaiser nieder und huldigten ihm. Hierauf ward der größte Teil des Heeres entlassen. Man könnte sagen, der alte Gehorsam war hergestellt.

Dem Sinne Friedrichs, der auf eine prinzipielle Entscheidung ausging, entspricht es, daß er zu dem in Aussicht genommenen Reichstage in den roncalischen Gefilden auch einige Rechtslehrer aus Bologna beschied. Wie früher auf die Geschichte der Theologie und Philosophie, so müssen wir hier auf die Geschichte der Jurisprudenz einen flüchtigen Blick werfen. Aus jener ging im 12. Jahrhundert die Universität Paris hervor, d. h. aus der Schule einzelner großer Lehrer. Sie war eine Erweiterung jener Studien in den Klosterschulen, über das Trivium und Quadrivium hinaus, schloß sich aber diesen an. Wir berührten, wie Abälard diesen Studien und damit der hohen Schule selbst einen besonderen Schwung verlieh. In ähnlicher Weise ging aus der Jurisprudenz die Universität Bologna hervor; auch sie nicht etwa als Staatsanstalt, sondern aus freiem Lehrbetriebe. Man hat früher die Erzählung wiederholt, bei der Belagerung von Amalfi durch Kaiser Lothar seien die Justinianeischen Rechtsbücher, welche bisher ganz vergessen waren, erbeutet und von dem Kaiser der Stadt Pisa zum Geschenk gemacht worden, wobei dann zugleich dem römischen Recht Gesetzeskraft zugesprochen worden sei. Die Erzählung ist aber ein paar Jahrhunderte jünger und durchaus fabulos. In der That war das römische Recht nie in Vergessenheit geraten. Nur das möchte wahr sein, daß es sich in dem griechischen Italien besser erhalten hatte, als in dem lombardischen; eine frühere Schule findet sich in Ravenna.

Der Rechtslehrer nun, aus dessen Schule die Universität Bologna sich entwickelte, ist Irnerius; man hat ihn mit der Großgräfin Mathilde in Verbindung gebracht, die jedoch in Bologna nicht regierte. Sicherer ist, daß er im Gefolge Heinrichs V. erscheint und in bedeutenden Geschäften des Staats und Rechts gebraucht wurde (1113—1116). Er mag zur Zeit Lothars gestorben sein. Seine Glossen erstrecken sich über die meisten Teile der Justinianeischen Rechtsbücher. Nach ihm erscheinen die vier großen Doktoren von Bologna: Bulgarus, Martinus, Jacobus, Hugo. Sie sollen Schüler des Irnerius, Jacobus dessen Nachfolger gewesen sein. Doch ist das deshalb nicht wahrscheinlich, weil sie erst vierzig Jahre nach ihm erscheinen; vermutlich aber hat Irnerius eine Schule hinterlassen, aus der sie hervorgegangen sind. Bulgarus ist der berühmteste von ihnen, er erscheint unter dem Beinamen Goldmund. Von ihm stammt die älteste zusammenhängende Schrift aus der Glossatorenschule; es ist ein Kommentar zu dem Pandektentitel über

die Rechtsregeln. Martinus gehört dem Geschlecht der Gosi an; er führt den Namen Gesetzesfülle und erscheint als Nebenbuhler des Bulgarus; seine Glossen sind weniger zusammenhängend als die des erstgenannten. Jacobus erscheint als der antike Doktor; seine Schreibart wird als besonders rein gerühmt. Hugo wird bezeichnet als der vom Ravennater Thor.

Diese vier großen Doktoren nun wurden nach der Erzählung des Otto Morena von dem Kaiser herbeibeschieden, um der Wahrheit gemäß alle die Regierungsrechte, die ihm im Lombardenlande zukämen, zu bezeichnen. Die Doktoren weigerten sich, dies allein zu thun, und forderten den Beirat von Richtern aus den lombardischen Städten; deren wurden ihnen achtundzwanzig beigesellt. Es hat oft zu einem Seitenblick auf das römische Recht gedient, als ob es die knechtische Gesinnung begünstige, daß die Doktoren hier für den Kaiser waren. Im Gegensatz hiezu hat Savigny bemerkt, daß hier von Fragen des römischen Rechts beinahe gar nicht die Rede war. Unleugbar ist indes, daß die spekulative Entwickelung der Theologie, indem sie sich dem Papsttum entgegensetzte, eine politische Wirkung zu Gunsten der öffentlichen Freiheit hatte, die juridische Wissenschaft dagegen die Macht des Kaisertums in seinem Gegensatz gegen Papsttum und Bürgertum begünstigte.

Genug, dem Kaiser wurden durch einen sehr autorisierten juridischen Ausspruch auf der Versammlung zu Roncaglia die Regalien, welche an die städtischen Kommunen übergegangen waren, zugesprochen; es sei denn, sie wären einzelnen Städten durch besonderes Privileg überlassen worden. Der Kaiser ward anerkannt als die gesetzgebende Instanz; es ist die Idee der von dem Volke dem Kaisertum übertragenen Gewalt. Was der Kaiser durch Edikt oder Reskript oder auch mündlich festsetzt, das, lehrten sie, sei Gesetz. Diese Lehre wendeten sie auf das damalige Kaisertum an. Friedrich selbst faßte das große Problem ins Auge, Autorität und Freiheit miteinander zu verbinden. Im besten Geiste der Monarchie sprach er aus: er wolle ein gesetzlich begründetes Imperium haben, um jedermann bei seiner Freiheit zu erhalten. Aber offenbar ist es doch, daß er den Schwerpunkt in seine Autorität legen wollte. Nicht allein die Forderung der Regalien ist es, was die Gärung veranlaßte, sondern eben dies Prinzip, welches gerade in seinem Verhältnis zu Mailand erscheint. Die Abkunft bei dem Frieden mit Mailand war gewesen, daß die städtischen Obrigkeiten frei gewählt, aber vom Kaiser belehnt werden sollten. In Roncaglia aber wurde beschlossen, daß der Kaiser die Obrigkeit ernennen sollte, unter Beistimmung des Volkes; eine leichte Abwandlung, welche aber die ganze Differenz in sich schließt.

So entfaltete das Kaisertum auf dem Tage von Roncaglia noch einmal allen seinen Glanz. Aber bei der Ausführung dieser Beschlüsse, namentlich bei der Ernennung der Obrigkeiten, zeigten sich nun unermeßliche Schwierigkeiten. Der Kaiser schickte einige der vornehmsten Fürsten, um die neuen Einrichtungen durchzuführen. Auch die Einkünfte des Mathildischen Hausgutes, welche Welf gehörten, ließ er wieder sammeln, um sie an Welf zurück-

zugeben. Der Kaiser und die Welfen hätten so ihre Macht in Italien vereinigt. Das aber erweckte nun den größten Widerstand. Der Forderung der Regalien hätten sich die Mailänder vielleicht gefügt, aber jene Änderung in der Besetzung der Obrigkeiten setzte sie in Wut. Hier wie in den meisten anderen Städten wurden die Kommissarien, welche unter dem Namen Podestà erscheinen, zurückgewiesen. Denn, wie wir sahen, hierdurch wurde das eigentümlichste Moment ihrer Verfassung verletzt. Abgesehen von den Nebensachen: auf der einen Seite stand die kaiserliche Autorität, die sich auf das alte Herkommen des römischen Rechts und den Begriff der Gewalt stützte, wie sie damals ausgebildet worden war, zwar keine Unterwerfung forderte, aber auch keine völlige Freiheit zugestand; auf der anderen Seite die städtische Unabhängigkeit, die durch den Gang der Dinge ein starkes plebejisches Element in sich aufgenommen hatte.

Hierüber mußte es nun zum Kampfe kommen. Gleich bei dem ersten Versuch in Mailand erhob sich ein populärer Tumult. Friedrich leitete ein Verfahren ein, welches mit einer neuen Ächtung der Stadt endigte. An dem Tage dieses Beschlusses aber griffen die Mailänder die kaiserliche Burg Trezzo an, in welcher der Schatz aufbewahrt wurde, und nahmen sie mit Gewalt (16. April 1159). Mit welcher Wut der Kampf entbrannte, sieht man daraus, daß man dem Kaiser selbst zu Leibe gehen wollte. An einem der schönsten Punkte der Adda, wo er sein Gebet verrichtete, geschah der Versuch, ihn in die Flut zu stürzen, dem er nur mit Mühe entging. So gewaltsam entbrannte dieser Krieg. Die Städte sahen dem Äußersten ohne Schrecken ins Auge: nächst der Freiheit sei das schönste, für die Freiheit zu sterben.

Zuerst griff der Kaiser Crema an. Nach hartnäckigem Widerstande mußte es sich überliefern (27. Januar 1160). Otto Morena beschreibt sehr gut, wie die Einwohner, welche nur soviel mit sich nehmen durften, als sie selbst tragen konnten, vor Wut murrten, aber zum Teil doch auch wieder zufrieden waren, daß man ihnen das Leben gelassen hatte. Hierauf ward das gewaltige Mailand eingeschlossen. So groß sie auch war, so wußte man doch der Stadt alle Lebensmittel abzuschneiden. Durch den äußersten Mangel sah sie sich dann endlich genötigt, sich zu ergeben und um Gnade zu flehen. Am 1. März 1162 erschienen die Einwohner vor dem Kaiser in Lodi. Der Kaiser erklärte, daß er Milde und Gerechtigkeit vereinigen wolle. Die Milde war, daß er den Schuldigen das Leben schenkte; die Gerechtigkeit, daß er ihre Mauern zerstörte. Die Stadt ward geradezu aufgelöst. In vier Flecken sollte sie verteilt werden. Wenn nicht alles vertilgt ward, so hatte man das nur der Rücksicht auf einige Kirchen zu danken. Die Mailänder wurden wie Zinsleute auf erobertem Gebiet behandelt. Die Cremenser behielten nur den dritten Teil ihrer Einkünfte, gleich als wäre der Kaiser Herr derselben. Friedrich hielt dann ein prächtiges Fest zu Pavia, wo er seine Krone trug, die er nie wieder zu tragen gelobt hatte, wenn er nicht vorher Mailand über-

wältigt habe. Auf ähnliche Weise wurden Brescia und Piacenza unterworfen. Friedrich war es um die vollkommene Durchführung eines großen Prinzips, der Erneuerung des Imperiums, zu thun.

In dieser Fülle der Macht geriet nun aber der Kaiser aufs neue mit dem Papsttum in Konflikt. Es geschah schon dadurch, daß der Kaiser auch Rom als eine Stadt des Reiches wie die übrigen zu behandeln vorhatte. Er war mit den Römern, die ihm jetzt Boten sandten, in ein Verhältnis getreten. Auch dort wollte er seine Autorität geltend machen. Zwischen den Ansprüchen beider Gewalten war ein nicht zu vertilgender prinzipieller Gegensatz, der jeden Augenblick hervortrat. Wie das Papsttum fortwährend neue Rechte, auf einen idealen Grund sich beziehend, geltend machte, so konnte das am Ende auch das Kaisertum. Der merkwürdige Gegensatz ist unter anderem darin ausgesprochen, daß der Kaiser über das Gesetz, der Papst über das Gericht erhaben zu sein behauptet: jener der oberste unbedingte Gesetzgeber, dieser der oberste Richter über alle. Der Kaiser erhob sich in verletztem Selbstgefühl, als der Papst das Wort Beneficium von seinem Verhältnis zum Kaisertum brauchte. Der Papst mußte das Wort, welches zweideutig lautete, in unschuldigem Sinne erklären. Die lombardischen Städte haben immer behauptet, von Hadrian IV. in ihrem Widerstande bestärkt worden zu sein.

Wahrscheinlich wäre es schon zwischen dem Kaiser und diesem Papst zum Kampf gekommen; allein Hadrian starb (1159, 1. September zu Anagni), und nach seinem Tode trat eine streitige Papstwahl ein. Es gab eine mächtige kaiserliche Faktion unter den Kardinälen, aber eine noch mächtigere antideutsche. Bei der Wahl kam es zwischen den beiden Kandidaten gleichsam zu einem Handgemenge. Dem antikaiserlichen Kardinal Roland sollte eben der Purpurmantel angelegt werden, als der kaiserliche, Octavian, herbeistürzte und ihm denselben von den Schultern riß. Dieser wurde zunächst als Viktor IV. in Rom ausgerufen, der andere in Ninfa als Alexander III. geweiht. Der Kaiser sah darin eine Gelegenheit, seine Macht auch über das Papsttum, wenigstens indirekt, auszudehnen. Er forderte die Päpste auf, sich vor einem Konzil zu stellen, welches er berief. Er nahm Anlaß, ein altes Recht des Kaisertums, das Recht, Konzilien zu halten und über das Papsttum zu richten, wieder in Erinnerung zu bringen. Er setzte also eine Kirchenversammlung in Pavia an und berief dazu, wie er in seinem Schreiben sagt, alle Bischöfe von England, Frankreich, Ungarn, Dänemark und seinem eigenen Reich. Welchen Begriff er von seiner Würde hatte, zeigen die Worte: es sei genug an Einem Gott, Einem Papst, Einem Kaiser; und nur Eine Kirche dürfe es geben.

Da ich es einmal wage, die Handlungen Friedrichs zu beurteilen, d. h. lediglich vom Standpunkte der Historie, inwiefern seine Ideen von den bisherigen abwichen, so finde ich, daß er hierin ganz zu Werke ging wie gegen die Städte. Von jeher waren die kirchlichen Streitigkeiten durch den Kaiser

und ein ihm assistierendes Concilium entschieden worden; seit Otto I. war dadurch unendlich viel erreicht worden; allein niemals hatte doch noch ein deutscher Kaiser die Bischöfe aller anderen Reiche ebenfalls berufen. Die Abweichung Friedrichs lag darin, daß er sich dieses Recht herausnahm. Er blieb nicht bei dem Herkömmlichen stehen, sondern er erweiterte seine Forderung auf der Grundlage seiner idealen Auffassung der kaiserlichen Rechte zu einer ganz allgemeinen. Möglich wäre es gewesen, diesen Anspruch zu behaupten, gewiß aber nur nach vorläufiger Übereinkunft mit den Fürsten. Das Concilium war aus allen Teilen des Reiches, diesseit und jenseit der Alpen, besucht. Der Kaiser überließ den Geistlichen die Beratung. Sie erklärten sich für Viktor, der Kaiser sprach zuletzt und nahm ihn an (Februar 1160). So verstand er das Imperium, so wollte er es handhaben. Allein offenbar kam hier die ganze Streitigkeit mit dem Papsttum in ein völlig neues Stadium. Der Kaiser mit seinem Concilium wollte die Obedienz von ganz Europa entscheiden. Es versteht sich, daß er dabei Widerstand fand. Salisbury drückt den Streitpunkt ganz gut aus: wer, sagt er, hat die Deutschen zu Richtern über die Völker eingesetzt? Man dürfte wohl sagen: das war ihr Anspruch. Da sie den Kaiser setzten, so wollten sie auch über die anderen Nationen ein Vorrecht haben. Eben darum aber fanden sie auch bei den übrigen Nationen Widerstand. In Frankreich und England waren indessen durch die normännische Einwirkung ganz andere Entwickelungen vor sich gegangen, welche einen Gegensatz wider das deutsche Element involvierten.

Von den Päpsten unterwarf sich nur der eine, begünstigte, Victor; der andere, Alexander III., erklärte, der Papst solle berufen, nicht berufen werden; richten, nicht gerichtet werden. Er wolle nicht die Kirche in eine neue Sklaverei stürzen. Zunächst behielt Viktor in Italien die Oberhand. Er hielt ein Konzil in Lodi; die Römer datierten ihre gerichtlichen Akten nach Jahren seines Pontifikats. Indessen flüchtete Alexander III. nach Frankreich. Er fand hier hauptsächlich deshalb Beifall, weil die westlichen Nationen dem Kaiser die Oberhoheit über Europa, die in der Entscheidung über das Papsttum lag, nicht zugestehen wollten. Besonders Ludwig VII. machte sich zum Interpreten dieser Gesinnung, zumal nachdem eine Versammlung in Toulouse sich für Alexander erklärt hatte. Alexander fand eine sichere Zuflucht in Frankreich. Ludwig VII. hatte einmal den Gedanken, auf einer Zusammenkunft mit dem Kaiser durch Schiedsrichter den Streit über den wahren Papst entscheiden zu lassen; aber Alexander verhinderte dies, und Ludwig bezeigte ihm eine sehr große Verehrung. Für den König von Frankreich hatte es insofern noch ein anderes Interesse, sich an diesen Papst zu halten, als sein übermächtiger Vasall, König Heinrich II. von England, der sich anfangs ebenfalls für Alexander erklärt hatte, nach und nach mit demselben in Konflikt geriet. Es beruhte das auf den Irrungen Heinrichs mit dem Erzbischof Thomas Becket, auf die wir noch besonders zurückkommen werden. Die Sache Heinrichs II. und des Kaisers war dann ziem-

lich dieselbe. Für einen Augenblick näherte sich das Reich von England der kirchlichen Politik des deutschen; sie bildeten gleichsam eine germanische Partei, die streng papistische Idee war mehr die romanische; doch war sie zugleich die der sich entwickelnden popularen Freiheit. Deshalb hatte Alexander III. auch die lombardischen Städte, die dem Kaiser Widerstand leisteten, auf seiner Seite. Es war auch hier nicht eine bloße Faktion, sondern eine große Idee. Dem Gedanken der Unabhängigkeit der europäischen Reiche stellten sich die Städte zur Seite mit ihrem Streben nach einer auf freier Wahl beruhenden, bis auf einen gewissen Grad autonomen Verfassung. Aus der Tiefe des europäischen Lebens erhoben sich mächtige Bestrebungen, welche sich der Idee des Kaisers, das römische Imperium und dessen Rechte zu erneuern, widersetzten.

Nach einer Zusammenkunft des Papstes mit dem König von Frankreich (1161), wo die Gesuche Friedrichs schon kein Gehör fanden, ward ein Konzil zu Tours gehalten (1163), auf welchem nach den römischen Berechnungen 124 Bischöfe und 414 Äbte zugegen waren. Diese erkannten Alexander an. Auf Bernhards Spuren war der ganze Orden der Cistercienser; auch die Karthäuser, die damals emporkamen, waren für Alexander. Aber der Kaiser gab darin nicht nach. Nach dem Tode Viktors (1164) erwählte die kaiserlich gesinnte Partei, zwei Kardinäle mit einer Anzahl anderer Geistlicher unter der Leitung des kaiserlichen Kanzlers Rainald von Dassel, einen neuen Papst, Paschalis III., ohne auf Alexander Rücksicht zu nehmen. Und nicht ganz ohne Hoffnung war der Kaiser, da eben jetzt die Streitigkeiten zwischen Thomas Becket, welcher die Ideen Alexanders hartnäckig verfocht, und dem Könige von England den letzteren offen auf seine Seite brachten.

Aber in Rom wurde nun die entgegengesetzte Partei, wohl infolge des mächtigen Rückhalts, den sie in Europa hatte, und der Hülfe, die sie von Sicilien her erhielt, immer mächtiger. Im Jahre 1165 wurde Alexander, von Salerno her kommend, von König Wilhelm I. in Rom eingeführt. Dieser großen Opposition gegen das deutsche Kaisertum schloß sich auch der griechische Kaiser Manuel an; er wünschte selbst das römische Kaisertum zu erlangen, wogegen die griechische und römische Kirche vereinigt werden sollten. Auf einmal sah sich Kaiser Friedrich in einen höchst gefährlichen Kampf verwickelt; aber er war entschlossen, ihn zu bestehen. Und er hatte auch das Reich der Deutschen für sich. Auf einem großen Reichstag in Würzburg schwuren, besonders auf Veranlassung des kaiserlichen Kanzlers Rainald, erwählten Erzbischofs von Köln, Kaiser und Fürsten, weder Alexander III. noch jemals einen von dessen Partei gewählten Papst anzuerkennen. Sogar kein Kaiser sollte gewählt werden, welcher nicht ebenso zu verfahren verspreche. Mit harten Verpflichtungen ward dieser Schwur eingeschärft. Einen Beigeschmack von Gewaltsamkeit hatte dieser Beschluß allerdings auch in Deutschland. Zwei der mächtigsten Prälaten, Salzburg und Mainz, traten ihm nicht bei. Aber das hinderte nicht, daß nicht der Kaiser wieder ein stattliches Heer zu seinen Diensten gehabt hätte. Welche Gesinnung ihn belebte, zeigte er da-

durch, daß er Karl den Großen durch seinen Papst heilig sprechen ließ. Diese Art der kirchlichen Verfassung, mit dem Übergewicht des Kaisertums, war sein Ideal.

Im November 1166 brach der Kaiser auf, um den Papst Alexander zu verjagen. Aber schon regten sich unter seinen Augen die lombardischen Städte gegen ihn. Dieselben waren mißvergnügt über die Bedrängnisse, die sie mehr durch die Gewaltthätigkeit der kaiserlichen Beamten, als infolge der Gesetze ausstehen mußten. Es hatte sich hier jener Zustand gebildet, wo eine ganze Nation als besiegt betrachtet und mit Gewalt im Zaum gehalten werden muß. Man hat es dem Kaiser zum Vorwurf gemacht, daß er dies nicht abstellte. Allein er würde eher gefürchtet haben, dadurch an den Rechten des Reiches zu verlieren, nachdem er so weit gekommen war. Dem gegenüber zogen die Lombarden in Betracht, daß, wenn der Papst abermals geschlagen werde, sie keine Hülfe mehr gegen die Gewalt, die über ihnen lag, finden würden. Was sie besonders anreizte, war die Festigkeit der kaiserlichen Regierung, ihr methodisches und strenges Verfahren gegen jeden Widerstrebenden. Früher sei der kaiserliche Zug wie ein Sturmwind vorübergezogen; jetzt behandle man Italien wie ein erobertes Land und schreibe das Recht des Eigentums dem Kaiser selbst zu.

Indem nun die kaiserlichen Statthalter bei der wachsenden Gärung neue Geiseln einzogen, kamen die Abgeordneten von Cremona, Brescia, Ferrara, Mantua in Pontida zusammen (April 1167). Ich denke wohl, daß das im Zusammenhang steht mit der Vereinigung Venedigs mit den ihm zunächst gelegenen Städten, Padua, Treviso, die unter dem Einfluß des Kaisers Manuel geschlossen war. Es ist auch wieder eine Einwirkung des oströmischen Reichs gegen das weströmische, eine Folge der im Morgenland geschehenen Entzweiung, welche uns hier entgegentritt. Der Beschluß der Lombarden war, dem Kaiser nicht mehr zu leisten, als was ihm nach dem Tode Heinrichs V. geleistet worden sei, und ihm mit Gewalt zu widerstehen, wenn er mehr fordere. Sie stellten Mailand wieder her, das sich ihnen anschloß, nötigten Lodi, ihnen beizutreten, und nahmen, wie einst, den Schatz des Kaisers in Trezzo.

Noch brach darüber der Krieg jedoch nicht aus. Der Kaiser hatte die mittelitalienischen Städte Faenza, Bologna u. a. auf seiner Seite; er meinte noch allen Widerstand in Oberitalien erdrücken zu können, wenn er demselben nur die Hülfe der Griechen und des Papstes entziehe. Friedrich wandte sich deshalb zuerst gegen Ancona, das der Kaiser Manuel eingenommen hatte, und zwang die Stadt, ihm Geiseln zu stellen. Dann erhob er sich gegen Rom. Hier hatten indessen die beiden Erzbischöfe Rainald von Köln und Christian von Mainz — der an die Stelle des renitierenden gesetzt worden war — mit einem auserwählten Heer und in Verbindung mit dem Grafen von Tusculum die Römer, welche diese Stadt angreifen wollten, vollkommen geschlagen. Die Römer sollen zwanzig gegen einen Deutschen gewesen sein, aber die beiden tapferen Erzbischöfe behielten den Platz (29. Mai 1167). Sie

eroberten in blutigem Kampf die Leostadt. Der Kaiser selbst erschien, führte seinen Papst ein und ließ seine Gemahlin krönen (1. August 1167). Alexander entfloh, die Stadt Rom bequemte sich zu einem Frieden, in welchem sie dem Kaiser Treue und Verteidigung seiner Regalien schwur, wogegen er den Senat anerkannte und belehnte.

So war die Hauptsache gelungen, und der Kaiser rüstete sich nun zu der Erneuerung des Kampfes gegen die Lombarden. Da ward sein blühendes Heer, ohne Zweifel das streitbarste, das es damals gab, von der Hand des Schicksals getroffen. Eine Seuche brach aus, welche die Stadt betraf wie das Heer, aber dieses so gut wie vernichtete. Binnen sieben Tagen verlor das Heer seine besten Helden, seine Führer, darunter auch Rainald von Dassel, die vornehmste Stütze der kaiserlichen Politik. Friedrich meinte die Hand Gottes zu erkennen; er ward irre an seinem Stern, aber seine Sache gab er darum nicht auf. Auf dem Wege verfolgte ihn die Pest, die Lombarden konnte er jetzt nicht mehr mit Nachdruck angreifen. Dabei blieb er aber seines Sinnes. In Pavia sprach er die Acht über die Städte aus; sie antworteten damit, daß sie nun erst ihren Bund umfassend befestigten. Die früher mit Venedig verbündeten Städte und alle die anderen schlossen ein Bündnis, an dessen Spitze Venedig stand, das von allen beschworen werden sollte. Sie wollten in Krieg und Frieden gemeinschaftliche Sache machen und keine Leistungen als die gewohnten, gewähren. Es ist fast wie eine Übertragung ihrer städtischen Verfassung auf ein großes Bündnis. Der Kaiser fühlte, daß er dieser Bewegung nicht gewachsen war, und verließ Pavia. Aber nur unter großen Gefahren entkam er. Sie trachteten ihm ganz offenbar nach dem Leben. Nur mit wenigen Begleitern ist er entronnen.

Auch Bologna gehörte jetzt zu dem lombardischen Bunde. Sonderbar ist die Stellung Venedigs. Es ist mit den benachbarten Städten gegen den Kaiser verbündet, aber zugleich unterstützt es doch den Angriff der Deutschen auf Ancona, das zu den Byzantinern hielt. Nur eben das eigene, große, ostitalienische Interesse wollten die Venezianer aufrecht erhalten. So widersprach auch Alexander allen Anträgen Manuels. Der Geist der abendländischen lateinischen Christenheit beherrschte sie auch in ihren inneren Fehden. Noch einmal schien sogar ein Ausgleich zwischen Kaiser und Papst erreichbar. Im Jahr 1168 war Paschalis III. gestorben, und es schien nun möglich, den Kaiser und Alexander zu versöhnen. Auch ist darüber, besonders durch den Cistercienserorden, dem die Einheit der Kirche am Herzen lag, verhandelt worden. Die Bedingungen, die man gegenseitig gemacht hat, kennen wir nicht. Was darüber gesagt wird, schwebt alles in der Luft. Indes war bereits ein Nachfolger Paschalis' III. in Calixtus III. gewählt worden. An diesem hielt der Kaiser aufs neue fest.

Ehe sich Friedrich in einen neuen Kampf stürzte, hielt er für notwendig, die Zukunft seines Hauses zu sichern. Auch für dieses sein Bestreben war der Feldzug von 1167 von großer Bedeutung dadurch, daß einige Fürsten

darin umkamen, über deren Erbe nunmehr zu verfügen war. Der Neffe Friedrichs, Herzog von Schwaben, war einer von ihnen; der Kaiser gab das Herzogtum bei seiner Rückkehr seinem eigenen Sohne, in dessen Namen er selbst es verwaltete; das Herzogtum Franken und die damit verbundenen Erbgüter gab er seinem dritten Sohne Konrad. Aber das vornehmste war, daß auch Welf VII. auf dem Zuge umgekommen war und dessen Vater Welf VI., der nun für keinen Sohn mehr zu sorgen hatte, sich im Gegensatz gegen seine eigene Familie auf das engste an die Hohenstaufen anschloß. Die Welfen hatten einen ausgedehnten Hausbesitz in Schwaben, Bayern, Tirol, Schweiz und Graubünden; sie hatten die Erbgüter der Großgräfin, die Kaiser Lothar Heinrich dem Stolzen verschafft hatte, die Markgrafschaft Tuscien, selbst Spoleto und Sardinien, womit der Kaiser selbst sie belehnt hatte. Welch eine umfassende Stellung von Hausmacht hätte es nun Heinrich dem Löwen gegeben, wenn er dies alles einmal zu seinem sächsischen Besitz hinzu erworben hätte! Aber ebenso wichtig war es bei der Direktion Friedrichs auf Italien für diesen. Nun wandte sich Welf an den Kaiser und überließ ihm alle seine Lehen in Italien und dann sogar seine Allodien, die er in Lehen verwandelte und so auf Lebenszeit wiederbekam.

In diesem Verfahren lernt man einen eigensinnigen Alten recht kennen, der sich von seinen nächsten Angehörigen beleidigt glaubt und sich einem anderen zuwendet. Tuscien, Spoleto, Sardinien nahm der Kaiser sofort als Reichslehen von Welf VI. und setzte deutsche Ritter daselbst ein, ebenso in Este. Aber natürlich mußte das bei Heinrich dem Löwen böses Blut erregen. Die Formen freilich waren so gut beobachtet, daß er nichts dagegen machen konnte. Dazu kamen noch andere Umstände. Man behauptet, Friedrich habe früher Heinrich dem Löwen das Kaisertum zuzuwenden versprochen. Er hätte, ehe er selbst Söhne hatte, erst seinen Neffen, dann eben Heinrich den Löwen als seinen Nachfolger genannt. Das mochte sein, da sie jung und Waffenbrüder waren. Da sie nun aber beide Kinder hatten, so entschloß sich der Kaiser, ohne andere Rücksicht für seine eigenen Nachkommen zu sorgen. Er ließ seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum künftigen König ernennen (August 1169). Das Kind wurde in Aachen gekrönt und zwar von einem Erzbischof, der sein Pallium von Paschalis erhalten hatte, Philipp von Köln. Es war dann von einer Vermählung dieses Prinzen mit einer Tochter des Kaisers Manuel die Rede.

Zukunftspläne, wie man sie faßt, von mancherlei noch ungewisser Vorbedeutung; vorerst aber forderte die Gegenwart ihr Recht. Denn indessen erneuerten die Lombarden ihr Bündnis; nur Crema, Pavia und Cremona hielten sich fern. Im März 1172 stellte der Kaiser den Fürsten vor, daß die Pest der Treulosigkeit, mit der sich Italien befleckt habe, Griechenland und Sicilien an sich zu ziehen suche. Doch ward der Reichskrieg erst auf zwei Jahre später anberaumt. Denn indes war noch Polen zu bekämpfen und manche innere Verwirrung zurückzuschlagen. Auch war damals die Teil-

nahme lange nicht so eifrig wie früher. Vor allem: als der Kaiser sich nun 1174 nochmals nach Italien wandte, konnte er auf jene welfische Hülfe nicht mehr zählen; auch gingen die Sachen nicht mehr in der alten Weise. Nachdem Erzbischof Christian sich nicht ohne Glück in Toscana geschlagen, hatte er doch Ancona vergebens belagert (1174). Die Italiener wagten noch einmal das Äußerste, um sich zu verteidigen. In Ancona sollen die Frauen ihren Männern angeboten haben, sie selbst zu schlachten und ihr Fleisch zu essen: so hoch war die Hungersnot gestiegen. Allein in der äußersten Not erschien lombardische Hülfe. Das einzige mal, daß man einmütig und entschlossen war.

Im Juli 1174 überstieg nun der Kaiser selbst mit seinem Heere die Alpen über den Mont Cenis. Die Italiener hatten ihm eben damals ein neues Bollwerk entgegengesetzt, eine neue Stadt, die sie dem Papst zu Ehren Alessandria nannten. Diese zunächst griff der Kaiser an, aber er fand einen ähnlichen Widerstand, wie Erzbischof Christian vor Ancona. Otto von St. Blasien läßt den ausharrenden Mut, mit welchem sich die Bürger dem Kaiser widersetzten, alle Gerechtigkeit widerfahren. Sie bestanden den Angriff mit jenem Geist städtischer Tapferkeit, der sie überhaupt beseelte. Einen Angriff, der am grünen Donnerstage, einem sonst heiligen Tage, unternommen wurde, wehrten sie im letzten Augenblicke siegreich ab, sie machten Ausfälle; Glück und Verstand begünstigten sie. Es war eine militärische Kolonie, welche das festeste Band des Städtebundes war, da alle zu ihr gehörten. Und in der That kam dann noch zu rechter Zeit Entsatz. Ein lombardisches Heer rückte heran: es schien, als sollte es unmittelbar zur Entscheidung in einer Schlacht kommen. Friedrich war genötigt, die Belagerung aufzuheben. Aber als ihm die Lombarden im offenen Felde begegneten, erschraken sie doch. Es war beiden genehm, einen Waffenstillstand zu schließen; gemeinschaftlich gewählte Schiedsrichter sollten den Streit entscheiden (April 1175). Allein wie wäre da eine Vereinbarung möglich gewesen? Die Lombarden forderten Abschaffung der roncalischen Beschlüsse, Freiheit der Wahlen und nur gelegentliche Leistungen. Der Kaiser wollte höchstens die Ausführung jener Beschlüsse ermäßigen.

Es kam dann noch zu manchen Konferenzen zwischen den kaiserlichen Bevollmächtigten, den Abgeordneten der Städte und den päpstlichen Legaten. Aber schon fühlten sich diese letzteren, die zugleich im Bunde mit dem griechischen Kaiser und dem König von Sicilien standen, als die Stärkeren. Ihre Forderung war: Anerkennung Alexanders III., Verzichtleistung auf die Ernennung der städtischen Obrigkeiten. Dagegen wollten die lombardischen Städte weiter nichts leisten, als das Fodrum bei einem feierlich erfolgenden Zuge nach Rom. Die Lombarden wurden um so ungestümer, als der Kaiser einen Teil seines Heeres entlassen hatte. Der Kaiser konnte darauf nicht eingehen, ohne seine Stellung aufzugeben, was er nicht wollte. Alles hing davon ab, daß er neue Hülfe bekam. Bei wem aber konnte er sie finden, als bei den alten Verbündeten?

Ohne eine Vereinigung der deutschen Parteien war in Italien nie etwas erreicht worden. Diese war auch jetzt schlechthin vonnöten. Des Kaisers Sendboten durchzogen Deutschland, um ein neues Aufgebot zustande zu bringen. Auch im Reich war besonders Erzbischof Philipp von Köln dafür thätig. Wie die Altvordern, so müsse man sich anstrengen, die Majestät des römischen Reiches zu erhöhen! Die große, alles entscheidende Frage war nun aber, ob Friedrich Heinrich den Löwen für sich haben würde; nicht einmal ausschließlich wegen der effektiven Hülfe, sondern weil dessen Name an sich die Macht des Kaisers vermehrte.

Wir sahen, daß die ganze Stellung Friedrichs von Anfang an auf seinem Verhältnis zu den Welfen beruhte. Nun war aber die Verbindung zwischen Hohenstaufen und Welfen nicht allein den ersten, sondern auch den letzten zugute gekommen. Heinrich der Löwe hatte während der italienischen Kriege des Kaisers minder berühmte, aber noch wirksamere gegen die Slaven geführt. Jetzt waren sie alle bezwungen: in Wagrien, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg. König Waldemar von Dänemark hatte im Jahre 1168 den letzten Götzen der Slaven, Swantewit, zu Arcona auf Rügen gestürzt. Da alle diese Eroberungen mehr oder minder von Heinrich dem Löwen abhingen, so besaß er eine unermeßliche Macht. Er hatte ein Gebiet, wie nie ein anderer Vasall in Deutschland, und genoß eines großen Namens. Bei seiner Wallfahrt nach Jerusalem, von der er eine Anzahl von Kleinodien zurückbrachte, hatte er sich der besten Aufnahme bei dem Seldschukensultan Kilidsch Arslan II. von Iconium zu erfreuen, der ihn mit reichen Geschenken entließ. Ein Denkmal dieser Zeiten ist der Dom zu Braunschweig, dem die mitgebrachten Reliquien größtenteils überlassen wurden. Die alten Gegner in Sachsen wurden dann nochmals niedergeworfen und zum Frieden genötigt. Heinrich war an territorialer Macht dem Kaiser ohne Zweifel gleich. Da erschienen nun die kaiserlichen Boten auch in Sachsen mit der Aufforderung zur Hülfe. Sollte er ihr folgen oder sich dem Kaiser entgegensetzen? Weder in Sachsen noch in Bayern richtete der kaiserliche Aufruf etwas aus. Noch waren sie keine Feinde, aber Freunde in dem Stadium, wo sie sich voneinander zu sondern beginnen.

Man könnte vielleicht argwöhnen, als sei Heinrich mit den Italienern oder mit Alexander III. einverstanden gewesen. Beweise dafür finden sich nicht. Ich glaube es nicht; denn eben die Bischöfe, die auf Alexanders Seite standen, wie Ulrich von Halberstadt, waren seine vornehmsten Feinde. Der Blick Heinrichs des Löwen war nur auf das nächste gerichtet. Ihn verdroß das Verhältnis des Kaisers zu Welf; er hatte sein Augenmerk auf Goslar geworfen, das mit seinen Bergwerken sehr wichtig für ihn gewesen wäre. Für die Verluste seines Hauses hatte er diese Stadt von dem Kaiser gefordert, doch hatte ihm dieser es abgeschlagen. Er war darüber aufgebracht und verstimmt. Aber der Kaiser hoffte noch, ihn persönlich auf seine Seite herüberzuziehen, und zwar durch eine Zusammenkunft. Wir haben nur zweifelhafte

Nachrichten darüber, so daß man in neuerer Zeit das Faktum geleugnet hat. Die Sache selbst aber ist unleugbar; sie wird von den Chronisten bezeugt, welche zu den besten gehören, wie Otto von St. Blasien. Nur sind die Nachrichten, die man findet, sehr widersprechend.

Nach dem Bericht Ottos von St. Blasien setzt man die Zusammenkunft gewöhnlich nach Chiavenna am Comer See; doch findet sich auch eine Nachricht, sie habe in Partenkirchen stattgefunden, an der großen Alpenstraße, die noch von den Römerzeiten her die vornehmste Kommunikation bildete. Eine dritte Notiz scheint dies zu bekräftigen, in welcher es heißt, der Kaiser sei nach Deutschland herübergekommen. Aber gerade diese Darstellung bei Arnold von Lübeck ist die fabulöseste von allen. Da wird dem Kaiser eine lange Rede in den Mund gelegt, in der er den Herzog bei seiner alten Freundschaft und Blutsverwandtschaft beschwört, ihm zu Hülfe zu kommen und zwar in Person, und da dieser sich weigert, ihm zu Füßen fällt, worauf der Herzog, bestürzt über die Ehre, die ihm der Herr der Welt erweise, Friedrich aufgehoben habe. Nach Arnold rief ihm dann der Truchseß zu: die Krone, die zu seinen Füßen liege, werde bald auf seinem Haupte sitzen; die Kaiserin aber fiel ein: der Kaiser möge dessen eingedenk sein, wie Gott dessen gedenken werde. Das ist nun alles sehr anmutsvoll, aber doch sehr ausgeschmückt. Doch wird die Zusammenkunft selbst dadurch nicht zweifelhaft. Es kommt damit überein, daß wir genau unterrichtet sind, daß eben in dieser Zeit — Ende Februar und Anfang März 1176 — Heinrich der Löwe in Bayern sich aufhielt, erst in Burghausen, dann in Ranshofen. Dazu stimmt am besten, daß die Zusammenkunft in Partenkirchen gewesen wäre; dennoch bin ich mehr für Chiavenna, wie Otto von St. Blasien es erzählt. Auch er berichtet, Friedrich habe Heinrich flehentlicher gebeten, als es der kaiserlichen Majestät gezieme.

Von welthistorischer Wichtigkeit war die Zusammenkunft dieser beiden grundverschiedenen deutschen Fürsten. Friedrich war ein Mann von Schwung, Idealität und Hingebung. Er lebte in großer Weltübersicht und verfolgte ein ideales Ziel der höchsten Macht. Dabei war er zwar unerbittlich gegen seine Widersacher, aber übrigens voll von menschlicher Güte. Oft überzieht sich ihm die Wange mit Schamröte. Nicht so sehr aus Selbstsucht, sondern weil es ihm großartig schien, ergriff er jene Form des Kaisertums so lebhaft. Darum ließ er Karl den Großen heilig sprechen; er setzte etwas darein, daß der griechische Kaiser sich Kaiser von Neurom nannte. Er baute gern, wie alle Menschen, die der Zukunft vertrauen. Ein solches Paktieren in einem solchen Augenblick verschmähte er. Sonst liebte er persönlich die Einfachheit. Er erschien im schlichten Hauskleid. Auf der Jagd spannte er selbst seinen Bogen. Dagegen auf der anderen Seite der strenge Heinrich, der sein Lebtag nur nach realer unmittelbarer Macht getrachtet; gewaltsam, habsüchtig, der nur das Recht des Stärkeren kennt; aber großartig schon durch seine Stellung. Hartnäckig und starrsinnig wie er war, wurde er nicht gerührt; er

wollte Goslar; da er es nicht empfing, so begab er sich hinweg. Auf ihrer Vereinigung beruhte die Zukunft des deutschen Reiches, der Welt. Mit vereinter Macht konnten sie die Herrschaft der Deutschen über Italien und das Papsttum herstellen, aber sie verstanden sich nicht.

Das ist nun deutlich, daß ohne die deutschen Fürsten das Papsttum niemals emporgekommen wäre. Die Macht eines Kaisers in voller Entwickelung war Heinrich dem Löwen unerträglich, wie sie früher den deutschen Fürsten unerträglich gewesen war. Es war die Opposition der letzteren gegen Heinrich IV. in seiner Minderjährigkeit gewesen, welche den Päpsten auch nur die Möglichkeit gegeben hatte, an eine Emancipation zu denken. Eine Empörung der sächsischen Oberhäupter war es, welche Gregor VII. Zeit und Gelegenheit gab, seine Grundsätze aufzustellen; eine Vereinigung aller deutschen Fürsten, welche Heinrich V. erhob und ihn dahin brachte, den Nachfolger Gregors als rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Nun nahm zwar das Fürstentum, vereinigt, auch wieder eine Stellung ein, die dem Papsttum imponierte, das Konkordat erzwang, so daß Lothar den Papst zurückführen und eine Art von Ausgleich überhaupt bewirkt werden konnte. Aus Lothars Bestrebungen war dann eine neue Macht, die bayrisch-sächsische, süd- und niederdeutsche der Welfen hervorgegangen, auf deren Vereinigung mit dem Kaisertum die ganze Macht und Anerkennung des letzteren beruhte. Aber natürlich konnte zwischen zwei solchen Oberhäuptern, von denen das eine die dem Kaisertum entgegengesetzte, nicht von ihm gebeugte herzogliche Gewalt repräsentierte, das andere dagegen alle Ansprüche des Kaiserhauses festhielt, keine ewige Freundschaft bestehen. In dem wichtigsten, entscheidendsten Moment brach ihre Feindschaft aus und bewirkte, daß das Kaisertum seine Oberhoheit über die Welt nicht behaupten konnte.

Fragt man aber, ob das nun wohl eine richtige Politik des Herzogs war, so könnte diese Frage wohl von vornherein nicht bejaht werden. Das Herzogtum selbst beruhte zum Teil auf kaiserlichen, von der höchsten Gewalt ihm verliehenen Rechten. Es war so lange unentbehrlich, als die Rechte der Stämme, welche zugleich die der einzelnen Fürsten waren, von ihm repräsentiert wurden; nicht aber, wenn es seine Macht zu weit ausdehnte. Man kann wohl mit gutem Grunde sagen, daß die Verbindung zweier Herzogtümer in Einer Hand durch die Erblichkeit die Idee desselben vernichtete, die wahre Macht schwächte. Ein solcher Herzog konnte nimmermehr der Repräsentant einer Landschaft sein. Zur Seite Heinrichs des Löwen waren an beiden Orten andere Fürsten emporgekommen, welche an den allgemeinen Angelegenheiten Anteil hatten und, wie ihnen das Kaisertum zu schwer geworden, auch das Herzogtum nicht ertragen wollten, am wenigsten ein solches, wie es Heinrich der Löwe ausübte, der seine Rechte soweit ausdehnte, als es irgend anging. Stand es in Heinrichs Belieben, die Stellung des Kaisers zu untergraben, so stand es auch in des Kaisers Belieben, Heinrich zu stürzen. Was seinen Vorfahren nicht gelungen, Heinrich IV. nur zu verstehen gegeben, Heinrich V.,

sein Oheim Konrad vergebens versucht hatten, das führte, wie wir sehen werden, Friedrich I. durch. Er ist dadurch für die Geschichte des Reichs der entscheidende Mann geworden. Er hat die alten Ideen so lange festgehalten, soweit getrieben als nur immer möglich. Als es unmöglich ward, hat er sich in sein Schicksal gefunden.

Das ist freilich wohl zu sagen, daß wie der Herzog des Kaisertums, so der Kaiser des Herzogtums als eines Mittels der Macht bedurft hätte. Das zeigte sich alsbald nach jener vergeblichen Zusammenkunft in den italienischen Kämpfen. Der Abfall Heinrichs machte den italienischen Städten Mut. Dieselben sahen sich jetzt, wie ehedem die Welfen und der Papst, von der herrschenden Meinung in ganz Europa unterstützt. Waren sie bisher mutvoll zur Verteidigung gewesen, so wurden sie nun auch kühn zum Angriff. Es kamen deutsche Hülfsvölker zum Kaiser, jedoch bei weitem weniger zahlreich, als nötig gewesen wäre. Die Lombarden beschlossen, ihm entgegenzugehen, ehe er sich mit Pavia oder den Deutschen, die aus der Romagna kamen, vereinigt hätte. Vor Alessandria hatten sie nicht zu schlagen gewagt: bei Legnano griffen sie den Kaiser an.

Am 29. Mai 1176 kam es bei Legnano zur Schlacht. Der Kaiser war durch die Tapferkeit der Deutschen eine Zeitlang im Vorteil. Aber die Mailänder waren ihm an Zahl ohne allen Vergleich überlegen und erhielten noch zu rechter Zeit Hülfe von den Brescianern. So tapfer der Kaiser auch war, so erlitt er doch eine vollkommene Niederlage. Er selbst kam in die größte Gefahr. Der Brief ist uns aufbehalten, welchen die Mailänder über die Schlacht an die Bolognesen geschrieben haben. Unzählig sind, so rufen sie aus, die Getöteten, Ertrunkenen, Gefangenen. Wir haben den Schild, die Fahne, das Kreuz und die Lanze des Kaisers. Unschätzbar ist die Beute! Bisher waren die Deutschen noch immer die Sieger geblieben; es war das erste Mal, daß die Italiener das Feld behaupteten. Es ist die Schlacht, durch welche die Freiheit und die Fortentwickelung der italienischen Nationalität begründet wurde.

Was nun aber die verlorene Schlacht zu einer vollkommenen Niederlage machte, war das dadurch hervorgerufene Mißtrauen in die Sache, die der Kaiser verfocht. In Deutschland sah man darin gleichsam ein Gottesgericht; so scheint es auch der Kaiser selbst angesehen zu haben. Alle europäischen Reiche hingen Alexander an; in Deutschland regte sich eine starke Partei für ihn. Wie hätten nicht die geistlichen Ideen, die schon gegen Heinrich IV. entschieden hatten, das Bedürfnis, mit einem allgemein anerkannten Papst in Verbindung zu stehen, auch diesmal die Oberhand behalten sollen? Nach der Lebensbeschreibung Alexanders waren alle geistlichen und weltlichen Fürsten daran, dem Hohenstaufen zu sagen, daß sie keinen Frieden mit ihm machen würden, wenn er sich nicht mit dem Papst versöhne. Nach den deutschen Nachrichten dachten die deutschen und lombardischen Bischöfe auf Frieden.

Man sendete also eine Anzahl deutscher Kleriker, vornehmlich Bischöfe — von Worms, Magdeburg u. a. — zu dem Papst, den sie in Anagni trafen. Sie begannen nun mit ihm ernstliche Friedensunterhandlungen. Leider sind die Aktenstücke, wie fast alle in dem Jahrhundert des Streits, verfälscht und nur schwer auf das richtige Maß zu bringen. Doch ist soviel klar, daß von seiten des Kaisers die Anerkennung des Papstes, von dessen Seite die Anerkennung der während des Schismas, also unter den Gegenpäpsten geweihten Kleriker, die er bisher verweigert hatte, zugesagt wurde. Ein unbedingter Sieg wurde also auch diesmal von dem Papsttum nicht erfochten. Der Kaiser versprach alles herauszugeben, was er der Kirche entrissen, namentlich die Präfektur der Stadt, der Papst alles, was er dem Reiche entrissen: ein paar sehr in der Luft stehende Verpflichtungen. Der Papst erkennt den von einem schismatischen Bischof gekrönten König Heinrich an. In Bezug auf die Kleriker scheint auch hier ein Unterschied zwischen Italien und Deutschland zu bestehen; die Bestimmung über jenes ist für das Papsttum günstiger; doch fand eine Ausgleichung statt.

Die Lombarden waren unzufrieden, daß der Friede ohne sie verabredet war, und durch die Gerüchte über dessen Inhalt erschrocken. Auf einer vorbereitenden Versammlung in Ferrara hat der Papst eine Rede gehalten, in der er den Sieg des schwachen Priesters über den mächtigen Fürsten betonte; aber die Lombarden meinten, daß sie doch das meiste gelitten und gethan, daß sie den Frieden nicht annehmen könnten, wenn er nicht ihre Rechte sichere. Nur ungern, auf Wunsch des Papstes, der hier dem Kaiser beistimmte, gaben sie nach, daß die weiteren Verhandlungen in Venedig gepflogen werden sollten, welche Stadt während des Kriegs nur eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte, in der sie mit beiden Teilen verbündet erschien, mit dem Kaiser selbst durch den Streit mit Manuel.

Hier ward nun der Friede mit dem Papst und dem König von Sicilien, und mit den Lombarden ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zu stande gebracht. Dann kam es zu jenem berühmten Zusammentreten des Papstes und des Kaisers in Venedig, am 24. Juli 1177. Von Chioggia wurde der Kaiser in feierlicher Prozession nach St. Marco geleitet. Da, vor dem Porticus, saß der Papst auf seinem Thron, auf beiden Seiten die Kardinäle. Der Kaiser warf sich vor den Stufen nieder und legte den kaiserlichen Mantel ab; der Papst gab ihm den Friedenskuß. Die päpstlichen Schriftsteller behaupten, er habe dem Papst die Füße geküßt, doch ist das nicht so gewiß; in seinem Schreiben erwähnt es der Papst nicht. Aber unbezweifelt ist, daß sich der Kaiser jetzt seines häretischen Irrtums überzeugt erklärte: er habe die Kirche, die er zu verteidigen gedacht, durch Häresie und Schisma zerrissen. Er erkannte also die Superiorität der Kirche wieder an. Jenen Plan, durch Konzilien seiner Berufung über das Papsttum zu bestimmen, gab er auf. Das Papsttum behauptete seine volle Independenz. Der Kaiser erkennt an, Gott habe ihn, den Stolzen, erniedrigt, und den Papst, den Niedrigen, erhöht.

Dagegen ward die Thronfolgeordnung Friedrichs anerkannt, die Mathildischen Güter noch auf fünfzehn Jahre in seinem Besitz gelassen. In dem Faktum selbst lag soviel wie in dem Vertrag; die kaiserliche Hoheit in Italien herzustellen, war Friedrich nicht fähig gewesen.

Die Venezianer knüpfen hieran einige Erzählungen von der Flucht des Papstes Alexander, von einem Seesiege über des Kaisers Sohn, von den Privilegien, die ihnen Alexander dafür erteilt habe. Es sind aber alles Märchen, die zur Zeit Ludwigs des Bayern erfunden worden sind oder wenigstens da zuerst vorkommen. Was ihre Nichtigkeit besonders beweist, ist, daß die Privilegien, welche der Papst den Venezianern gegeben haben soll, z. B. die Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meer, von diesen schon früher ausgeübt wurden.

Im Jahr 1179 hielt Papst Alexander III. ein allgemeines Concilium im Lateran, zu dem alle abendländischen Nationen strömten. Besonders zahlreich kamen die Deutschen, die großenteils von jetzt exkommunizierten Päpsten und deren Anhängern geweiht waren und diese nunmehr verwerfen mußten. Aber wir finden in dem Verzeichnis auch spanische, englische, irische, schottische, eine große Anzahl französischer Bischöfe, endlich auch orientalisch-lateinische, unter ihnen Wilhelm von Tyrus. Er nennt dieses Konzil eine Generalsynode der gesamten lateinischen Welt. Da wurden nun vor allen Dingen die Anordnungen der vorigen schismatischen Päpste vernichtet: die Weihen, die von den Häresiarchen oder von den durch sie Geweihten geschehen, erklären wir für nichtig! Dann ward eine bessere Ordnung in betreff der Papstwahl eingeführt. Besonders merkwürdig ist der neunzehnte Canon: die Laien sollen den Kirchen keine Lasten auflegen. Niemals soll das geduldet werden: es sei denn, daß Bischof und Klerus es so nötig oder nützlich finden, daß sie glauben, die Beiträge könnten ohne jeden Zwang von den Kirchen geleistet werden. Das ist doch von der früheren Absicht, welche auf eine Losreißung vom Staate hinzielte, noch sehr verschieden. Eigentlich beruht darauf die Stellung der Geistlichen als Reichsstände. Dennoch ist der Sieg des Papsttums unzweifelhaft. Gerade in der konziliaren Frage kommt er zur Erscheinung. Der Papst stellt sich entschieden als Oberhaupt der lateinischen Welt dar.

Auf das merkwürdigste wirkte nun dies Ereignis auf Deutschland zurück. Es ist offenbar, daß es nicht möglich gewesen wäre, wenn Heinrich der Löwe an dem Kaiser festgehalten hätte. Das gesamte Reich wäre nie besiegt worden. Zuerst Heinrich der Löwe bekam den Rückschlag zu fühlen; sein Starrsinn sollte ihm teuer zu stehen kommen. Der Kaiser eilte nach Deutschland, um die Hoheit des Reiches, die er in Italien nicht herzustellen vermocht hatte, wenigstens hier aufrecht zu erhalten: voll Verlangen, Heinrich den Löwen zu züchtigen. Die Überlegenheit Friedrichs über Heinrich in Deutschland bestand darin, daß er eine bei weitem größere Anzahl von Fürsten auf seiner Seite hatte, die durch dieselben Eigenschaften Heinrichs ihm ungünstig

gesinnt geworden waren, durch welche er mit dem Kaiser zerfallen war. Unzählige Klagen wurden gegen ihn vorgebracht. Unter den benachbarten Bischöfen, mit denen er stritt, war Bischof Ulrich von Halberstadt, welcher an der Sache Alexanders III. festgehalten und eben darum oder unter diesem Vorwande von Heinrich angegriffen worden war. Er kam jetzt nach geschlossenem Frieden zurück, nahm sein Bistum wieder ein und begann die Fehde gegen Heinrich. Mit ihm vereinigte sich Philipp von Köln, der früher der entgegengesetzten Partei angehört hatte. Alle umwohnenden Bischöfe, die von Merseburg, Magdeburg, Bremen waren Feinde Heinrichs des Löwen. Die entbrennende Fehde ward noch durch einen Vergleich sistiert, wie es scheint, zum Nachteil Heinrichs. Ich denke, man muß sagen, es war die Fortsetzung derselben Verhältnisse, welche einst Adalbert von Bremen und die Billunger entzweit hatten, nur ausgebreitet über alle benachbarten Bistümer in Niedersachsen. In dem um sich greifenden Herzog sahen sie alle ihren Feind.

Da erst erschien Friedrich I. selbst in Deutschland (1178). Er hatte eine Zusammenkunft in Speier mit dem Herzog, wo der Herzog noch beabsichtigte, selbst zur Anklage zu schreiten; doch darf man voraussetzen, daß sie nicht nach dem Wunsche Heinrichs des Löwen endigte. Dann auf seine Ladung nach Worms, Magdeburg und endlich Goslar wagte er nicht zu erscheinen, weil, wie er sagte, die dasigen Fürsten seine Feinde seien und man kein gerechtes Gericht erwarten dürfe. Er war ungefähr der Erbe Ottos von Nordheim; nur daß das Land und die Bischöfe jetzt auf der Seite des Kaisers waren. Hierauf fragte der Kaiser die Fürsten, was demjenigen gebühre, der in gehöriger Form vor Gericht geladen, sich weigere zu erscheinen. Die Fürsten urteilten, er sei seiner Rechte verlustig. Doch hatte das noch Schwierigkeiten, besonders deshalb, weil von einem neuen in Sachsen einzusetzenden Herzog die Rede war. Erst im Jahre 1180 zu Würzburg wurde die Sentenz von Goslar promulgiert. Heinrich der Löwe wurde, weil er der kaiserlichen Majestät seine Beihülfe auf gehässige Weise versagt habe, als ein Feind des Kaisers unter allgemeiner Beistimmung in die Acht erklärt.

Ein großes Unternehmen des Kaisertums, den gewaltigen Inhaber zweier Herzogtümer, den Repräsentanten der hochfürstlichen Gewalt überhaupt zu stürzen. Aber Friedrich hatte, wie gesagt, die bischöfliche Autorität und überhaupt das Fürstentum zweiten Ranges auf seiner Seite. Im Bewußtsein, daß er in Deutschland keine Freunde hatte, wendete sich Heinrich an die benachbarten Könige, Waldemar von Dänemark und Philipp August von Frankreich. Aber der erste machte unannehmbare Bedingungen, der letztere wollte dem Vasallen des Kaisers nicht gegen den Kaiser beistehen, er, der selbst von den mächtigsten Vasallen gefährdet war. Aber Heinrich der Löwe war entschlossen, sich auch ohne große Bundesgenossen zu verteidigen. Er griff Goslar an: er nahm die Stadt nicht ein, aber die Fürsten, welche dadurch gegen ihn anzugehen veranlaßt wurden, schlug er bei Weißensee aus dem Felde

(14. Mai 1180); so schlug er auch einen Haufen von Vasallen bei Halrefeld unweit Osnabrück (August 1180). Noch immer meinte er sich zu behaupten und ließ es an keiner Gewaltsamkeit fehlen. Als aber der Kaiser selbst erschien und den Ministerialen die Frage vorgelegt wurde, ob sie dem Herzog folgen wollten oder ihrem Kaiser, erklärten sie sich für den Kaiser. So weit hatte jetzt die Idee des Kaisertums die Oberhand gewonnen.

Im Jahre 1180 fielen schon die wichtigsten Festen des Herzogs in des Kaisers Hände, der ganze Kranz von Burgen um den Harz. Im Februar 1181 eroberten die verbündeten Fürsten Haldensleben, den festesten Platz Heinrichs. Braunschweig, sowie Lüneburg, die alten Stammorte, welche dem Herzog treu blieben, beschäftigte der Kaiser durch eine Belagerung. Der Herzog hatte seinen letzten Rückhalt an Lübeck, aber da König Waldemar mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache machte, so konnte sich auch Lübeck nicht behaupten und überlieferte sich unter der Bedingung, daß ihm die Privilegien, die es von Heinrich empfangen hatte, gesichert würden. Heinrich ward inne, daß er besiegt war. In Erfurt unterwarf er sich dem Kaiser (November 1181); er beugte seine Knie und erkannte das Kaisertum an, wie Friedrich das Papsttum. Aber die Fürsten drangen darauf, daß ihnen der Kaiser versprach, Heinrich niemals wieder seine alte Stellung zurückzugeben ohne ihre allgemeine Beistimmung. Nur sein Erbe sollte ihm bleiben.

Was der Kaiser dem Papst gegenüber verloren hatte, das gewann er anscheinend in Deutschland wieder über seinen mächtigen Vasallen. Der Welf verlor seine beiden Herzogtümer. In Sachsen aber erhielten die Bischöfe das meiste: dem Sieg der Kirche über die weltliche Macht, den Friedrich in Italien so lange bekämpft hatte, gab er also doch auch in Deutschland nach. Der Hauptanteil mit dem herzoglichen Titel von Westfalen kam an Köln; auch Magdeburg, Bremen, Minden, Halberstadt und andere erhielten nicht allein wieder, was ihnen einst gehört hatte, sondern auch vieles, worauf sie niemals Anspruch gehabt hatten. Der kleine Rest kam als Herzogtum Sachsen an Bernhard von Ascanien. In Bayern dagegen wurde mehr die weltliche Macht begünstigt; das Herzogtum kam an das Haus Wittelsbach. Die Länder, über welche Bayern die Oberherrlichkeit ausgeübt hatte, wurden davon getrennt. Ohne viel Mühe ward Bayern dem Welfen entrissen. Heinrich ging 1182 ins Exil und zwar zu Heinrich II. Plantagenet, seinem Schwiegervater, erst nach der Normandie, dann nach England. Friedrich erfreute sich einiger glücklicher Jahre in Deutschland.

Das Gemeinschaftliche in dem Ereignis zu beiden Seiten der Alpen möchte sein, daß nun in dem Reiche, in Italien wie in Deutschland, kleinere selbständige Gewalten sich entwickeln, die jede ihr besonderes Leben haben: es ist eine Auflösung in lebensfähige Bestandteile, welche die spätere Gestalt des Mittelalters begründen. Zunächst schien in Deutschland daraus dem Kaisertum kein Nachteil zu erwachsen. Denn so viel nun auch hier den Einzelnen, Bischöfen, Herren und Städten gewährt werden mußte, so geschah

doch noch alles unter der Leitung des Kaisertums selbst; gegen den mächtigsten der Vasallen behielt dies den Platz. Für die Zukunft aber stellt sich das dennoch anders dar. Wenn es ein Objekt der kaiserlichen Politik war, die Macht des Fürstentums überhaupt zu unterwerfen, so war das doch durch die Zerschlagung der Herzogtümer nicht eigentlich erreicht. Es wäre der Fall gewesen, wenn die Fürsten sich wie in früheren Zeiten an den Herzog angeschlossen, ihn zu retten gesucht hätten und mit ihm unterlegen wären. Aber im Gegenteil, sie nahmen teil an seiner Spoliierung. Höchstens möchte man sagen, daß der Begriff des Lehens lebendiger wurde. In Italien hinwieder, wo die Niederlage des Kaisers so vollständig schien, fanden sich dann doch andere Momente, welche die Herrschaft noch stattlich genug erhielten.

Mit den Städten schloß der Kaiser im Jahre 1183 den Frieden zu Konstanz. Er erkannte die Ausdehnung ihrer Jurisdiktion über die benachbarten Gebiete darin an und genehmigte ihren Bund, doch behielt er sich dreierlei vor; 1. seine Regalien, welche jedoch ihrem Werte nach geschätzt und durch eine bestimmte Summe von jeder Stadt abgetragen werden sollten; 2. die Investitur der Konsuln, die er dagegen frei zu erteilen hatte. 3. das Recht der Appellation an kaiserliche Bevollmächtigte innerhalb Italiens. Es scheint nicht, als ob dieser Vorbehalt die Freiheit der Städte sehr eingeschränkt hätte. Das wichtigste für Friedrich selber war die Fixierung eines bestimmten Einkommens. Was nun in der Lombardei geschah, setzte sich in Toscana fort. Den Städten von Toscana waren sogar die vornehmsten Rechte zuerst bewilligt worden (1162). Die toscanischen Städte schlossen später (1197) einen Bund wie die lombardischen.

Es ist bemerkenswert, daß das Amt des Podestà, welches früher vom Kaiser eingeführt worden, jetzt von den Städten selber dem der Konsuln vorgezogen wurde. Der Podestà ist ein von außen auf eine gewisse kurze Zeit herbeigerufener Stadtrichter, der von einheimischen Assessoren umgeben die Rechtspflege wahrnimmt; er erinnert an den früheren Grafen, nur daß er von den Bürgern selbst gewählt wird. Zugleich führt er das städtische Regiment, wobei ihm ein engerer und ein weiterer Rat zur Seite steht; der erstere machte eigentlich nur einen Teil des letzteren aus. Allgemeine Volksversammlungen, Parlamente, gab es selten; sie hatten zu viel tumultuarisches. Die vornehmste Gewalt beruht noch deutlich in der städtischen Aristokratie. Es war schon etwas, daß sie sich dergestalt von der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers emancipiert hatte. Unter ihr erscheint nun aber auch sofort ein plebejisches Element. Es ist der Popolo, der allmählich dadurch ein Übergewicht bekam, daß sich die geringen Bürger, welche vorher persönlich vom Stadtadel abgehangen hatten, von demselben losrissen. Sie fingen damit an, sich in Zünften zusammenzuthun, die ebenfalls auf uralter Grundlage sich jetzt zu politischer Bedeutung erhoben; die erste ist die Credenza des h. Ambrosius in Mailand (1198). Zusammen bildeten sie dann den Popolo, welcher im 13. Jahrhundert fast allenthalben die Herrschaft davontrug. So

erhob sich ein gewaltiges populares Element in allen Städten, welches seitdem so unendlich viel zur Entwickelung der Welt beigetragen hat.

Mit einem Worte: die beiden Gegner des Kaisertums in Italien erfochten große Siege. Der Kaiser hatte aufgegeben, die alte Hoheit des Imperiums über die Kirche zu behaupten, die Städte seiner Verwaltung zu unterwerfen; aber darum gab er nicht die Verbindung mit ihnen auf. 1184 kam er wieder nach Italien; er überließ den Städten gegen eine jährliche Abgabe von 300 Lire alle Rechte, die er bisher in Anspruch genommen und verbündete sich mit ihnen. Die Mailänder erfuhren jetzt seine Gunst und vergalten sie mit Ehrerbietung. Die beiden Städte dagegen, welche sich ehedem gut kaiserlich gezeigt hatten, Pavia und Cremona, ließ er jetzt vielmehr fallen. Wir finden ihn 1185 in Toscana, wo er besonders Markgrafen, Grafen und Herren begünstigte, sowie die altergebenen, noch mächtigen Städte Pisa und Pistoja. Florenz, das eben emporkam, suchte er mehr zu beschränken. Auch in Oberitalien ward durch die Belehnung Obizos von Este, der zum Markgrafen von Mailand und Genua ernannt wurde, das Gleichgewicht hergestellt. An die Stelle des erbitterten Kampfes war eine geschickte Diplomatie getreten.

Und indem gelang dem Kaiser die denkbar größte Erwerbung in Unteritalien. Für jenes normännische Reich, das die Deutschen so oft vergebens angegriffen, war nur noch eine Erbin übrig, Konstanze, Tante des regierenden Königs. So sehr sich der Papst dem widersetzte, so glückte es dem Kaiser doch, eine Vermählung derselben mit seinem Sohne Heinrich VI. zu bewirken, was ihm die sichere Aussicht auf die Nachfolge in Neapel und Sicilien eröffnete. 1186 ward die Verbindung vollzogen. Ohne es zu ermessen, schürzte Friedrich so einen neuen Knoten, der für das Schicksal seines Hauses und, wir möchten selbst sagen, von Deutschland selber entscheidend wurde.

Bald darauf erscholl die Nachricht von dem Fall Jerusalems, und der Papst rief zum Kriege auf. Der Kaiser beschloß, ihn zu unternehmen. Es war ein förmlicher Reichsbeschluß. Nicht wider Willen, durch die Kirche überredet, wie sein Vorgänger Konrad, sondern aus freiem Enthusiasmus, im Gefühl einer ruhmvoll gesicherten Herrschaft, trat Friedrich I. seinen Kreuzzug an, der seinem thatenreichen Dasein ein Ziel setzen sollte.

Zwei Perioden kann man in dem Leben dieses Kaisers unterscheiden; die eine, in welcher die Idee des Reiches in einer gewissen Idealität geltend gemacht, die Weltherrschaft selbst erstritten werden sollte, die andere, in welcher er sich mit den bestehenden Mächten vertrug und nur seine Würde, wie sie war, zu behaupten, die Macht seines Hauses zu erweitern strebte. In jener hatte er umsonst mit dem Schicksal gerungen; in dieser fügte sich alles nach seinem Wunsch. Auch in dem aber, was er da erreichte, lagen die Keime ungeahnter Verwickelungen, ungewollter Entscheidungen reichlich verborgen.

Achtes Kapitel.

Heinrich Plantagenet, König von England, Herzog der Normandie.

Dieselben Momente, die wir Deutschland in Bewegung setzen sahen, agitierten auch Frankreich und England — Länder, die einer jüngeren, durch das normännische Wesen bestimmten Bildungsform angehörten —, nur waren dort die Elemente anders gemischt. Der König von Frankreich bekämpfte in den Plantagenets das Übergewicht eines großen Vasallen. Diese Vasallen, die Könige von England, waren zugleich Gegner des Papsttums. Ich berührte schon, daß dies das geheime Motiv war, welches König Ludwig VII. auf der Seite des Papstes festhielt. Alles beruhte darauf, daß die Normandie nach kurzer Trennung wieder mit England vereinigt wurde. In England hatte Wilhelm Rufus wieder abgesondert regiert; Heinrich I. vereinigte es wieder mit der Normandie (1106). Mit ihm starb das Geschlecht Wilhelms des Eroberers im Mannesstamme aus. Der erste Nachfolger war der Sohn einer Tochter des Eroberers, Stephan — er schlug unaufhörlich gegen Schotten und Walliser —, der zweite aber der Sohn der eigenen Tochter Heinrichs I., Heinrich II. Plantagenet (1154—1189), der dem Reiche sein Erbland Anjou und ein unmeßliches Heiratsgut hinzufügte. Daß nun dieses Geschlecht, welches so viele Energie zeigte und in so mannigfaltigen Weltverbindungen stand, den englischen Thron einnahm, war von hoher Bedeutung, wenn auch nicht für die nationale Entwickelung, sondern nur durch seine Verbindung mit der romanischen Christenheit, zu der es wieder ganz gehörte.

Heinrich hatte sich mit der Erbin von Aquitanien vermählt. Die Herzöge von Aquitanien waren in den Kämpfen zwischen Karl dem Kahlen und dem Sohne seines Halbbruders Pippin emporgekommen. Wilhelm II. Fierabras weigerte sich, Hugo Capet anzuerkennen, und leistete ihm glücklichen Widerstand. Wilhelm III., genannt der Große, der zuweilen in Rom war, mit Spanien in Verbindung stand, galt als einer der vornehmsten Fürsten in Europa. Die Italiener trugen ihm unter Konrad II. ihr Königtum an, doch zog er es vor, seine Tochter mit Kaiser Heinrich III. zu vermählen. Auch die Grafen nahmen an dem ersten Kreuzzuge und seinem Nachschub lebhaft teil und machten sich in ihrer Nachbarschaft weit und breit geltend; vor allem jener Wilhelm IX., der den Reigen der Troubadours eröffnet, ein Mann von überströmender Lebenslust, witzig und sinnlich, der in der Kreuzfahrt nur ein mehr als gewöhnliches Abenteuer sah. Es war ein herrliches Land, das Wilhelm X. seiner Tochter hinterließ. Es begriff Poitou und das Hoheitsrecht über die alte Aquitania Secunda, die Kirchenprovinz von Bordeaux, die Gascogne und Auvergne. Auch die Stadt Toulouse hatte

einst den Herzögen gehört, war aber an die Grafen von St. Gilles verpfändet worden und wurde nun zurückgefordert.

Diese ungeheuren Besitzungen und Rechte sollten nun durch eine Vermählung der Erbin mit Ludwig VII. zunächst an die Capetinger übergehen: eine Aussicht von unendlichem Wert für die französische Krone. Denn eben jetzt, seit Ludwig VI. und vornehmlich durch das Verdienst des rechtskundigen Abtes Suger von St. Denis, hatte das capetingische Königtum einen glücklichen Anlauf dazu gemacht, wenigstens in seinem unmittelbaren Gebiete, nicht ohne den freudigen Beistand der emporkommenden Städte, den Ungehorsam der Vasallen zu brechen und der höchsten Gewalt zu wahrhaftem Ansehen zu verhelfen. Im Besitz jenes aquitanischen Erbes wäre es alsbald auch nach Südfrankreich mächtig vorgedrungen und den großen Baronen allenthalben überlegen geworden. Allein nur fünfzehn Jahre lang dauerte diese Ehe Ludwigs VII., dann ward sie getrennt (1152). Eleonore von Poitou hat, wie die englischen Gesänge zeigen, das schlechteste Gedächtnis von der Welt hinterlassen, ihre Aufführung, zumal auf dem zweiten Kreuzzuge, auf dem sie den eifersüchtigen Gemahl begleiten mußte — brachte den König von Frankreich zu dem Entschluß, gegen den Rat Sugers sich von ihr scheiden zu lassen. Sie konnte sich nur durch die Flucht nach Poitiers retten, wo nun der junge Heinrich Plantagenet ihr die Hand bot.

Heinrich Plantagenet aber war der Sohn Gottfrids von Anjou, der mit der Tochter Heinrichs I. von England, Mathilde, verheiratet war. Mathilde war früher mit Heinrich V. von Deutschland vermählt gewesen. Sonderbar — wenn sie einen Sohn aus ihrer deutschen Ehe gehabt hätte, welch eine Macht würde ein solcher gehabt haben! Das deutsche Reich, England und einen großen Teil des französischen Landes hätte er vereinigt. Auch die Herzöge von Anjou indessen spielten eine große Rolle. Der vierte König des Reiches Jerusalem war Fulko, Graf von Anjou, wie denn diese Grafen immer mit den Normannen im Eifer für das heilige Land wetteiferten. Sein Sohn Gottfrid erhielt von dem Ginster, den er auf dem Hut führte, den Namen Plantagenet.

Auf diese Macht eigentlich gegründet, machte Heinrich II. sein Erbrecht auf die Normandie und England geltend. So war er der größte Vasall der Welt; seine eigenen Vasallen in England hielt er mit gewaltiger Hand nieder. Er erneuerte bei seiner Krönung die Gesetze und Ordnungen seines Großvaters Heinrich I. Er zerstörte die Burgen der Barone, die ihm widerstrebten, namentlich die des Hugo Mortimer von Gloceſter, des anmaßendsten aller Männer. Die Barone bestätigten endlich die Nachfolge des Reiches seinen Söhnen. Er errichtete eine Städteordnung, deren Spuren noch heute in England zu erkennen sind. Besonders merkwürdig ist er indes durch die Erwerbung von Irland und durch seinen Streit mit Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury.

Thomas Becket, früher der eifrigste Höfling und Minister, der an weltlicher Pracht mit den Vornehmsten wetteiferte, erfaßte als Primas mit gleichem Eifer die geistlichen Ideen. Er erschien unter den Bischöfen, welche Alexander III. um sich sammelte, als er vor Friedrich I. nach Frankreich floh, und kam, erfüllt von den klerikalen Ideen, die dort sanktioniert wurden, nach England zurück. Der Gegensatz betraf in England namentlich die Jurisdiktion. Der König nahm das Recht, die Geistlichen wegen schwerer Verbrechen vor sein Gericht zu ziehen, selbst die Aufsicht über die geistliche Gerichtsbarkeit, vor allem aber die oberste Appellationsinstanz in Anspruch. Hierin sah er die Einheit des Staates selbst. Im Jahre 1164 wurden seine Konstitutionen in Clarendon angenommen und von den geistlichen und weltlichen Landesgewalten sowie von dem Könige beschworen.

Starre Hartnäckigkeit lag nicht in der Gemütsart Beckets. Es machte Eindruck auf ihn, wenn die Geistlichen ihm vorstellten, daß er ihnen nicht die Ungnade des Königs, gegen die sie zu schwach seien, zuziehen, und die Weltlichen, daß er sie nicht in den Fall bringen möge, ungnädige Befehle des Königs gegen die Geistlichkeit zu vollstrecken. Aber sich ihnen völlig zu unterwerfen, vermochte er denn doch nicht über sich zu gewinnen. Er nahm die Konstitutionen von Clarendon nicht ohne entgegengesetzte Demonstrationen an. Sein Schwanken selbst ward ihm verderblich. Auf einem neuen großen Hoftage kam es so weit, daß ein verdammendes Urteil über ihn gesprochen werden sollte. Der König forderte Rechenschaft von ihm über die Verwaltung vakanter Bistümer, die er damals geführt, und 30000 Mark Silber. Erst da nahm er alle seine Kräfte zusammen: die Bischöfe appellierten, sich ihres Oberhirten annehmend, zugleich mit ihm selbst im Widerspruch mit den Konstitutionen von Clarendon an den Papst. Die weltlichen Barone lehnten die Appellation als eine Beleidigung des Großrichters ab. Das Merkwürdigste ist, daß die Magnaten und Ritter sich ganz an den König halten. Ihr Abfall bezeichnet das Unglück Beckets.

Der Erzbischof ward jetzt von den Bischöfen zur Nachgiebigkeit aufgefordert, aber er wies sie von sich. Er hatte die Geschichte aller Kirchenverfolgungen studiert und war entschlossen, die Exemtion der Kirche und der Geistlichkeit festzuhalten. Es ist ein in der englischen Geschichte bemerkenswerter Tag (13. Oktober 1164), an welchem Thomas, nachdem er Messe gelesen, in seinem geistlichen Gewand, das Kreuz in der Hand, vor Gericht erschien. Immer das Kreuz behielt er während der Verhandlungen im Auge. Er erklärte endlich, er stelle sich unter den Schutz Gottes und des Papstes. Den Grafen, der ihm das Urteil verkünden wollte, ließ er nicht ausreden. Dir, Graf Robert, so rief er aus, befehle ich, daß du nicht wagest, Deinen geistlichen Vater zu richten! Dann schritt er, ohne daß man ihn anzutasten gewagt hätte, mit seinem Kreuz bewaffnet hinaus nach einer nahen Kirche. Als er auf der Straße erschien, sank das Volk bei seinem Anblick auf die

Knie. Hierdurch ward doch in der That die Einheit der Gewalt, die bisher in dem König bestanden hatte, durchbrochen. Der Erzbischof wies die oberste richterliche Autorität der Kurie desselben zurück und schloß sich im Gegensatz zu ihr der kirchlichen Gewalt an, die in der Durchführung ihrer vollkommenen Autonomie gegen das Kaisertum, d. h. das weltliche Fürstentum, überhaupt begriffen war. König Heinrich hat immer gesagt, er denke nicht daran, der Kirche nahe zu treten, er wolle nur die Ehre seiner Krone behaupten. Er fühlte ganz, daß ein glücklicher Widerstand gegen ihn an Einer Stelle ihn allenthalben gefährde.

Nachdem sich Becket dergestalt mit seinem Könige und mit seinem Lande in Krieg gesetzt, den er aber hier nicht ausfechten konnte, flüchtete er unter tausend Gefahren als Bruder Christian und kam glücklich nach Flandern. Dann traf er mit Papst Alexander III. in Sens zusammen. Der belobte, was er gethan, und sagte ihm seine Unterstützung zu. Er ernannte den Verjagten zum Legaten des apostolischen Stuhls. In dieser Eigenschaft wagte Becket, in Vezelay nicht allein eine Verdammung der Konstitutionen, sondern auch die Exkommunikation über die Räte des Königs, die dabei beteiligt waren, auszusprechen (Juni 1165). Da war es, daß Heinrich II. sich an Kaiser Friedrich anzuschließen geneigt war.

Als der Erzbischof, auf sein Kreuz gestützt, einherging, sagte man ihm: wie dann, wenn der König mit dem Schwert erschiene? Der Erzbischof sagte: das Schwert des Königs töte den Leib, er mit dem Kreuze töte die Seele! Zwischen diesen Gegensätzen war keine Aussöhnung möglich. Zwar ward eine solche äußerlich zu stande gebracht; der Erzbischof kehrte nach Canterbury zurück. Hier aber schritt er zu neuen Exkommunikationen, namentlich einiger Bischöfe. Als sich diese darüber beim König beschwerten, rief dieser aus, ob er denn keinen Freund habe, der ihn von einem ränkevollen Priester befreie? Vier seiner Ritter machten sich dazu auf nach Canterbury. Sie fanden den Erzbischof in der Kirche, forderten ihn auf, die Exkommunikationen zurückzunehmen, und da er sich weigerte, dies zu thun, so töteten sie ihn (1170, 29. Dezember).

Erst nach seinem Tode aber ward er recht gefährlich. Er galt für heilig. Wunderbare Heilungen geschahen durch seine Gebeine. Der König entschloß sich, Buße zu thun. Er brachte die Nacht in der Krypta zu, wo Beckets Gebeine lagen, und ließ sich an seinem Schreine geißeln. In der Streitfrage selbst ward 1176 in Northampton ein Konkordat abgeschlossen, das beiden Seiten ihr Recht widerfahren lassen sollte. Die Fälle wurden festgesetzt, in denen die geistliche und die weltliche Gerichtsbarkeit konkurrieren. Man muß doch vielmehr sagen, daß die Unabhängigkeit der geistlichen Macht in England hierdurch eine große Repräsentation bekam. Zum Schein wurden die Konstitutionen von Clarendon bestätigt. Wenn man näher zusieht, fehlen alle diejenigen, gegen welche Becket Einwendungen erhoben hatte. Der König hatte sie selber fallen lassen.

Nach außen hin war er der mächtigste Fürst der damaligen Welt. Die Einheit des Reiches beruhte nicht auf England, sondern vor allem auf der großen persönlichen Stellung des Königs, der es sogar vorzog, seine Macht zunächst gegen Frankreich zu wenden. 1158 nötigte er den Grafen von Blois, ihm Amboise abzutreten, 1159 unternahm er einen großen Kriegszug gegen Toulouse. Überdies führte er einen Krieg gegen Schottland, zu welchem die Engländer, die ihn nicht mitmachten, ihm ein Scutagium — Schildgeld — zahlen mußten. Er eroberte Cahors und behauptete es in dem von Ludwig VII. vermittelten Frieden. Für Toulouse war nur auf ein Jahr Stillstand bewilligt. 1166 bewog er Conan von der Bretagne, den Sohn Heinrichs, Gottfrid, der mit seiner Tochter Konstanze vermählt wurde, als künftigen Erben anzuerkennen. Conan scheint ihn im Kampfe mit seinen Vasallen selbst gerufen zu haben. Heinrich wurde dadurch gleichsam Herr der Bretagne. Jeder Versuch einer Empörung wurde niedergehalten, gezüchtigt, und den Baronen in der Normandie alles entrissen, was sie über den Fiskus davongetragen. Schon konnte dann der König die Sorge für diese Lande seinem Sohne Heinrich überlassen, den er selbst zum Grafen von der Normandie machte.

Nun erst ward es ihm möglich, England selbst ins Auge zu fassen, zunächst die projektierte Eroberung von Irland. Durch die Herrschaft der Dänen in Irland war es geschehen, daß die dortigen Machthaber nicht von den celtischen Einwohnern, sondern von den Angelsachsen bekehrt wurden; die Erzbischöfe der Insel erscheinen dann als abhängig vom Primas von Canterbury. Ob es aber wohl jemals den Angelsachsen selbst möglich gewesen wäre, Irland und Britannien in politische Verbindung zu setzen? Es gehörte eine größere Macht, als sich in England bilden konnte, dazu, und ein besonderes Recht, welches auch diesmal von der Kirche verliehen ward. Wie Lanfranc zwischen Wilhelm dem Eroberer und Alexander II., so vermittelte Johann von Salisbury zwischen Heinrich II. und Hadrian IV., der, wie wir wissen, selbst ein Engländer war. Der Papst billigte, daß Heinrich, um die Hoheit der Kirche zu erweitern, die entfernte Insel betrete, und daß das Volk jenes Landes ihn, den König, als Herrn verehre.

Nun geschah es, daß der König von Leinster, Diarmait, der einem seiner Nachbarn die Gemahlin geraubt hatte, durch den Oberkönig Roderik O'Connor verfolgt, sich an Heinrich II. wandte und sein Lehnsmann wurde. Dieser ließ zu, daß er sich mit der gegen die Walliser gegründeten flandrischen Ansiedelung zu Pembroke vereinigte. Sie zogen über den irischen Kanal und bemächtigten sich zunächst Wexfords. Dann gesellte sich der streitbare Richard Graf von Clare, genannt Strongbow, zu und eroberte Waterford; er vermählte sich mit der Tochter Diarmaits. Miteinander verjagten sie die Dänen aus Dublin (1171). Es war doch zuerst nur die Fortsetzung jenes alten Kampfes der westlichen Vasallen gegen die nördlichen, welche hier hervortrat. Die Anglonormannen wehrten sowohl diese als jene ab, doch hätten sie unterliegen müssen, wenn ihnen nicht Heinrich II. selbst zu Hülfe gekommen wäre.

Hienach war er in Argentan in der Normandie und unterhandelte mit seinen Baronen über einen Zug nach Irland, als die Gesandten Richard Strongbows zu ihm kamen, dessen Güter in der Normandie und in England er, wie es scheint, eingezogen hatte. Diese gab der König jetzt dem Grafen zurück, der ihm dafür seine Besitzungen in Irland auftrug. Der König belehnte ihn damit und ernannte ihn zum Connetable oder Seneschall von Irland. Am 16. Oktober 1171 ging Heinrich II. von Pembroke nach Cork über. In Waterford huldigte ihm Richard; in Cashel ward eine Synode der Bischöfe, die sich ihm anschlossen, unter seinem Vorsitz gehalten; unmittelbar vor Dublin in einem hölzernen Hause empfing er dann die Huldigung auch der übrigen, die ihn anerkannten; eine englische Kolonie ward nach Dublin geführt. Roderik O'Connor jedoch unterwarf sich nicht. Der König hatte keine Lust, ihn in seinen Sümpfen aufzusuchen. Aber in den fortdauernden Kämpfen ward er durch Hugo de Lacy und Raimund le Gros doch bezwungen und genötigt, dem König zu huldigen. Heinrich gab nach, daß Roderik König bleibe, bereit zu seinem Dienst, wie sein Lehnsmann, so lange er ihm treulich diene. Die Bulle Hadrians war 1174 durch Heinrich publiziert worden. Der Sohn des Königs Roderik blieb als Geisel in England. Heinrich erklärte seinen jüngsten Sohn, Johann, 1177 zum Herrn von Irland und wünschte ihn selbst zum Könige zu machen. Die irischen Großen huldigten ihm in Oxford. 1185 begab er sich selbst nach Irland, begleitet von Girald de Barry, dem wir die wichtigsten Nachrichten über Wales und Irland verdanken.

Der irische Zug hätte nicht unternommen werden können, hätte nicht auch Wales sich im Zustand der Unterthänigkeit befunden. Gewöhnlich sagt man, Fürst Owen habe Heinrich II. gehuldigt. Die Bergschützen dienten als Truppen im Heer Heinrichs. Der schottische König, Wilhelm genannt der Löwe, war bei einem Einfall in England bei Alnwick plötzlich überfallen und gefangen worden (1174). Hierauf ward ein Vertrag geschlossen, durch welchen Wilhelm ein Lehnsmann des Königs wurde und ihn gegen jedermann in Schottland zu unterstützen versprach. Eigentlich waren es die Schotten selbst, welche die Freiheit ihres Königs durch ihre Unterwürfigkeit erkauften. Auch hier war die Unterwerfung zugleich kirchlicher Natur; der König von England machte sich vor allem Einfluß auf die Besetzung der Bistümer aus. Gegen den Dynasten von Galloway machten die Könige gemeinschaftliche Sache. Wilhelm vermählte sich 1186 mit einer Enkelin Heinrichs I., dessen Enkel König Heinrich II. war.

Es war eine der großartigsten Stellungen, die dieser gewaltige Fürst einnahm. Die Engländer mußten ihm seine französischen Besitzungen vom Kanal bis an die Pyrenäen behaupten und erweitern helfen. Auf der anderen Seite aber gelang es ihm, mit den französischen Kräften, mit dieser ganzen neu eingerichteten Staatsverfassung und Ritterschaft, die Herrschaft von Eng-

land über die gesamte, das Land umgebende Inselgruppe auszudehnen. Er zuerst ging über die Grenzen der alten römischen Eroberungen wahrhaft hinaus.

Auch im Inneren aber ist er überaus thatkräftig aufgetreten. Von ihm schreibt sich das Institut der Circuitus her, d. h. der in bestimmten Zwischenräumen und Kreisen wiederkehrenden Rundreisen der Repräsentanten der königlichen Gerichtsgewalt. Wie er die Sache 1176 eingerichtet, auf derselben Grundlage besteht sie noch heute. Nicht die Erfindung, aber die Begründung des Instituts rührt von ihm her. Die neuere Jury entstand aus einer Verbindung der königlichen Gerichtsgewalt mit einigen Elementen der alten Verfassung. Die großen Assisen beruhen auf dem Anteil einiger von dem Sheriff zur Rechtsprechung über die großen Fragen im Lande gewählten Personen. Es ist die Wohlthat Heinrichs II., durch welche Gottesurteil und Zweikampf aus dem Civilrecht verdrängt wurden. Bei der Zusprechung des Besitzes erscheint die Jury zuerst vollkommen wirksam. So ward damals auch das Schatzkammergericht — Scaccarium, Exchequer, so genannt von einem mit einem schachbrettartigen Tuche bedeckten Rechentische — geschaffen, hauptsächlich zur Verteilung und Eintreibung der auf den Kataster begründeten Abgaben, beinahe ganz in der Form, wie es noch heute verwaltet wird: Einleitung der Prozesse der Krone, Eintreibung aller Gefälle, wie des Scutagiums, Heimfall der Lehen, Maß und Gewicht werden hier besorgt. Die Großbeamten der Krone haben fast sämtlich daran Anteil. Den Ehrenplatz an der Spitze der vier Bänke hat der Großrichter von England. Zu dem Domesdaybook, dem großartigen Grundbuch der Eroberung, gesellen sich unter den Urkunden von England die aufgerollten Verzeichnisse — Rotuli — von allen aus den Kronlehen ausgegangenen Steuern. Vom zweiten Jahre Heinrichs II. sind sie vollständig erhalten. Der bedeutendste Mann in England nach dem Könige war eben jener Großrichter. Wir kennen deren Namen unter Heinrich II. Keiner ist merkwürdiger, als Ranulf von Glanville. Von ihm ist der Traktat von den Gesetzen und Gewohnheiten Englands. Er rühmt darin den König, der in Krieg und Frieden gleich groß sei. Dem Großrichter zunächst steht der Kanzler, der z. B. in dem Scaccarium eine eigene Rolle führen läßt und mit seinem Siegel bekräftigt.

Nur in einer Hinsicht ward Heinrich von schwerem Mißgeschick heimgesucht: mit seinen Söhnen geriet er wiederholt in den heftigsten Konflikt. Doch wußte er, so lange er in Kräften stand, ihre Empörung auch stets wieder zu dämpfen. Im Jahre 1177 schloß er aufs neue Freundschaft mit Ludwig VII. Ein Kreuzzug war im Werke, durch welchen er die Ermordung Beckets büßen wollte. Allein ein rechtes Verständnis war zwischen ihnen nicht zu erreichen. Ludwig VII. hat noch bei der letzten Zusammenkunft seine Rechte auf die Auvergne und andere Landschaften geltend gemacht und hervorgehoben, unermeßlich sei der Schade, den ihm der König von England gethan habe. Er überlasse seinem Sohne, diese Rechte wieder zu erwerben,

woran er selbst durch seine Sünden verhindert worden sei. Berühmt ist die Ulme an einem Kreuzweg bei Gisors mit ihren tief zur Erde geneigten und gestützten Zweigen, dicht belaubt, alleinstehend im Wald, wo die Herzöge der Normandie und die Könige von Frankreich zusammenzukommen pflegten. Hier machten die beiden Fürsten Frieden miteinander und nahmen das Kreuz. Wäre es ihnen voller Ernst damit gewesen, so war Jerusalem wahrscheinlich noch zu retten.

Neuntes Kapitel.

Untergang des Königreichs Jerusalem.

Was in der romanisch-germanischen Welt Schwierigkeit auf Schwierigkeit herbeiführte, die Erbfolge durch Frauen, das setzte auch die ritterlich-kirchliche Kolonie, das Königreich Jerusalem, in fortwährende Unruhe. Zwischen Melisende, die nach dem Tode ihres Gemahls Fulko die Regierung führte und die oberste Gewalt dem Connetable von Manasse, einem ihrer Vettern, übertragen hatte, und ihrem Sohn, König Balduin III., um den sich die Barone scharten, welche diese Herrschaft nicht dulden wollten, kam es zum Kriege. Im Jahre 1152 fochten Mutter und Sohn am heiligen Grabe ihre Fehde durch. Melisende mußte endlich auf ihre Ansprüche Verzicht leisten. Dagegen übernahm Melisendes Schwester, Hodierna, nach der Ermordung ihres Gemahls, Raimunds I. von Tripolis, die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn. Der Rest der Grafschaft Edessa ging durch Vertrag, in welchem der Gräfin-Witwe und ihren Kindern eine bedeutende Rente gesichert wurde, an die Griechen über; Joscelin II. war von Turkmenen gefangen worden und in der Haft gestorben. So wurde Raimund von Antiochien bereits 1149 tapfer fechtend getötet; seine Witwe Constantia war nun der Gegenstand eifriger und lebhafter Bewerbungen. Man fürchtete schon, sie werde den griechischen Anträgen Gehör geben; als sie endlich den französischen Ritter Rainald von Chatillon vorzog, so entstand zwischen diesem und dem Patriarchen, der bisher das meiste vermochte, ein Streit, der alle Kräfte lähmte. An eine durchgreifende Gewalt und Oberherrschaft war unter solchen Umständen dort im Orient so wenig zu denken, wie damals noch in Frankreich.

Das Ereignis war, daß sich dem gegenüber in den letzten Kämpfen um Aleppo, Edessa, Damaskus auf abbasidisch-seldschukischer Seite eine konsolidierte Macht gebildet hatte, die der Atabegen von Mosul, denen überdies in den vom Norden hereinströmenden Kurden ein besonders streitbares Element

zur Verfügung stand. Nureddin setzte seinen Vater Zenki kräftig fort. Er war bei weitem gebildeter; seit den Omajjaden, sagen die Geschichtschreiber, habe es keinen so gesetzbeobachtenden und so freigebigen Fürsten gegeben, keinen gerechteren. Viermal in der Woche saß er zu Gericht. Er nahm nichts von den Einkünften des Landes, das er nur wie ein ihm anvertrautes Gut verwaltete. Aber dabei war er ebenso eifrig zum heiligen Krieg. Der Staub, der sich in seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen auf sein Gewand und seine Schuhe gesetzt, ward in einen Sack gefüllt, der ihm als Kissen unter den Kopf gelegt werden sollte, wenn er tot sei. Wie schon berührt, unterwarf er sich 1154 Damaskus, das damals unter einem schwachen Fürsten stand, der vergebens im Frieden mit den Christen seine Sicherheit suchte, und schlug so selbst in der unmittelbaren Nähe des Königreichs seinen Hauptsitz auf. Er war ein tapferer und würdiger Repräsentant des abbasidischen Kalifates, dem er wie ein alter Emir al-Omara diente. Zuweilen nahmen sich übrigens auch die Christen noch tapfer und erfolgreich zusammen. Unter dem heiligen Kreuz, welches sie immer zuerst im Zelte des Königs anbeteten, und das dann der Erzbischof von Tyrus vorantrug, haben sie auch wohl einmal (1158) Nureddin geschlagen. Nicht ohne Ruhm und einigen Succeß behauptete sich Balduin III., der 1162, erst dreiunddreißigjährig, starb. Er war tapfer und besonnen, ganz ein Mann für diese Kämpfe. Doch lag in ihnen eigentlich nicht die Entscheidung; sie ward wenigstens nicht allein durch die Stärke der Atabegen in Syrien bedingt, sondern ebensosehr durch die Schwäche der Fatimiden in Ägypten.

Noch hatten die ismaelitischen Doktrinen, auf die vor Zeiten das Kalifat der Fatimiden begründet worden, ihre Schwungkraft mit nichten eingebüßt; im Gegenteil: sie hatten erst kurz zuvor in der seltsamsten und gräßlichsten aller Sekten eine neue Lebensform angenommen. Wer kennte nicht die Assassinen und den Alten vom Berge? Im Gegensatz zu der Wiedererhebung des sunnitischen Kalifats, die durch die Siege der großen Seldschukensultane bewirkt wurde, hatte gegen Ende des 11. Jahrhunderts der Perser Hasan die extremsten ismaelitischen Lehren hervorgesucht und einen Bund von Gläubigen um sich versammelt, aus dem er durch Fanatismus, Sinnenrausch und grenzenlosen Gehorsam eine Rotte von Sendboten des Meuchelmordes heranzubilden wußte. Ein System des Schreckens in orientalischer Gestalt: üppig, geheimnisvoll und noch in der äußersten Verzerrung stets die Idee der Religion. Vornehmlich durch jenen Ridwan von Aleppo, der mit den Kreuzfahrern vor Antiochien schlug und zwischen Abbasiden und Fatimiden hin und her schwankte, ward eine Kolonie dieser Assassinen auch in das nördliche Syrien verpflanzt, wo sie unter einem besonderen Scheich al Dschebel — Fürsten des Gebirges — zu einer welthistorischen Wirksamkeit gelangten, insofern ein bloß zerstörendes Prinzip auf diese Bezeichnung Anspruch hat. Sie waren es, die Raimund von Tripolis umbrachten. Allein ihr Dolch traf ebenso die Moslimen wie die Christen, die Schiiten wie die

Sunniten; sie stehen über den Parteien, da sie außerhalb der Ordnungen der Menschheit stehen.

Am Tage liegt, daß aus dieser Erscheinung das fatimidische Kalifat keinen Nutzen zog. Überhaupt aber war nach kurzem Aufschwung die öffentliche Gewalt in Ägypten abermals in tiefem Verfall. Die fatimidischen Kalifen überließen sich den entnervendsten Genüssen und Ausschweifungen. Ihre Wessire, die den Titel Sultan annahmen, bekämpften sich untereinander, verjagten einander: nur der Stärkste fand Gehorsam. Es war ein Zustand, ähnlich dem, in welchen einst das abbasidische Kalifat im 10. Jahrhundert geraten war. Im Jahr 1163 nun ward der Wesir und Sultan Schaver von einem Nebenbuhler Dargam verjagt, der seitdem diese Würde eine Zeit lang bekleidete. Aber bald kam Schaver zurück; ohne Rücksicht auf die religiöse Differenz hatte er sich an Nureddin gewendet, der ihm einen seiner Emire, den Kurdenführer Schirkuh, zu Hülfe sandte. Dargan fiel durch Mord, Schaver bemächtigte sich des Sultanats; aber er hatte den Kurden Versprechungen gemacht, die er zu erfüllen zögerte; sie verlangten den dritten Teil der Einkünfte Ägyptens. Um sich gegen seine Beschützer behaupten zu können, ging er noch einen Schritt weiter: er wandte sich an den König von Jerusalem, Amalrich, den Bruder und Nachfolger Balduins III., und rief dessen Beistand an.

Schon Balduin III. hatte die alte Tendenz Balduins I. auf Ägypten insofern wieder aufgenommen, als er 1153 Ascalon eroberte. Die Besatzung hatte sich ernergisch verteidigt: eine schon eingedrungene Schar von Rittern, namentlich Templern, ward doch zurückgetrieben. Schon soll der König geglaubt haben, alles sei verloren. Aber der Zuspruch des Patriarchen von Jerusalem erhielt ihn standhaft. Auch die Johanniter und deren Großmeister Raimund waren sehr eifrig. Bei ihren Ausfällen wurden die Ascaloniten geschlagen. Dadurch gerieten die Einwohner, die weder von Damaskus noch von Ägypten Hülfe bekamen, in Verzweiflung und zwangen ihren Kriegsbefehlshaber, sich zu ergeben. Amalrich (1162—1173) ist nun ohne Zweifel der bedeutendste der späteren Könige. Er war trotz seiner Korpulenz, wie Ludwig VII., unermüdlich in Jagd und Krieg; er liebte keinen Zeitvertreib; in den theologischen Fragen zeigte er einen den Geistlichen oft unbequemen Scharfsinn; er hielt die Barone in Unterordnung und zog neu angekommene Franken, z. B. Milo von Plancy, vor. Niemandem konnte entgehen, welch eine Gefahr für das Königreich in der Festsetzung der Kurden Nureddins in Ägypten lag. Amalrich besann sich nicht lange, und das Glück wollte ihm so wohl, daß er die Kurden wirklich in Pelusium einschloß (1164). Heimische Unfälle, durch Nureddin erlitten, nötigten ihn, ihnen freien Abzug zu gewähren. Hinter den übrigen schritt Schirkuh mit erhobener Axt daher. Glaubst du, daß man dir den Vertrag nicht halten würde? rief ihm ein christlicher Ritter zu. Den würdet ihr nicht zu brechen wagen! war die Antwort.

Nun aber rüsteten sich die Heimgekehrten zu einem neuen, größeren Angriff; Schirkuh erweckte den sunnitischen Eifer gegen den falschen Kalifen in Kairo und rückte 1167 gegen Ägypten vor. Auf der Stelle erschien auch Amalrich: die Pullanen und die Ägypter vereinigten sich, und es ward ein förmlicher Bund zwischen ihnen geschlossen. Die christlichen Abgeordneten wurden in den Palast des Kalifen geführt, um ihn persönlich zu bekräftigen. Sie können ihr Erstaunen über den Reichtum, die Pracht und die Wunder desselben nicht genug ausdrücken. In dem glänzenden Gemache, das ein mit Perlen und Gold phantastisch gestickter Vorhang trennte, warf sich der Wesir dreimal nieder, dann legte er seinen Schwur ab; in diesem Augenblick rollte sich der Vorhang auf, und die Gestalt des Kalifen erschien. Auf seinem goldenen Stuhle sitzend, reichte er den Rittern seine Rechte, aber sie war verhüllt. Hugo von Cäsarea entgegnet, bei einem Bunde müsse alles frei und offen sein. Zögernd, gleich als trete er seiner Majestät zu nahe, fügte sich der Kalif. Den Rittern wurde die Verteidigung der Türme und Mauern von Kairo anvertraut.

Schirkuh konnte sich in Giseh, gegenüber Kairo am linken Nilufer, gegen ihre Macht nicht behaupten; er verließ seine Stellung und zog nach Oberägypten. Amalrich zog ihm nach, an der Spitze eines aus Franken und Orientalen sonderbar gemischten Heeres, wie es bis auf Napoleons Zeit in diesen Gegenden nicht wieder aufgetreten ist. Am Engpasse von Babein trafen sie zusammen. Schon wollte Schirkuh auf das entgegengesetzte Ufer übersetzen, um zu fliehen, als ein Mameluke des Nureddin anlangte, der ihn fragte: Wie, Ihr genießt die Güter des Islam und flieht vor den Feinden? Der Atabeg werde den Kurden die ihnen angewiesenen Ländereien wieder entreißen. So geschah es, daß Schirkuh Stand hielt; er hielt sich mit der auserlesenen Mannschaft auf dem rechten Flügel, und während der König das vor ihm weichende Centrum angriff, wurde er geschlagen. Der König hatte Mühe, sich zu seinen Leuten durchzuschlagen. Dazu aber war er noch stark genug, um nun Alexandrien, das Schirkuh, nachdem es ihm durch Verrat geöffnet worden, seinem Neffen Saladin, Ejubs Sohn, zur Verteidigung anvertraut hatte, zu belagern und aufs äußerste zu bedrängen. Schirkuh ließ sich dadurch zum Frieden vermögen, demzufolge beide Teile, die Christen wie die Kurden, Ägypten verlassen sollten. Schirkuh erhielt 50 000 Goldstücke von Schaver; den Christen wurden noch größere Vorteile eingeräumt; wenigstens nach dem Bericht des Abulfeda ward ihnen eine eigene Obrigkeit in Kairo und eine bedeutende jährliche Schatzung zugesprochen.

Man darf bei diesen Dingen länger verweilen, denn sie bieten nicht allein die letzte Aussicht für die Sache des Königreichs Jerusalem, sondern auch die größte für die der christlichen Welt gegenüber dem Islam im allgemeinen dar. Das historische Ereignis ist, daß der Einbruch der Franken nur durch den Gegensatz des abbasidischen und fatimidischen Kalifats möglich wurde; daß das koloniale Reich sich hielt, so lange dieser Gegensatz bestand, aber

untergehen mußte, sobald er wegfiel. Das Kalifat von Kairo war jetzt in die tiefste Ohnmacht versunken. Sollte es nicht in die Hände der syrischen Mohammedaner fallen, so mußten die Könige von Jerusalem Ägypten entweder mit Gewalt für sich erobern oder es durch die engste politische Verbindung in Güte aufrecht erhalten. Zu dem ersten waren sie, wie sich sogleich zeigen sollte, wie man indes schon jetzt hätte abnehmen können, in der damaligen Lage bei weitem zu schwach; zu dem anderen besaßen sie, wie die Erfolge Amalrichs dargethan, noch ganz wohl die erforderlichen Kräfte. Auch in jeder anderen Hinsicht wäre dieser Weg ohne Frage vorzuziehen gewesen. Bei einiger Weisheit hätte vielleicht nur die ruhige Entwickelung der Dinge dazu gehört, um dem christlichen Element allmählich die friedliche Herrschaft über Ägypten zu verschaffen. Welch eine Weltstellung von der größten Bedeutung hätten dadurch die Lateiner gewonnen! Den italienischen Seemächten wäre der Zugang in die indischen Gewässer eröffnet worden. Überdies hätte sich wohl erwarten lassen, daß auch Nordafrika von dem Osten völlig getrennt, in die Hände der Spanier oder der sicilischen Normannen geraten wäre.

Allein die Menschen dieser Zeit waren gleichsam noch nicht reif, den Orient auf immer zu erobern, die Welt zu beherrschen. Die Religion erlaubte keinen Vertrag mit den Ungläubigen. Das nämliche religiöse Moment, welches einst die ersten überraschenden Erfolge hervorgebracht hatte, verhinderte nun daran, den großen Zweck ihrer Behauptung und Vervollständigung zu erreichen. Es war, als verstünde es sich von selbst, daß dies doch keine Allianz auf immer sein könne zwischen den Kreuzrittern und den Kalifen. Es schien etwas unnatürliches darin, daß die Christen die Türme von Kairo für Moslimen gegen Moslimen verteidigen sollten. Der religiöse Gegensatz ging den Hütern des heiligen Grabes über Treu und Glauben. Amalrich vereinigte sich mit Manuel von Byzanz, der eben damals mit dem Papste und den Lombarden in Bund trat, und ließ sich bewegen, auf eine gemeinschaftliche Eroberung von Ägypten zu denken. Die Verbindung der Lateiner mit den Griechen ward dadurch erleichtert, daß der König mit einer griechischen, der Kaiser damals mit einer syrischen Prinzessin vermählt war. Der Gedanke soll von Manuel ausgegangen sein, denn der hielt in seiner den Osten wie den Westen umfassenden Politik sein Auge auf jedes sich als möglich darbietende Unternehmen gerichtet. Der Großmeister der Johanniter hat dem König Amalrich besonders zu der Sache geraten, die Templer waren dagegen; sie sahen darin einen schändlichen Friedensbruch.

Ohne auch nur die griechische Hülfe abzuwarten, wurde der Krieg von den Jerusalemiten bereits im November 1168 eröffnet. Sie nahmen Pelusium und rückten gegen Kairo vor, langsam, weil sie Lösegeld für einen von ihnen gefangen genommenen Sohn Schavers erwarteten. Auch wurde ihnen ein solches angeboten; aber indem mußten sie hören, daß der gewaltige Schirkuh aufs neue durch die Wüste daher ziehe. Schaver und selbst der Kalif hatten ihren Widerwillen überwunden und sich abermals an Nureddin

gewendet. Wie dort Griechen und Lateiner, so vereinigten sich hier die Anhänger der beiden Kalifate. Siehe da, hatte der Kalif Aladid Nureddin sagen lassen, das sind die Haare meiner Weiber, welche dich um Errettung anflehen! Es waren die tapfersten Turkmenen, welche Schirkuh und Saladin herbeiführten. Amalrich hätte den Mut gehabt, zu einer Schlacht in der Wüste zu schreiten, aber Schirkuh zog an ihm vorüber. Die Franken mußten Ägypten mit Unehren verlassen. Und nun vollzog sich das Schicksal unaufhaltsam; denn die Kurdenfürsten beeilten sich, eine Wiederkehr solcher Vorgänge zu verhüten. Sowie Schirkuh und Saladin in Jerusalem angekommen waren, kam es zu Streitigkeiten mit dem Sultan Schaver. Man beschuldigte ihn, er habe die sämtlichen turkmenischen Emire zu ermorden vorgehabt. Der Besuch, den Schaver bei dem Grabe eines moslimischen Heiligen machte, gab Gelegenheit, daß sich Saladin seiner bemächtigte. Der Kalif gab zu, daß er hingerichtet wurde, und ließ sich bewegen, Schirkuh zu seinem Wesir zu ernennen. Als Schirkuh bald darauf starb, trat Saladin an seine Stelle (1169). Er betrachtete sich in Wahrheit als den Statthalter Nureddins, welcher unaufhörlich in ihn drang, das Kalifat der Fatimiden vollends zu stürzen. Aber Saladin zögerte klug, bis er sich völlig in Besitz der Burg gesetzt und sich aller gefährlichen Feinde entledigt hatte, und bis der Fatimide Aladid, obwohl noch jung, auf den Tod erkrankte. 1171 starb der Kalif, indem schon in seinem Hause der Abbasside wieder verehrt wurde. Saladin, der inzwischen den Angriff Amalrichs und einer byzantinischen Flotte von Damiette abgeschlagen und den Franken den Hafen Ailah am Roten Meer entrissen hatte, bemächtigte sich jetzt des fatimidischen Schatzes und war nun der Herr über Ägypten.

Für die Christen lag für den Augenblick noch eine Art von Vorteil darin, daß ein gutes Verhältnis zwischen dem neuen Herrscher am Nil und seinem Oberherrn, dem Atabeg in Damaskus, auf die Dauer nicht bestehen konnte. Saladin strebte danach, sich von Nureddin unabhängin zu machen. Um keine Geiseln in dessen Händen zu lassen, bat er sich seine ganze Familie nach Ägypten aus; seinen alten Vater Ejub machte er zu seinem Schatzmeister. Erst als er sich weigerte, ein paar fränkische Burgen, die den Weg von Damaskus nach Ägypten beherrschten, Nureddin erobern zu helfen, schöpfte dieser Verdacht. Indem er sich aber rüstete, den ungetreuen Emir zu überziehen, ist der Atabeg 1174 gestorben. Und nun eröffnete sich Saladin noch eine weit größere Bestimmung. Nureddin hatte nur einen minderjährigen Sohn hinterlassen, Melik es Salih, und Saladin ließ anfangs seine Münzen auf dessen Namen prägen. Allein mißvergnügt über die Regierung, die in dessen Namen geführt ward, sahen die Syrer es nicht ungern, daß Saladin herbeikam. Ohne Schwertstreich zog er im Dezember 1174 in Damaskus ein. Emesa, Hama, Balbek fielen in seine Gewalt. Melik es Salih behielt Aleppo nur unter der Bedingung, daß er Damaskus abtrat. Nach dessen Tode (1181) gewann Saladin auch Aleppo (1183) und breitete

sich nach und nach bis Mesopotamien aus. Er brachte die ganze Erbschaft Nureddins in seine Hände.

Hierdurch erwuchs im Laufe weniger Jahre eine den Christen in Palästina höchst furchtbare Macht, die, auf der Kombination von Ägypten und Syrien beruhend, die Existenz der von allen Seiten umschlossenen fränkischen Kolonien jeden Tag in Frage stellte. Alles gehorchte einem einzigen Wink und war von einer einzigen religiösen Idee durchdrungen. Von abweichenden Tendenzen war nichts mehr übrig, als jene Assassinen des Libanon, jener Alte vom Berge, der denn auch zuweilen sich regte. Saladin ward eines Tages selbst von drei Mördern angefallen, aber seine starken Arme schützten ihn. Dann überzog er die Assassinen seinerseits, verwüstete ihr ganzes Gebiet und machte sich ihnen furchtbar. Zu der Macht aber gesellte sich die fähigste Persönlichkeit. Saladin war wie Zenki und Nureddin ein sehr strenger Moslim. Zwischen den Armeen, die sich einander näherten, las er den Koran. Fasten, die er verabsäumte, holte er nach, unverbrüchlich vollzog er die fünf Gebete; er trank nichts als Wasser und trug ein Kleid von harter Wolle; er selbst stellte sich persönlich vor Gericht. Seine Kinder unterrichtete er im Islam. Aber seine Religion hinderte ihn nicht, eine unrechtmäßige Gewalt an sich zu reißen. Die religiöse Idee, die Verteidigung des Kalifen von Bagdad feuert ihn vielmehr dazu an. Er gefällt sich in Zeiten des Glücks und zumal nach dem Siege meist in einer lässigen Großmut, die ihm eine angenehme Würde verleiht. Ebenso ausdauernd aber ist er im Mißgeschick, unablässig behält er sein Ziel im Auge. Er ist tapfer und verschlagen; immer hat er Verbündete unter seinen Feinden. Er ist freigebig und beherrscht seine Unterthanen mit Gerechtigkeit und Sanftmut. So ist er im Besitz aller Eigenschaften, um einen Staat zu gründen und zusammenzuhalten; alles geht ihm am Ende glücklich von statten. Noch in viel höherem Maße als die Atabegen, ward er der Held des wiedererstandenen Islam, für das Königtum des heiligen Grabes der Mann des Schicksals. Nur so lange er anderen Widerstand auf seinem Wege fand, konnte sich Jerusalem halten.

Hätte man dort es wenigstens verstanden, die noch gegebene kurze Frist nach besten Kräften zu benutzen! Aber anders ist es nicht: der emporsteigenden Macht auf islamitischer Seite kam der kläglichste Niedergang des christlichen Staatswesens halbenwegs entgegen. Gerade zuletzt war die genealogische Verfassung des Abendlandes, die Erblichkeit des Thrones in männlicher und weiblicher Linie, auch hier zu voller Anerkennung gelangt; allein sie war für eine Position, wo man fortwährend kriegsbereit sein mußte, wo das Fürstentum nur eine Heerführung hätte sein sollen, nicht geeignet. Bald wurden ohnmächtige Knaben dadurch auf den Thron gefördert, bald brachten die Ehen der Erbinnen ein gefährliches Schwanken in die Succession: Regentschaften wurden errichtet, bestritten und gewechselt. Es fand sich keine stetige Gewalt, um die Selbstsucht der Ritter und der Hierarchie zu brechen. Eine allgemeine Zuchtlosigkeit durchdrang das politische wie das religiöse Leben.

König Amalrich starb 1173 noch vor Nureddin. Ihm folgte sein dreizehnjähriger Sohn, Balduin IV., der, von unheilbarem Aussatz geplagt, bis an seinen frühen Tod — im Jahr 1185 — eigentlich nie recht in den Besitz des Regiments gelangt ist. Zuerst ward Raimund II. von Tripolis, der Sohn der Hodierna, zum Reichsverweser bestellt. Er schloß einen Stillstand mit Saladin (1175), durch den er sich verpflichtete, ihm in seinem Kampfe gegen die Erben Nureddins sich nicht zu widersetzen. Eben hierdurch aber verlor Raimund die Autorität im Reich. Die Ritterschaft suchte einen besseren Führer aus dem Abendlande herbeizuziehen. Der erste war Wilhelm Longaspada, Markgraf von Montferrat, der im Oktober 1176 eintraf und mit der älteren Schwester des unmündigen Königs, Sibylle, vermählt wurde; er war jähzornig, aber ehrlich und offen. Man fing an Zutrauen zu ihm zu fassen, aber er starb schon im Juni 1177. Dann kam Philipp von Flandern und Vermandois, alter Gegner Heinrichs II. von England, Anhänger Beckets, der gar manche Gewaltthat durch die Wallfahrt abzubüßen hatte. Aber man meinte, nur ein solcher könne dem Reiche dienen, der ein Interesse an demselben habe. Er schien die Gewalt selbst in die Hände nehmen oder an den Grafen von Bethune bringen zu wollen, welcher ihm alsbald seine benachbarten Besitzungen überlassen sollte. Er kehrte nach Hause zurück, ohne etwas geleistet zu haben. Die Absicht wäre gewesen, im Bunde mit den Griechen Saladin in Ägypten zu bekämpfen, aber dies wäre Philipp nicht gelungen.

An die Spitze tritt dann ein Mann im Sinne der Ritter, Fürst Rainald, vordem Pfleger von Antiochien, als Reichsverweser. Es ist jener Rainald von Chatillon, der bei der Belagerung von Ascalon in das Heer gekommen und dann von der Witwe Raimunds von Antiochien, Constantia, zu ihrem Gemahl und zum Vormund ihres Sohnes erwählt worden war. In ihm repräsentierten sich die kriegerischen Tendenzen. Ihm gelang es, im November 1178 Saladin bei Ascalon, das er berannte, zu schlagen, sowie kurz vorher dessen Bruder Turanschah bei Damaskus eine Schlappe erlitten hatte. Man konnte nun Atem schöpfen und baute am Jordan einige Meilen von Paneas eine Burg, welche den Templern anvertraut wurde. Bald darauf aber, im Jahre 1179 erlitten die Ritter ebendort bei Paneas eine Niederlage von Saladin, in der der Großmeister der Templer, Odo von St. Amand, der als sehr hoffärtig bezeichnet wird, unterlag. Dann griff Saladin jene Feste an und nahm sie mit Sturm. Die Templer stürzten sich entweder in das Feuer der brennenden Burg oder sie warfen sich in die Fluten des Jordan, oder sie sprangen von der Mauer auf den Felsen und stürzten sich zu Tode.

Es war in dieser Zeit, daß die Bischöfe der orientalisch-lateinischen Kirche in dem Laterankonzil erschienen, unter ihnen Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der Geschichtschreiber des Königreichs, der auf diese Ereignisse das Bibelwort anwendet: der Herr, ihr Gott, war von ihnen gewichen. Aller

Augen richteten sich auf das Abendland. Und nichts hätte mehr dem Ehrgeiz Alexanders III. entsprochen, als eine Kreuzfahrt wie die Urbans II. zustande zu bringen; noch kurz vor seinem Ende hat er ein schwungvolles Schreiben erlassen, um dazu anzumahnen. Damals setzte man voraus, daß Kaiser Manuel, wenn die beiden großen westlichen Fürsten, die Könige von England und Frankreich, die ja schon 1177 sich mit dem Kreuze bezeichnet, sich aufmachen würden, ihnen Hülfe leisten werde. Mit dem christlichen Syrien hielt sich Manuel in guter Freundschaft. Mit den Seldschuken in Kleinasien hatte er soeben aufs neue gestritten. Die Unternehmung gegen Ägypten hat er, auch nachdem Saladin es erobert hatte, nur sehr ungern aufgegeben, und zwar bloß deshalb, weil die Ritter von Jerusalem in ihrer Hülfe so säumig waren. Allein er starb im Jahre 1180. Und noch standen auch die abendländischen Angelegenheiten nicht so, daß ein großes Unternehmen hätte gewagt werden können. Friedrich I. hatte mit Heinrich dem Löwen zu kämpfen und eine Abkunft mit den Lombarden zu treffen; die Söhne Heinrichs II. hielten Frankreich und England fortwährend in Atem. Das Königreich Jerusalem blieb sich selbst überlassen.

Man fristete dort noch immer ein erträgliches, nicht ganz hoffnungsloses Dasein, so lange Saladin noch nicht der ganzen Erbschaft Nureddins Meister geworden war. Die Ritter kämpften zuweilen mit Glück, wie im Jahre 1182 in der Ebene von Belveir und Ferbelet, gegen Saladin. In demselben Jahre mußte dieser die Belagerung von Berytus aufgeben, als die christlichen Scharen sich näherten. Dem kecken Rainald von Chatillon gelang es sogar, den Hafen Ailah am arabischen Meerbusen wieder einzunehmen. Die lateinischen Seefahrer wendeten sich von da nach der arabischen Küste, sie bedrohten Mekka und Medina, wurden jedoch bei Haura überwunden und fielen dem arabischen Propheten zum Schlachtopfer. Ailah ging wieder verloren. In Rainalds Unternehmungen, der sich wie in einer Art persönlicher Ritterfehde mit Saladin begriffen betrachtete, ist überhaupt ein tollkühnes Wesen nicht zu verkennen: sie führten, abenteuerlich wie sie waren, zu keinem dauernden Ergebnis.

Und eben jetzt trat auf der anderen Seite jene verhängnisvolle Wendung ein. Im Jahr 1181 war der Fürst von Aleppo, Melik es Salih, Nureddins Sohn, gestorben. Keiner von seinen Verwandten war in der Lage, den Ort zu behaupten. Emadeddin, der es unternahm, bemerkte bald, daß er dazu nicht fähig sein würde. Als Saladin im Jahre 1183 gegen ihn heranzog, hielt er es für das beste, sich einige von den Festen, die dieser eben erobert hatte, abtreten zu lassen und ihm Aleppo zu überlassen. Im Juni 1183 zog Saladin daselbst ein. Man wußte, daß er der tapferste und glücklichste Vorkämpfer des Islam sei; der religiöse Impuls, der bei den Mohammedanern wieder höchst lebendig geworden, bewirkte, daß man ihm überall den Vortritt ließ. Dagegen häuften sich im fränkischen Lager Unglück und Unverstand. Balduin IV. erlag 1185 seinen Leiden. Ihm folgte sein Neffe, Balduin V.,

der Sohn Sibylles von Wilhelm Longaspada, ein Knabe von fünf Jahren. Ein anderes Unheil war, daß Sibylle zum zweiten Gemahl wider die Absicht der Barone einen Ritter Veit von Lusignan genommen hatte, von dem niemand glaubte, daß er dem Reich im Notfall werde vorzustehen vermögen.

Aufs neue übernahm deshalb Raimund von Tripolis die Reichsverweſung, und aufs neue hielt er einen Vertrag mit Saladin für das einzige Mittel, das Reich zu behaupten. Ein Stillſtand wurde geſchloſſen, was jedoch nicht mehr möglich war, wenn nicht ein Tribut verſprochen worden wäre. Eine neue ſchlimme Störung erfolgte, als Balduin V. im Jahre 1186 ſtarb und Sibylle die Krone für ſich forderte, die ſie nun ihrem Gatten Veit von Luſignan überließ. Das geſchah im Widerſpruch mit Graf Raimund und gefährdete den von ihm geſchloſſenen Vertrag. Raimund hatte ſelbſt die Krone davonzutragen gemeint, aber faſt die geſamte Ritterſchaft folgte der legitimen Erbin. Indem ſich nun Veit an der Spitze ſeiner Anhänger aufmachte, um Raimund in Tiberias zu belagern, veranlaßte er dieſen, ſich ſelbſt an Saladin zu wenden, der ihm eine Schar türkiſcher Reiter zu Hülfe ſchickte. War es doch auch ſonſt ſchon dahin gekommen, daß ein Tempelherr zu Saladin überging und an der Spitze eines Haufens Ungläubiger ſelbſt die Ritter bei Jeruſalem angriff. Alle Bande der Ehre und Sitte ſchienen gelockert. Die Geiſtlichen gaben vielfach großes Ärgernis, das größte der Patriarch Heraklius von Jeruſalem ſelber. In dieſer Lage, ohne Hülfe aus dem Abendlande, in ſich ſelbſt verdorben und zerfallen, einem übermächtigen Feinde gegenüber, war die einſt ſo blühende Kolonie zum Untergange reif.

Saladin erkannte den günſtigen Moment. Indem er ſich zum entſcheidenden Angriff entſchloß, hatte er doch in dieſer Stunde auch das Recht auf ſeiner Seite: Rainald von Chatillon, jetzt beſonders der Burgen jenſeit des Jordan mächtig, hatte dort, den Waffenſtillſtand brechend, eine vorüberziehende Karawane, bei der ſich, wie es hieß, die Mutter des Sultans ſelbſt befand, überfallen und geplündert. Eine Genugthuung forderte Saladin vergebens und ſo brach er denn, nachdem er allenthalben zum heiligen Kriege aufgerufen, mit gewaltiger Macht in Galiläa ein.

Noch einmal ſammelte ſich das chriſtliche Heer, wie ſo oft, an der Quelle von Saffuria. Der Großmeiſter der Templer hatte eine bedeutende Summe, die Heinrich II. von England zur Sühne wegen Becket geſendet, zur Rüſtung hergegeben; auch Graf Raimund von Tripolis erſchien. Noch einmal ward das heilige Kreuz von Jeruſalem zum Heere gebracht. Aber man ließ ſich verleiten, dem belagerten Tiberias zu Hülfe zu eilen. Die Templer beſonders drangen darauf. Am Abend des erſten Schlachttages — 4. Juli 1187 —, der noch keine Entſcheidung brachte, trieb Saladin durch ſeine leichten Reiter die Chriſten auf eine waſſerloſe Anhöhe in der Nähe von Hittin zurück, wohin die Sage die Bergpredigt Chriſti verlegt, wo ſie die Nacht in Durſt zubringen mußten: es war der heißeſte Sommertag.

Die Verschmachteten, Ermatteten griff er dann am 5. Juli abermals an. Nur wenige von den christlichen Streitern entkamen; darunter Graf Raimund, dem die Saracenen wohl als ihrem alten Verbündeten absichtlich Raum gaben, als er mit seiner Schar gegen ihre Reihen anritt; des Verrates dürfte man ihn deswegen nicht bezichtigen. König Veit, der größte Teil seiner Ritter, soviel ihrer nicht erschlagen waren, mit ihnen das heilige Kreuz, fielen in die Hände Saladins. Diesmal kannte der Gewaltige keine Gnade. Die gefangenen Templer und Johanniter und viele andere wurden hingerichtet; Rainald von Chatillon, den Friedensbrecher, stieß der zornige Kurde mit eigener Hand nieder.

Ein panischer Schrecken überfiel das Land. Alles eilte, sich dem Sieger zu ergeben. Selbst die festen Küstenstädte, Ptolemais, Sidon, Berytus fielen eine nach der anderen; nur Tyrus, Tripolis und Antiochien blieben unbezwungen. In Ascalon bedang sich die Besatzung die Freiheit des gefangenen Königs für ihre Überlieferung. Einige Tage wehrte sich Jerusalem; aber wie wären die wenigen Ritter fähig gewesen, diesem mächtigen Angriff zu widerstehen? Am 2. Oktober 1187 zog Saladin auch in die Hauptstadt ein. Wie einst „Christe Sieger", so erscholl nun wieder „Allah akbar"; es hatte doch die Oberhand behalten. Der Tempel Salomonis ward aufs neue zu einer Moschee geweiht, mit Rosenwasser gewaschen. Den nächsten Festtag erschien ein Scheich auf dem Predigtstuhl. Die Glocken wurden zertrümmert, die Kreuze gebrochen.

Der Fall Jerusalems ward als ein allgemeiner Verlust des Abendlandes gefühlt. Man erzählt, und es ist wenigstens bezeichnend, daß der Papst Urban III. bei der Nachricht gestorben sei.

Zehntes Kapitel.

Der dritte Kreuzzug.

Vergessen hatte man im Occident das Morgenland niemals; unaufhörlich waren die Wallfahrten fortgegangen. Gerade das machte den Eindruck der Katastrophe jetzt so unauslöschlich, daß so viele aus allen Ländern, dem Süden wie dem fernsten Norden, in Jerusalem gewesen waren. Da bedurfte es nicht erst der Hülferufe von Bischöfen und Templern, nicht der Mahnung der Genuesen, die mit den übrigen Städten für den Ruin ihres Handels fürchteten. Es bedurfte keines großen Papstes und keiner großen Kirchenversammlung: auch ohne das war alles bereit. Das vornehmste Moment für eine neue Unternehmung nach dem Orient lag jedoch darin, daß sie überhaupt

wieder möglich wurde; bis dahin war sie es seit lange nicht gewesen. In Deutschland mußte erst Heinrich der Löwe niedergeworfen sein und in Frankreich Philipp August, der Nachfolger Ludwigs VII., von Heinrich II. und dessen Söhnen nichts mehr zu fürchten haben.

Der erste Kreuzzug war von den Anhängern Urbans II. unternommen worden, von den großen Vasallen, fast im Gegensatz mit dem Kaiser, der als Schismatiker erschien, sowie mit dem Könige von Frankreich; der zweite infolge der Predigt des heiligen Bernhard, welcher dazu von dem Papst bevollmächtigt war, in einem Moment, wo sich alles, auch der deutsche König, dem Konkordat gemäß, unter den römischen Stuhl beugte. Für den dritten war es von Wert, daß der eben eingetretene Papst Gregor VIII. von den Irrungen, in die sich seine Vorgänger vornehmlich wegen der sicilischen Heirat mit dem Kaiser Friedrich eingelassen hatten, absah und die Nachfolge Heinrichs VI. im Reich nicht allein bestätigte, sondern fast vorausnahm: er nannte ihn bereits römischen Kaiser. Dieser Papst, der nur zwei Monate regierte, hat doch den Kreuzzug außerordentlich gefördert. In seinem Namen unterhandelte der Erzbischof von Tyrus mit den abendländischen Mächten. Der Kaiser hatte ein zweifelhaftes Verhältnis zu Frankreich; auf einer Zusammenkunft zu Ivois wurde die Streitigkeit — über den Hennegau — geschlichtet. Daß dabei auch für den Kreuzzug Verabredungen getroffen wurden, ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht gerade überliefert. Die Hauptsache war, daß man sich gegenseitig des Friedens der beiden Reiche versichert hatte. Hierauf machten auch Heinrich II. und Philipp August Frieden und vereinigten sich zu dem Plan eines gemeinsamen Zuges.

In Deutschland ward auf Lätare 1188 ein Hoftag Christi zu Mainz gehalten, auf welchem sich auch der bisher opponierende Erzbischof Philipp von Köln dem Kaiser unterwarf und zu einer Buße verpflichtete. In der Versammlung führte der Kaiser nicht den Vorsitz, weil man sich den Erlöser selbst als den unsichtbaren Vorsitzenden dachte. Die Schreiben des Papstes wurden verlesen. Besonders sprach Gottfrid von Würzburg eindringlich; er bezeichnete den Kaiser mit dem Kreuz. Friedrich hatte wohl auf seinen italienischen Zügen, wenn man ihm die Thaten Alexanders des Großen vorlas, gemeint, auch er wäre glücklicher gewesen, wenn er nach Asien gegangen wäre. Er hatte den zweiten Kreuzzug mitgemacht und sehnte sich danach, auch im Orient die Ehre des Kaisertums wiederherzustellen. Dazu aber bedurfte es auch einer besseren Vorbereitung, als ehemals. Man faßte einen förmlichen Reichsbeschluß: jeder Mitziehende mußte sich auf zwei Jahre erhalten können, die Zurückbleibenden sollten dagegen den Zehnten von ihren Gütern aufwenden; eine wohlüberlegte Neuerung.

Am St. Georgentage 1189 sammelte man sich zum Aufbruch. Der Zug durch Ungarn, mit dem man im besten Verhältnis stand, war ohne Schwierigkeit. Der Sohn des Kaisers, Herzog Friedrich von Schwaben, ver-

lobte sich mit der Tochter des Königs. Die Königin verehrte dem Kaiser ein prächtiges Zelt und einige Reisebequemlichkeiten. Viele Ungarn und Böhmen gesellten sich den Deutschen zu. Bei Belgrad fand sich das Heer auf 50000 Reiter, insgesamt 100000 Krieger angewachsen. Ein ritterliches und wohlgeordnetes Heer, an sich das beste, das noch je zu einem solchen Unternehmen ausgezogen war. Aber wir wissen, daß es auch schwieriger war, als jemals. Der Zwist der Abbasiden und Fatimiden, der die früheren Züge so sehr gefördert hatte, bestand nicht mehr. Einer der größten Helden des Orients stand den Kreuzfahrern als Feind gegenüber. Dazu kam nun aber noch ein anderes Moment: die entschiedene Feindseligkeit der Griechen.

Kaiser Emanuel hatte eine deutsche und eine fränkische Gemahlin gehabt; die letzte eine Prinzessin von Antiochien, die schönste Frau ihrer Zeit; er vermählte seine Tochter mit einem Prinzen von Ungarn. Sein Hof war mit Abendländern erfüllt, sowie seine Stadt von Italienern und zurückgebliebenen Kreuzfahrern, kurz: eine allgemeine Latinisierung hatte hier ebensowohl in Aussicht gestanden, wie sie in Ägypten möglich gewesen wäre. Nach Manuels Tode, 1180, unter der Regierung Alexius' II., die jedoch von der Mutter desselben und dem Protosebastos Alexius geführt wurde, ging das eine Zeitlang fort. Aber im Jahre 1182 erwachte die griechische Reaktion. Andronicus, ein Comnene, welcher immer zu der griechischen Partei gehalten hatte, machte sich zum Ausdruck der volkstümlichen Abneigung. Er setzte sich in den Besitz der Regierung und verhing über alle Lateiner, Beamte und Handelsleute, Angesessene und Fremde, ein schreckliches Blutgericht. Der junge Kaiser mußte das Todesurteil seiner Mutter unterschreiben. Dann ward er selber getötet, und der Patriarch von Konstantinopel sprach Andronicus von der Blutschuld frei. Seine Wut richtete sich dergestalt auch gegen die Andersgesinnten unter den Griechen selbst und wurde unerträglich. Höchst sonderbar ist trotzdem der Wechsel der Gewalt, der 1185 eintrat. Isaak Angelus, ein Verwandter des comnenischen Hauses, sollte, wie so viele andere, umgebracht werden. Er war aber stärker als sein Henker, tötete diesen und flüchtete dann in ein Kloster. Das Volk ermordete Andronicus und rief Isaak Angelus zum Kaiser aus. Aber das gute Verständnis zwischen den Nationalitäten ward dadurch nicht hergestellt. Die Normannen führten, um sich an Andronicus zu rächen, einen verheerenden Krieg an den Küsten. Sie wurden von Isaak bei Amphipolis geschlagen; die Gefangenen wurden auf das grausamste verstümmelt.

In die größte Besorgnis geriet nun Isaak bei dem Anzug des deutschen Heeres. Er ließ die Gesandten in das Gefängnis werfen, weil er gehört hatte, der deutsche Kaiser suche sich Konstantinopels zu bemächtigen. Man könnte sagen: hätte er es doch beabsichtigt! Anlaß dazu war genug vorhanden und die beste Gelegenheit. Friedrich I. trat bei seiner Ankunft auf serbischem Boden der dortige Fürst Nemanja mit dem Erbieten entgegen, sich

von den Griechen loszusagen und an das deutsche Reich anzuschließen. Walachen und Bulgaren zeigten sich zu einem ähnlichen Schritte bereit. Es war eine der größten Fragen, welche jemals einem unserer Kaiser vorgelegen haben. Friedrich aber wies das Anerbieten von sich.

In der Idee der Kreuzzüge lag ein eigentümlicher Widerspruch. Es waren noch immer Wallfahrten, die aber jetzt einen ganz anderen und zwar sehr politischen Charakter dadurch angenommen hatten, daß sie ein Königreich lateinischen oder romanisch-germanischen Ursprungs zustande gebracht hatten. Die Unterstützung eines solchen mit großen Heeren mußte alle unabhängigen Mächte mit Besorgnis erfüllen; andere, die abhängigen, knüpften daran, wie man sieht, politische Hoffnungen. Dennoch blieb man noch immer dabei, das Ganze wie eine Wallfahrt zu behandeln. Wenn Friedrich es wirklich gewagt hätte, hier irgend eine Herrschaft unter deutscher Oberhoheit zu gründen: welch eine unendliche Aussicht für die Nation! Von Italien her hätte er müssen unterstützt werden, nachdem er Neapel an sein Haus gebracht hatte. Da hätte noch einmal das Kaisertum des Abendlandes dem Papsttum Widerstand leisten können. Allein Friedrich dachte nicht daran. Wie er einst nur nach Rom forteilte, um Italien, so wollte er jetzt nach Jerusalem, um den Orient zu bezwingen. Dem walachischen Fürsten Kalopeter gab er eine freundliche, aber ablehnende Antwort: er wünsche mehr Jerusalem zu sehen, als hier sich eine fremde Herrschaft zu erwerben. Moralisch groß, ein Beweis von Hingebung und Glauben, aber zu einem politischen Ziele konnte das nicht führen. Wenn man alles, was folgte, betrachtet, den raschen Untergang von Konstantinopel, die späteren Schicksale dieser Gegenden, die den Osmanen zur Basis ihrer Angriffe gegen Deutschland selber dienten, so kann man politisch und vom deutschen Standpunkt nichts anderes thun, als Friedrichs Standhaftigkeit bedauern. Es war ein Moment, wie er nicht so leicht wiederkommen konnte.

Hatte sich doch Isaak Angelus seinerseits nicht gescheut, sich mit Saladin in einen Bund einzulassen! Man hat es lange bezweifelt, aber aus Bohaeddin, dem Biographen Saladins, ergiebt es sich ganz unzweifelhaft. Er ließ ein Thor verrammeln, durch das Friedrich einziehen sollte. Er übte sich selbst im Bogenschießen und zeigte aus seinem Fenster in die Ferne bei Philopation, wo er die Deutschen erschießen wolle, den Kaiser Friedrich in eigener Person. Kaum erkannte er Friedrich überhaupt als Kaiser an. Die Aufschrift seines Briefes lautete: Isaak, der von Gott eingesetzte heilige Kaiser, Allwalter des römischen Reiches, Erbe der Krone des Konstantin, seinem lieben Bruder im Reich, dem ersten Fürsten von Alemannien, seine Gnade und Liebe! Nicht einmal Friedrichs Namen hatte er dabei genannt. Der Patriarch von Konstantinopel soll gepredigt haben: wer 100 Kreuzfahrer erschlage, solle Ablaß haben für alle seine früheren Mordthaten. Und Sibylle von Jerusalem schrieb, Saladin habe 600 Scheffel vergifteten Mehls nach Konstantinopel gesandt, um die deutsche Ritterschaft zu vertilgen. Unter diesen Umständen

die Anerbietungen des walachischen Fürsten Kalopeter eingegangen wäre. Als er sich im Februar 1190 von Adrianopel wieder in Bewegung setzte, wußte man noch nicht, welche Absicht er hegen werde. Aber er war zufrieden, als Isaak Angelus ihm Lebensmittel und Durchzug vergönnte. Hierauf am 28. März 1190 zog Friedrich über das Meer. Auf allen Schiffen der Griechen spielte Musik. Das Heer brauchte sechs Tage zum Übergang.

Auf eine ähnliche Weise, wie mit den Griechen, ging es mit den Seldschuken von Iconium. Es war auch hier ein innerer Krieg ausgebrochen zwischen Vater und Söhnen. Kilidsch Arslan II. hatte sich an Friedrich gewendet, die Söhne widersetzten sich ihm. Aber Friedrich begegnete ihnen bei weitem anders als ihr Vater: er schlug sie in einer großen Schlacht und eroberte ihre Hauptstadt (18. Mai 1190). Und dann? Man eroberte eine Hauptstadt, in gutem Kriege, nach langen Anstrengungen, und überließ sie dann sich selber. Nach fünf Tagen zog man weiter. Sie hatte nur als eine Reisestation gedient. Natürlich folgte, daß auch die benachbarten Fürsten, welche sich vom byzantinischen Reich losgemacht hatten, wie die armenischen, kein Zutrauen faßten, ja aus Furcht vor den Mohammedanern, die unfehlbar wiederkommen mußten, nicht wagten, den Glaubensgenossen zu Hülfe zu kommen. Endlich kamen die Deutschen nach Seleucia. Welch eine Aussicht war es auch jetzt noch, wenn dies gewaltige Heer, welches unter seinem Führer glücklich im Norden Syriens angekommen war, nun zu gleicher Zeit von der See her ernstlich unterstützt worden wäre! Schon war die Lage des heiligen Landes durch unmittelbaren Zuzug einigermaßen erleichtert worden, und alles ließ sich zu einer großen Entscheidung an, als der Kaiser am 10. Juni 1190 in den Wellen des Kalykadnus einen jähen Tod fand. In diesem Unfall liegt eine universalhistorische Begebenheit; denn auch ohne unmittelbare Eroberung würde die Herstellung des Königreichs Jerusalem von deutscher Seite dem Abendland einen großen Einfluß auf Konstantinopel verschafft haben.

Die Nachrichten der beiden Nächstbeteiligten über den Tod Friedrichs stimmen nicht überein. Bei Ansbert will Friedrich die Hitze vermeiden und sich doch nicht auf die höchsten Berge begeben; er unternimmt, den Fluß zu durchschwimmen; er läßt sich durch kein Zureden abhalten, hiebei kommt er auf der Stelle um. Nach dem anonymen Brief über des Kaisers Tod ist er sicher über den Fluß gelangt, säumt dort, nimmt eine Mahlzeit ein, will sich dann abkühlen, wirft sich zum Bade in den Fluß und ertrinkt dabei. Die erste Erzählung ist beiweitem schöner. Man wollte dem ritterlichen Kaiser kaum zutrauen, daß er Badens halber in den Fluß gestiegen sei. Die letzte jedoch scheint mir am besten beglaubigt; sie hat eben das für sich, daß man sie nicht wahrscheinlich fand. In dem Lager selbst bildeten sie sich beide aus. Das von den Gebeinen gelöste Fleisch der kaiserlichen Leiche ließ Herzog Friedrich Ende Juni nach Antiochien kommen und dort begraben. Die Gebeine

hätte man es Kaiser Friedrich wahrlich nicht verdenken können, wenn er auf wollte er nach Jerusalem führen. Da dies untunlich wurde, so sind sie in Tyrus begraben worden.

Noch einmal wendet sich an dieser Stelle unser Blick auf die Gesamterscheinung Friedrichs I. zurück. Das muß man wohl eingestehen: er war der letzte Kaiser, der allgemeinen Gehorsam fand, vorher durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Heinrich dem Löwen, nachher, nach dessen Sturz, durch die Unterwürfigkeit der Fürsten, die überdies mit Gewalt befestigt wurde. Insofern knüpfte er an die mächtigen Salier an. In anderer Beziehung setzte er Otto den Großen und dessen Beziehungen zu Italien, auch dem südlichen, fort. Die letzte Intention seiner hochstrebenden Politik hatte er nicht erreicht, aber doch eine große welthistorische Stellung eingenommen. Alles gehorchte, nur unter Vertrag und Beschränkung. Seine Macht war nicht absolut, aber sie war wohl gegründet, sehr umfassend, allenthalben zu empfinden. Der Sohn, der ihn fortsetzte, hat doch hauptsächlich in Italien sich ein Andenken gestiftet. Er war, wie wir sehen werden, im Begriff, das Kaisertum auf einem anderen Wege aufs neue zu begründen, als er starb. An Friedrich I., der siebenunddreißig Jahre in Deutschland regiert hatte, knüpft sich das Andenken des eigentlich deutschen Kaisertums. Auch für den Kreuzzug, insofern er ein deutscher war, ward sein Tod entscheidend: er bedeutete den Untergang des ganzen Unternehmens, das der Kaiser entworfen und nur er im vollen Umfange im Herzen getragen hatte. Der junge Friedrich von Schwaben besaß die nötige Autorität im Heere nicht, das sich zusehends auflöste. Viele wandten sich zu Schiffe nach den syrischen Häfen; die Hauptmacht, welche Friedrich zu Lande weiterführte, erlitt durch Seuchen die größten Verluste, sodaß die deutsche Nation im Lager vor Ptolemais hinter den Engländern und Franzosen unleugbar zurücktrat.

Der französisch-englische Zug, der von den beiden Königen verabredet worden war, wurde noch durch den schrecklichen Krieg aufgehalten, in welchen Heinrich II. abermals mit seinen Söhnen geriet. Er war in ihren Zwistigkeiten für den Jüngeren, Johann gewesen; als er vernahm, daß auch dieser wider ihn sei, verfluchte er sein Geschlecht und starb (1189). Sein Nachfolger Richard Löwenherz ergriff die Idee des Kreuzzuges mit dem größten Eifer; weit mehr, als Philipp August von Frankreich, dem die politische Lage seines eigenen Königtums, das drückende Übergewicht der plantagenetischen Macht aufs tiefste zu Herzen ging. Sie standen zunächst in erträglichem Verhältnis miteinander; gemeinsam brachen sie im Juli 1190 von Vezelay in Burgund nach dem Mittelmeer auf. Doch ließ sich die Verschiedenheit ihrer Interessen wie ihrer Naturen keinen Augenblick verbergen. Schon auf dem Wege, zu Messina, kam es zu Mißverständnissen. Nicht sowohl Engländer waren es, welche sich um König Richard versammelt hatten, als die normännisch-englische Ritterschaft der Eroberung. Man geberdete sich den Landeseinwohnern

gegenüber als Sieger. Da vor kurzem der letzte normännische König, Wilhelm II., gestorben und Heinrich VI. von Deutschland in Sicilien noch nicht erschienen war, so spielte sich Richard gewissermaßen als Oberherr aller Normannen auf. In den Sicilianern aber war Eifersucht und Habsucht. Von Spöttereien kam es zu Raufereien und ernstlichen Thätlichkeiten. Die Engländer machten sich zu Meistern von Messina. Obwohl schon hier Entzweiung zwischen den beiden Königen ausbrach, — Richard zeigte sich glänzend, freigebig, kriegerisch, prächtig und vollführte alles, Philipp hielt sich im Hintergrunde, war sparsam und wollte doch an allem Teil haben — so wurde doch noch einmal Friede vermittelt; sie schwuren, einander treu und hold zu sein. Streitige Verhältnisse der französischen Lehen wurden geordnet.

Die erste Unternehmung vollzog dann Richard allein: die Eroberung von Cypern. Hier hatte sich ein Sprößling des comnenischen Hauses, Sohn einer Enkelin des Kalojohannes, Isaak, der sich Kaiser nannte, durch Gewalt und List die Herrschaft verschafft, die er mit der größten Grausamkeit ausübte. Ebenso gewaltsam wie jener Andronicus, dessen wir gedachten, zeigte er sich auch gegen die Lateiner. Früher hatte Cypern den Kreuzfahrern Hülfe geleistet, jetzt aber stellte man von dort ihren Schiffen nach. Man sagte, Isaak habe mit Saladin Bundesbrüderschaft. Die englische Flotte war durch einen Sturm auseinander getrieben; einige Schiffe waren an den cyprischen Küsten gestrandet; dann hatte sie der anmaßende Kaiser feindlich behandelt. Da fand er nun aber an Richard Löwenherz einen gewaltigen Rächer. Richard ließ ihn zur Rechenschaft auffordern. Isaak antwortete trotzig, als ein Kaiser dem Geringeren. Hierauf landete Richard mit Gewalt. Isaak floh vor dem König, der, ihn einholend, ihn mit donnernder Stimme zum Zweikampf aufforderte. In vierzehn Tagen hatte er die ganze Insel erobert. Isaak selbst fiel in seine Gefangenschaft. Die Insel ward als eine rechtmäßige Eroberung betrachtet. Der König überließ sie später an Veit von Lusignan, der dort die Verfassung von Jerusalem einführte. Mit guter Zuversicht wandte sich König Richard nach diesem ebenso wohlgelungenen wie unverhofften Streiche dem heiligen Lande zu.

Dort beruhte in diesem Moment wohl das meiste auf einem anderen, nicht minder tapferen abendländischen Anführer, dem Markgrafen Konrad von Montferrat. Er ist der Bruder jenes Wilhelm Longaspada, den wir kennen, sowie des Bonifaz, dem wir unter den lateinischen Eroberern von Konstantinopel begegnen werden. Ihr Vater, Wilhelm der Alte, war durch eine Stiefschwester der Oheim Ludwigs VII. von Frankreich und vermählte sich selbst mit einer babenbergischen Stiefschwester des Staufers Konrads III.; mit beiden Königen hatte er den zweiten Kreuzzug mitgemacht. Das Haus hielt sich dann in den italienischen Verwickelungen zu Friedrich I., unter dem auch Konrad dort gefochten hat; doch verfolgte es zugleich, im Gefühl seiner hohen Verbindungen, eine eigene Politik, die sich den Orient

zum Schauplatz wählte. Auch Wilhelm der Alte war noch einmal dorthin aufgebrochen, er geriet in der Schlacht bei Hittin in die Gefangenschaft Saladins. Sein Sohn Konrad nun, von dem man sagte, daß er die Kraft eines Deutschen mit der Beweglichkeit eines Italieners verbinde, war zuerst nach Konstantinopel gegangen, wo er, mit der Schwester des Kaisers Isaak Angelus vermählt, diesen selbst gegen den Empörer Alexius Branas schützte und die Würde eines Cäsar erhielt. Damit war aber die Ungunst der Griechen gegen den Lateiner noch nicht beschwichtigt, die ihn bewog, sobald als möglich davon zu gehen. Er kam eben in Ptolemais an, als diese Stadt in die Hände Saladins gefallen war, rettete sich aber noch, nicht ohne List, nach Tyrus. Hier erschien er vor allen anderen ausgezeichnet, als der grüne Ritter — denn er hatte ein grünes Wappenschild — auf seinem gewaltigen Streitroß, ein Hirschgeweih auf dem Helm, um den sich eine eiserne Kette schlang. Er übernahm die Verteidigung der Stadt, indem er strengen Gehorsam verlangte, und leistete, was man von ihm erwarten durfte. Er wollte nichts davon hören, daß ihm die Befreiung seines gefangenen Vaters versprochen ward, wenn er Tyrus übergebe: es sei besser, daß der Alte als Märtyrer sterbe. Durch den Widerstand, den er auch zur See leistete, wurde Saladin vermocht, von Tyrus für diesmal abzulassen. Es war der erste Halt, der dem großen Sultan geboten ward, und diente nicht wenig dazu, die gesunkene Hoffnung zu beleben.

Bald darauf sammelten sich die Reste der Christen unter König Veit in Tripolis. Der Bruder Veits, Gottfrid von Lusignan, stellte sich ein; man hatte etwa 700 Ritter, 9000 Streiter beisammen. Man faßte den Mut, Ptolemais — oder Accon, wie sein anderer Name lautet — zu belagern, das als der Schlüssel von Syrien galt und unzweifelhaft durch den benachbarten Hafen für jeden, der es besaß, von Wichtigkeit war. Hier sammelten sich bald alle die abendländischen Wallfahrer, welche in einzelnen Scharen ihren Weg zur See genommen hatten: Sicilianer, Pisaner und Genuesen, Dänen, Friesen, Flamänder und Franzosen; dazu kam der Landgraf von Thüringen, Ludwig der Milde, der nicht mit dem Kaiser hatte gehen wollen. Dieser erwarb sich das Verdienst, auch Konrad von Montferrat, der dem König Veit den Gehorsam verweigerte, zur Teilnahme an der Belagerung zu bewegen. Indem nun die Belagerten sich hartnäckig zur Wehr setzten, und vom Binnenlande her Saladin mit einem Entsatzheer erschien, entspann sich ein umfassender und langwieriger Kampf: eine Art homerischen Krieges, möchte man sagen, wäre nicht alles so tief in die Ideen der Zeit getaucht gewesen. Denn die religiösen Motive waren auf beiden Seiten höchst wirksam. Die Franken ließen ein in Atlas eingebundenes Evangelienbuch vor sich hertragen; Saladin feuerte die Seinen mit dem Namen „Verehrer des einzigen Gottes" an. Der Erfolg des religiösen Hasses zeigte sich alsbald. Am 4. Oktober 1189 kam es zwischen den Heeren zu einer Schlacht, in welcher die Christen anfangs die Oberhand behielten, aber zuletzt zurückweichen

mußten. Der Großmeister der Templer fiel in Saladins Hand, der ihn deshalb, weil er früher bei seiner Freilassung aus der Gefangenschaft geschworen hatte, nicht weiter gegen die Moslimen zu streiten, hinrichten ließ. Das Beste leistete dann auch hier Konrad von Montferrat, dem es im Frühjahr 1190 gelang, eine ägyptische Flotte zu schlagen.

Es wäre fürwahr für Saladin eine ernste Gefahr gewesen, wenn Kaiser Friedrich, der damals durch Kleinasien heranzog, indem sich hier an der Küste ein so bedeutender Widerstand hervorthat, von der Landseite her gegen ihn vorgedrungen wäre. Noch hätte vielleicht Friedrich von Schwaben mit den Resten des deutschen Heeres eine kleine Diversion dieser Art unternehmen können. Aber Friedrich ließ sich durch Konrad von Montferrat bewegen, direkt heranzuziehen. Er erschien am 7. Oktober 1190 vor Ptolemais. Auch jetzt aber war Saladin noch überlegen. Ein Versuch der Franken, der im Oktober gleich nach der Ankunft der Deutschen unternommen wurde, Saladin in seinem Lager zu Charubah aufzusuchen, ein Versuch, der an sich sehr wohlüberlegt war — denn von dort aus wurde die Besatzung unterstützt und die Belagerung gehemmt — führte nicht zum Ziele. Dagegen gelang es Saladin, die Gegner in einen Hinterhalt zu locken und ihnen große Verluste beizubringen.

Während der Wintermonate ward die Belagerung nicht abgebrochen. Es war merkwürdig anzusehen, wie sich nächst dem Berge Thoron, wo der König Veit weilte, die Dänen und die Deutschen aufgestellt hatten, dann die Flanderer, die beiden Ritterorden, weiter Pisaner und Lombarden, auf der anderen Seite Konrad von Montferrat, mit mannigfaltigem Volk, Florentinern und Franzosen, an die sich später noch die Engländer reihten. Es war eine Vereinigung fast des gesamten Occidents und doch auch wieder eine Sonderung der Nationalitäten, die sich gerade hier ihres Unterschiedes deutlicher bewußt wurden. Und insoweit hat die bekannte Sage ein gewisses Recht, welche die Stiftung des deutschen Ritterordens eben in diese Situation vor den Mauern von Accon verlegt. Bremer und Lübecker Pilger sollen dort ein Zelt aus Segeltuch zum Hospital für ihre Landsleute eingerichtet und bei ihrer Abfahrt dem Herzog Friedrich — der nur leider selbst im Januar 1191 der Lagerpest zum Opfer fiel — überwiesen haben. Schon seit lange jedoch hatte zu Jerusalem ein deutsches Spital — von Kaiser Friedrich I. begünstigt — bestanden, dessen Pfleger sich zu den Johannitern hielten. Es war nur 1187, wie alle anderen Institute derart, verloren gegangen, weshalb die Anstalt jener norddeutschen Bürger zeitweilig willkommen sein mochte; als Accon fiel, ward es in dieser Stadt aufs neue hergestellt. Ein Ritterorden jedoch ist erst bei einer späteren Gelegenheit, die wir noch berühren werden, daraus entwickelt worden. Das aber wird richtig sein, daß sich die deutschen Spitalbrüder eben jetzt von den Johannitern abzusondern begannen; denn in den folgenden Jahren strebten sie sichtlich nach einer solchen Emancipation. Nationale Antipathien, unter denen die Deutschen

vor Ptolemais in ihrer verhältnismäßig unansehnlichen Lage besonders zu leiden hatten, mußten dazu antreiben. Auch ein politisches Verhältnis jedoch trug wahrscheinlich mit dazu bei.

Die Deutschen nämlich nahmen Partei für Konrad von Tyrus, der in seinem Streit mit König Veit die Orden der Johanniter wie der Templer wider sich hatte. Es war eine Spaltung, welche das ganze christliche Lager durchdrang — so standen die Pisaner zu Veit, die Genuesen dann wieder aus Eifersucht zu dem Markgrafen —; Zusammenwirken und Erfolg mußten empfindlich darunter leiden. Seinen Höhepunkt erreichte der Hader, als eben damals die Königin Sibylle starb. Konrad von Montferrat reichte sofort ihrer jüngeren Schwester Elisabeth seine Hand, die dazu, wie er selbst, eine frühere Ehe auflösen mußte, und erhob nun seinerseits Anspruch auf die Krone, deren er in der That als Kriegsmann würdiger erschien, als Veit von Lusignan. Auch unter den Trümmern des Reichs Jerusalem waren so die alten persönlichen Ränke und Zerwürfnisse, die soviel Schuld an seinem Untergange trugen, nicht begraben. Unter solchen Umständen erfolgte nun die lang ersehnte Ankunft der beiden westeuropäischen Könige.

Zuerst, im April 1191, langte der König von Frankreich an; man fand die Zahl seiner Schiffe, seiner Mannschaft geringer, als man verhofft hatte. Die Belagerung wurde durch ihn wenig gefördert; dagegen nahm die Parteiung besonders dadurch überhand, daß auch er sich für Konrad von Montferrat erklärte. König Veit eilte daher nach Cypern zu Richard, der schon deshalb für ihn war, weil er aus Poitou stammte. Im Juni 1191 erschien dann endlich auch König Richard und ward auf das prächtigste empfangen. Und nun war die Kraft und Blüte von Europa um Ptolemais vereinigt, aber auch das reichste Maß von gegenseitigem Widerwillen. Nur die vorschwebende große religiöse Idee vermochte die Geister wenigstens zur Erreichung ihres nächsten Zweckes zusammenzuhalten. Vor allem vermied man, den Thronstreit weiter rege zu machen. Man setzte fest, daß die der Krone zugehörigen Gefälle durch die Großmeister der beiden Orden für den, welcher später als berechtigt anerkannt würde, aufbewahrt werden sollten. Alle Kräfte wendeten sich darauf gegen den gemeinschaftlichen Feind.

Merkwürdig ist, daß der erste Kampf der Engländer gegen ein mächtiges Schiff Saladins gerichtet war, das Lebensmittel und Waffen an Bord hatte und unter Jacob von Aleppo daherfuhr. Mit seinem hohen, den englischen überragenden Bord und dem griechischen Feuer, das von demselben sprühte, welches die Engländer hier erst kennen lernten, machte es ihnen große Schwierigkeiten. Die Engländer, von Richard persönlich angetrieben, enterten; allein sie wurden zurückgeschlagen. Dann ließ der König alle seine Schiffe mit dem spitzen Schnabel anlaufen. Als das feindliche Schiff leck wurde, legte Jacob von Aleppo selbst Hand an, es zu zerstören. Nachdem die Vorräte großenteils vernichtet waren, sprangen die Türken ins Wasser. Beim Fortgang der Belagerung verwandelte sich dann der nationale Zwist zum

Glück mehr und mehr in eine Art von Wetteifer. Man zahlte einen Preis für jeden Stein aus der Mauer. Die Ritter stiegen deshalb auf die untergrabenen umstürzenden Mauern und begruben sich nicht selten in ihrem Falle. Richard selbst ließ sich krank vor die Mauern tragen. Man hatte gute Kundschafter im feindlichen Lager und war von den Unternehmungen Saladins wohl unterrichtet. Saladin versuchte noch einmal, das christliche Lager zu stürmen, aber er fand alles auf das beste vorbereitet. Am 12. Juli 1191 ward Accon endlich eingenommen. Hierauf ward auch der Streit zwischen Konrad und Veit durch einen Ausgleich beigelegt. Man bestritt das Recht Konrads nicht, aber da Veit einmal als König anerkannt war, so meinte man, ihn ohne Anklage und Rechtsverfahren nicht fallen lassen zu dürfen. Der Austrag war, daß Veit zeitlebens König bleiben, Konrad erblicher Markgraf von Tyrus sein und ihm später nachfolgen sollte.

Und nun wäre es darauf angekommen, die vornehmste Unternehmung mit erneuertem Ernste durchzuführen. Richard trug darauf an, daß der König von Frankreich wie er selbst sich verpflichten sollten, noch drei Jahre im heiligen Lande miteinander zu kämpfen, wofern nicht Saladin sich bewegen lasse, das Königreich Jerusalem gutwillig herauszugeben. Aber das war nicht der Sinn Philipp Augusts. Er fühlte sich von der Gegenwart Richards gedrückt, verdunkelt. Er leistete noch einen feierlichen Eid, daß er in der Abwesenheit Richards dessen Gebiet so gut schützen wolle, wie Paris selbst; aber allzuviel geheimer und persönlicher Widerwille hatte sich bei ihm angehäuft, als daß es ihm rechter Ernst gewesen wäre; gleich bei seiner Ankunft in Rom lag er Papst Cölestin III. an, ihn von seinem Eide zu befreien. Aber der Papst legte ihm denselben nur noch strenger auf. Das freilich ist überhaupt klar, daß Richard, der das normännisch-englische Königtum repräsentierte, bei weitem mächtiger war, als der König von Frankreich. Er hatte die Oberhand in Messina, nahm Cypern ein, behauptete das Recht Veits von Lusignan und führte nach der Eroberung von Accon den Krieg allein fort.

Wenigstens war nun Einheit, und der tapferste, kühnste Mann stand an der Spitze einer aus allen Nationen gemischten Angriffsschar. Er war der unermüdlichste Kämpfer. Auch mit verwundeter Hand stritt er. Er ist nicht wie ein anderer Mensch, sagt man: er hat Besonnenheit genug, um im Moment eines erlittenen Überfalles sogleich sich in die beste Gegenverfassung zu setzen. Dabei war er jedoch zugleich gewaltsam und unerträglich heftig. Jetzt ließ er nicht allein seinem Jähzorn freien Lauf und beleidigte die Deutschen wie die Franzosen auf eine unverzeihliche Weise. Ihm gab man sogar offen schuld, daß Konrad von Montferrat, den nun die Barone einstimmig zum König verlangten, im April 1192 auf der Straße von Tyrus von Assassinen ermordet ward; jedermann schrieb es dem Könige von England zu. Das merkwürdigste ist, daß Richard zweimal in die Nähe von Jerusalem vordringt. Im Januar und noch einmal im Juni 1192 gelangt

er in das Lager von Baitnubah, die letzte Tagereise vor Jerusalem, und man wußte, daß die Emire Saladins nicht allzu eifrig seien zur Verteidigung. Aber es war gleichsam, als liebe Richard den Widerspruch aus Eigensinn. Je mehr die Kreuzfahrer, besonders die Franzosen, darauf drangen, desto abgeneigter wurde er. Beidemale kehrte er wieder um. Er wird sehr darüber gescholten; aber man muß doch bemerken, daß er den gewaltigen Saladin gegen sich hatte, den er endlich froh war durch einen Sieg bei Joppe zum Frieden gestimmt zu haben.

Und so geschah es, daß diese große Anstrengung der abendländischen Völker nichts zur Folge hatte, als einen Waffenstillstand mit Saladin auf drei Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden, der nur die Küste von Tyrus bis Joppe für die Christen rettete mit einigen Enklaven im inneren Lande. Ascalon selbst, das Richard erobert hatte, ward wieder aufgegeben. In weiterer Ferne besaßen sie nur noch Antiochien. Die Pilgerung ward ihnen gestattet (1. September 1192).

Sonderbar! Kaum wenige Monate hatte sich König Richard entfernt (Oktober 1192), als Saladin am 3. März 1193 starb. Wäre er nur ein Jahr früher gestorben, so würden die Angelegenheiten überhaupt eine ganz andere Wendung genommen haben. Unnütz war dieser Kreuzzug allerdings nicht, da er jenes Litoral von Tyrus bis Joppe in die Hände der Kreuzfahrer brachte und durch die Eroberung von Cypern zu ganz neuen Unternehmungen führte. Das schien fortan unmöglich, die orientalische Obmacht zu überwältigen. Weder Bagdad noch Ägypten, noch auch Jerusalem selber ließen sich erobern, da es unter einer so großen Anstrengung mißlungen war. Dagegen, nachdem nun das lateinische Wesen an den Küsten und auf jener großen Insel sich festgesetzt hatte, ward es dessen natürliche Tendenz, wenigstens hier an der Schwelle der orientalischen Welt unter Ausschluß der griechischen Konkurrenz zur Alleinherrschaft zu gelangen.

Elftes Kapitel.

Heinrich VI. und die Anfänge Papst Innocenz' III.

Eine der weitgreifendsten Bemerkungen wird es sein, daß die Verbindung des Reiches mit dem Königreich Sicilien eine der vornehmsten historischen Bedingungen des Kreuzzuges Friedrichs I. ausmachte. Allein so ist es in der That: Abendland und Morgenland standen nun einmal im engsten Zusammenhang; nur durch die jedesmalige Lage der Welt wurden die drei großen Kreuzzüge möglich; sie wirkten dann auch auf das Innere des Abend-

landes mächtig zurück. Zu der Aufstellung einer Macht, nicht mehr von der alten Bedeutung, aber von einem großen territorialen Umfang, zu welcher Friedrich I. gelangt war, gehörte es, daß er sein Haus mit dem normännischen in Unteritalien in die engste Beziehung brachte. Das Kaisertum bekam dadurch ein sehr veränderte Stellung.

Auf eine Verbindung mit Neapel war die Politik der Ottonen gegangen; das war eine der ersten Tendenzen des wiederhergestellten Reiches gewesen; darauf war die Annäherung jener Kaiser an das byzantinische Reich berechnet. Aber an dem frühen Tode der beiden Ottonen scheiterte alles. Da nun eine direkte Herrschaft über Neapel nicht zu stande kam, weil das Kaisertum doch hieher nicht stark genug wirken konnte, so waren unter den Auspicien der folgenden Kaiser, Heinrichs II. und Konrads II., die Normannen dort angesiedelt worden und hatten sich nach und nach Siciliens bemächtigt; an und für sich ein ganz anderes Element als das deutsche, jeder Unterwürfigkeit entgegen. Wir sahen, wie sehr sie sich an die Kirche anschlossen und zu dem für das Kaisertum ungünstigen Ausgang der großen Streitigkeit hauptsächlich beitrugen. Später aber stellten sie sich auch gegen das Papsttum selbständig auf; durch einen Sieg über den allgemein anerkannten Papst erlangte Roger II. 1139 die vollgültige Belehnung mit der Krone von Neapel und Sicilien, welche ihm zuerst von dem für schismatisch erklärten Papst Anaclet II. gewährt worden war. Roger ist durch die Verfassung, die er dem sicilianischen Reiche gab, durch die Verbindung von Baronie und Städtewesen, überaus merkwürdig und verdiente eine ausführliche Behandlung; er starb 1154. Sein Sohn Wilhelm I. und sein Enkel Wilhelm II. sind ihm nicht von ferne gleich. Unter dem ersten übten die Geistlichen und hohen Beamten, namentlich der Kanzler Majo, allen Einfluß aus; er selbst wollte nichts unangenehmes hören. Unter Wilhelm II. führte sich ein heftiges Parteiwesen ein, welches aber dadurch, daß auch eine deutsche Partei bestand, den Absichten des Kaisers und, wie Otto von St. Blasien sagt, der seit Lothar verloren gegangenen Autorität des Reiches zu statten kam.

Auch hier trat nun aber jenes Moment ein, das wir in dieser Zeit im Orient und Occident so vielfach bemerken. Das Erbrecht kam an die Tochter Rogers II., Constantia. Friedrich I., der damals auch in Neapel viel vermochte, setzte durch, daß sie mit seinem Sohne Heinrich vermählt wurde. In Mailand ward am 27. Januar 1186 das Beilager vollzogen. Konstanze wurde zugleich zur Königin von Deutschland, Heinrich zum König von Italien gekrönt. Die Weltstellung, die das staufische Haus in Anspruch nahm, erscheint darin, daß sich der Kaiser zugleich auch zum König von Burgund krönte. Des Papstes gedachte man dabei nicht.

Notwendigerweise jedoch blickten die Päpste mit Widerwillen auf eine Kombination, durch welche sie von der königlichen Macht, die sie doch immer als eine feindliche betrachteten, von Süden und von Norden her in die Mitte genommen wurden. Urban III. soll alle Bischöfe, welche an der religiösen

Ceremonie teilgenommen hatten, exkommuniziert haben. Streitigkeiten über eine Menge einzelner Fragen, besonders über das sogenannte Regalienrecht, d. h. das Recht der Kaiser, bei einer bischöflichen Vakanz die Erträge des Bistums zu genießen, kamen hinzu; sie spalteten Deutschland und Italien und bewirkten, daß der Kaiser alsbald wieder in Hader mit dem Papst geriet. Daß dies wegen der sicilianischen Vermählung geschehen sei, wird nun freilich nicht überliefert; welche formelle Berechtigung hätte auch der Papst gehabt, sich in diese Vermählungsangelegenheit zu mischen? Die Sache selbst aber halte ich doch für unzweifelhaft. Der Kaiser hätte seinen Sohn zum Mitkaiser zu erheben gewünscht; er wollte ihm in alter Weise den Titel Cäsar geben, der damals auch in Konstantinopel wieder erscheint. Doch scheiterte dies an der Abneigung des Papstes.

Daß nun Urbans Tod in dem Augenblick eintrat, als die Kunde vom Verlust Jerusalems aus dem Morgenlande erscholl — ohne daß man gerade seinen Tod davon herzuleiten braucht —, war ein großes Ereignis. Die Kardinäle hatten bereits an eine andere Wahl gedacht. Daß aber jetzt die Notwendigkeit eines neuen Kreuzzuges ihnen einleuchtete und das allgemeine Gefühl beherrschte, war ein Motiv, daß eben der beste Freund Friedrichs unter den Kardinälen, der Kanzler der Kurie, Albert von Morra, als Gregor VIII. zum Papst gewählt wurde. Dieser begrüßte, wie wir sahen, den jungen Heinrich als König und selbst als erwählten Kaiser. Ein Moment der Selbständigkeit des deutschen Reiches darf man in dem Anspruch erkennen, den, welchen die Fürsten zum Könige gewählt hatten, auch sogleich mit diesem weitgreifenden Titel bezeichnet zu sehen. Gregor VIII. erkannte diesen Anspruch an.

Als aber mit dem Tode Wilhelms II. der normännische Thron nun wirklich vakant wurde, traten doch andere Schwierigkeiten ein. Die Barone, welche für Heinrich VI. gewesen waren, hielten an ihm fest; aber das Volk von Palermo, unter der Führung des Kanzlers Matthäus und der Einwirkung von Rom, wählte den nächsten unechten männlichen Sprossen, den Grafen Tancred von Lecce; er ward 1190 zum König erhoben und überwand die ersten Unterstützungen, welche Heinrich seinen Freunden nach Apulien sandte. Unter diesen Umständen war es, daß Richard Löwenherz nach Sicilien kam. Ursprünglich war er wegen einer Familienzwistigkeit gegen Tancred; dann nahm er für ihn auf das eifrigste Partei. Die Abkunft wurde unter Vermittelung des römischen Stuhls geschlossen.

Zu Anfang des Jahres 1191 eilte König Heinrich nach dem Süden, um Tancreds Anhang im Entstehen zu ersticken. Welche Maßregeln ihm hiebei erlaubt schienen, sieht man daraus, daß er Tusculum, das von jeher die Partei der deutschen Könige gehalten hatte, jetzt dem Papste und den Römern überließ, so daß diese es zerstörten; es kam Heinrich nur darauf an, die Kaiserkrone ohne Aufenthalt zu empfangen (15. April 1191). Aber damit bewirkte er natürlich nicht, daß seine Partei ihm eifrig zugethan gewesen

wäre. In Neapel scheiterte sein Vorhaben an dem Widerstand der Einwohner und an einer Krankheit, welche das deutsche Heer überfiel. Seine Gemahlin fiel in die Hände Tancreds.

Wollte der König stark genug werden, um Neapel zu unterwerfen, so mußte er vor allem Herr in Deutschland werden, wo sich ein großes Fürstenbündnis gegen ihn bildete. Die schwerste Verwickelung erwuchs daraus, daß Heinrich der Löwe wieder nach Deutschland zurückkehrte und nun ein neuer Bürgerkrieg in Niederdeutschland ausbrach. Im Juli 1190 wurde ein Vertrag zu Fulda mit Heinrich dem Löwen abgeschlossen, den er jedoch nicht hielt: schon durch seine Anwesenheit hielt er das ganze Land in Aufregung. Allerdings gab es auch eine starke kaiserliche Partei, welche sich dem großen Gegner des Kaisers widersetzte, wie die Grafen von Holstein und von Stade; ihr Kampf legte das Sachsenland abermals wüste. Aber Heinrich VI. griff doch nicht mit der vollen Energie seines Vaters ein. Nach einiger Zeit entwickelten sich neue Verständnisse zwischen den gegnerischen Fürsten, zu denen namentlich auch der Herzog von Brabant gehörte, dessen Bruder der König nicht zum Erzbistum Köln hatte gelangen lassen. Die weltlichen Fürsten nahmen sich selbst der geistlichen an. Zwei Allianzen, welche dem Kaiser entgegen waren, bildeten sich: die eine am Rhein und in Westfalen, die andere in Sachsen; die Zähringer erhoben sich, Herzog Ottokar von Böhmen trat hinzu. Eigentlich nur Österreich, das seine große Stellung überhaupt der Verbindung mit den Hohenstaufen verdankte, war dem König sicher; aber in dem übrigen Reiche dachte man sogar daran, ihm einen Gegenkönig zu setzen.

Da traten zwei Ereignisse ein, beide romantischer Art, welche den Dingen eine andere Wendung gaben. Der Kern des Kampfes war doch immer der Gegensatz zwischen Welfen und Hohenstaufen, welcher dadurch eine etwas andere Gestalt bekam, daß die Selbständigkeit der Fürsten überhaupt nunmehr mit der Sache der Welfen zusammenfiel. Hatten die Welfen einst in den Zeiten der Übermacht Heinrichs des Löwen die übrigen Fürsten wider sich gehabt, so wurden sie nun im Bunde mit diesen noch einmal um so gewaltiger. Da geschah es nun, daß Heinrichs des Löwen Sohn, Heinrich der Jüngere, der schon immer an der Spitze der Fürsten gestanden hatte, mit der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, der ihm eine große persönliche Zuneigung widmete, unter Vorschub der Mutter Irmgard in der Burg Stahleck bei Bacharach sich vermählte. Pfalzgraf Konrad war der Oheim Heinrichs VI. Der Kaiser hatte es anders mit seiner Base vorgehabt: er geriet in heftigen Zorn; aber er mußte sich dann doch in das Ereignis und seine Konsequenzen fügen. In Tilleda am Kyffhäuser ist die Versöhnung zwischen Heinrich VI. und seinen welfischen Gegnern und Verwandten geschlossen worden. Heinrich der Löwe ward zu Gnaden angenommen. Er trat in den Rang eines anderen Territorialfürsten zurück. Durch die Hoffnung seines Sohnes schien er aufs neue an das kaiserliche Haus gebunden.

Das andere Ereignis griff in weitere Ferne. Heinrich VI. wurde durch die Abenteuer König Richards in die Kreuzzugsirrungen verwickelt. Richard hatte seinen Rückweg nicht über Frankreich, weil er mit Philipp August auf das bitterste verfeindet war, sondern durch Deutschland genommen. Hier aber hatte er sich ebenfalls an Herzog Leopold dem Tugendreichen von Österreich einen Gegner geschaffen, der nur nach Rache dürstete. Er hatte in der Gegend von Ascalon von einem Hause, das für den Herzog in Beschlag genommen war, das Panier desselben abreißen und in einen Pfuhl werfen lassen, um das Haus selbst zu bewohnen. In dessen Hände fiel er nun, wurde aber von ihm — denn ein König dürfe nicht in der Haft eines Herzogs sein — dem Kaiser Heinrich überliefert, der, wegen der sicilischen Einmischung selbst auf Richard erbittert, ihm ein schweres Lösegeld abnötigte und ihn sogar dahin brachte, sich als Vasallen des Kaisers zu bekennen. Richard empfing England symbolisch vom Kaiser zu Lehen. Es war ein Akt, nicht allein ganz gegen den Sinn der Kirche, welche die Gefangennehmung des Königs auf seiner Heimfahrt höchlichst mißbilligte, sondern auch an sich von arger Gewaltsamkeit; auch blieb er nicht ohne üble Folgen, insofern Richard bei der nächsten Kaiserwahl aus dem aufgedrungenen Lehnsverhältnis das Recht für sich herleitete, selbst ein Wort in den Angelegenheiten des Reiches mitzusprechen.

Zu diesen beiden Ereignissen trat noch ein drittes: der Tod Tancreds von Sicilien, im Februar 1194, dem freilich noch ein Sohn folgte, Wilhelm III., welchem aber die Fähigkeiten seines Vaters bei weitem nicht beiwohnten. Hierdurch bekam der Kaiser freie Bahn. Er hatte sich in Oberitalien behauptet: jetzt gewann er die großen Seestädte Genua und Pisa, denen er die umfassendsten Privilegien gewährt hatte, für sich. Die Ankunft einer Flotte bewirkte, daß niemand Widerstand leistete. Man erwartete ihn in Messina, ehe er erschien. Über die Abgefallenen hielt er ein strenges, gräßliches Gericht. Im Dezember 1194 ward er in Palermo gekrönt. Er stand auf der Höhe seiner Macht.

Heinrich VI. war sehr unterrichtet; es ist ein deutsches Gedicht übrig, das seinen Namen trägt. Er war nicht von ansehnlicher Persönlichkeit, bleich und ernst; aber eine Chronik sagt: durch seine Gelehrsamkeit, Klugheit, Großherzigkeit sei er mehr hervorragend gewesen, als durch absalonische Schönheit. Übrigens liebte er doch auch Zeitvertreib, Jagd, Spiel; wir finden ihn von Gauklern umgeben. Aber er unterbrach die Tafel, wenn es nötig war, um Audienz zu geben. Man vermißte nicht gerade Freigebigkeit an ihm; aber strenge forderte er ein, was man ihm schuldig war. In der Kriegführung war er seinem Vater nicht gleich, aber in umfassenden Bestrebungen. Nachsicht kannte er nicht; auch persönliche Gnade schützte nicht vor der nachdrücklichsten Strenge. Die Idee, welche das Kaisertum jetzt ergriffen hatte, die der Territorialmacht auszubilden, wäre er nun etwa der Mann gewesen. Er faßte dazu einen großen Gedanken.

Bisher hatten alle Würden des Reiches zwischen Erblichkeit und persönlicher Berufung geschwankt. Im Fürstentum hatte jedoch die Erblichkeit bereits den Sieg davongetragen. Auch bei dem Kaisertum war man im Begriff, sich ihr wieder zu nähern. Heinrich nun stellte den Deutschen vor, wie nützlich es ihnen sein würde, auf das Wahlrecht in Bezug auf die oberste Gewalt vollends Verzicht zu leisten, schon um jeder Streitigkeit über die Nachfolge zu entgehen, die sich immer so gefährlich erwiesen. Man lernt den Plan des Kaisers hauptsächlich aus Ansbert, der den Kreuzzug Friedrichs I. beschrieben, und aus den Reinhardsbrunner Annalen, die am ausführlichsten darüber berichten, kennen. Nach Ansbert wollte Heinrich es nach der Geburt seines Sohnes Friedrich dahin bringen, daß auf diesen, der der geborene Erbe der Krone Sicilien war, auch das Kaisertum übergehen sollte, ebenfalls gleichsam nach erblichem Recht. Es war also nicht allein auf die Erblichkeit des Kaisertums an sich, sondern auf die dauernde Verbindung des Reiches mit Neapel und Sicilien abgesehen, was bei der damaligen Lage der Welt in den Kreuzzügen von unendlicher Wichtigkeit gewesen wäre.

Dagegen machte der Kaiser nun den weltlichen und geistlichen Fürsten auch für sie selbst sehr vorteilhafte Anträge. Er machte ihnen Hoffnung, wie die Reinhardsbrunner Annalen angeben, das Erbrecht auf Töchter und Agnaten auszudehnen, die Mannlehen in Tochterlehen umzuschaffen; und zwar nicht allein in Bezug auf die großen Reichslehen, sondern auch in Bezug auf die kleineren. Die Notiz wirft ein Licht auf viele Transaktionen. Den Geistlichen sollte das Recht der Spolien, d. h. das Recht des Königs, sich der Hinterlassenschaft der höheren Kleriker zu bemächtigen, nachgelassen werden. Der Kaiser brachte seinen Vorschlag auf den Hoftagen zu Worms, Dezember 1195, und zu Würzburg, März 1196, zur Sprache. Nach Ansbert setzte er die Sache durch, obgleich die Anwesenden nicht sehr geneigt dazu waren; eine alte Nachricht zählt 52 Zustimmende; eine andere behauptet sogar, daß der Papst eingewilligt habe; aber die niederdeutschen Fürsten setzten sich mit Entschiedenheit dagegen.

Heinrichs Idee ist historisch deutlich; reichsrechtlich bietet namentlich die Frage wegen der Umwandlung der Lehen viele Schwierigkeiten. Und den vorhandenen Nachrichten zufolge fand die Sache nach und nach so vielen Widerstand, daß der Kaiser sie fallen ließ. Ich setze voraus, daß der erste Konvent nur sehr schwach besucht war und der Beschluß, den er faßte, eine weitaussehende Bewegung veranlaßte. Auch leuchtet ein, daß dieser Gedanke schon durch sein bloßes Erscheinen in dem Reiche der Möglichkeiten die Gegenbestrebungen der Abgeneigten anregen mußte. Man kann sagen: in ihm kulminierte die Politik der Hohenstaufen; der Kaiser wäre dadurch zu der größten Macht gelangt, zumal er zugleich in engster Verbindung mit Italien stand. Eben auf diese kam es ihm bei seinem Projekt vielleicht am meisten

an; auf der anderen Seite lag gewiß darin etwas weitaussehendes, was die Opposition bestärkte.

Heinrich hatte in Ober- und Mittelitalien kaiserliche Städte den anderen entgegengesetzt, Mailand gehorchte ihm. Sein Bruder Philipp ward Herzog von Toscana und gelangte in den Besitz der Mathildischen Güter. Der Seneschall des Kaisers, Markward von Anweiler, beherrschte die Romagna und die Mark Ancona; ein schwäbischer Ritter, Konrad von Ürslingen, verwaltete Spoleto und Assisi. Der Präfekt der Stadt Rom war von Heinrich eingesetzt; selbst der damalige Senator von Rom — diesen Titel führte jetzt nur ein einzelnes kommunales Oberhaupt — war ein Anhänger des Kaisers. Zwischen Deutschland und dem sicilischen Erbreich gab es in der That keine Macht mehr, die dem Willen Heinrichs ernsten Widerstand entgegensetzen konnte. Das Papsttum mußte sich mit vorsichtiger Zurückhaltung begnügen.

Dazu kam, daß die Verbindung mit Neapel das Reich in unmittelbare Beziehung zum Orient setzte. Auch nach dieser Richtung hegte Heinrich die kühnsten Pläne und scheute kein Mittel, sie durchzusetzen. Er dachte daran, das griechische Reich zu erobern; man hat, um ihn zu beschwichtigen, in Konstantinopel ein Alemannikon — eine Deutschensteuer — für ihn gesammelt. Vornehmlich aber hielt er es für möglich, nach dem Tode Saladins auszuführen, was bei seinen Lebzeiten unmöglich gewesen war, und das heilige Grab zu erobern. Auf einem Hoftage zu Bari machte er sich anheischig, auf seine Kosten 1500 Ritter mit den dazu gehörigen Knappen ein ganzes Jahr lang in Waffen zu erhalten; während der Reichskanzler Konrad, Bischof von Würzburg, in Apulien alles zur Überfahrt Nötige zusammenbrachte, hat der Kaiser im Dom zu Worms wohl selbst die Ritter ermahnt, das Kreuz zu nehmen. So kam es unter seinen Auspicien im Jahre 1197 zu einer sehr ansehnlichen Expedition, die man wohl als den vierten Kreuzzug bezeichnen könnte. Die Niederdeutschen, die zur See kamen, trafen mit den Süddeutschen in Messina zusammen. Im Herbst 1197 langten sie vor Ptolemais an. Bereits im Oktober eroberten sie Berytus, allein Melik el Afdal, Sohn Saladins, war ebenfalls kein verächtlicher Gegner. Bei seinem Anrücken mußten die Pilger Berytus wieder verlassen. Dagegen geschah es damals, daß sich Armenien an das Abendland anschloß und der Bischof von Mainz den König von Armenien krönte, welcher sich als Vasall des deutschen Kaisers bekannte.

Keine üble Stellung: Beherrscher von Deutschland und Oberitalien, Herr von Neapel und Sicilien, Meister der syrischen Küste, Oberherr von England und Armenien! Heinrich VI. zählte erst 32 Jahr; er hätte der Welt noch viel zu schaffen gemacht. Schon war ihm ein Sohn geboren, der die Natur gehabt hätte, ihn bei reifen Jahren kräftig fortzusetzen. In diesem Augenblick — am 28. September 1197 — starb der Kaiser und hinterließ einen dreijährigen Knaben. Es ist doch auch das ein höchst merkwürdiges

Schicksal. Dadurch vollendete sich erst das Geschick seines Vaters. Wie jener im Orient, so verschwand Heinrich im entferntesten Süden.

Die Unglücksbotschaft und die notwendige Teilnahme der Fürsten an der Wahl bewirkten, daß auch das Unternehmen im Orient keinen unmittelbaren Erfolg hatte. Während sich aber die Führer des deutschen Kreuzzuges, der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Hildesheim und Passau nebst anderen Herren und Edlen, zur Heimkehr anschickten, vollbrachten sie doch noch einen für die Zukunft hochbedeutenden Akt, indem sie jene Brüderschaft vom deutschen Spital, der wir sieben Jahre früher vor Accon begegnet sind, ebendort 1198 in einen förmlichen Ritterorden umwandelten. Heinrich VI. selbst hatte auch diese Angelegenheit im Auge behalten und die Päpste seiner Zeit, die vor seiner Macht erzitterten, dazu vermocht, den deutschen Brüdern vom Marienhospital eine Anzahl von Privilegien zu gewähren, unter anderen (1196) das Recht, sich aus ihrer Mitte einen eigenen Meister zu erwählen. Die vollständige Lösung von den Johannitern ist damit schon ausgesprochen. Jetzt nun erhielt die Institution ihren Abschluß. Der deutsche Ritterorden erscheint insofern als ein Werk der Epigonen, als er die originalen Bildungen der älteren Orden voraussetzt; man kombinierte in seinem Statut die Prinzipien der Templer- und der Johanniterregel. Während jedoch diese früheren Genossenschaften ihrer Idee nach einen allgemein europäischen Charakter besaßen, sprach man hier den Grundsatz aus, nur Deutsche aufnehmen zu wollen. Auch hier unterschied man übrigens streitende und geistliche Brüder; sie trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz; besonderes Eigentum war dem Einzelnen verboten. Längere Zeit wollte es mit der Sache nicht recht fort; unter dem zweiten Meister schmolz die Zahl der Ritter bis auf zehn zusammen. Im Orient hat der Orden überhaupt nicht eigentlich Wurzel gefaßt; denn die Zeit der Erfolge im heiligen Lande war vorüber. Eine desto größere Zukunft war ihm im Abendlande selbst beschieden, die zugleich auf seiner nationalen Beschränkung beruht. Aus seiner Thätigkeit in Preußen erwuchs den Deutschen eine unvergängliche Frucht, die sie reichlich dafür entschädigt hat, daß ihre Anstrengungen für die Sache der Kreuzzüge ihnen nicht, wie den anderen europäischen Nationen, einen direkten Gewinn einzubringen vermochten.

Die Südländer klagen Heinrich VI. der Treulosigkeit und vor allem der Grausamkeit an; doch steht dahin, ob dabei nicht vieles übertrieben ist. Das freilich begreift man, daß ihnen sein Hingang willkommen war. Dagegen fühlten die Deutschen ganz den großen Verlust, den sie erlitten. Dieser Kaiser repräsentierte noch einmal die deutsche Weltherrschaft, mit der es nun für immer vorbei war. Sein eigentlicher Nachfolger war Lothar Conti, der Papst Innocenz III., 1198—1216. Wir lernen ihn aus seinen Briefen und aus der urkundlichen Geschichte seiner Gesta kennen. Auch haben wir einige andere Schriften von ihm, z. B. das Buch über die Verachtung der Welt, worin er die Eitelkeiten des Lebens aufzählt; Betrachtungen, die wohl oft

bewundert worden sind, die sich aber doch eigentlich nur sehr im Allgemeinen halten, ohne gerade besonders tiefsinnig zu sein. Innocenz verachtete die Welt nur so weit, als sich mit der Absicht und der Fähigkeit vertrug, sie zu beherrschen.

Das Geschlecht, das erst jetzt den Namen de comitibus, d. h. der Conti, annahm, war eines der reichsten und angesehensten in der Campagna. Aus den gebräuchlichen Vornamen will man schließen, daß es germanischen Ursprungs gewesen sei. Lothar Conti besuchte die hohen Schulen von Paris und Bologna, jenes für die Theologie und die freien Künste, dieses für die Rechtswissenschaften damals der wichtigste Platz. Er zeigte sich scharfsinnig und geschickt und erwarb die ganze Universitätsbildung seiner Zeit; sein gutes Glück wollte, daß sein mütterlicher Oheim Papst wurde, Clemens III. Der ernannte den erst Dreißigjährigen 1192 zum Kardinal. Nach Clemens' Tode unter Cölestin vermochte der junge Cardinal wenig; aber eben das mochte eine Art Empfehlung für ihn sein; erst 37 Jahre alt, ward er 1198 zum Papst gewählt. Er konnte noch zu jung erscheinen, aber man übersah das: wegen der Vorzüge seines Charakters und wegen seiner Wissenschaft.

Innocenz war ein Mann, der sich nicht rasch entschloß, aber dann unerschütterlich an seinem Entschluß festhielt, den er ganz für sich gefaßt hatte. Widerstand vermochte ihn nicht zu beugen, aber wohl Unterwerfung. Die Fülle der Gewalt, sagt er, bewegt uns zur Vorsicht. Er war ohne Tadel in seinem Privatleben; er wollte nichts von der Kirche, selbst seine Reisen bestritt er aus eigenen Mitteln; er beschränkte die Tafel und wollte nicht von Edelknaben bedient sein. Er war unermüdlich und meinte, wie der Vogel zum Flug, so sei der Mensch dazu geschaffen, Mühseligkeiten auszuhalten. Er war voll von hohen und großen Entwürfen. Mit ungemeiner Thätigkeit ging er nun daran, die erhabene Stellung, die das Papsttum bereits einnahm, zu fixieren, zu erweitern. Er ist von der Hoheit des Priestertums durchdrungen: der Priester salbe den König, nicht umgekehrt; der Priester herrsche über die Seele, der Fürst nur über den Leib. Einzelne Könige sind über einzelne Reiche gesetzt, der heilige Petrus und seine Nachfolger über alle Reiche. Die Grenzen dieser Gewalt sind unbestimmt; er suchte sie soweit zu treiben wie möglich. Aus den ersten Jahren seiner Verwaltung finden wir 583 Briefe, von denen er doch den größten Teil selbst geschrieben haben mag, die sich über alle Geschäfte der Welt erstrecken. Aber die nächste Arbeit hatte er in Rom, sowie in dem Gebiete, welches die Kirche sich zueignete, selbst.

Gleich am Tage nach seiner Wahl nahm er dem Präfekten der Stadt, der das Recht des Reiches in derselben repräsentierte, den Eid der Treue ab. Er investierte ihn, wie die Gesta sagen: nicht mit dem Schwert, sondern mit einem Mantel und einem silbernen Becher. Das Volk von Rom hielt sich, jener Verfassung von 1144 zufolge, unter seinem Senator für unabhängig; es forderte von jedem Papst ein Wahlgeschenk, zu dem auch Inno-

cenz sich hatte verstehen müssen. Nun aber setzte dieser auch den Senator von neuem in sein Amt ein, ohne Rücksicht auf die Rechte der Stadt. Wie der Präfekt versprach, seine Verwaltung zur Ehre und zum Vorteil der Kirche zu führen, so verpflichtete sich der Senator, zu helfen zur Erhaltung des Papsttums und der Regalien St. Peters, die er besitze oder noch erwerben werde. Jener sollte außerhalb, dieser innerhalb der Mauern die Rechte der Kirche wahrnehmen. Die mächtigsten Barone der Campagna unterwarfen sich dem Papste schon um seines Geschlechtes willen und leisteten ihm den Eid.

Hierauf griff er jenen Markward an. Dem mächtigen Dynasten sandte er seine Priester, seine Legaten entgegen, die unter dessen Augen das Volk für den römischen Stuhl in Pflicht nahmen. Markward wurde in den Bann gethan. Dann rüstete der Papst. Mit geistlichen und weltlichen Waffen zugleich verjagte er die Deutschen. Vergebens bot Konrad von Ürslingen dem Papst einen sehr bedeutenden Zins; auch er ward genötigt, seine Schlösser aufzugeben. Innocenz wurde Meister, wie von Ancona, so von Spoleto; Perugia huldigte dem Papsttum zum erstenmal. Dergestalt ward, was nie zuvor geschehen, der Kirchenstaat wirklich in die Hand des römischen Bischofs gebracht. Eine Priesterherrschaft wurde dort gegründet, die eine Eroberung über die Reichsgewalt der Deutschen ist. Nach manchen Irrungen im 16. Jahrhundert wiederhergestellt, hat sie sich bis in unsere Tage behauptet, um zuletzt die Auflehnung der Italiener wider sich zu erregen. Damals aber halfen diese zu ihrer Errichtung.

Auch in Toscana schlossen sich die Gegner des kaiserlich gesinnten Pisa an Innocenz an. Hier setzten sich die Städte selbst in den Besitz der Mathildischen Güter. Sie schlossen einen Bund, dem lombardischen ähnlich, an dessen Spitze Florenz und Siena standen, indem sie einander gelobten, keine kaiserliche oder herzogliche Gewalt mehr über sich anzuerkennen. Noch mehr wollte es besagen, daß sich die Witwe Heinrichs VI. die Erneuerung der päpstlichen Belehnung ihres Sohnes, Friedrichs II., mit Sicilien unter beschränkenden Bedingungen gefallen ließ; ja sie ernannte 1198 sterbend Innocenz III. geradezu zum Obervormund des königlichen Knaben.

Bei allen diesen Schritten hatte Innocenz ohne Zweifel das nun erst mächtig aufflammende Nationalgefühl der Italiener auf seiner Seite. Schon bei der Kunde vom Tode Heinrichs VI. brach an vielen Stellen die nationale Antipathie gegen die Deutschen in offene Empörung aus. Wie unter Alexander III. die Idee der städtischen Freiheit, so verband sich jetzt die der italienischen Nationalität mit der klerikalen, die zugleich eine politisch-hierarchische war. Italien, meinte Innocenz, habe das Principat über die Welt. Da sei zugleich der päpstliche Primat fixiert. An die Stelle der kaiserlichen Herrschaft über die ganze Halbinsel, wie sie Heinrich VI. besessen, setzte Innocenz III. ein unter päpstlicher Hoheit zusammengefaßtes Italien.

Unmittelbar nach einander traten so der mächtigste Kaiser und der mächtigste Papst auf. Neben einander hätten sie keinen Raum gehabt. Ihre

Doktrinen sind entgegengesetzter Natur. Das Übergewicht des geistlichen Schwertes, wie es Innocenz III. im Sinne hatte, hätte sich Heinrich VI. nicht gefallen lassen. Entscheidend sind doch auch hier die Persönlichkeiten: der gewaltsame Heinrich, welcher der Welt sein deutsches Gesetz auflegte, übrigens ein Mann, der zu leben wußte und Verstand hatte; der in der Schule des Jahrhunderts gebildete Innocenz, geistlicher und reicher Herr der Campagna. Er stellte sich an die Spitze der vom Kaiser gedrückten, durch seine Bedrückungen geeinigten Gewalten. Er entfernte allenthalben die deutschen Elemente. Dann ging er daran, seine Behauptung wahr zu machen, daß die weltlichen Fürsten nur einzelnen Reichen vorstünden, der Papst aber allen. Von seiner italienischen Basis aus unternahm er es, dem politischen Schicksal der übrigen europäischen Lande Maß zu geben; vor allem jedoch nahm er die Sache der Kreuzzüge in die Hand, die, wie wir wissen, die allgemeine war.

Zwölftes Kapitel.

Der vierte Kreuzzug: lateinisches Kaisertum; Entscheidung in Spanien.

Die orientalischen Unternehmungen, hervorgegangen aus einer großen Idee, entsprachen in ihrer wirklichen Gestalt doch immer den jedesmaligen Zuständen des Abendlandes. Der erste Kreuzzug war das Werk der großen Vasallen, die sich um Papst Urban im Moment der Proklamierung der umfassendsten hierarchischen Ideen gruppierten. Der zweite war das Werk zweier Könige, die im Einverständnis mit dem Papste waren. Zu dem dritten vereinigte sich der Kaiser in dem Momente, wo er seines Vasallen Herr war und das Reich gesichert hatte, mit den beiden westlichen Königen, die sich soeben durch ein anderweites Bundesverhältnis vereinigt hatten. Jetzt nun war in Deutschland mit dem Tode Heinrichs VI. der innere Hader, wie wir noch erwähnen werden, wieder erwacht. Bei seiner Rückkehr fand Richard Löwenherz die Magnaten, weltliche und geistliche, um seinen Bruder Johann geschart. Johann ward bald genötigt, sich zu unterwerfen; alsdann aber erneuerte sich der Krieg zwischen Frankreich und England, der sich in tausend kleinen Kämpfen entlud. Als Richard vor einem Schloß, das er belagerte, umkam (1199), ward der Zustand insofern verschlimmert, als zwischen dem Sohne seines älteren Bruders, Arthur, und jenem Johann ein heftiger Zwiespalt ausbrach, von dem auch Philipp August betroffen wurde. Unter diesen Umständen konnten sich die großen Fürsten nicht zu einem Kreuzzuge anschicken. Papst Innocenz übernahm wieder ohne sie die Führung.

Unter seiner Autorität, die durch den Beschluß der Kardinäle noch ver-

stärkt wurde, durchzogen feurige Prediger die verschiedenen Länder, z. B. Deutschland der Cistercienserabt Martin. Keiner war merkwürdiger als Meister Fulko von Neuilly, selbst ein Mann, der das Pferd bestieg, einen anständigen Hut trug, ein gutes Gastmahl nicht verschmähte, aber dabei Wunder wirkte und eine unwiderstehliche Gabe der Beredsamkeit besaß. Von ihm angefeuert nahmen viele das Kreuz. Ein paar sehr junge und vornehme Männer traten bei Gelegenheit eines Turniers in den Ardennen an die Spitze: Theobald von Champagne, erst 22 Jahre alt, und Ludwig von Blois, fünf Jahre älter; beides Verwandte der Könige von Frankreich und England. An sie schlossen sich ihre Anhänger und Freunde aus den Häusern Montmirail, Joinville, Brienne, Montmorency, Coucy, Dampierre, der Marschall der Champagne Gottfrid von Villehardoin, der Geschichtschreiber dieses Zuges, ein Erzähler voller Anmut und einleuchtender Ehrlichkeit; bald darauf (Anfang 1200) der Schwager Theobalds, der Graf Balduin von Flandern-Hennegau, der sein Land dadurch gegen die Anfälle des Königs Philipp von Frankreich sichern wollte; mit ihm sein Bruder und viele der Namhaftesten vom flandrischen Adel aus den Häusern Bethune, Nesle, St. Paul, Avesnes u. a. m. Es waren also diesmal wiederum wie bei dem ersten Zuge die großen Vasallen, welche die Sache in die Hand nahmen; doch tritt daneben das Rittertum selbständiger hervor.

Im Jahre 1200 kamen die Ritter und Herren öfter zusammen, um die Unternehmung vorzubereiten. Da der zum Anführer bestimmte Graf Theobald, ehe noch etwas unternommen werden konnte, starb, so wendeten sie sich an den Markgrafen Bonifaz von Montferrat und erkoren ihn zu ihrem Oberhaupt. Es war der Bruder jenes Wilhelm Longaspada, der mit Sibylle von Jerusalem vermählt gewesen, und des berühmteren Konrad von Tyrus, der, mit Elisabeth vermählt, die große Parteiung über das Königreich veranlaßt hatte und darüber ermordet wurde. Bonifaz von Montferrat, ebenso tapfer wie seine Brüder, war gleichsam der Erbe ihrer Ansprüche; er kam unverzüglich nach Soissons; Meister Fulko heftete ihm das rote Kreuz an den Mantel, mit zwei Äbten des Cistercienserordens, der überhaupt den größten Anteil an der Förderung des Unternehmens hatte. Dem Beispiel des Markgrafen von Montferrat folgte eine Anzahl lombardischer Bischöfe und Herren.

Im Jahre 1202 rüstete sich alles zur Abreise. Die Flanderer machten sich auf eigenen Schiffen auf, manche Franzosen nahmen ihren Weg über Marseille; doch die meisten und angesehensten Kreuzfahrer gingen nach Venedig, mit welchem ein Vertrag wegen der Überfahrt vereinbart worden war. Dort aber ward dem Unternehmen eine ganz andere Richtung gegeben, die gleichwohl durchaus in der Natur der Dinge lag.

Die Kreuzzüge waren aus einer Verbindung der Lateiner mit den Griechen gegen den Islam hervorgegangen; allein der Gegensatz, in welchem die Verbündeten selbst zu einander standen, war im Lauf eines Jahrhunderts eben durch ihre wiederholte und nahe Berührung nur um so größer geworden.

Schon auf der Schwelle des ersten Kreuzzuges trat die Differenz der politischen Interessen der Byzantiner und der Abendländer ans Licht; der zweite ist hauptsächlich an der Gegenwirkung der Griechen gegen die Franken gescheitert. Wir berührten, wie der dann erfolgten Annäherung unter Manuel in Konstantinopel durch die Gewaltsamkeit des Andronicus, in Cypern durch die des Tyrannen Isaak ein Ende gemacht wurde. Diesen griechischen Reaktionen antworteten dann natürlich neue lateinische Rückschläge: Richard Löwenherz nahm Cypern ein; der Gedanke einer Eroberung Konstantinopels, den die Bevölkerungen der Balkanlande Kaiser Friedrich I. nahe legten, ist von dessen Sohn und Nachfolger ernstlich ins Auge gefaßt worden. Heinrich VI. erscheint dabei seiner Stellung gemäß als der Nachfolger der italienischen Normannen, deren Entwürfen er indes durch die Tendenzen des Kaisertums noch eine ganz andere Tragweite verlieh. Als Kaiser Isaak Angelus ihn um Hülfe gegen seinen Bruder Alexius ansprach, forderte Heinrich dafür Abtretung der Küstenstrecke von Epidaurus bis Thessalonich, d. h. das eigentliche Griechenland, ferner Unterstützung der Kreuzfahrt, die er beabsichtigte, durch die griechische Flotte, und einen Tribut, also förmliche Abhängigkeit.

Nun aber wurde im Jahre 1195 der Kaiser Isaak durch den Bruder Alexius III. wirklich gestürzt und geblendet. Heinrich meinte ihn rächen zu sollen; er machte zugleich für seinen Bruder Philipp, den er mit der Tochter Isaaks, Irene, vermählt hatte, Ansprüche auf den byzantinischen Thron. Im Jahre 1196 ging eine Gesandtschaft Heinrichs, welche Nicetas Choniates schildert, nach Konstantinopel und bot nur gegen Erlegung eines Tributes den Frieden an. Eben dazu schrieb Alexius jene Deutschensteuer aus, welche höchst beschwerlich wurde, zumal sie zum Vorwand dienen mußte, selbst die Kirchenschätze zu plündern. Wäre es zu einer großen Kreuzfahrt Heinrichs VI. gekommen, sie würde sich ohne Zweifel auch gegen Konstantinopel gewendet haben. Den Tod Heinrichs bezeichnet Nicetas als einen vielerwünschten.

Die Tendenz des Abendlandes gegen Konstantinopel hörte jedoch darum nicht auf, denn sie war keineswegs an einzelne Persönlichkeiten gebunden oder auf die Politik der Herrscher beschränkt; sie ergab sich vielmehr aus dem allgemeinen Verhältnis der Kräfte. Byzanz erhob noch immer den Anspruch, die Hauptstadt der Welt zu sein. Den Einfluß seiner Kultur auf das abendländische Europa hat die neuere Forschung, insbesondere auf dem Felde der Kunstgeschichte, fast in Abrede gestellt; es werden indes auch nach den Zeiten der Ottonen im 11. Jahrhundert noch immer griechische Künstler bei den Bischöfen Meinwerk von Paderborn und Godehard von Hildesheim erwähnt. Aber wahr ist es, daß sich das eigentümliche abendländische Element auch in der Kunst allmählich von diesen Einwirkungen losgerissen hatte. Allein überhaupt war, vornehmlich doch infolge der Kreuzzüge und des an sie anknüpfenden Welthandels, die lateinische Welt nunmehr ihrerseits soweit entwickelt und fühlte so sehr ihre volle Überlegenheit, daß sie Ansprüche auf die Herrschaft über die Griechen geltend machte. Man dürfte wohl sagen, daß dies Ge-

fühl des Übergewichts eben jetzt gleichsam durch den Lauf der Natur in Venedig zur Erscheinung kam.

Venedig hatte sich vor Zeiten, zugleich mit dem Papsttum, von der Herrschaft des oströmischen Kaisers freier gemacht, aber auch gegen das abendländische Reich eine große Unabhängigkeit behauptet; es hatte sowohl auf das eine wie auf das andere eine gewisse Einwirkung ausgeübt. Im 11. Jahrhundert hatte es sich, um die eigene Schiffahrt sicher zu stellen, die dalmatinischen Städte größtenteils unterworfen. Es leistete, wie berührt, dem Kaiser Alexius I. die trefflichsten Dienste gegen Robert Guiscard, dem es zur See eine Niederlage beibrachte und empfing dafür von Byzanz umfassende Handelsprivilegien. Da waren die Venezianer ihrer äußeren Erscheinung nach noch Griechen: sie trugen Bärte wie diese. Aber im 12. Jahrhundert wandten sie sich bei weitem mehr zum Abendlande hinüber, und zwar ebenfalls hauptsächlich durch die Kreuzzüge, die sie mit demselben in innere Verbindung brachten. Die Verfassung, welche sich die italienischen Städte jener Zeit gaben — ein wenig mächtiger höchster Beamter, ein kleiner und ein großer Rat — ward auch von ihnen angenommen und stabil ausgebildet; nur daß ihr Oberhaupt, der Doge, lebenslänglich gewählt ward, nach uraltem, schon unter der Hoheit der Griechen eingeführtem Herkommen. Ich gedachte oben des Anteils, welchen die Venezianer an den lombardischen Kriegen hatten. Das hielt sie indessen nicht ab, sich doch auch wieder an Friedrich I. anzuschließen, so oft Kaiser Manuel den Versuch machte, nach dem Abendlande zurückzugreifen. In dieser Hinsicht hatten sie eine Stellung, ungefähr wie ihr Freund, Papst Alexander III. Mehr und mehr jedoch gerieten sie in ein gespanntes Verhältnis zu Konstantinopel. Venedig, das sich an aufgehäuften Schätzen mit der Kaiserstadt am Bosporus nicht messen konnte, überflügelte diese doch entschieden an Unternehmungsgeist und frischem Leben. Von der griechischen Reaktion unter Andronicus wurden auch seine Interessen empfindlich betroffen. Für die alsdann erneuerten Vorrechte bot doch der wirre Zustand des östlichen Reiches keine Sicherheit. Auch von Alexius III. hatten die Venezianer Unbill zu erdulden. Pisaner und Genuesen suchten sich unter gleichen Verhältnissen bereits auf gewaltsamem Wege zu ihrem Rechte zu verhelfen. Venedig durfte hinter diesen seinen westlichen Nebenbuhlern nicht zurückbleiben.

Eben jetzt war Enrico Dandolo Doge, an Jahren ein Neunziger, aber von ungebrochener Thatkraft und, wie seine Feinde sagten, ein Ausbund von Verschmitztheit. Vor dreißig Jahren hatte ihm in Konstantinopel die Tücke Kaiser Manuels das Augenlicht geraubt; persönlicher Rachedurst vereinte sich in ihm mit politischem Haß gegen die byzantinische Wirtschaft. Er sah in dem ritterlichen Kreuzheer ein willkommenes Werkzeug für seine Pläne und entschloß sich, den Zug persönlich mitzumachen und zu dem erwünschten Ziele zu lenken. Zuerst überredete er die Kreuzfahrer, das dalmatinische Zara, das sich feindselig gezeigt hatte, für Venedig wieder einzunehmen. Dort nun

stellte sich im lateinischen Lager der griechische Prinz Alexius ein, der Sohn des gestürzten Kaisers Isaak, der, dem Gewahrsam seines Oheims Alexius III. entronnen, zuerst eine Zuflucht bei seinem Schwager Philipp von Hohenstaufen gesucht hatte. Philipp, in den Thronstreit mit den Welfen verstrickt, konnte ihm keine faktische Hülfe leisten; deshalb trug der junge Alexius jetzt den Kreuzfahrern vor Zara die Bitte um Unterstützung gegen den Usurpator vor. Die Ritter, nach Abenteuern begierig, ließen sich leicht durch die Venezianer dazu überreden, obwohl Papst Innocenz III. entschieden davon abmahnte.

Innocenz verfolgte — auch hierin gewissermaßen in seiner Sphäre der Nachahmer Heinrichs VI. — die gregorianische Idee der kirchlichen Unterwerfung des gesamten Orients unter Rom mit größerem Eifer, als irgend einer der früheren Päpste; ihm genügte als Rechtsgrund für diese Forderung das Wort: Du bist Petrus! In Armenien setzte er dieselbe wirklich durch; der König und der Hoheprieſter dieses Landes, der sogenannte Katholikos, erkannten Rom in der That als die Mutterkirche an, welche den übrigen ihre Gesetze vorschreibe. An der Ausdehnung des römischen Primats über die griechische Kirche war dem Papste natürlich noch weit mehr gelegen; jedoch von Gewaltsamkeiten wollte er in diesem Falle nichts wissen. Alexius III. hatte ihm so günstige Versicherungen gegeben, daß Innocenz diesen Kaiser gleichsam als katholisch ansah und eher durch ihn als wider ihn zum Ziele zu kommen hoffte.

Allein man hielt seine Einreden nicht für so ernstlich und nahm darauf keine Rücksicht. Ende Juni 1203 erschien die ganze Flotte der Kreuzfahrer im Bosporus. Die Paniere und Fahnen des Abendlandes wehten von den Türmen der Schiffe, die Schilde mit den Wappen waren als eine Brustwehr rings um das Verdeck aufgestellt. Im Namen des Isaak und des jungen Alexius griffen die Kreuzfahrer zum erstenmal Konstantinopel an. Ein starkes Schiff der Venezianer, Aquila genannt, sprengte die Ketten, mit denen der Hafen gesperrt war. Leicht war die armselige Flotte der Griechen vernichtet. So begann die Belagerung. Auch hier begannen die Venezianer, besonders der alte Dandolo, das beste. Doch war die Stadt noch nicht erobert, als Alexius III. mit seiner Tochter und seinen Schätzen entfloh, und der Eunuch des Palastes, verbündet mit der Leibwache, fast wie es später bei den Türken so oft wiederkehrt, den geblendeten Isaak hervorzogen und zum Kaiser ausriefen. Hiermit war die vornehmste Absicht erreicht. Der junge Alexius IV. ward in die Stadt geführt und von seinem Vater zum Mitregenten angenommen. Die Kreuzfahrer zogen mit ihm durch die benachbarten Provinzen und halfen sie ihm unterwerfen.

Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß ein solches Verhältnis nicht bestehen konnte. Die alte Entzweiung zwischen Griechen und Lateinern erneuerte sich: es kam zu blutigen Händeln. Alexius IV. hatte den Kreuzfahrern unter anderem 200 000 Mark Silbers versprochen. Man mußte

zu großen Erpressungen und Beraubungen der Kirchen schreiten, um diese Summe aufzubringen, und konnte doch die Forderungen nicht befriedigen. Der allgemeine Widerwille gegen die Franken riß am Ende auch den jüngeren, eben eingesetzten Kaiser fort. Er entfernte sich von den Franken, und es kam so weit, daß sie ihm in seinem Palast den Krieg erklärten. Eben hierdurch verlor er die ganze Grundlage seiner Stellung. Von seinen Unterthanen ward er nicht geliebt, weil er von den Fremden eingesetzt worden war; von diesen ward er jetzt angegriffen. So konnte es geschehen, daß einer von seinen Hausbeamten, Alexius Dukas, der von seinen die Augen bedeckenden Brauen den Namen Murzuphlos führte, den günstigen Augenblick ersah, um sich der Person des Kaisers zu bemächtigen. Er setzte ihn in falscher Schrecken und führte den Furchtsamen, unter seinem Mantel verborgen, in seine eigenen entfernten Gemächer, wo er ihn gefangen nahm. An seiner Stelle setzte er sich selbst auf den Thron und nahm den Namen Alexius V. an. In Murzuphlos repräsentierte sich noch einmal die antilateinische Gesinnung der Griechen; er machte alle Anstalten zur Verteidigung. Auch mit Brandern suchte er die lateinische Flotte heim.

Das ganze Unternehmen ward nun eben hierdurch entschieden. Die Abendländer hatten keinen Begriff davon, daß man den Thron so ohne alle gerechten Ansprüche besteigen könne. Überdies, daß Alexius IV. nicht nur gestürzt war, sondern gar umgebracht wurde, machte alle ihre Ansprüche zu nichte. Es war ein sehr natürlicher Fortgang der Dinge, daß sie im März 1204 sich nun im eigenen Interesse abermals an die Belagerung von Konstantinopel machten. Es war wie bisweilen zu den Zeiten der Völkerwanderung: man hatte Hülfe geleistet; über den versprochenen Sold geriet man mit dem Unterstützten in Streit, der nun diesmal durch eine neue innere Katastrophe gestürzt worden war. Wie hätten nun aber die Griechen dem Heere der Kreuzfahrer wiederstehen sollen? Bei der zweiten Bestürmung fiel die Stadt in ihre Hände, 12. April 1204. Die Ritter selbst verloren an diesem Tage nicht einen einzigen von den Ihren. Anfangs schonten sie auch die Griechen in der That. Als aber der Kampf sich in der Stadt erneuerte, erfolgten alle Greuel einer gewaltsamen Eroberung. Ich will ihr Detail nicht berühren. Aber als ein Verlust für immer muß es betrachtet werden, daß die Franken so viele Werke der Kunst zerstörten, die in Konstantinopel aufgehäuft waren. Was würde man heut darum geben, sie zu besitzen!

Auf jeden Fall aber handelt es sich um eines der merkwürdigsten Ereignisse. Das byzantinische Reich ließ sich bis dahin noch immer als ein Rest der antiken Welt betrachten, der allen Stürmen der Völkerwanderung, allen Barbarenangriffen der folgenden Zeiten widerstanden hatte. Vernichtet ward es erst dritthalb Jahrhunderte später durch die barbarische Eroberung der Türken. Schon jetzt aber wurde seinem eigentümlichen Dasein einer der verderblichsten Schläge beigebracht; jedoch keineswegs durch uncivilisierte Massen, sondern durch die ritterlichen und bürgerlichen Streitkräfte des ro-

manischen Westens, die trotz aller Roheit, mit der sie die Eroberung selbst vollzogen, doch immer die neubegründete Bildung des abendländischen Lebens repräsentierten. Welch eine ganz andere Zukunft, als sie hernach diesen Regionen zu Teil geworden, schien das Ereignis in sich einzuschließen!

Schon vor dem Anfang der Belagerung war zwischen Venezianern und Kreuzfahrern ein Vertrag über die Verteilung und die neue Einrichtung des Landes geschlossen worden. Demgemäß sollte ein lateinischer Kaiser gewählt werden, dem jedoch nur der vierte Teil des Reiches zu unmittelbarem Besitze bestimmt wurde. Die drei übrigen Vierteile sollten zu gleichen Hälften unter die Kreuzfahrer und die Venezianer verteilt werden. Darauf bezieht es sich, wenn sich der Doge von Venedig hinfort Herrn von anderthalb Vierteln des Kaiserreichs nennt. Auch von der Hauptstadt selbst nahm er ebensoviel in Anspruch. Der dortige venezianische Podestà bekam die Würde eines Despotes; es war fast die einzige griechische, die man übrig ließ.

Als die wichtigste Aufgabe erschien sodann die Kaiserwahl. Man soll daran gedacht haben, Philipp von Hohenstaufen zu erwählen; es wäre dann nur Ein Kaiser gewesen, wie Ein Papst; auch war ja Philipp ein naher Verwandter des Hauses Angelus und hatte zu dem Unternehmen indirekt einigermaßen beigetragen. Auch an den blinden Dogen Dandolo selbst ist gedacht worden. Doch war beides gleich unthunlich. Die Wahl konnte nur zwischen Bonifaz von Monferrat und Balduin von Flandern zweifelhaft sein. Es ward ein Ausschuß von 12 Wahlmännern, 6 Venezianern und 6 Rittern eingesetzt, dessen Spruch sich beide Bewerber zu fügen gelobten. Nach den Nachrichten des Nicetas war Bonifaz dem alten Dogen zu unlenksam, zu ehrgeizig; auch mochte er der venezianischen Politik als italienischer Dynast bedenklich erscheinen. Man wählte deshalb Balduin, um der Eigenschaften willen, die ihn vielleicht hätten ausschließen müssen. Er verdankte die Krone dem alten Dogen. Am 16. Mai 1204 wurde Balduin I. gekrönt.

Sein erstes Schreiben an die abendländischen Fürsten gedenkt auch der größten bis zu diesem Augenblick nicht gehobenen Schwierigkeit der Vereinigung des europäischen Ostens mit dem Westen, der religiösen. Der Papst, heißt es, möge ein Concilium nach Konstantinopel ausschreiben, er möge selbst dahin kommen und das neue Rom mit dem alten einigen. Balduin bat um Meßbücher und Breviere, um Geistliche strenger Observanz und Lehrer von Paris. Er schickte selbst junge Leute dahin, um im Gottesdienst des Abendlandes erzogen zu werden. In Paris wurde ein Kollegium zu diesem Zwecke gestiftet. Es war wenigstens eine große Idee, die man hier erkennt, allein sie war unerreichbar. Nur zu dem äußeren, künstlichen Aufbau einer lateinischen Kircheneinrichtung ist es wirklich gekommen. Man wählte zum Patriarchen einen Venezianer, Morosini, den der Papst bestätigt hat. Denn Innocenz III. söhnte sich dem ungeheuren, unverhofften Erfolge gegenüber mit

dem Geschehenen aus und verschmerzte für den Augenblick selbst die Vertagung des eigentlichen Kreuzzuges nach Palästina.

Kaiser Balduin I. ist nun ebensowenig zu wirklichem Ansehen gelangt, wie Gottfrid von Bouillon in Jerusalem. Seine Regierung begann mit einem ernsten Zwiste mit dem Nebenbuhler Bonifaz, dem als Anteil außer Morea die asiatischen Provinzen zugewiesen worden waren, der für diese jedoch lieber das bequemer gelegene Thessalonich eintauschen wollte. Als Balduin sich dem zu widersetzen Miene machte, wäre es fast zum Kriege gekommen, wenn sich nicht Dandolo und die Barone ins Mittel gelegt hätten. Der Markgraf von Montferrat erhielt darauf in der That Thessalonich als Königreich, für das er jedoch dem Kaiser die Lehnshuldigung leistete. Er konnte sich darauf gegen Morea wenden, während Balduin selbst einem frühen Untergang entgegenging.

Es versteht sich von selbst, daß die Griechen den neuen Zustand der Dinge mit äußerster Erbitterung betrachteten. Ihre Privatrechte und Gewohnheiten waren ihnen belassen worden, am Staat aber erhielten sie keinen Anteil. Die Eroberer schlossen sich ungefähr an die Formen der Verfassung an, die von den Franken in Jerusalem ausgebildet worden waren. Man bat sich ein Exemplar der Assisen aus und führte besonders den Teil, welcher sich auf den inneren Frieden bezog, in den griechischen Landen ein. Aber damit befriedigte man die Griechen nicht, welche sich nicht als Unterworfene und Besiegte behandeln lassen wollten. In solcher Stimmung fanden sie einen Rückhalt an dem Könige der vereinigten Walachen und Bulgaren, Joannisa, welcher damals mit der römischen Kirche in Beziehung getreten war und darauf trotzte, daß er bei dem Papste in Ansehen stand. Ihm überlieferten die Griechen Adrianopel wieder. Da ihn ein Kardinallegat zum Könige gesalbt hatte, hielt er sich dort für ebenso berechtigt, wie den lateinischen Kaiser. Als Balduin heranrückte, um Adrianopel wieder zu erobern, war vor ihm Joannisa mit einer bei weitem größeren Macht angelangt, deren Übergewicht noch durch die unbesonnene Tapferkeit der lateinischen Ritterschaft vermehrt wurde. Balduin erlitt im April 1205 eine Niederlage und geriet in Gefangenschaft, in der er bald darauf ermordet wurde.

Sein Nachfolger war sein Bruder Heinrich, 1205—1216, der dem Reiche doch eine gewisse Haltung zu geben verstand. Man dürfte ihn mit Balduin I. von Jerusalem vergleichen. Die Bedingung vor allem war, daß er mit Bonifaz von Montferrat in die engste Verbindung trat; er vermählte sich mit der Tochter desselben. Dadurch wurde das Reich erst lebensfähig. Bonifaz nahm an dem Kampfe gegen die Barbaren Teil; er fiel selbst darin (1207), aber Kumanen und Walachen wurden doch besiegt und nach und nach zum Frieden genötigt. Der gefährlichste Feind für Heinrich war dann der griechische Despot von Epirus, Michael Angelus in Arta, doch der Kaiser wußte ihn zur Huldigung zu nötigen.

Ungeheure Vorrechte hatten dem lateinischen Klerus eingeräumt werden

müssen. Heinrich wußte wenigstens die Gütervergabung zu beschränken, die darauf beruhte, daß viele heimkehrende Kreuzfahrer ihren Besitz den Geistlichen verliehen hatten. Im Mai 1210 hielt Heinrich ein Parlament zu Ravennika, wo er von allen Vasallen anerkannt wurde. Eben dort wurde eine bessere Ordnung festgesetzt. Heinrich widersetzte sich auch den gewaltsamen Bekehrungsversuchen des Legaten Pelagius und ließ die gefangenen griechischen Priester wieder los, um den drohenden Aufstand der Griechen zu verhüten. Mit Papst Innocenz III. geriet er deshalb in Mißverhältnis, ohne sich jedoch dadurch beirren zu lassen. Er behauptete seine Autorität über Thessalien, wo er die Witwe des Bonifaz aufrecht erhielt und über den Peloponnes, wo Gottfrid von Villehardouin sein Verweser war; er schlug die Lombarden, welche ihm Theben streitig machten. Genug, Heinrich schien es zu verstehen, Griechen und Lateiner zu vereinigen; er sah das wenigstens als seine Aufgabe an. Aber es waren doch alles nur Anfänge. Der epirotische Despot Theodor, Bruder und Nachfolger Michaels, erschien als ein sehr gefährlicher Gegner. Er eroberte viele Städte im lateinischen Gebiet. Indem Heinrich wider ihn zog, ist er 1216 zu Thessalonich gestorben.

Vielleicht wäre jetzt die beste Sicherung zur Behauptung der neuen Gründung gewesen, das Reich mit Ungarn zu verbinden, wo König Andreas II. wohl dazu geneigt gewesen wäre; allein man blieb bei dem bloß ritterlich-genealogischen Interesse stehen, welches zu keinem festen Bestande führen konnte. Die Schwester der beiden Kaiser, Jolanthe, sollte das Reich nicht zwar in Person, aber durch ihren Gemahl, Peter von Courtenay, fortsetzen, und dieser kam, vom Papst zum Kaiser gekrönt, mit Mannen und Reisigen in Epirus an; aber er hatte versäumt, mit dem dortigen Despoten ein Abkommen zu treffen; er wurde von ihm gefangen genommen und starb im Gefängnis. Nach Jolanthes Tode (1219) folgten ihre Söhne, Robert und Balduin II. Robert verlor 1224 eine Schlacht gegen die Griechen in Asien; Adrianopel entriß ihm der Despot von Epirus; in seinem eigenen Palast fügte ihm ein burgundischer Ritter, dessen Braut er entführt hatte, den größten Schimpf zu. Er suchte die Braut und deren Mutter im kaiserlichen Palast auf, ersäufte diese und ließ jener in der Nacht die Ohren abschneiden. Der Kaiser hatte kein Mittel gegen so viele Unbill. Balduin II., der ihm 1228 als unmündiger Knabe folgte, hat der Krone das verlorene Ansehen nicht wieder zu verschaffen vermocht.

Ich denke jedoch den dortigen Begebenheiten überhaupt nicht weiter im einzelnen zu folgen; bis auf die Katastrophe des Kaisertums Romanien, wie man es nannte, und die Wiederherstellung der griechischen Herrschaft in Byzanz im Jahre 1261, die uns seinerseit beschäftigen wird, kommt ihnen eine universalhistorische Bedeutung eigentlich nicht zu. Nur die politischen Gebilde als solche in ihrer verschiedenen Art, von denen einige immerhin ein paar Jahrhunderte gedauert haben, erregen ein allgemeingeschichtliches Interesse. Zu den franko-byzantinischen Mischbildungen gehört außer dem Kaisertum

Romanien selbst vornehmlich jenes thessalonische Königreich, welches indessen schon 1222 einem Angriff jenes Theodor I. von Epirus erlag. Der Sieger legte dann die purpurne Chlamys und die roten Schuhe an und nannte sich fortan Kaiser von Thessalonike. In Thessalien und Macedonien restaurierte er das griechische Wesen. Glücklicher entfalteten und länger behaupteten sich die kleineren Vasallenstaaten französischer Einrichtung in Mittelhellas und im Peloponnes, vor allen das Fürstentum Achaja, die gemeinsame Gründung der Herrren von Champlitte und Villehardouin. Feudalität, Privilegienwesen und Rittersitte wurden dort allenthalben angepflanzt. Für ein an klassische Töne gewöhntes Ohr ergaben sich die wunderlichsten Verbindungen der abendländischen Titel: Herzöge, Pfalzgrafen, Barone mit den antiken Ortsnamen. In Morea siedelten sich die Ritterorden an; auf dem Isthmus sah man statt der alten gymnastischen Spiele fränkische Turniere; das griechische Wesen zog sich in die Städte zurück.

Historisch von höherer Bedeutung sind die veneto-byzantinischen Erwerbungen. Abgesehen von dem hauptstädtischen Quartier, wo dem Podestà ganz nach heimischem Muster ein Senat zur Seite stand, umfaßten sie vornehmlich die Inseln; die jonischen sowohl wie Candia, welches die Republik dem Markgrafen abkaufte, und Euboea. Die Unterwerfung der Cycladen war dem Wetteifer einzelner Geschlechter der Nobili, der Sanudi, Dandoli u. s. w. überlassen. Von Candia aus wußte Venedig seinen Einfluß auch in Cypern mehr und mehr geltend zu machen. Auch in diesen venezianischen Gebieten wurden den griechischen Unterthanen die politischen Rechte entzogen; dafür erhielten sie eine gute Administration und bis in späte Zeiten hin Schutz gegen die andringende orientalische Barbarei. Selbst die modernen Türkenkriege der Venezianer hängen durch eine nie ganz abgerissene Tradition mit der damals von ihnen eingenommenen Stellung zusammen.

All diesen abendländischen Bildungen gegenüber erhielt sich jedoch von vornherein auch ein freier gräco-byzantinischer Bereich, nicht allein in jenem mehrerwähnten Despotat der Angeli von Epirus, sondern vor allem auf asiatischem Boden in den Kaisertümern von Nicaea und Trapezunt. In Trapezunt richteten Nachkommen des Andronicus Comnenus eine unabhängige Herrschaft auf, welche über das alte Colchis hin die pontischen Küsten bis zur Krim umfaßte und besonders dadurch für die Kultur wichtig ward, daß von dort aus eine große Handelsstraße in den inneren Orient unterhalten und ausgenutzt ward. Politisch dagegen kommt vornehmlich das Reich von Nicaea in Betracht, das von Theodor Laskaris, der als Schwiegersohn Alexius' III. das Beste bei der Verteidigung Konstantinopels gethan, gegründet und nach und nach unter mannigfachen Kämpfen erweitert wurde. Gegen die Lateiner wußte sich Theodor durch Allianzen mit Epirus oder den Bulgaro-Walachen zu sichern; übrigens hat er in altbyzantinischer Weise auch abendländische Söldner oder seldschukische Truppen aus dem benachbarten Sultanat von Iconium nicht verschmäht. Vorzüglich aber bildete dies all-

mählich erstarkende Gebiet die Zuflucht aller politisch oder kirchlich unzufriedenen Griechen aus den lateinischen Herrschaften. Auf Theodor Laskaris folgte sein Schwiegersohn Dukas Vatatzes (1222 bis 1254), der in zweiter Ehe eine Tochter Kaiser Friedrichs II. des Staufers heimführte. Er hat noch mehr geleistet, als sein Vorgänger, einmal weil er noch ein besserer Kriegsmann war, sodann weil er für Wirtschaft und Verwaltung ein seltenes Talent besaß, sodaß er in dieser Hinsicht kaum hinter Friedrich II. selbst zurückstand. Indem er auch nach Europa hinübergriff und 1246 den Epiroten das thessalonische Gebiet entriß, schuf er eine territoriale Kombination, durch welche Konstantinopel von beiden Seiten eingeschlossen ward, sodaß der Untergang des romanischen Kaisertums am Bosporus seitdem so gut besiegelt war, wie einst der des Königreichs Jerusalem, nachdem Saladin Syrien mit Ägypten vereinigt hatte.

Wie flüchtig aber auch immer diese merkwürdige Erscheinung war: für ein halbes Jahrhundert wenigstens war durch die Begebenheit von 1204 der lateinischen Welt ein neuer großartiger Schauplatz eröffnet worden, auf dem das romanische Wesen eine rastlose Thätigkeit entfalten konnte. Für das verlorene Syrien bot sich so der reichste Ersatz, dessen innere Bedeutung auch in diesem Falle weit über die Zeit des wirklich behaupteten Besitzes hinaus reicht. Es ist keine Abschweifung, sondern eine notwendige Ergänzung, wenn wir von hier aus alsbald unseren Blick auf die pyrenäische Halbinsel hinüberlenken, wo zur nämlichen Zeit — in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — der alte Kampf mit dem Islam für immer zu Gunsten des lateinischen Elementes entschieden ward.

Noch das 12. Jahrhundert hätte diesen Ausgang nicht ahnen lassen. Jene Almoraviden zwar, die durch den Sieg bei Zalacca den castilianischen Waffen Einhalt geboten und das arabische Spanien noch einmal kräftig zusammengefaßt hatten, verloren bald genug ihre Furchtbarkeit. Sie regierten Andalusien von Marocco aus als Nebenland und entgingen überdies nicht dem Schicksal der meisten mohammedanischen Dynastien, in kurzer Zeit in sich selbst zu verkommen. So vermochten sie denn an den entlegensten Punkten ihres Gebietes dem Vordringen der christlichen Mächte nicht zu wehren. 1118 eroberte Alfonso I. von Aragon, der in 29 siegreichen Treffen den Beinamen des Schlachtenlieferers erworben hat, Saragossa. Mit seiner Nichte Petronella, der Erbin von Aragon, vermählte sich Ramon Berenguer IV., Graf von Barcelona, und brachte dadurch die beiden östlichen Landschaften für immer zusammen. Mit verdoppelter Kraft warf er sich alsdann, nicht ohne genuesische Hülfe, 1148 auf Tortosa und nahm mit dieser Stadt die ganze Ebrolinie ein. Erst seit diesen Ereignissen gelangte das christlich-spanische Wesen am Mittelmeer zu wahrer Bedeutung, wie die nämliche Epoche an der entgegengesetzten atlantischen Küste Portugal emporkommen sah. Graf Heinrich von Burgund, ein Urenkel Hugo Capets, ward als der tapferste Helfer aus der Fremde von Alfonso VI. von Castilien zu seinem Schwieger-

sohn und zum Statthalter in Oporto eingesetzt. Dessen Sohn Alfonso I. schlug 1139 die Mauren bei Ourique, nannte sich König und eroberte 1147 Lissabon, dank der Unterstützung, welche ihm die zum zweiten Kreuzzuge vorüberfahrenden Niederländer und Engländer gewährten. Allein so wichtig die eine wie die andere Begebenheit für eine spätere Zukunft sein mochte: die Entscheidung in dem großen Streit jener Tage konnte nicht dort auf den Flügeln, sie mußte im Centrum der beiderseitigen Aufstellung, auf der Linie zwischen Toledo und der Meerenge fallen, und eben hier blieb man damals noch von so glücklichen Erfolgen weit entfernt.

Zwei Momente wirkten dabei zusammen: Castilien, auf dessen Haltung alles ankam, versank noch einmal in Schwäche, während umgekehrt auf seiten des Islam eine neue enthusiastische Erhebung stattfand, freilich die letzte in diesen Regionen. Alfonso VII., der Enkel Alfonsos VI., der nach langen inneren Wirren den Thron bestieg, war von hohem Selbstgefühl durchdrungen; wenn der Großvater sich Imperator genannt hatte, so ließ er sich 1135 zu Leon in der That zum Kaiser krönen. Allein dies spanische Kaisertum hatte an sich nicht mehr zu bedeuten, als das lateinische am Bosporus. Es involvierte den Anspruch auf die Oberhoheit Castiliens über die kleineren christlichen Staaten, die eben deshalb nur um so lebhafter bestritten wurde; es war eher eine Formel der Zwietracht, als ein Ausdruck der Einheit Spaniens. Wie nun gar, als Kaiser Alfonso sein Reich abermals unter zwei Söhne teilte! Castilien, auf sechzig Jahre wiederum von Leon getrennt, hatte Mühe genug, die eingenommene Stellung gegen den Erbfeind auch nur zu behaupten. Daß es gelang, ist doch wohl zumeist den Impulsen der Kreuzzugsideen zuzuschreiben, welche zu der Stiftung der spanischen Ritterorden, vornehmlich des Ordens von Calatrava führten. Calatrava, am Guadiana, 1147 vom Kaiser Alfonso erobert, war von ihm als Vormauer von Toledo den Templern zur Obhut übergeben worden; diese aber getrauten sich nicht, den allzeit gefährlichen Posten zu halten, und gaben die Burg 1158 König Sancho III. zurück. Woran sie verzagten, das nahmen die Cistercienser auf sich. Ein Mönch des Klosters Fitero, von ritterlicher Herkunft und Gesinnung, Diego Velasquez, bewog seinen Abt, die Verleihung von Calatrava an seinen Orden nachzusuchen. Erst nach und nach ging dann aus diesen kriegerischen Cistercienſern ein eigener neuer Ritterorden hervor, der in den castilianischen Saracenenkämpfen überhaupt das Beste that. Zwei andere spanische und zwei portugiesische Orden wurden nach seinem Vorbilde gegründet und zeichneten sich auch ihrerseits in den folgenden Kriegen aus. Doch tritt in dieser Vielheit verwandter Bildungen zugleich aufs neue der partikularistische Zug zutage, der einem durchgreifenden Gesamterfolge der christlichen Mächte auf der pyrenäischen Halbinsel so lange hinderlich im Wege stand.

Alles aber hing nun andererseits von der größeren oder geringeren Macht der mohammedanischen Gegner ab. Wie im Orient im 12. Jahrhundert die

Sache des Islam nach dem Sinken der seldschukischen Macht durch die Atabegen und die Kurden aufs neue emporgebracht wurde, so folgte im Westen auf die Epoche der Almoraviden die der Almohaden. Bei den Berbern von Marocco trat 1120 ein neuer Prophet auf, Mohammed ibn Tumart, der einen wachsenden Anhang von Muwahhidin, d. h. Bekennern der Einheit, um sich sammelte und von ihnen als Mahdi anerkannt ward. Nach seinem Tode (1130) übernahm der energische Abdel Mumin als Kalif die Führung der Gläubigen und organisierte den Aufstand militärisch in großem Stil: 1146 nahm er Fezz, 1147 Marocco selber ein und stürzte die Almoraviden. Da die Spanier eben mit diesen zu kämpfen hatten, so kam ihnen die neue Wendung eine Zeitlang zu statten; darauf beruht es zum Teil, daß sie bis zur Mitte des Jahrhunderts im Fortschritt begriffen waren. Als jedoch die in Afrika siegreichen Almohaden nunmehr selber auch in Andalusien erschienen und um sich griffen, kehrte sich das Verhältnis um. Unter den Nachfolgern Abdel Mumins, seinem Sohn und Enkel Abu Jakub und Abu Jusuf, den Zeitgenossen Saladins, erhob sich das Kalifat der Almohaden auch im südlichen Spanien zu beherrschender Höhe, der es auch an geistigem Glanze nicht gebrach: damals dachte und schrieb in Sevilla und Cordova Averroës, der größte der arabischen Peripatetiker, über Aristoteles.

Indessen haderten, im Übermaß der Thorheit, die christlichen Könige unaufhörlich miteinander. Alfonso VIII., der Edle, von Castilien (1158—1214) sah Portugal, Leon, Navarra, Aragon bald einzeln, bald im Bunde wider sich aufstehen; sein nächster Verwandter, Alfonso IX. von Leon, hat sich nicht entblödet, ein Bündnis mit den Almohaden gegen den Vetter einzugehen. Sehr zur Unzeit forderte Alfonso der Edle den mächtigen Abu Jusuf durch einen Einfall in andalusisches Gebiet heraus. Bei Alarcos in der Mancha erlitt er im Juli 1195 eine mörderische Niederlage; die Ritter von Calatrava und von Santiago waren bei ihm, doch die Kräfte Castiliens, das von allen übrigen im Stich gelassen ward, waren bei weitem zu schwach. Abu Jusuf, der als ein zweiter Almansor bezeichnet wird, nahm Calatrava ein und belagerte selbst Toledo. Zu Tausenden sah man die Christensklaven, je fünfzig aneinander gekettet, nach Cordova führen. Der gesamte Islam frohlockte, während die Christenheit weithin von Schrecken ergriffen ward. Abu Jusuf Almansor erschien wie ein Saladin des Westens; für Spanien stellte sich das Ereignis von Alarcos als eine säkulare Bestätigung des Tages von Zalacca dar. Alfonso VIII. trug die Niederlage unablässig im Gedächtnis, allein er verzagte darum so wenig, wie einst sein Ahn Alfonso VI.; glücklicher, als dieser, hat er den Tag der Vergeltung noch erlebt.

Im Jahre 1211 brach der Sohn und Nachfolger Abu Jusufs, Mohammed en-Nasir, von Marocco nach Andalusien auf. Ihm folgte ein Heer, das auf 600 000 Mann geschätzt wurde, bestehend aus Arabern, Berbern, Andalusiern, 160 000 Freiwilligen und einer Kerntruppe von eigentlichen Almohaden; sein

Ziel war die Vernichtung Castiliens. Glücklicherweise hielt ihn die Belagerung der Bergfeste Salvatierra, die dem Orden von Calatrava anstatt der verlorenen Hauptburg überwiesen worden war, ein paar Monate lang auf. Salvatierra fiel nach tapferster Verteidigung; aber der Kalif mußte den weiteren Feldzug auf das nächste Jahr verschieben, und die Christen bekamen Zeit, sich auch ihrerseits mit allem Eifer zu rüsten. Alfonso der Edle hatte sich an Papst Innocenz III. gewandt, der es nicht an sich fehlen ließ: er bedrohte jede Verbindung mit dem Feinde mit dem Bann und rief auch außerhalb Spaniens eine allgemeine Bewegung, wie zu einem Kreuzzuge, hervor. Vornehmlich aus Frankreich strömten viele Tausende herbei; doch auch Lombarden und Süddeutsche machten sich zur Hülfe auf. Aus Portugal kam Zuzug; die Könige von Aragon und Navarra erschienen in Person mit ganzer Macht; nur Alfonso von Leon hielt sich auch diesmal in zweideutiger Entfernung. Neben den Rittern von Calatrava und Santiago waren auch Templer und Johanniter zur Stelle; die Bischöfe ritten an der Spitze von Kriegsscharen aus Städten und Stiftern. Ein gewaltiges Heer versammelte sich in Toledo und ging im Juli 1212 dem Feinde nach Süden entgegen. Nachdem man einige Burgen, darunter Calatrava, eingenommen, wandten sich die Fremden, der Entbehrungen überdrüssig, zur Heimkehr um. Nur wenige Südfranzosen blieben mit dem Erzbischof von Narbonne; und da Herzog Leopold von Österreich mit den Seinen zu spät eintraf, so ist die entscheidende Schlacht doch fast von den Spaniern allein, von den verbündeten Königen von Castilien, Aragon und Navarra geschlagen und gewonnen worden, immer noch gegen eine unvergleichliche Überzahl.

Nasir versuchte, ihnen den Paß durch die Sierra Morena zu verlegen; unvermutet aber — wie von Gott gesandt — meldete sich ein Hirt aus dem Gebirge, der einen Seitenpfad zeigte, auf dem sie ohne Gefahr die Fläche der Navas de Tolosa, hoch überm Thal des Guadalquivir, erreichten. Dort fand am 16. Juli 1212 die Schlacht statt, in welcher auf Leben und Tod gestritten ward, ohne daß man Gefangene gemacht hätte. Lange blieb der Ausgang zweifelhaft; zweimal rief Alfonso der Edle dem Erzbischof von Toledo zu: hier wollen wir miteinander sterben. Wills Gott, antwortete Roderich, so werden wir siegen; wo nicht, so sind wir alle mit Euch zu sterben bereit. Endlich entschied die begeisterte Ausdauer der spanischen Christen den vollkommensten Sieg. Die Saracenen erlitten auf der Walstatt wie auf der Flucht ungeheuren Verlust, von dem sie sich in jenen Gegenden niemals wieder recht erholt haben. Alljährlich wurde seitdem dieser Tag als Triumph des Kreuzes in Toledo gefeiert; ganz mit Recht: erst durch diese Schlacht, eine der denkwürdigsten des Mittelalters, gewann — fünfhundert und ein Jahr nach dem Unglück von Xeres de la Frontera — das Kreuz in Spanien wieder wahrhaft die Oberhand. Der Ruhm des Tages von Navas de Tolosa erscholl durch das gesamte Abendland; Papst Innocenz stellte das seidene Zelt und die golddurchwirkte Fahne des Ka-

lisen, die ihm Alfonso verehrte, in der Peterskirche zum Lobe des Namens Christi aus.

Mohammed en-Nasir schloß sich in seinem Palast zu Marocco ein, wo er bald darauf gestorben ist. Der junge Sohn, den er hinterließ, vermochte der Verwirrung nicht zu steuern. Nicht lange, so löste sich die Almohadenherrschaft in Andalusien, wie einst das omajjadische Kalifat, in eine Menge selbständiger Gewalten auf, die der Macht der christlichen Staaten nicht mehr gewachsen waren. Auf allen Seiten drangen diese vor. Jaime I., der Eroberer, König von Aragon und Catalonien, nahm 1228 Mallorca, 1237 Valencia ein; Portugal unterwarf bis 1250 ganz Algarve. Der größte Gewinn aber fiel Castilien zu, das durch Fernando III., den Heiligen, den Tochtersohn Alfonsos des Edlen 1229 aufs neue und diesmal für immer mit Leon vereinigt ward. Zu spät versuchte dem gegenüber Ibn Hud, aus der Dynastie, die vor der Zeit der Almohaden in Saragossa geherrscht, von Murcia aus auch das arabische Element im Süden der Halbinsel noch einmal kräftig zusammenzufassen; er unterlag 1233 den Castilianern, die von dem Infanten Alfonso und dem Grafen Alvaro Perez geführt wurden. 1236 griff König Fernando, von mohammedanischen Überläufern geleitet, Cordova an. Durch übertriebene Nachrichten von der Stärke des Feindes ließ sich Ibn Hud, der schon im Felde stand, abhalten, zum Entsatz herbeizueilen; am Tage Peter und Paul fiel die Hauptstadt der Omajjaden den Castilianern in die Hände. Hierauf wurde die große Moschee zur Kirche geweiht; saracenische Sklaven mußten die als Trophäen aufgehäuften Glocken an ihre alten Stätten zurückbringen. Die Moslimen wanderten aus, die Christen teilten sich in ihre Güter; Klerus und Städte wurden nach Verhältnis der geleisteten Hülfe bedacht. Ibn Hud ward von den Seinen ermordet, worauf sich Murcia 1243 dem Infanten ergab. Als Fernando 1246 Jaen belagerte, erschien der Fürst von Granada, Ibn el-Ahmer, vor ihm, um jene Stadt zu überliefern, wenn ihm nur Granada selbst als tributpflichtigem Vasallen überlassen bleibe. Als solcher begleitete er 1247 den König auf seinem Zuge gegen Sevilla. Zuerst wurden hier die benachbarten Orte bezwungen; dann baute man an den gallicischen Küsten eine Flotte, die in den Guadalquivir einlief. Nach achtzehnmonatlicher Belagerung fiel Sevilla durch Hunger. Den Saracenen ward gestattet, in der Stadt zu bleiben; doch zogen die meisten von dannen. 1250 ergaben sich Xeres und Cadix. Von allen arabischen Besitzungen blieb nur jenes Lehnskönigreich Granada als eine Reliquie des Islam bis auf spätere Tage übrig.

Auf solche Weise stellte sich neben das von Lateinern beherrschte Griechenland ein christlich-romanisches, seiner selbst wieder vollkommen mächtiges Spanien. Welche Stellung nahm da aufs neue Italien ein! Es war, als wären ihm die Zeiten der Scipionen wiedergekehrt. Von nun an bis ins 16. Jahrhundert hinein bildete es das Centrum der südeuropäischen Kultur, wie man gesagt hat: den inneren Hof des Hauses

der Welt. Erst in solchem Zusammenhange würdigt man ganz das Wesen der durch Innocenz III. fester als je eben auf Italien gegründeten päpstlichen Weltherrschaft, auf deren eigene Entwickelung unsere Erzählung jetzt zurückgreifen muß.

Dreizehntes Kapitel.

Innocenz III. in seinem Verhalten zur deutschen und zur englischen Krone.

In der großen Streitigkeit über die Investitur, welche Geistliches und Weltliches umfaßte, hatte das Papsttum im ganzen die Oberhand behalten, am Ende jedoch sich einen Austrag gefallen lassen müssen, bei dem die weltlichen Gewalten immerhin bestehen konnten. Wie damals das Recht der Exkommunikation, so hatte Rom im Streite mit Friedrich I. das Recht, die Konzilien zu berufen, behauptet. Zugleich aber war doch auch die hohenstaufische Macht aufs stärkste angewachsen, sie überschattete gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Papsttum noch einmal, vornehmlich in Italien. Wir sahen, mit welcher Energie und welchem Glück ebendort nach dem plötzlichen Tode Heinrichs VI. Papst Innocenz III. Wandel schuf; die Frage war jedoch, ob sich dieser Erfolg auf die Dauer werde behaupten lassen; auch für das übrige Europa war dadurch noch keine Entscheidung gegeben. So wahr es ferner ist, daß die Kreuzzüge die Autorität des Papsttums unermeßlich verstärkten, so bemerkten wir doch auch andererseits, wie die Expedition gegen Konstantinopel zunächst keineswegs nach dem Sinne Innocenz' III. war. Vollkommen als Führer des Abendlandes konnte der Papst auch jetzt nicht gelten; es war ein mächtiges nationales Element mit der Kirche verbündet, welches indes zuweilen das Übergewicht über sie hatte. Innocenz III. war unternehmend, geistvoll und thatkräftig; allein man darf sich darüber nicht täuschen, daß ihm für die Durchführung seiner universalen hierarchischen Entwürfe vor allen Dingen die große Spaltung der weltlichen Gewalt zu Hülfe kam. Auf der einen Seite geschah damals wirklich, was so oft schon gedroht: die Deutschen vermochten sich über die Wahl eines Kaisers nicht zu vereinigen; auf der anderen führte die alte Spannung zwischen dem plantagenetischen Königtum von England und der Krone Frankreich zu den heftigsten Erschütterungen.

So groß die Macht und das Ansehen Kaiser Heinrichs VI. gewesen waren, es fehlte der einen wie dem anderen dennoch an einer soliden Begründung. Von einer theoretischen Grundlage, von der Stärke, wie sie das Papsttum besaß, das auf der Summe der Gedanken beruhte, welche die abendländische Christenheit bewegten, war bei dem damaligen Kaisertum keine

Rede mehr. Heinrich VI. fühlte das selbst; eben deshalb war er bestrebt, die Erblichkeit der Reichskrone in seinem Hause gesetzlich zu begründen; allein er drang damit nicht durch. Wir erinnern uns aller der Gegner, welche ihn 1192 und 1193 umringt hatten, jener großen, das gesamte Deutschland umfassenden Parteiung. Sie war beschwichtigt, aber nicht beseitigt; man erkennt sie wieder in der Opposition, auf welche die erwähnte Absicht des Kaisers stieß; bei seinem Tode lebte sie offen wieder auf.

Eigentlich war der junge Friedrich von Sicilien gesetzlicher Nachfolger auch im Reich. Indem die Fürsten die Idee der Erblichkeit prinzipiell verworfen hatten, waren sie dem Kaiser doch soweit entgegengekommen, daß sie diesen seinen Sohn durch Wahl zum römischen König designierten. Friedrich wurde denn auch jetzt von den im Morgenlande abwesenden Reichsfürsten anerkannt. Auch in Deutschland hatte ein großer Teil der Fürsten dem Knaben Friedrich für die Zukunft geschworen; es war geschehen, ehe derselbe noch getauft war; nun jedoch glaubten viele, an ein solches Versprechen nicht gebunden zu sein, da es ihnen durch die momentane Übermacht des Kaisers abgezwungen worden sei. Von Anfang an setzte sich der Wahl Friedrichs namentlich der Erzbischof von Köln, Adolf von Altena, entgegen, der insofern einer traditionellen Politik folgte, als schon seine beiden Vorgänger sich Friedrich I. und Heinrich VI. gegenüber in Opposition befunden hatten. Zuerst wollte er das Reich auf Berthold V. von Zähringen übertragen; da dieser aber zuletzt ablehnte, warf er sein Augenmerk auf den jüngsten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, Neffen des Königs Richard Löwenherz von England.

Indes sammelten sich die Freunde der Hohenstaufen um den eben aus Italien zurückkehrenden Bruder Heinrichs VI., Philipp von Schwaben, denselben, der, mit einer byzantinischen Prinzessin vermählt, zu einer großen Stellung in der orientalischen Welt bestimmt schien. Philipp war der Meinung, daß die Wahl Friedrichs aufrecht erhalten werden sollte; er suchte bei den befreundeten Fürsten für ihn zu wirken. Auch sie jedoch meinten, von dem Eide, den sie dem noch ungetauften Prinzen geleistet, absehen zu dürfen, und forderten Philipp auf — denn eines Mannes bedürfe es — die Krone selbst zu übernehmen. Da Philipp ihrem Verlangen nachgab, ward er im März 1198 in Thüringen zum Könige gewählt, von den Fürsten von Meißen, Sachsen, Bayern, den Bischöfen von Salzburg, Merseburg, Konstanz und anderen. Allein Adolf von Köln gab darum seine Absicht nicht auf. Sein Einfluß auf Richard Löwenherz, zu dessen Lösung aus der Gefangenschaft er besonders beigetragen, bewirkte, daß dieser die Kandidatur seines Neffen durch eine glänzende Gesandtschaft und reiche Geldspenden unterstützte, worauf Otto IV. in Köln von den niederrheinischen und westfälischen Fürsten ebenfalls als König proklamiert ward.

Wir kennen den ungeheuren, von der salischen Zeit herstammenden Zwiespalt. Friedrich I. war gewählt worden, weil sich beide Parteien vor-

übergehend in ihm vereinigten. Im Gegensatz zu den Welfen hatte Heinrich VI. die Krone erlangt. Otto wurde jetzt von den einen, Philipp von den anderen gewählt. Die alte Kluft zwischen beiden Parteien unter den Reichsfürsten that sich verderblicher als jemals auf. Aber zugleich hatte dieser Gegensatz eine europäische Bedeutung. Otto war ein halber Engländer. Mit seinem Vater, Heinrich dem Löwen, war er nach England geflüchtet und hatte dort die Sitten der normännischen Ritterschaft angenommen. Nur auf kurze Zeit war er nach Deutschland zurückgekommen. Er war von seinem Oheim Richard zum Grafen von Lamarche ernannt und mit York belehnt worden; Richard wollte ihm selbst die Königskrone von Schottland verschaffen. Damals war Otto Graf in Poitou und als solcher in Fehde mit König Philipp August von Frankreich verwickelt, wodurch es geschah, daß der letztere sich desto entschiedener den Hohenstaufen annäherte.

Um Otto vereinigten sich alsbald alle Opponenten der Hohenstaufen in Deutschland, alle Gegner des erblichen Kaisertums. Er wurde zu Aachen, das er eroberte, im Juli 1198 gekrönt; im September Philipp in Mainz, wo sich die Fürsten von Franken, Schwaben, Bayern, Sachsen und Thüringen zusammenfanden. Otto IV. erscheint ungefüge, schroff, hochmütig; Philipp fein von Lebensart, mehr klug als kriegerisch.

Beide Parteien richteten ihr Augenmerk, ihre Bitten nach Rom. Innocenz III. kam so nicht allein der Tod Heinrichs VI., sondern auch dieser Zwiespalt gewaltig zu statten. Über beide Parteien konnte er nun die Autorität des Papsttums erheben. Er faßte vor allen Dingen unter diesen Umständen, wie wir erzählten, festen Fuß im Kirchenstaat und in Italien überhaupt; über den Thronstreit selber hielt er noch an sich. Er konnte sein Mündel Friedrich II. befördern, aber die Furcht vor einer neuen Verbindung des neapolitanisch-sicilianischen Reiches mit dem Kaisertum hielt ihn davon ab. Er billigte die Einwendungen der deutschen Fürsten gegen die Gültigkeit des einem noch Ungetauften geleisteten Eides. Auch für Philipp war er aber nicht. Der hatte ebenfalls Ansprüche auf Italien, und seine Erhebung in Deutschland hätte wie eine Anerkennung der Erblichkeit der Krone erscheinen können. Auf das dringendste forderte ihn Richard auf, seinen Neffen anzuerkennen. Er und sein Neffe seien die größten Anhänger des römischen Stuhls. Es ist kein Zweifel, daß Innocenz von Anfang an für Otto war; aber auf das ernstlichste trat dem Philipp August von Frankreich entgegen, denn die Wahl Ottos sei nur durch Geldzahlungen bewirkt worden und werde seiner Krone zum Nachteil und Schimpf gereichen.

Auch Otto selbst hatte sich, sowie er gewählt war, an den Papst gewandt, um ihm die Verdienste seines Vaters vorzustellen. Inmitten der Verfolgung an der römischen Kirche treu festhaltend, sei Heinrich der Löwe verjagt worden; es sei die gerechte Vergeltung Gottes, daß er, der Sohn, nun die königliche Würde erworben habe. Er wolle nun seine Schritte leiten lassen von dem, durch den die Könige herrschen, und daher habe er damit

angefangen, das Spolienrecht des Königtums aufzugeben. Er bittet den Papst, diejenigen, welche Philipp geschworen, von diesem Eide zu lösen. Zugleich leistete er einen Schwur, durch welchen alle Rechte des Papsttums im Kirchenstaat bestätigt wurden. Wenn nun auch, wie wir berührten, der Papst vorläufig noch mit seiner Entscheidung zurückhielt, so war doch auch sein geheimer und nicht ausgesprochener Schutz eine gute Waffe für Otto. Und ohnedies war dieser zunächst der Stärkere.

Es kam jetzt zu einem Kriege in Deutschland; zu einem Kriege, der alle Landschaften mit Getümmel erfüllte, aber lange keinen entscheidenden Erfolg haben konnte. Philipp ward durch die Dazwischenkunft der Brabanter genötigt, einen beabsichtigten Plan auf Köln fallen zu lassen; dem Landgrafen von Thüringen, der gegen Nordhausen stand, seinem Verbündeten, kam Otto selbst zu Hülfe; Nordhausen mußte sich ergeben. Obgleich Philipp sich eben damals zum Meister von Goslar machte, so wollten doch seine Begleiter zu einem ernsten Kampf nicht die Hand bieten. Er mußte Norddeutschland wieder verlassen. Der Kampf in Deutschland war zugleich ein englisch-französischer. Auch Philipp August von Frankreich, bei Gisors geschlagen, geriet in großen Nachteil. Für beide Kriegstheater war nun der Tod König Richards I. von großer Bedeutung.

In Deutschland gewann Philipp, der sich Straßburgs bemächtigte, die Oberhand. Der Landgraf von Thüringen trat, da Otto die von Richard stipulierten Hülfsgelder nun nicht zahlen konnte, auf die Seite Philipps über. Der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, von dem damals Herzöge Lehen nahmen, gesellte sich diesem gleichfalls bei. Hierauf erging ein Schreiben der staufisch gesinnten deutschen Fürsten nach Rom, in welchem sie den Papst baten, in die Angelegenheiten des Reiches nicht unrechtmäßig einzugreifen. Sie drohten mit einem großen Römerzug. Eben dies aber scheint den Papst angespornt zu haben, seinen Anspruch ihnen entgegenzusetzen. Zugleich kam es zwischen England und Frankreich zu einem Frieden, durch den es für Frankreich gleichgültig wurde, ob Otto Kaiser sei oder nicht. Auch für den Papst fiel infolgedessen ein Motiv fort, das ihn bisher von der Anerkennung Ottos zurückgehalten.

Im Jahre 1201 erließ dann Innocenz III. seine berühmte Deliberation in Sachen des Reiches über die drei Erwählten. Er geht von dem Grundsatz aus: das Reich hänge vom apostolischen Stuhl ab, principaliter et finaliter, wie er sagt; das erstere, weil der apostolische Stuhl das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen habe; das andere, weil der Papst den Kaiser kröne. Dann untersucht er zuerst, ob der Eid, der dem jungen Friedrich geleistet sei, binden könne; er findet, daß dem nicht so sein könne ohne Schaden für die Kirche, besonders deshalb, weil Friedrich noch ein Kind sei. Auch die Wahl Philipps jedoch sei ungültig, obwohl sie von der Mehrzahl der mächtigsten Fürsten vorgenommen worden; unter anderem, weil Philipp seinem Neffen geschworen habe; wiewohl dieser Eid nicht binde,

hätte sich doch Philipp erst durch den Papst davon absolvieren lassen müssen. Auch würde das Reich erblich werden, wenn ein Bruder dem anderen nachfolge. Vor allen Dingen aber widersetzte er sich Philipps Wahl, weil dieser ein Verfolger und aus einem Geschlecht von Verfolgern entsprungen sei. Otto dagegen sei zwar nicht von so vielen Fürsten, wohl aber durch die Mehrzahl derer erwählt worden, denen ein Wahlrecht in erster Linie zustehe — eine erste Hindeutung auf die im Laufe der folgenden Jahrzehnte ausgebildete Idee der Kurwürde. Ferner sei Otto sowohl persönlich der Kirche ergeben, als auch von beiden Seiten her — den Sachsenherzögen seit Lothar und den englischen Königen — aus gleich devoten Geschlechtern entsprossen; deshalb verdiene er augenscheinlich den Vorzug.

Man sieht: von einigen Scheingründen abgesehen, sind es lauter hierarchische Motive. Dagegen bekannte denn auch König Otto zu Neuß 1201 Gehorsam gegen seinen Herrn, den Papst, und Anerkennung der Rechte desselben auf den Kirchenstaat jenseit des Po und auf die Oberherrlichkeit im Reiche von Neapel und Sicilien. Innocenz dagegen belobte die Anhänger Ottos; mit seinem ganzen Ansehen sucht er ihn zu unterstützen. Wir haben ein Schreiben von ihm, worin er Otto sagt, die Nachricht von dessen glücklichen Waffenthaten habe ihm Linderung seiner Schmerzen in einer Krankheit verschafft. 1204 ist er überzeugt, daß er sich aus der Ohnmacht gewaltiger erheben werde. 1206 ermahnt er ihn, sich durch keine Widerwärtigkeit beugen zu lassen.

In der ersten Zeit nach der Entscheidung Innocenz' III. war Ottos Glück in der That wieder im Steigen. Der Landgraf von Thüringen, dessen Wankelmut selbst in solcher Zeit erstaunlich groß erscheint, trat wieder zu ihm über. Auf die Fürsten und besonders die Bischöfe hatte die Willensmeinung des Papstes natürlich einen nicht geringen Einfluß, zuweilen einen zwingenden. Die Freunde Philipps wurden als Feinde des Reiches betrachtet. Aber gerade jene alles Maß überschreitenden römischen Eingriffe brachten die deutschen Bischöfe doch auch wieder zur Besinnung. In dem welfischen Hause selbst brach überdies ein Zwiespalt aus. Pfalzgraf Heinrich, Ottos älterer Bruder, hatte gemeint, daß ihm dieser als König die braunschweigischen Hauslande überlassen werde; da das nicht geschah, schlug er sich zu Philipp. Auch der Landgraf machte abermals seinen Frieden mit diesem. Das Merkwürdigste jedoch ist, daß selbst jener Erzbischof Adolf von Köln — den ich nicht verstehe und dessen Haltung auch durch die neuere Forschung nicht begreiflicher gemacht worden ist — sich mit Philipp aussöhnte und ihm huldigte. Im Januar 1205 konnte sich Philipp eben durch ihn in Aachen krönen lassen. Noch aber stand ihm ein anderer, größerer Erfolg bevor.

Man schreibt es dem persönlichen Einfluß des Patriarchen Wolfger von Aquileja zu, daß Philipp auch vom Papste wieder zu Gnaden angenommen wurde. Wahrscheinlicher ist mir, daß die Verwickelung Philipp Augusts mit Johann ohne Land, dem Otto Hülfe leisten wollte, dazu Anlaß gab. Genug,

im Jahre 1207 sah sich Innocenz genötigt, mit Philipp in Unterhandlung zu treten und auf die friedlichen Anträge, die ihm von Deutschland kamen, einzugehen. Man behauptet sogar, er habe seinen Neffen Richard Conti mit einer Tochter Philipps zu vermählen gedacht. Er schickte zwei Kardinallegaten nach Deutschland, welche, auf das beste empfangen und reich beschenkt, den König wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnahmen. Ich finde das unerklärt und würde es unerklärlich finden, wenn nicht, wie berührt, die englischen Verhältnisse auf die allgemeine Lage zurückgewirkt hätten. Hier war nämlich Johann ohne Land mit dem französischen Könige nicht allein, sondern auch mit dem Papste selbst in heftigsten Zwist geraten.

Johann ohne Land, der seinem Bruder Richard Löwenherz auf dem Throne folgte, nachdem dieser 1199 an einer Wunde gestorben war, die ihm bei der Belagerung eines Kastells beigebracht worden, war ein höchst untauglicher Fürst, übermütig im Glück, feig im Unglück, durchaus sinnlich. Wie glücklich, sagte er zu einem feisten Hirsch, hast du gelebt und doch niemals Messe gehört! Auch für einen besseren Regenten freilich wäre es nicht leicht gewesen, die Macht des Hauses Plantagenet beisammenzuhalten. Durch die lange Abwesenheit König Richards war die Gewalt des Herrschers wesentlich geschwächt; sein Kreuzzug, seine übrigen Abenteuer, das Lösegeld, das für ihn aufgebracht werden mußte, hatten die Mittel des Landes tief erschöpft. Kein Wunder, wenn die an sich so verschiedenen Elemente des Reichs, französische und englische Provinzen mehr und mehr auseinanderzustreben begannen. Diesen Prozeß zu beschleunigen, das erdrückende Übergewicht auf dem Festlande zu brechen, war das vornehmste Lebensziel Philipp Augusts von Frankreich. Er eröffnet die Reihe der eigentlichen Gründer der französischen Monarchie. Eine alte Chronik läßt ihn sagen, er müsse noch viel Ungebühr leiden, aber mit Gottes Hülfe denke er an Macht und Gewalt zu wachsen, um sich noch einmal zu rächen. Gegen Richard hatte er, aller Bemühung in häufiger Fehde ungeachtet, nichts ausgerichtet; Johann gab ihm durch eigene Schuld Gelegenheit zu den größten Erfolgen.

Gegen Johann empörte sich sein Neffe Arthur von Bretagne, dem als dem Sohne des älteren Bruders nach der Meinung einiger das bessere Erbrecht zustand. Johann brachte ihn in seine Gewalt, und Arthur verschwand. Jedermann hielt Johann für den Anstifter seines Todes; die Franzosen behaupteten, er habe ihn mit eigener Hand beseitigt. Wie sehr hatte er aber geirrt, wenn er auf diese Weise sich aller Feindseligkeiten zu entledigen gemeint hatte! Die Barone und Bischöfe der Bretagne wandten sich an den König von Frankreich, welcher Arthur bei seinem Aufstande unterstützt hatte, um Rache wegen dieses Mordes zu fordern. Philipp August zögerte nicht, den mächtigen Vasallen vor den Pairshof seiner Barone fordern zu lassen, der ihn verdammte. Mehr bedurfte es nicht, um eine neue allgemeine Bewegung gegen Johann zu veranlassen. Zuerst fiel Poitou ab. Dann gesellten sich die Bretonen nicht allein dem Könige von Frankreich zu, sondern sie

griffen zuerst die Normandie an. Mit den Einwohnern von Anjou und Maine kam darauf Philipp August selbst und nahm das Land ein. Nur Rouen widerstand noch. Man sagt, es habe endlich einen Stillstand von 30 Tagen erwirkt und noch einmal Boten an König Johann gesendet, um von ihm Hülfe zu erlangen. Die Gesandten fanden ihn beim Schachspiel. Es war nicht daran zu denken, daß er ihnen Hülfe geleistet hätte. So wurden die Normannen besiegt. Aber auch die Einwohner von Bretagne, Anjou, Poitou, die dazu das Ihre beigetragen, verloren ihre politische Unabhängigkeit und beugten sich jetzt unter den König von Frankreich.

So weit war die plantagenetische Macht in Frankreich schon herabgebracht, als nun auch in England ein Streit ausbrach, bei welchem der König über die Besetzung des Erzbistums Canterbury in einen Konflikt mit dem Papste geriet.

Zwei Erzbischöfe waren gegen einander gewählt worden, der eine auf des Königs Wort. Papst Innocenz setzte beide ab und ernannte einen Mann nach seinem Wunsche, einen seiner vertrauten Freunde von Paris her, Stephan Langton. Der Papst suchte den König durch kleine Geschenke — ein paar Ringe mit prächtigen Steinen, da Johann Juwelen liebte — zu begütigen; diesmal aber war Johann unerbittlich. Er geriet in heftige Wut und erklärte, er wolle die Rechte seiner Krone verteidigen bis an seinen Tod. Der Papst war ebenso entschlossen; denn einen größeren Selbstherrscher hatte es auf dem päpstlichen Throne noch nie gegeben. Er sprach das Interdikt aus; der König antwortete damit, daß er die Geistlichen, die sich danach hielten, verbannte und ihre Güter einzuziehen anfing. Stephan Langton nannte er seinen öffentlichen Feind. Von den weltlichen Großen nahm er Geiseln, um ihrer Treue sicher zu sein. Hierauf schritt der Papst zur Exkommunikation.

Eben damals nun, als die päpstlichen Gesandten mit Philipp verhandelten, begab sich Otto IV. nach England, wo er auf das beste empfangen ward. König Johann war damals noch sehr angesehen. Mächtige Große, wie der Graf von Looz, der mit einer Erbtochter von Holland vermählt war, erkannten ihn als ihren Herrn an, den sie gegen jedermann, wer auch lebte, unterstützen wollten. Insofern nun Otto mit Johann verbündet war, war er zugleich ein Gegner des Papstes. Diesen Wechselfällen der allgemeinen Ereignisse ist es, denke ich, zuzuschreiben, wenn der Papst auf die Unterhandlungen mit Philipp einging.

Zunächst kam es noch auf eine Aussöhnung der beiden Gegner an; weil Otto auf seiner neuen Burg, der Harlingsburg bei Goslar war, begaben sich die Legaten nach Quedlinburg. Dem Könige Otto wurden sehr annehmbare Vorschläge gemacht: Vermählung mit Beatrix, der Tochter Philipps, und Abtretung des Königreichs Arelat. Aber Otto, noch durch einige Verbindungen gesichert und trotzend auf die alte Zusage des Papstes, wies alles von sich. Während man in Rom auf eine formelle Vereinigung mit Philipp dachte,

die auch eben zu stande gekommen war, so daß sich Wolfger von Aquileja mit der Urkunde auf den Weg machte, sollte es in Deutschland zu einem letzten, entscheidenden Kampfe kommen. Otto war mit Waldemar von Dänemark verbündet; das ganze Reich, jetzt um Philipp geschart, rüstete sich zu einem Herreszug gegen ihn. In diesem Moment wurde Philipp von dem Pfalzgrafen von Wittelsbach in Bamberg ermordet. Der Grund war, daß der König diesem Otto von Wittelsbach die ihm früher zur Ehe versprochene Tochter Beatrix dann doch nicht gegeben hatte; er habe ihm darauf, so wird berichtet, da er sich mit einer Tochter Heinrichs I. von Schlesien zu vermählen gedachte, ein Empfehlungsschreiben versprochen, dies aber unter der Hand in ein abmahnendes Schreiben verwandelt. Genug, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach hatte keine Scheu vor dem geweihten Haupte seines Fürsten; er stürzte mit bloßem Schwert in des Königs Gemach und erschlug ihn. Man zeigt in Bamberg einen Erker an der alten Pfalz, wo es geschehen sein soll. Wenn ein Anteil an der Missethat dem Landgrafen von Thüringen oder dem Könige von Böhmen zugeschrieben wurde, so beruht das nur darauf, daß sie von König Otto zu Philipp übergegangen waren. Ganz ohne Mitschuldige war indes der Wittelsbacher nicht.

Philipp war wohlunterrichtet, ein schlanker, nicht allzugroßer blonder Mann, leutselig und liebenswürdig; wohl allzu freigebig. Er hatte nicht den starken, schroffen Sinn seines älteren Bruders, aber er ist ein rechtes Abbild des ritterlichen Wesens jener Zeit. Sein Tod war ein um so größerer Verlust für das hohenstaufische Haus, da Philipp in dem inneren Kriege, den er führen mußte, die staufischen Erbgüter großenteils aufgewendet hatte, sei es als Sold, sei es als Lehen für seine Anhänger oder selbst als Mittel der Bestechung. Er mußte Otto, der durch das Geld seines englischen Verwandten unterstützt wurde, im eigentlichen Sinne überbieten. Gerade als er an das Ziel seiner Unternehmungen gelangt war, wurde er ermordet. Eben auf die Hausmacht, die eigenen Güter, sollte das Kaisertum neu gegründet werden; es war ein Schicksal, daß Philipp, um die Krone zu erlangen, sein Erbgut weggeben mußte.

Nun wurde es möglich, den Hader, der noch eben alles zerstören zu sollen schien, beizulegen. Schon an und für sich wirkte der Tod Philipps zu Gunsten Ottos. Der Erzbischof von Magdeburg, dem Otto Haldensleben und die Besitztümer seines Hauses in der Mark Brandenburg überließ und auch persönliche Vergünstigungen machte, war für ihn; ebenso der Herzog Bernhard von Sachsen, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Meißen. Ohne Zweifel auf ihre Veranlassung ward ein allgemeiner Hoftag zu Halberstadt gehalten (September 1208) wo nun auch die Anhänger der Hohenstaufen zu ihm übergingen. Auch ihnen wurden mancherlei Vorteile zugesichert. Man sieht, daß das Kaisertum nicht allein den Staufern, sondern auch den Welfen einen Teil ihrer Besitzungen kostete.

Nicht wenig wirkte dann die Haltung des Papstes ein. Innocenz er-

klärte die Mörder für Kinder Belials; in dem Ereignis selbst sah er jedoch eine göttliche Fügung. Er, der doch eigentlich niemals das letzte Wort für Philipp gesprochen hatte, verbot jetzt bei Strafe des Bannes, an Stelle desselben einen anderen König zu wählen. Er beförderte — denn viele hatten ihn gefragt —, daß Otto auf dem großen Tag zu Frankfurt im November 1208 allgemein zum Herrscher ausgerufen wurde. Ein großer Reichstagsbeschluß verordnete allgemeinen Frieden und Niederlegung der Waffen. Der jungen Beatrix, die um Rache für ihren Vater bat, ward dieselbe zugesagt, und der Mörder in der That in der Nähe von Regensburg in seinem Versteck ergriffen und erschlagen.

Im folgenden Jahre vollzog dann Otto zu Würzburg in Gegenwart der päpstlichen Legaten, welche die nötige Dispensation überbrachten, seine Verlobung mit Beatrix. Die Braut, die, obschon noch im Kindesalter, als sehr schön geschildert wird, wurde nach Braunschweig geführt; die königlichen Titel ihres Vaters wurden ihr erneuert. Sie brachte Otto nicht allein den Rest des staufischen Hausgutes zu, 350 Schlösser, wie es heißt: die Verlobung hatte für ihn die höhere Bedeutung einer dynastischen Anlehnung an das Haus seiner Vorgänger im Reich. Als bloßer Wahlkönig hatte er nicht emporkommen können; jetzt erschien er als Fortsetzer der Hohenstaufen, wie er denn auch von dem Herzogtum Schwaben Besitz ergriff. Seine Stellung erinnert von da an nicht mehr, wie bisher, an die Lothars; indem er welfische und staufische Position miteinander vereinigte, ließ er sich für den Augenblick eher mit Friedrich I. bei seinem Anfange vergleichen. Ausdrücklich wird als Motiv für die Verlobung eine Art Garantie für die Sicherheit der bisherigen Gegner angegeben: die Fürsten, die es mit Philipp gehalten, sowie die ehemaligen Anhänger Ottos, welche zuletzt zu jenem abgefallen, sollten gegen ihn als König hinfort keinen Argwohn hegen.

Auch Kirche und Reich erscheinen in diesem Augenblick abermals auf das engste vereinigt. Der Patriarch Wolfger forderte die italienischen Städte auf, dem Könige alles zu gewähren, was ihm von alters her gebühre. Die Städte brachten ihm die Schlüssel ihrer Thore nach Augsburg. Der Papst erklärte, er thue alles, um unter anderem auch den jungen Friedrich abzuhalten, daß er sich nicht gegen Otto setze. Im Sommer 1209 trat Otto darauf von Schwaben aus seine Romfahrt an. Wie Otto von St. Blasien erzählt, ward er aufs feierlichste in Mailand empfangen; er hielt in Bologna einen großen Fürstentag, wie er seit Friedrich I. nicht vorgekommen war. In der Lombardei versöhnte er Azzo von Este und Ezzelin von Romano mit einander. Am 4. Oktober ward er in Rom gekrönt, nachdem er schon vorher eine Zusammenkunft mit dem Papst in Viterbo gehalten hatte, auf welcher freilich schon Differenzen zum Vorschein kamen, über die man aber zunächst hinwegging.

Inzwischen hatte sich die Stellung des Papstes zu Johann ohne Land immer feindseliger gestaltet. Zwar wagte kein Geistlicher, die Exkommuni-

kation des Königs in England zu publizieren; sie werden als stumme Hunde, die nicht bellen, bezeichnet. Johann ließ den ersten, der sich daran kehrte, ins Gefängnis werfen. Der Papst sprach hierauf alle Unterthanen des Königs noch besonders vom Eide los. Aber Johann hatte die Gewalt in Händen und brauchte sie in einer Weise, daß niemand wagte, sich gegen ihn zu erklären. Er übte noch einmal die monarchische Gewalt stärker aus, als irgend ein anderer. Schottland, Irland und Wales hielt er in Unterwerfung. Der Erfolg seines Neffen Otto, dessen kaiserliche Aufstellung in Italien, schien ihm indirekt zugute kommen zu müssen. Allein für Innocenz bildete diese kein Hindernis, gegen Johann das letzte Mittel, das ihm übrig blieb, die Gewalt der Waffen zu versuchen. Er wandte sich an Philipp August, gegen den er seine Klage über Otto ausschüttete.

Auch mit Philipp August hatte der Papst eine Zeit lang starke Differenzen gehabt. Der König von Frankreich hatte sich mit einer dänischen Prinzessin, Ingeborg, vermählt, aber gleich bei der Ceremonie der Vermählung eine ungemeine Aversion gefühlt, sich von ihr getrennt und sich mit Maria von Meran verheiratet. Die beleidigte Verwandtschaft wendete sich an den päpstlichen Stuhl, der sich ihrer lebhaft annahm und im Jahre 1200 das Interdikt aussprach. In der Form zwar fügte sich Philipp August, so daß das Interdikt bald wieder aufgehoben ward; aber nicht in der Sache. Da er sich aber zugleich sonst als ein großer Vorfechter der päpstlichen Ansprüche zeigte, z. B. Ketzer dem Scheiterhaufen überlieferte, so ward Innocenz nachsichtiger gegen ihn, ermahnte Ingeborg, sich zu beruhigen, und zeigte überhaupt die größte Schonung gegen den König. In diesem Augenblick führte sie das gemeinsame Interesse gegen Johann aufs engste zusammen. Mit dem lebhaftesten Vergnügen nahm der französische König den Auftrag an.

Allein schon bedurfte es des Krieges nicht weiter, als nur zur Drohung. Allzusehr hatte Johann durch sein brutales und launenhaftes Regiment die Gemüter der eigenen Unterthanen gegen sich aufgeregt; gegen äußere Feinde meinte er sich nicht auf ihre Treue verlassen zu dürfen. Sowie er sah, daß jene ihn ernstlich angriffen, hielt er doch für das beste, sich dem Papste zu fügen. Die Kirche hatte eine so große Einwirkung auf die Geister, daß der König nicht auf die Dauer mit derselben entzweit sein konnte. Ohne inneren Halt, wie er war, ging er dann geradewegs zu dem Entgegengesetzten über und suchte nun durch eine unerhörte Unterwürfigkeit den Papst zu gewinnen. Am 15. Mai 1213 resignierte er auf die Krone und übergab sie dem päpstlichen Legaten Pandulf; zu Dover, im Hause der Templer, nahm er das Reich vollkommen von dem römischen Stuhle zu Lehen und verpflichtete sich zu jährlichem Tribut. Noch ehe es zum eigentlichen Kampfe kam, war der Papst schon Sieger geworden. So erhob sich die päpstliche Gewalt unter Innocenz III. zu jener Herrschaft über England, welche Gregor VII. einst vergebens angestrebt. Und zugleich war dem glücklichen Hierarchen die Gelegenheit geworden, auch über die deutsche noch einmal frei zu verfügen.

Auch Otto IV. war nämlich nach vorübergehender Vereinigung doch wieder mit dem Papste in Zerwürfnis geraten. Es war jetzt nicht mehr wie früher, ein Kampf zwischen geistlichen und weltlichen Prinzipien, nicht wie einst unter Friedrich I. ein Streit über die in Anspruch genommene Hoheit über die Christenheit, sondern über den Besitz. Der Papst hatte den König begünstigt, weil er ihm versprochen hatte, ihm die seit lange streitigen Güter zu lassen. Allein der Kaiser hatte auch noch einen anderen Eid geleistet: die Würden des Reichs zu wahren und dessen abhanden gekommene Rechte nach Möglichkeit zurückzufordern. Sofort nach seiner Kaiserkrönung begann er in Italien in diesem Sinne zu handeln. Er erklärte, wolle das der Papst nicht dulden, so möge er ihn erst von diesem Eide entbinden; das entgegengesetzte Versprechen habe er selbst nur aus Unkunde geleistet. Er belehnte den Markgrafen Azzo von Este mit Ländern, die dieser schon vom Papste zu Lehen trug; er machte auf die Mathildischen Erbgüter Anspruch. Von dem Grafen von Celano geführt, nahm er Capua ein und schlug sein Hauptquartier daselbst auf.

Der Papst kann sein Erstaunen nicht stark genug ausdrücken, daß der von ihm abfalle, welchen die Kirche allein erhöht habe, der ihr alles verdanke; es gebe keine Treue noch Glauben mehr in der Welt, das sei wider die Natur. Es reut mich, den Menschen gemacht zu haben, sagt er in einem Briefe. An dem Papste hatte nun Otto einen Feind, der noch andere Mittel besaß, als den Kampf im offenen Felde. Innocenz that im November 1210 den Kaiser in Bann und wendete sich an die deutschen Fürsten. Es ist wahr, sein nächster Zweck war, den Kaiser aus Italien zu verjagen; aber damit hing auch notwendig zusammen, daß er in Deutschland weiteren Einfluß auf ihn zu haben suchte.

Sigfrid von Mainz hielt eine Versammlung in Bamberg, zum Zwecke, wie es heißt, dem Gebote des Papstes gemäß Otto zu verlassen, und nicht allein dies, sondern auch Friedrich von Sicilien zu erwählen. Rom setzte nicht allein ab; es schlug auch vor. Friedrich II., der eben erst 16 Jahr alt geworden war, geistreich und unternehmend, schon frühe von den deutschen Fürsten anerkannt, schien Innocenz ganz der Mann, um ihn Otto entgegenzusetzen; nicht mehr einen Welfen den Hohenstaufen, sondern umgekehrt, einen Hohenstaufen dem Welfen. Obwohl ein Gelingen doch sehr zweifelhaft war — denn noch waren nur wenige Fürsten, besonders die rheinischen Bischöfe für Friedrich, und erst auf einer späteren Versammlung zu Nürnberg fand die Sache mehr Anklang — so wagte der deutsche Erzbischof doch alsbald, die Exkommunikation gegen Otto zu wiederholen. Otto hörte dies im Laufe seiner Siege in Italien. Er kehrte nach Deutschland zurück und suchte hier, wie es schon jetzt nicht anders geschehen konnte, durch Bündnisse mit einzelnen Fürsten wider die anderen sich zu halten. Allein schon drang ihm sein Gegner selbst nach Deutschland nach.

Wenn man nun angeben sollte, was Otto hier schädlich wurde, so könnte man besonders zweierlei nennen. Er hatte nicht allein den Papst bekämpft, sondern dabei auch im allgemeinen eine gewisse Ungunst gegen den geistlichen Stand gezeigt. Friedrich sagt einmal, er wolle den geistlichen Personen, vorzüglich den Fürsten, die ihnen zustehenden Rechte vermehren; seinem Gegner habe die entgegengesetzte Handlungsweise sehr geschadet. Darauf mag es sich auch beziehen, daß man Otto später schuld giebt, er habe alle Geistlichen ihrer Güter berauben wollen. Davon ist wohl soviel wahr, daß der Widerstand, den ihm die Geistlichen leisteten, ihn leicht zu heftigen Maßregeln hätte fortreißen können. Auf jeden Fall hatte er sich in einen solchen Ruf gesetzt, daß sie seine Freunde nicht waren. Sodann aber war seine ganze Stellung nicht mehr haltbar. Er trat in Italien ganz im Sinne der Hohenstaufen auf, ein rechter Staufer war er jedoch für Deutschland durch seine Vermählung noch lange nicht geworden. In Schwaben, wo man dem alten Hause die lebendigste Erinnerung bewahrte, hatte Ottos Auftreten von vornherein einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. Es kam hinzu, daß eben in dem Moment, wo Friedrich eintraf, Beatrix starb, was jedes Band zwischen Otto und der hohenstaufischen Partei löste. Wie ein Abenteurer kam Friedrich II. 1212 mit sechzig Mann, wie ein herumschweifender Ritter über Chur nach Konstanz; erst nach einigen Bedenken nahm ihn der dortige Bischof auf. Zuerst begab er sich dann nach dem Elsaß, dem alten Hauptsitz der salischen und hohenstaufischen Verwandten; allenthalben ward er anerkannt. Otto hoffte sich in Breisach zu halten, aber die Bürger vertrieben ihn. Auch das diesseitige Schwaben erkannte Friedrich an; ganz Oberdeutschland fiel ihm zu.

Der Papst wußte auch in Deutschland seinen Sieg zu verwerten, wie in England. Friedrich, der ihm schon in Rom die künftige Trennung der Kronen von Neapel und Deutschland versprochen hatte, gewährleistete ihm nun alle seine geistlichen und weltlichen Ansprüche durch eine am 12. Juli 1213 in Eger ausgefertigte goldene Bulle, in welcher dem römischen Stuhle die Güter der Mathilde und der gesamte Kirchenstaat überlassen wurden. Einige Exemplare fügen auch Sardinien und Korsika hinzu, genug, eine höchst ausgedehnte weltliche Macht; dazu kommt eine besondere Anerkennung der Lehnshoheit über Sicilien. Ebensowenig fehlt die Anerkennung aller hohen geistlichen Gerechtsame, der kanonischen Wahl durch die Kapitel, der freien Appellation an den päpstlichen Stuhl und der Verzicht auf das langumstrittene Spolien- und Regalienrecht. Alles dies wurde durch die deutschen Fürsten bestätigt. Eine Urkunde, welche entscheidender für die päpstliche Macht in Deutschland einwirkte, als irgend eine andere. Doch war durch diese Vorteile Innocenz' III. der weltliche Streit noch nicht beendigt. Kaiser Otto gab seine Sache mit nichten verloren, und es konnte in der That fraglich erscheinen, ob Friedrich imstande sein werde, ihn auch im nördlichen

Deutschland aus dem Felde zu drängen. Da erfolgte die Entscheidung durch eine neue, noch engere Verwickelung der deutschen mit den westeuropäischen Streitigkeiten.

Philipp August von Frankreich war nicht gemeint, seinen Angriff auf England deshalb aufzugeben, weil der Papst, nachdem er ihn erst befohlen, ihn nunmehr nicht billigte. Er warf sich zunächst auf die niederländischen Gebiete, wo Graf Ferrand von Flandern und Rainald, Graf von Boulogne, mit Johann ohne Land gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Doch waren die Franzosen dabei nicht glücklich. Die Flotte, die zum Übergang nach England dienen sollte, wurde mit englischer Hülfe zerstört. Die beiden Grafen hatten auf dem festen Lande die Oberhand. Dies Glück erweckte nun Otto IV. zu dem Gedanken an einen großen Angriff gegen Frankreich, welches auch für Friedrich einen Rückhalt darbot. Mit Johann und dem Grafen von Flandern nahm er 1214 einen Plan auf, der schon früher gefaßt war und auf nichts geringeres ging, als auf eine Teilung von Frankreich. Im Mai 1214 griff Johann Poitou an, er fand Widerstand, war bereits geschlagen, wenngleich nicht vernichtet, als Otto in Frankreich erschien. Er hatte die Herzöge von Brabant und Limburg, die Grafen von Flandern und Holland auf seiner Seite. Es war eine Bewegung des gesamten Niederdeutschlands gegen Frankreich. Unter ziemlich ungünstigen Umständen mußte sich Philipp August am 27. Juli 1214 zur Schlacht von Bouvines entschließen. Hätten die Engländer und Deutschen gesiegt, so würden auch die Vorteile, welche der Papst bereits über beide Länder errungen hatte, wieder zweifelhaft geworden sein; Kaiser Otto hätte sich gegen Friedrich behauptet, Johann ohne Land würde in neuem Glücke der Zugeständnisse, die er dem römischen Stuhl gemacht, gespottet haben. Aber durch die verbundene Kraft der Kommunen und der Ritterschaft behielten die Franzosen den Sieg. Die Schlacht bei Bouvines war, wie so oft in neueren Zeiten die großen Kämpfe auf dem nämlichen belgischen Boden, für alle Weltverhältnisse im westlichen wie im mittleren Europa entscheidend.

Philipp August stand am Ziel seines Strebens. Die Eroberung der plantagenetischen Provinzen war gesichert, die Macht widerstrebender Vasallen, wie Flanderns, gebrochen. Es gab jetzt ein Königreich und ein Königtum. Adel und Bürgertum scharten sich um den Thron; aber auch bis in die unterste Schicht des Volkes drang ein Gefühl der Freude und des Stolzes: der erste Moment einer wahrhaft nationalen Empfindung der Franzosen, die zugleich eine royalistische war. Überdies war die Allianz zwischen der Kirche und der capetingischen Monarchie nun erst recht bestätigt, eine Verbindung, aus der für die nächsten Generationen weitere Vorteile hervorgingen. Noch tobte in den Landschaften des Südens der greuelvolle Krieg, den Innocenz III. nach vergeblichen Bekehrungsversuchen gegen die albigensischen Ketzer entzündet hatte. Philipp August, im Norden hinreichend beschäftigt, enthielt sich noch der Einmischung; aber sein Sohn und sein Enkel folgten

dem an sie ergehenden Ruf. Die dem Hause von Toulouse entrissenen Gebiete, welche die Montforts als Anführer der siegreichen Kreuzheere nicht zu behaupten vermochten, gingen an die französische Krone über, deren unmittelbare Herrschaft sich seitdem vom nördlichen bis zum südlichen Meere erstreckte. Auf dieser Grundlage konnte dann König Ludwig der Heilige ein Regiment aufrichten, wie es den Ideen der Zeit am besten entsprach, in welchem sich universale und nationale Tendenzen, Gesetzlichkeit und freie Bewegung friedlich durchdrangen.

Sehr anderer Art, aber nicht minder eingreifend, waren die Folgen des Ereignisses von Bouvines für England. Dem geschlagenen Johann, der sich trotzdem nach seiner Rückkehr neuer Gewaltsamkeiten nicht enthielt, traten nun seine Barone, verbündet mit der Hauptstadt und vor allem mit dem Primas Stephan Langton, der sogar die Führung übernahm, entschlossen entgegen. Vergebens rief der König den Schutz des Papstes an, dessen Abmahnungen selbst bei dem Erzbischof nichts verfingen. Am 15. Juni 1215 sah sich Johann genötigt, zu Runnemede die ihm vorgelegte Magna Charta zu unterzeichnen, den großen Schutzbrief für die vereinigten Stände des Reichs, auf dem die englische Verfassung in ihrer Verbindung von altgermanischen und normännischen Freiheiten und Rechten zumeist beruht. Gerade daß der Papst das Werk nicht billigte und sich mit dem Königtum dagegen verbündete, brachte die Monarchie der Plantagenets in desto größere Verlegenheit. Unter Heinrich III., dem schwachen Nachfolger Johanns, stand England abwechselnd unter der Herrschaft päpstlicher Legaten, oder unter der Gewalt der ihre Freiheiten verfechtenden Stände. Das Königtum, des vornehmsten Teils seiner überseeischen Besitzungen beraubt, vermochte sich erst wieder zu wahrer Bedeutung zu erheben, als es sich entschloß, die Rechte des Landes offen anzuerkennen. Wie in Frankreich die Macht der Monarchie, so ist in England die parlamentarische Ordnung der Dinge in dem Jahrhundert, das auf die Schlacht von Bouvines folgte, begründet worden.

Blicken wir auf Deutschland und das Kaisertum, so zeigt sich uns eine andere Reihe von Wirkungen derselben Begebenheit. Friedrich II., der an der Schlacht persönlich keinen Anteil hatte, genoß doch ihre Früchte. Er ward nun Meister von Niederlothringen und nach und nach Herr in ganz Deutschland. Um Otto seines letzten Rückhalts zu berauben, schloß er ein für die deutschen Interessen nicht eben förderliches Bündnis mit Waldemar von Dänemark, dem er in den Küstenlanden jenseit der Elbe freien Spielraum ließ. Otto IV. dagegen setzte einen durchaus erfolg- und hoffnungslosen Kampf bis zu seinem Ende (1218) fort; erst im Todeskampf wurde er in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen. Sein ganzes Wesen war nur transitorischer Natur. Man sollte denken, er hätte eine Stellung einnehmen sollen, wie Lothar; aber dazu waren die Zeiten nicht angethan. Indem er ohne weiteres in die hohenstaufische Bahn eintrat, verlor er seine eigentümliche Grund-

lage und ward gestürzt. In nicht minder schiefer Lage jedoch erscheinen die Anfänge seines Gegners, der in der That vollkommen als Pfaffenkönig begann. Der Erbe Friedrichs I. und Heinrichs VI. schien die staufische Politik auf den Standpunkt Konrads III. zurückführen zu wollen, ja er befand sich eher in noch ungünstigerer Situation. Zwar seinen welfischen Widersacher hatte er überwunden; desto mächtiger aber stand ihm die Gesamtheit der Fürsten überhaupt zur Seite, an welche das Königtum in zwanzigjährigem Thronstreit Güter, Rechte und Autorität verloren hatte. Es ließ sich nicht erwarten, daß diese Verluste jemals wieder eingebracht werden würden. Vor allem aber: Konrad hatte sich an das schwache Papsttum eines Innocenz II. und Eugen III. angelehnt, das in seinen römischen Verlegenheiten seinerseits ebensosehr auf kaiserliche Hülfe angewiesen war; Friedrich II. war aufgetreten als das Geschöpf eines Innocenz III., der von ihm nichts anderes verlangte, als auf Italien Verzicht, in Deutschland Gehorsam. Ob es Friedrich II. besser als Otto IV. gelingen werde, selbst wenn er den Mut dazu fand, wider den Stachel dieser päpstlichen Oberherrschaft zu löcken, war sehr die Frage; das Schicksal des Kaisertums, d. h. die Zukunft des einen wie des anderen Landes lag darin beschlossen.

Denn dies Eine kann keinem Zweifel unterliegen, daß den größten Gewinn aus den auf dem Felde von Bouvines entschiedenen Kämpfen das Papsttum davontrug. Nicht als hätte Innocenz III. in diesem oder jenem Augenblick nicht so manche Enttäuschung erfahren. Sehr wider Willen zwang ihn das Mißgeschick Ottos, sich mit Philipp zu vertragen; durch den Abfall Ottos sah er sich genötigt, Friedrich in Deutschland zu erheben, was ihm wegen der Beziehungen Siciliens nicht willkommen sein konnte. Philipp August ließ sich von dem Streite mit Johann nicht zurückhalten, auch nachdem dieser sich dem Papst unterworfen; Stephan Langton und die englischen Magnaten trotzten gegen päpstliches Verbot dem Vasallen des römischen Stuhls die Magna Charta ab. Es ging in diesen Dingen wie beim vierten Kreuzzuge, den Innocenz umsonst von Konstantinopel abzulenken versuchte. Allein wie in diesem Falle, so wußte er auch in allen anderen als echter Politiker, zugleich von wunderbarem Glück begünstigt, zuletzt doch immer die reichste Frucht für die Sache des Papsttums zu ernten. Hatte ihn Philipps Ermordung jeglicher Konzession in den italienischen und deutschen Fragen überhoben, so gewährten ihm Friedrichs Versprechungen darin noch mehr, als er zuvor besessen. Bei Bouvines unterlag nicht allein sein Schützling Johann, sondern auch, und zwar noch gründlicher, sein Gegner Otto. Die Errungenschaften der englischen Barone kamen, insofern sie die Macht der Plantagenets vollends lähmten, der Ausübung der päpstlichen Oberhoheit in England erst recht zu gute. Für eine ferne Zukunft bedeuteten allerdings das Emporkommen der Monarchie in Frankreich, der parlamentarischen Tendenzen in England, des Fürstentums in Deutschland, der städtischen Autonomie in Italien ebensoviele Momente einer nationalen Entwickelung, die sich in der

einen oder der anderen Weise der Hierarchie des Papsttums erfolgreich entgegensetzten. Vor der Hand indes war die letztere eben jetzt zur alles überragenden Erscheinung der Epoche geworden und trug die Kraft in sich, zu noch größerer Höhe aufzuwachsen. Alexander III. hatte doch nur in den kirchlichen Streitfragen über Kaiser Friedrich I. und Heinrich Plantagenet triumphiert; Innocenz III. gewann ihren Nachfolgern zugleich auf weltlichem Gebiet seine Siege ab.

Von den kleineren Mächten und den geringeren Angelegenheiten braucht man dem gegenüber kaum zu reden. König Sancho von Portugal mußte sich bequemen, den verweigerten Zins zu zahlen, Alfons IX. von Leon, nicht anders als Philipp August, seine Ehe trennen; es war genug, daß Innocenz hier wie da die Kinder als rechtmäßige anerkannte. In Norwegen, Schweden und Ungarn entscheidet er über die Erbfolge. Er krönt den König der Walachen und Bulgaren und sendet das Pallium nach Armenien. Im Jahre 1215 hielt er ein Konzil im Lateran, welches die Versammlung unter Alexander III. noch weit übertraf; jetzt waren die Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel zugegen; 412 Bischöfe, über 800 Äbte stellten sich ein. Das Konzil hat nur wenige Sitzungen gehalten und einen allgemeinen Kreuzzug beschlossen. Bedeutende Neuerungen knüpfen sich übrigens nicht daran; allein es bedurfte deren auch kaum, denn auch das innere Kirchenregiment des Papsttums bewegte sich nun in sicheren Geleisen. Innocenz, der juridischen Scharfsinn mit geistlicher Bildung verband, war ganz der Mann dazu, im großen wie im kleinen die im kirchlichen Leben des Tages auftauchenden Fragen mit Takt und Umsicht zu entscheiden. In der albigensischen Ketzerei, die er mit so blutiger Gewalt ausrotten zu müssen meinte, sowie in dem weltlichen Sinne des materiellen Treibens, zumal der reichen italienischen Städte, thaten sich freilich bereits sehr abweichende Richtungen des Daseins kund; allein sie riefen auch wieder geistige Rückschläge hervor. Eben damals wurden die neuen Mönchsorden gegründet oder doch vorbereitet, von denen die Dominicaner sich durch Predigt der Ketzerei, die Minoriten oder Franziscaner durch das Prinzip der Bettelarmut der Verweltlichung opponierten. Bald sollten sie ihre vornehmste Aufgabe darin erkennen, die päpstliche Autorität, die einen in die Schulen, die anderen in die Hütten zu tragen.

Innnocenz III. hat kein hohes Alter erreicht; wie er mit 37 Jahren zum Pontifikat gelangt war, so starb er mit 55 am 16. Juli 1216 an einem Fieber zu Perugia. Eine abergläubische Verehrung, wie Friedrich Hurter in seinem merkwürdigen Buch, vermag ich ihm nun und nimmer zu widmen. Soviel aber ist gewiß: er steht in der vordersten Reihe der welthistorischen Päpste, der Aufgabe, die er sich einmal gestellt, war er durchweg gewachsen. Von einigen dialektischen Windungen abgesehen, wozu ihn, wie in jener Deliberation über die deutschen Thronbewerber, sein hierarchisch-politisches Interesse vermochte, wird man nichts eigentlich kleines an ihm entdecken. Wie er sich gleichsam am Sarge Heinrichs VI. erhob — wir be-

zeichneten ihn oben allen Ernstes als dessen Nachfolger —, so vollzog sich in ihm der Wandel der Zeiten. Noch aber lebte der Sohn jenes Heinrich, den Innocenz selbst als Vormund heraufgezogen, ein junger Mann, der den Trieb in sich fühlte, die Stellung seines Vaters wenigstens zum Teil als der echte Erbe für sich selbst zurückzufordern.

Vierzehntes Kapitel.

Kaiser Friedrich II.

Das Papsttum war bis auf den Gipfel seiner Macht gelangt, jedoch war seine Stellung auf dieser Höhe noch nicht befestigt. Das große Kaisergeschlecht, mit dem es zuletzt gestritten hatte und dem die Tendenzen weltlicher Macht gleichsam eingeboren waren, bestand noch, es hatte sogar zuletzt von Innocenz III. selber zu Hülfe gerufen werden müssen. Dazu kam, daß in Deutschland der genealogische Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen zum Vorteil der letzteren entschieden war. Die italienischen Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die von ihnen den Namen führen, haben eine andere Bedeutung; zumal die ersteren stehen nicht mehr in Zusammenhang mit den Welfen im alten Sinn. Friedrich II., dessen Großvater fast lebenslang mit dem Papsttum um die Superiorität gerungen, dessen Vater sich vermessen hatte, die Welt zu beherrschen, mußte wohl in der Tiefe seiner Seele ähnliche Gedanken hegen. Über seine Erziehung, deren Oberleitung sich in den Händen Innocenz' III. befand, sind wir sehr wenig unterrichtet; gewiß ist, daß er früh in nahe Berührung mit der in Sicilien eingebürgerten saracenischen Kultur getreten ist, wodurch sein Geist eine von den kirchlichen Ideen abgewandte Richtung empfing.

Andererseits war er jedoch emporgekommen durch eine Kombination zwischen der päpstlichen Politik und den französischen Waffen in einer allgemeinen europäischen Verwickelung. Er verdankte seine deutsche Krone nicht sowohl einer spontanen Aktion der deutschen Fürsten, wie bisher, sondern vornehmlich der Empfehlung und Unterstützung von seiten des römischen Stuhls. Man nahm ihn auf als Erben der Hohenstaufen, doch kann er selber kaum noch für einen Deutschen gelten; fast schon als ein Fremder bestieg er den Thron. Er stammte aus dem in den Boden Siciliens eingepflanzten Reise; er war durch und durch Sicilianer, erwachsen unter dem Einfluß der verschiedenen Elemente, die dort aufeinander trafen. Auf jeden Fall war seine Stellung in Deutschland um vieles schwieriger, als die irgend eines Königs vor ihm. Er besaß Rechte von ungeheurem Umfang, aber

nirgends waren sie thatsächlich gesichert. Vor allem war der Knoten seines Geschicks dadurch geschürzt, daß die Union zwischen seinem Erblande Sicilien und dem deutschen Reich, das ihm durch Wahl zugefallen, vertragsmäßig von ihm aufgegeben worden war. Wohl niemals hat sich ein großer Fürst von Haus aus in einer so zwiespältigen Lage befunden; ein Dasein voller Schwierigkeiten und Kämpfe mußte daraus hervorgehen.

Friedrich II. hat diese Kämpfe nicht etwa begierig aufgesucht, im Gegenteil: er war entschieden darauf bedacht, sie zu vermeiden. Wie er als Pfaffenkönig in seine Laufbahn eingetreten war, so zeigte er sich während der ersten Hälfte seiner Regierung als beflissener Gönner der geistlichen Interessen. Bei seiner Kaiserkrönung in Rom im November 1220 gab er allen Klerikern im ganzen Reiche neue und ganz allgemein lautende Privilegien, die er den Rechtslehrern zu Bologna in die Gesetzbücher einzuzeichnen befahl. Er leistete nicht allein dem Papsttum gegenüber abermals Verzicht auf die Mathildischen Güter, sondern erließ zugleich scharfe Edikte gegen die Ketzer. Er versprach, daß die Urteilssprüche der geistlichen Richter über dieselben ohne Weigerung von dem weltlichen Schwerte vollstreckt werden sollten, und gab damit das erste Beispiel jener dienstfertigen Handreichung des Staates zum Schutze der Kirche wider ihre Feinde, worauf drei Jahrhunderte lang die Erhaltung der Einheit des Bekenntnisses im Abendlande wesentlich mit beruht hat. Schon zuvor aber, im April 1220, bei Gelegenheit der Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen Könige, erteilte Friedrich II. den geistlichen Fürsten Deutschlands, deren Bereitwilligkeit er diese Wahl vornehmlich verdankte, zu Frankfurt eine umfassende Konstitution über ihre Rechte. Er verzichtete darin zunächst noch einmal grundsätzlich auf die Befugnis, ihren Nachlaß für den Fiskus einzuziehen — jenes Spolienrecht, eine der augenfälligsten Prärogativen der weltlichen Gewalt über die geistliche. Er verzichtete nicht minder darauf, neue Zölle und Münzen in ihren Gebieten ohne ihre Einwilligung zu errichten, und fügte eine Fülle von anderen Gnaden und Konzessionen zu Gunsten ihrer territorialen Selbständigkeit hinzu: um, wie er sagt, diejenigen zu befördern, die ihn selbst befördert hätten.

Wenn dann Friedrich im Mai 1232 von Friaul aus neben den geistlichen auch die weltlichen Fürsten in Deutschland mit einer ähnlichen Konstitution bedachte, worin er ihnen all ihre örtlichen Freiheiten, Jurisdiktionen, Einkünfte u. s. w., die sie inne hatten, bestätigt und sie ausdrücklich als Landesherren bezeichnet, so hat er damit freilich nur ein Privileg seinerseits wiederholt, das bereits ein Jahr vorher von seinem Sohne, dem erwähnten Könige Heinrich VII. den Fürsten verliehen worden, als dieser sie gegen den Kaiser selber für sich zu gewinnen suchte; Friedrich konnte dann, wenn er seine eigene Autorität behaupten wollte, kaum umhin, die geschehene Verleihung zu bestätigen. Allein das Ereignis ist eben, daß er auf die eine oder die andere Weise dahin gelangen mußte; seine gesamte deutsche Politik schlug diese Richtung ein. Er hat den deutschen Boden schon zwei Jahre nach dem

Tode seines Gegners Otto, sobald er dort die Ordnung hergestellt und die Succession seines Sohnes durchgesetzt hatte, persönlich fast für immer verlassen; ein einzigesmal ist er fünfzehn Jahre später und auch da nur notgedrungen für kurze Zeit, wieder diesseit der Alpen erschienen. Auf die Herstellung einer starken Königsgewalt, wie sie noch seine Vorfahren dort ausgeübt, die jedoch in den Stürmen des dynastischen Bürgerkrieges in Auflösung geraten war, hat er schlechtweg Verzicht geleistet. Welche Stütze hätten ihm nicht, wenn er dennoch darauf ausgegangen wäre, die Städte gewähren können, die damals allerorten mächtig emporkamen! Friedrich aber nahm sich ihrer nicht nur nicht an: jene fürstlichen Privilegien sind vielmehr größtenteils zugleich gegen die Städte gerichtet. Es war dem Kaiser genug, wenn er aus den deutschen Gebieten militärische Hülfe bei seinen italienischen Unternehmungen erhielt, wenn er im übrigen die Fürsten abhielt, von ihm abzufallen, ihm etwa einen seiner Söhne entgegenzusetzen. Indem er sich entschloß, Deutschland als ein Nebenland zu behandeln, besiegelte er mit Bewußtsein dessen aristokratische Verfassung.

Man kann diese Konstitutionen Friedrichs II. sehr wohl mit der englischen Magna Charta zusammenstellen. Was König Johann von seinen Baronen abgerungen ward, genehmigte Friedrich seinen Fürsten in Güte aus politischer Überlegung: eine Festsetzung von Rechten, durch welche der monarchischen Gewalt, im entschiedensten Gegensatz zu der gleichzeitigen französischen Entwickelung, auf Jahrhunderte hinaus die bestimmtesten Schranken gezogen wurden. Doch darf man darüber der Unterschiede zwischen dem englischen und dem deutschen Ereignis nicht vergessen. In England traten die Stände eng verbunden auf und erstritten ihre Freiheiten miteinander; die Folge war, daß sie auch hernach in einem einzigen, die Summe des nationalen Daseins umfassenden Staatsleben vereinigt blieben. In Deutschland wurden die Fürsten auf Unkosten der Städte befördert, ein Gegensatz, der die spätere Zeit mit den heftigsten Kämpfen erfüllt hat. Zugleich aber bezogen sich die den Fürsten bewilligten Rechte von vornherein vorzüglich auf ihre territoriale Selbständigkeit: das politische Leben der Nation erhielt eine Direktion auf den engeren Kreis der Landschaften; wie denn gleichzeitig auch der Mitwirkung der Landstände bei den territorialen Angelegenheiten ausdrücklich gedacht wird. Endlich ist die Magna Charta wider den Willen des päpstlichen Stuhles erstritten und verteidigt worden. Die Auflösung der königlichen Gewalt in Deutschland mußte dagegen sehr im Sinne des Papsttums sein, das seit so langer Zeit immer mit den Fürsten gegen die Kaiser verbunden gewesen. Nur für den Augenblick hatten diese Schritte Friedrichs II. doch eine antirömische Tendenz, insofern er den Dingen auch in Deutschland ihren Lauf ließ, um desto ungestörter seine Entwürfe in Italien verfolgen zu können.

Die Geschichte Friedrichs II. zerfällt nun deutlich in zwei Perioden: über der ersten schwebt gleichsam verhängnisvoll die Kreuzzugsidee; in der

zweiten bildet der Kampf mit den lombardischen Städten die Hauptsache, von der alles andere abhängt. Das welthistorische Verhältnis des Kaisers zum Papsttum knüpft sich in dem einen wie dem andern Zeitraum eben an diese vorwaltenden Interessen. Der Nachfolger Innocenz' III., ein Savelli, Honorius III. (1216—1227), war ebenso bedächtig, wie Innocenz feurig; aber an den Prärogativen des päpstlichen Stuhles hielt er gleichwohl zäh fest. Sein Ehrgeiz war, den Kreuzzug, der von dem Concilium beschlossen und dessen Beginn auf den 1. Juni 1217 festgesetzt war, unter seiner Leitung durchzuführen; doch wünschte er dies Ziel zu erreichen, ohne darüber mit den Mächten der Welt zu brechen. Auch Friedrich II. hatte nun bei seiner Krönung in Aachen im Jahre 1215 freiwillig das Kreuz genommen; einen Zeitpunkt für die Ausführung seines Gelübdes hatte er indes nicht bestimmt. Das Bemerkenswerte ist nun, wie sich Friedrich diese Verpflichtung zunutze macht. Die einen sagen noch heut, er habe nichts weiter beabsichtigt, als seinen eigenen Vorteil; die anderen setzen seinen guten Willen voraus. Ich denke, man kombiniert beides. Thatsache ist, daß der Vorsatz ihm die Kirche behülflich und förderlich bei allen seinen sonstigen Bestrebungen machte.

So lange Otto lebte, hätte niemand Friedrich die Ausführung seines Vorhabens zumuten können. Ohne den König wurde daher infolge der päpstlichen Aufforderung 1217 eine größere Kreuzfahrt unternommen, welche nach einigem Schwanken Ägypten zum Ziel erkor. Es glückte dort in der That nach langer Belagerung, bei der sich die Deutschen, Ober- wie Niederdeutsche, besonders auszeichneten, im November 1219, das wichtige Damiette einzunehmen. Auch nach dem Tode seines Widersachers aber zögerte Friedrich noch. Die päpstliche Aufforderung benutzte er vielmehr als ein Motiv, die noch übrigen Gegner zur Unterwerfung zu nötigen; z. B. verdankte er ihr 1219 die Auslieferung der Reichsinsignien durch den Bruder Ottos, Pfalzgraf Heinrich, zu Goslar. Im Jahr 1220 erfolgte dann zu Frankfurt ein Reichstagsbeschluß, welcher die definitive Anordnung der orientalischen Heerfahrt festsetzte. Aber dem Kreuzzug selbst mußten noch zwei andere Dinge vorausgehen, die Krönung des Königs zum Kaiser, und — für den möglichen Fall seines Todes im Orient — eine Festsetzung über seine Erbfolge. Diese aber hatte die größte Schwierigkeit darin, daß die Union zwischen Sicilien und dem Reiche, wie wir wissen, vertragsmäßig aufgegeben war. Noch 1216 war mit dem römischen Stuhle näher vereinbart worden, bei seiner Krönung solle Friedrich seinen Sohn Heinrich der väterlichen Gewalt entlassen und bis zu dessen Mündigkeit eine selbständige Regierung in seinem Namen in Sicilien errichten. Friedrich hielt es nun für vereinbar mit dieser Verpflichtung, daß er diesen seinen Sohn zu seinem demnächstigen Nachfolger im deutschen Reiche wählen ließ, wenn er nur festsetzte, daß Deutschland und Sicilien niemals wirklich miteinander vereinigt werden sollten. Die Fürsten, voran die geistlichen, eben damals mit jenen großen

Privilegien beschenkt, gingen ganz auf seinen Gedanken ein und wählten den achtjährigen Heinrich.

Anfangs setzte sich Papst Honorius allerdings dagegen, als aber Friedrich selbst in Rom ankam, hat er es nachgegeben, vorausgesetzt, daß die Trennung Neapels, das Friedrich als ein Lehen des römischen Stuhls und als Erbteil von seiner Mutter besaß, von dem deutschen Reich aufs neue festgesetzt würde, wie das dann geschah. Im November 1220 erfolgte hierauf die Krönung, bei der der Kaiser nur einen Tag in Rom verweilte; er versprach auf das bestimmteste, im Sommer 1221 nach dem Orient abzugehen. Der Papst hielt das für dringend notwendig. Zugleich aber wußte ihn Friedrich, wie berührt, durch neue Konzessionen an das kirchliche Interesse noch mehr zu begütigen. Er bewirkte dann in der That, daß eine Anzahl einzelner Unterstützungen nach Ägypten abging, während er selbst die Ordnung seines sicilianischen Erbreiches in die Hand nahm. In Rom war man nicht ganz unzufrieden damit: der päpstliche Legat Pelagius, welcher in Ägypten kommandierte, sich jedoch dabei ebenso übereifrig benahm, wie vordem in Konstantinopel, scheint selbst gewünscht zu haben, daß der Kaiser ihm nicht etwa die Ehre des Unternehmens schmälere. Er rückte im Delta vor, wurde aber geschlagen. Damiette mußte darauf im September 1221 wieder aufgegeben werden: der große, so rühmlich begonnene Kreuzzug hatte nichts dauerndes zustande gebracht. Sehr menschlich, daß man dann in dem Ausbleiben des Kaisers eine Hauptursache der erlittenen Niederlage sah, wiewohl man seine Ankunft nicht hatte abwarten wollen.

Mittlerweile war Friedrich vollauf mit der Reorganisation der seit dem Tode seines Vaters fast anarchisch zerrütteten Lande von Neapel und Sicilien beschäftigt, wobei er das höchste Talent an den Tag legte. Er führte dort eine so kräftig centralisierte Regierung ein, wie nur irgend eine im Mittelalter erscheint. Er gehört zu den ersten Herrschern, welche auch merkantile und überhaupt nationalökonomische Gesichtspunkte zu fassen verstanden. An kleinen Konflikten mit dem Papsttum konnte es dabei nicht fehlen. Die Unterthanen klagten bei dem römischen Stuhl über Bedrückungen, die ihnen zugefügt würden; Friedrich wiederum hatte sich über kirchliche Übergriffe zu beschweren, die er vom monarchischen Standpunkt aus nicht dulden wollte. Allein Honorius zeigte sich auch jetzt gefügig und geduldig. Sicilien schien doch auch deshalb einer festen Staatseinrichtung besonders würdig zu sein, weil es für einen mit nachhaltiger Kraft auszuführenden Kreuzzug ohne Zweifel die beste Basis abgab. Im Jahre 1223 kamen Papst und Kaiser aufs neue in Ferentino zusammen. Der Kaiser, dessen Gemahlin, Konstanze von Aragon, soeben gestorben war, bedurfte zur ruhigen Verwaltung seines Erbreichs schlechterdings noch eine längere Frist; sie wurde ihm bis 1225 gestattet. Auch dann aber war ihm die Erfüllung seines Gelübdes nicht möglich Noch einmal verschaffte ihm Hermann von Salza, der Hochmeister des deutschen Ordens und als solcher der berufenste Vermittler zwischen beiden

Gewalten, den erwünschten Aufschub. In dem Vertrage zu St. Germano von 1225 gelobte der Kaiser, im August 1227 mit 1000 Reitern selbst ins Morgenland hinüberzugehen und Schiffe für die Überfahrt von 2000 Streitern bereit zu halten; wo nicht, so wird er der Exkommunikation verfallen, die für diesen Zweck schon jetzt über ihn ausgesprochen wird. Friedrich empfing überdies noch einen persönlichen Impuls, indem er sich im November 1225 zu Brindisi auf Betrieb des Papstes mit Isabella, der Erbin der Titularkrone von Jerusalem — ihre Mutter war eine Tochter Konrads von Montferrat gewesen — vermählte. Isabella war bereits unter Ausschluß ihres Vaters, Johann von Brienne, in Tyrus selbst zur Königin gewählt worden. Friedrich sollte offenbar durch seine Verbindung mit ihr zum König von Jerusalem werden. Und wirklich ließ er am Hochzeitstage den Schwiegervater allen Rechten entsagen; die syrischen Großen leisteten dem Kaiser als ihrem Landesherrn Huldigung.

So wie nun aber Friedrich sich in Sicilien befestigt sah, wandte er seine Augen auf Oberitalien. Otto IV. hatte sich mit den italienischen Städten gut zu stellen gewußt. Dadurch besonders war es dem jungen Friedrich 1212 so schwer geworden, nach Deutschland durchzukommen. War hier noch eine Erinnerung an die großen Dienste, welche Heinrich der Löwe den Lombarden durch seine Unthätigkeit geleistet hatte, übrig? Knüpfte sich etwa hieran der Name der Guelfen, oder doch, wenn er wirklich zuerst in Florenz gebraucht worden ist, seine Verbreitung? Auch nach der Schlacht von Bouvines hielten sie, wenigstens zum Teil, an Otto IV. fest, sie haben seine Restitution im Laterankonzil von 1215 gefordert; es waren Mailand und die mit ihm verbündeten Städte, Alessandria, Piacenza, Brescia, Padua, Treviso. Für Friedrich dagegen erklärte sich Cremona, mit dem Pavia, Verona und Mantua, ferner Parma und Bologna einverstanden waren. Ghibellinisch war ferner der hohe Adel, die Montferrats und die Ezzelini da Romano. Immerhin bleibt es fraglich, inwiefern schon damals diese Gegensätze in großem Stile ausgebildet waren oder hinter den besonderen Fehden der Städte zurücktraten. Friedrich II. nun war nach und nach mit den Lombarden über die Ausführung des Friedens von Konstanz in Streitigkeiten geraten. Es hatte sich ein faktischer Zustand weit größerer Freiheit festgesetzt. Der Kaiser dachte aber jetzt sein Recht vollkommen geltend zu machen. Er schien den Streit im Jahre 1226 mit den Waffen ausfechten zu wollen. Er sammelte ein Heer in Neapel.

Da ist nun im Gegensatz zu ihm 1226 in dem Kloster St. Zeno zu Mosio der alte Bund der Lombarden, von dem eben Friedrich II. nichts hören wollte, erneuert worden. Man vereinigte sich zu einer Art von Staat unter einem Rektor, durch den jede Streitigkeit geschlichtet werden sollte. Man verpflichtete sich zu gegenseitiger Verteidigung; alle Männer vom vierzehnten bis siebzigsten Jahre sollten dazu verbunden sein. Sie wollten die Deutschen nicht mehr als 1200 Mann stark in Italien einrücken lassen, und

gegen das Aussprechen der Reichsacht, wenn sich der Kaiser in Ober- oder in Mittelitalien aufhalte, gesichert sein. Wie hätte Friedrich sich eine solche, gewissermaßen souveräne Aufstellung gefallen lassen sollen? Er rückte heran, war aber zu schwach, um allein etwas auszurichten; die aus Deutschland heranziehenden Zuzüge aber wurden von den Städten an den Klausen von Trient zurückgehalten. Wohl sprach er dann auf einem Reichstag zu Borgo St. Donnino die Acht über die Rebellen aus, erklärte ihren Bund für aufgelöst und ihre Privilegien für verfallen. Da er indes diese Urteile zu vollstrecken außer stande war, so nahm er nicht ungern die Vermittelung des Papstes an, der zwar die Aufhebung der erlassenen Strafedikte forderte, auf der anderen Seite jedoch auch den Lombarden die Pflicht auferlegte, den Kreuzzug des Kaisers zu unterstützen.

Man sieht, diese Idee schwebt eigentlich über allem. Sie war bisher dem Kaiser sehr förderlich gewesen: erst in Deutschland gegen die Welfen und zur Erhebung seines Sohnes zum Nachfolger, sodann zur Kaiserkrönung selbst, welche an seine Verpflichtung geknüpft war, zur Begründung der monarchischen Gewalt in Neapel und Sicilien, zum Austrag mit den Lombarden. Überdies war ihm durch jene Ehe die Aussicht auf persönlichen Gewinn bei dem Unternehmen selbst eröffnet worden. Die Stunde schien nah, wo Honorius III. die Frucht so vieler Nachgiebigkeit endlich ernten sollte: da starb dieser Papst im März 1227. Zu seinem Nachfolger ward ein durchaus anders gearteter Mann erwählt, Gregor IX. (1227—1241), ein Verwandter Innocenz' III., zu dessen vornehmsten Werkzeugen er gehört hatte. Er stand bereits im höchsten Greisenalter, wenn es wahr ist, daß er bei seinem Tode fast hundert Jahre zählte; aber um so stärker und feuriger hielt er an den Ideen fest, die er einmal ergriffen hatte; er war nicht frei von Leidenschaft, doch vor allem mit seltener Thatkraft ausgerüstet. Er wollte von keiner längeren Verzögerung der so lange schon betriebenen, schon einmal begonnenen, aber wieder unterbrochenen Kreuzfahrt hören. Er erneuerte die Strafen, welche den säumigen Kreuzfahrern von der Kirche auferlegt wurden; denn so sehr hatte sich die Stimmung schon verändert: was ursprünglich ein enthusiastischer Impuls gewesen war, wurde nun eine Pflicht; nicht sowohl eine militärische, als eine religiöse.

Diesmal schien es denn auch dem Kaiser voller Ernst zu sein, sich der alten, doch auch vielfach lästigen Verbindlichkeit zu entledigen. Eine große Menge von Kreuzfahrern sammelte sich in Apulien, vornehmlich aus Deutschland, aber sie wurden von einer verderblichen Krankheit heimgesucht. Der Kaiser selbst begab sich in Brindisi zur See, aber auch er wurde von der Seuche befallen und sah sich genötigt, wieder ans Land zu gehen und zurückzubleiben. Aber Papst Gregor IX. wollte an die Wahrheit dieser Entschuldigung nicht glauben. Nach dem Wortlaut der früheren Abkunft, die keiner Hinderungsgründe Erwähnung gethan hatte, sprach er im November

1227, in der Tiefe seiner Seele ergrimmt, den Bannfluch über Friedrich II. aus. Ich lege nicht viel Wert auf die Erklärungen des einen gegen den anderen. Zieht man die wirkliche Sachlage in Erwägung, so darf man wohl sagen: die jetzige Frage zwischen Kaiser und Papst war die Initiative in der Kreuzzugsunternehmung. Der Kaiser fand einen Grund, sich der päpstlichen Bestimmung nicht zu fügen. Am Gründonnerstag 1228 wiederholte der Papst seinen Ausspruch. Er befahl der Geistlichkeit des sicilischen Reichs, die Orte, wo der Kaiser sich aufhalte, mit dem Interdikt zu belegen. Der Kaiser erklärte der Geistlichkeit, daß er ihr ihre Güter entreißen werde, wenn sie es thäte. Aufs neue erhob sich der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt. Der Papst ward durch die mit dem Kaiser einverstandene Bürgerschaft aus Rom verjagt. Der Kaiser nahm die Mathildischen Erbgüter in Besitz. Aber zugleich hielt er nun den Augenblick für gekommen, seinen Zug zu unternehmen, für den ihm der Papst den Segen verweigerte. Es ist, als habe er sich von dieser Rücksicht erst ganz emancipieren wollen. Sein Kreuzzug ward nun ganz ein kaiserlicher Gedanke; die Idee Friedrichs I. und Heinrichs VI. lebte in Friedrich II. wieder auf. Der weltliche Grundzug in der Expedition des letzteren ward jedoch noch durch das dynastische Moment erhöht. Eben jetzt, im April 1228, war Friedrichs Gemahlin Isabella mit einem Sohne, Konrad, niedergekommen, dessen Erbrecht auf das Königreich Jerusalem über jeden Zweifel erhaben war. Den eigentümlichsten Charakter endlich empfing der Kreuzzug Friedrichs II. durch den Umstand, daß er von einem mit dem Banne belegten Fürsten unternommen ward.

Im Juli 1228 landete er in Cypern, wo schon Heinrich VI. als Oberlehnsherr aufgetreten war. Nicht ohne Gewalt brachte Friedrich die Regentschaft für den minderjährigen König in seine Hände. Er setzte seine Kastellane und Vögte in die festen Schlösser. Im September 1228 landete er in Accon. Die Geistlichkeit versagte ihm den Friedenskuß, weil er ein Gebannter war; aber alles Volk war doch hocherfreut, daß er gekommen, und schloß sich ihm eifrig an. Die Moslimen erschraken über die Ankunft des Königs der Fürsten. Seine Begleitung war nicht so stark, um zu einem großen Angriff zu schreiten. Dagegen lagen aber die politischen Verhältnisse günstiger, als je seit dem Auftreten Saladins. Nach dem Tode des großen Sultans war nämlich sein Haus von stetem Unfrieden erfüllt; schon der vorübergehende Erfolg der Christen gegen Damiette beruhte auf diesem Zwist der Ejubiden. Auch hernach war zwischen dem Sultan von Ägypten und El Kamil und dem Sultan von Damaskus Moazzam neuer Hader ausgebrochen. Dieser hatte sich mit den Chowaresmiern vereinigt, jener hatte sich dagegen schon von fernher selbst an Kaiser Friedrich gewendet und ihm seinerseits versprochen, ihm das syrische Küstenland, Saladins Eroberung, zurückzugeben. Jetzt war Moazzam gestorben, doch über seine Hinterlassenschaft kam es abermals zu Streitigkeiten. Sein Sohn

David setzte den Widerstand gegen El Kamil fort, und dieser war auch fortan genötigt, sich an Friedrich zu halten. Es war eine Situation, für das christliche Interesse so günstig, wie zu den Zeiten des ersten Kreuzzuges.

Man begreift es, daß Friedrich seine Fahrt erst hatte antreten wollen, als er infolge dieser Lage der Dinge erwarten konnte, etwas auszurichten. Ein bloßer geistlicher Impuls war niemals in ihm. Daraus erwuchs ihm aber nun die Schwierigkeit, daß er an dem Legaten des Papstes einen Widersacher fand. Die Meister der Templer und Johanniter zögerten, sich ihm anzuschließen; sie wollten keinen Befehl vom Kaiser annehmen. Friedrich mußte einwilligen, daß seine Befehle im Namen Gottes und der Christenheit ausgefertigt wurden. Nur so wurde es möglich, daß man nach Joppe zog und daselbst eine Burg baute. Doch sollen die beiden Ritterorden noch später den Anschlag gemacht haben, ihn dem Feinde zu verraten. Da mag dann die Ritterschaft des Deutschen Ordens, die unter ihrem Meister Hermann von Salza treu zu dem Kaiser hielt, ihm besonders unentbehrlich geworden sein. Hauptsächlich aber: er stand mit den Moslimen selbst in enger Verbindung. Kamil gab ihm von der beabsichtigten Verräterei Nachricht. In Joppe besuchten Friedrich die Emire Schamseddin und Fahreddin, die mit ihm über philosophische und mathematische Wissenschaften sprachen und den Scharfsinn seiner Fragen oft bewunderten. Es erfüllte sie mit Genugthuung, daß die sicilischen Saracenen mitten im Lager in ihren Religionsübungen nicht gestört wurden.

Ohne Zweifel gehörte dies dazu, um die Saracenen zu einer Nachgiebigkeit zu vermögen. Kamil war jedoch überdies durch das Verhältnis zu dem Sultan von Damaskus dazu bewogen, welchem Jerusalem so wie so entrissen werden sollte. Er trat außer dem Küstenstrich auch Jerusalem selbst mit Nazareth und Bethlehem am 11. Februar 1229 an Friedrich ab; doch mit der Bedingung, daß auch die Mohammedaner in der Moschee Omars anbeten dürften, was den orthodoxen Ideen des Abendlandes allerdings vollkommen widersprach. Die syrischen Barone waren nichtsdestoweniger zufrieden; die beiden älteren Ritterorden jedoch und der päpstliche Legat waren es nicht. Ohne Rücksicht auf sie beschwur der Kaiser den Vertrag, der ihm und der christlichen Sache Vorteile gewährte, die unter den damaligen Umständen durch Gewalt der Waffen nicht zu erreichen gewesen wären. Besonders die Deutschen hielten auch jetzt zu Friedrich; sie waren glücklich, nach Jerusalem wallfahrten zu können. Auch der Kaiser ging dahin; aber als Exkommunizierter. Christlichen Gottesdienst durfte er nicht halten lassen. Allein am andern Morgen erschien er in der Kirche des heiligen Grabes, schritt zum Altar, ergriff die goldene Krone und setzte sie sich aufs Haupt. Er befahl noch die Herstellung der Mauern von Jerusalem; im Mai 1229 segelte er von Ptolemais ab, nach seinem sicilischen Reiche.

Er kam, um den Krieg mit dem Papste auszufechten. Gregor IX. hatte, während der Kaiser im Morgenlande verweilte, einen Bund mit den Lombarden geschlossen und, allerdings durch kaiserliche Statthalter gereizt, Neapel angreifen lassen. Der Papst sagt selbst in einem späteren Schreiben, er habe damit die Sache der Lombarden geführt. Nun aber griff Friedrich selbst, nachdem er mit großer Raschheit aus Syrien zurückgekehrt war, mit seinem geübten Heere die päpstlichen Söldner unter Kardinal Pelagius an (September 1229). Der Papst fand bei den Lombarden nicht die Hülfe, die er erwartete. Er suchte Deutschland in Bewegung zu setzen, jedoch gelang es ihm nicht. Der Kaiser hatte ein großes Heer von Italienern, Deutschen und selbst Saracenen; er nahm Neapel wieder ein und drohte, in den Kirchenstaat vorzudringen. Unter diesen Umständen entschloß sich der Papst, ihn wieder vom Banne zu lösen. Unter der Vermittelung Hermanns von Salza kam zu St. Germano im August 1230 ein Friede zustande, der freilich noch viel zu wünschen übrig ließ, aber doch dadurch eine gewisse Dauer erhielt, daß Gregor selbst mit den Römern in einen ähnlichen Zwiespalt geraten war, wie der Kaiser mit den Lombarden. Friedrich versprach in dem Vertrage, die der Kirche und den beiden Ritterorden entrissenen Güter wieder herauszugeben; auch zu einer Reihe anderer geistlicher Zugeständnisse hat er sich bequemt.

Der Sieger gab dem Besiegten nach, aber gesiegt hatte er doch. Das Gleichgewicht zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, das bei seinem ersten Auftreten zu Gunsten der geistlichen Macht zerstört worden war, wurde wiederhergestellt. Friedrich II. wäre an sich sehr geneigt gewesen, es bei diesem Zustande bewenden zu lassen. Wie er bisher die geistlichen Interessen, soweit sie nicht mit seinen eigenen zusammenstießen, bereitwillig gefördert hatte, so zeigte er sich auch jetzt durchaus nicht als absoluter Feind der Kirche. Sein Bestreben war vielmehr, in Verbindung mit dem Papsttum seiner noch übrigen Gegner, vor allem der Lombarden Herr zu werden. Soviel ist gewiß, daß der Bund der oberitalienischen Städte einen Staat im Staate bildete; sehr natürlich daher, daß der Kaiser das Verlangen, ihn aufzulösen und die Städte zum Gehorsam zurückzuführen, nicht fahren ließ. Aber lange Zeit kam er damit nicht von der Stelle. Im Jahre 1232 versammelte er einen großen Reichstag in Ravenna, den jedoch die Städte nicht beschickten. Auch von Deutschland her erhielt Friedrich in diesem Augenblick keinen genügenden Beistand, so daß ihm vor der Hand nichts übrig blieb, als sich abermals der Vermittelung des römischen Stuhls zu bedienen. Gregor IX. übernahm es, den Kaiser mit den Lombarden auszusöhnen; allein, wie man erachten kann, fiel sein Richterspruch im allgemeinen sehr zu Gunsten seiner alten Verbündeten aus; Friedrich mochte ihn nicht annehmen. Auch der Papst konnte dann freilich die Sache der Städte nicht offen begünstigen, da ihm der Kaiser wider seine Römer zu Hülfe ziehen mußte, wie einst Friedrich I. So blieb die Angelegenheit wiederum in der Schwebe, bis die Ereignisse in

Deutschland Friedrich in den Stand setzten, mit eigener Kraft auch in Oberitalien entscheidend einzugreifen.

Schon längst war ein Mißverhältnis zwischen Friedrich und seinem Sohn Heinrich, der in Deutschland an seiner Statt als König waltete, zu erkennen. Man hat damals behauptet, es sei daher entsprungen, daß der Kaiser seinen anderen Sohn, Konrad, mehr begünstigt habe. Der wahre Grund war indes ohne Zweifel, daß Heinrich VII. in jenen ersten Pakten mit dem Papsttum Selbständigkeit in einem der beiden Reiche zugesagt worden war. Da ihm nun Neapel nicht abgetreten wurde, so nahm er diese Selbständigkeit um so mehr im deutschen Reiche in Anspruch. Ein anderes Moment war wohl, daß die Regierung des jungen Königs nicht von den allgemeinen Beziehungen des Kaisers abhängen wollte. Sie wetteiferten gleichsam, wie wir bereits erzählten, die Fürsten für sich zu gewinnen. In Deutschland vollzogen sich eben damals die Ketzergerichte, durch welche sich Konrad von Marburg einen düsteren Namen bereitet hat. Dem Sinne des Kaisers entsprach es, diesen Tendenzen nachzugeben; sein Sohn, König Heinrich, war nicht dafür. Heinrich trat ferner mit den Städten in Verbindung im Gegensatz gegen seinen Vater. Wenn Friedrich damals freundliche Beziehungen mit England anknüpfte, so suchte der Sohn sich an Ludwig IX. von Frankreich zu halten.

Eine sehr merkwürdige Haltung nach innen und außen, die Heinrich einnahm: allein der vereinigten Macht des Papstes und des Kaisers konnte er nicht widerstehen. Welch ein Verhältnis zwischen ihnen war, ergiebt sich daraus, daß Heinrich zuläßt und Friedrich fordert, daß einige Fürsten, welche die Vermittelung übernommen, sich zugleich verpflichten, wenn Heinrich von dem Kaiser abfalle, alsdann diesem nicht zu gehorchen. Als dann Heinrich wirklich offenen Abfall versuchte, verließen ihn die Fürsten in der That. Im Jahre 1235 erschien Friedrich diesseit der Alpen und ward des Sohnes um so leichter Meister, als er auch die Autorität des Papstes noch für sich hatte. Er hielt eine große Reichskurie zu Mainz, in welcher er einen umfassenden, lange als Muster geltenden Landfrieden verkündigte, dessen Urkunde zugleich in der Landessprache veröffentlicht ward. Im Gefühl seiner Stärke schloß er einen definitiven Austrag mit den Welfen, indem er den noch übrigen Enkel Heinrichs des Löwen, Otto, zum Herzog von Braunschweig-Lüneburg erhob. Den Herzog Friedrich von Österreich, der sich seinen Geboten nicht fügen wollte, warf er 1237 in einem kurzen Feldzug über den Haufen; er faßte den Gedanken, Österreich zum Reichsland, Wien zur Reichsstadt zu machen. Zum Nachfolger des gestürzten Heinrich VII., der nach Apulien gebracht wurde, wo er in der Gefangenschaft gestorben ist, ließ der Kaiser seinen jüngeren Sohn Konrad durch die Wahl der Fürsten einsetzen. So in Deutschland nach allen Seiten glücklich und triumphierend, beschloß er, mit der lombardischen Rebellion ein Ende zu machen. Merkwürdig sind die Erklärungen, die er bei diesem Anlaß über seinen Beruf abgiebt. Das

Reich ist nach ihm dazu da, den Frieden der Völker zu erhalten und die Kirche vor Verletzungen und vor dem Unglauben der Häretiker zu bewahren. Ihm hat Gott Deutschland, Sicilien und Italien verliehen; jedoch sei eben die Mitte des Reiches, Italien, noch in tiefster Verwirrung; er muß diesen Ungehorsam besiegen. Hernach will er nach dem Rate der Italiener wie der Deutschen dem h. Lande neue Hülfe bringen, das alsdann zu einer großen Fülle von Glück gelangen solle. Er hofft, in Piacenza, wohin er die Abgeordneten der Städte entbietet, auch die Repräsentanten der verschiedenen europäischen Reiche um sich zu sehen.

Dem Kriege, den Friedrich im Herbst 1237 aufs ernstlichste selbst eröffnete, waren schon einige Kämpfe im östlichen Oberitalien vorausgegangen, in denen der eifrigste Parteigänger des Kaisers, Ezzelin da Romano Vicenza, Padua und Treviso, sowie den Führer des dortigen Widerstandes, den Markgrafen Azzo von Este zur Unterwerfung brachte. Der Kaiser hatte in seinem Heere außer den Deutschen, die nicht eben sehr zahlreich erschienen waren, und den ghibellinisch gesinnten Lombarden von Parma, Reggio und Modena 10000 Saracenen aus seinem sicilischen Königreich, auf denen die Stärke seiner Rüstung vornehmlich beruhte. Ihnen ergab sich im Oktober Mantua auf günstige Bedingungen. Dann rückte Friedrich in das Gebiet von Brescia vor, wo er eine feste Burg nach der anderen einnahm. Um Brescia selbst zu schützen, vereinigten sich die lombardischen Scharen von Mailand, Piacenza, Crema, Lodi, Alessandria und lagerten sich am Oglio. Eine Zeit lang standen die beiden Lager einander gegenüber. Dann brauchte Friedrich die List, sich zurückzuziehen und scheinbar sein Heer aufzulösen. Als die Italiener sich dadurch bestimmen ließen, ihr Lager zu verlassen, griff er sie am 27. November 1237 bei Cortenuova an und schlug sie völlig. Das Caroccio, der Wagen, auf welchem die Feinde ihre große Fahne mit sich führten, ward erobert. Im Momente des Sieges war Bergamo zu ihm übergegangen; jetzt machte selbst Mailand den Antrag, ihn unter gewissen Bedingungen als Herrn anzuerkennen.

Rein politisch betrachtet, war das wohl der wichtigste Moment im Leben Kaiser Friedrichs II. Cortenuova erscheint als die Umkehr von Legnano: was dem Großvater das Geschick versagt, war dem Enkel glänzend zugefallen. Es kam darauf an, ob er sein Glück durch weise Mäßigung für immer zu zu befestigen verstehen werde. So verhält es sich nun nicht, daß er Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gefordert hätte, wie man oft gesagt hat. Aber wenn er die Jurisdiktion in dem Umfange für sich verlangte, wie sie ein König in jeder Stadt besitzen sollte — so daß er einen Capitan gesetzt haben würde, um sie auszuüben — so waren die Mailänder nach fast hundertjährigem Kampf um die Freiheit der inneren Selbstregierung nicht geneigt, das anzunehmen. Ein anderer Streitpunkt war, daß die Mailänder für die zu treffende Übereinkunft eine Garantie des Papstes zu haben wünschten, der Kaiser sie dagegen bloß durch die deutschen Fürsten versichern wollte.

Genug, man verständigte sich nicht. Dann aber mußte der Krieg fortgesetzt werden. Der Kaiser wandte sich im folgenden Jahr aufs neue gegen Brescia. Aber wenn er im Felde die Oberhand behielt, so war er doch nicht so geschickt, die festen Städte zu erobern. Vor Brescia scheiterten seine Belagerungswerkzeuge; er mußte es im November 1238 verlassen. So wußte sich auch Alessandria zu verteidigen.

Ich will keineswegs sagen, daß Friedrich hier vollkommen Recht hatte. Den Sieg zu erfechten, war ihm gelungen, aber ihn recht zu benutzen verstand er nicht. Die Besonnenheit, die Friedrich I. gerade nach seiner Niederlage an den Tag gelegt, wodurch er dann noch spät zu unerwarteten Erfolgen gelangt war: der Enkel, der sie in anderen Lebenslagen häufig bewährt, ließ sie jetzt im Gefühl des errungenen Triumphes vermissen. Und so geschah es, daß diese Städte, die in der Mitte der streitenden höchsten Gewalten, des Reichs und der Kirche, dem plebejischen Element zuerst Raum in der Welt verschafft hatten, es auch diesem großen Anführer gegenüber zu behaupten wußten. Venedig war antikaiserlich; auch Genua weigerte sich jetzt, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Freilich kam ihnen jetzt keine Spaltung in Deutschland zu Hülfe; von dem Reiche her war eine sehr stattliche Macht vor Brescia erschienen. Wohl aber ereignete es sich, daß das Papsttum aufs neue gegen den Kaiser Partei ergriff.

Mannigfaltige Anklagen, z. B. über die Behandlung der sicilianischen Kirche, waren vorlängst gewechselt worden. Einen anderen Streitpunkt bildeten die beiden Ritterorden, welche als besondere Gegner des Kaisers erscheinen. Das wichtigste Moment aber betrifft die Insel Sardinien, über welche ein alter Streit zwischen Reich und Kirche obwaltete. Kaiser Friedrich I. hatte dort einen einheimischen König eingesetzt, Heinrich VI. soll die kaiserliche Oberherrlichkeit durch eine Flotte behauptet haben. Allein Innocenz III. hatte die Herrschaft der Kirche hergestellt, die verschiedenen Gewalten der Insel, als Judikate bezeichnet, erkannten die päpstliche Hoheit an. Eben damals aber reichte nun die Erbin des Judikates von Torre, Adelasia, Witwe eines Visconti, gegen den Willen des Papstes ihre Hand dem natürlichen Sohne Friedrichs, Enzio. Dieser wurde dann von seinem Vater zum Ritter geschlagen und nahm den Titel eines Königs von Sardinien an. Friedrich machte, wie einst Otto IV., kein Hehl daraus, daß er alle Rechte, die das Reich jemals besessen, wiederherstellen wolle.

Papst Gregor IX., auch sonst erschrocken über die gewaltigen Erfolge des Kaisers, wollte das nicht dulden. Er schloß im November 1238 mit Genua und Venedig einen Vertrag auf neun Jahre, in welchem die Städte versprachen, kein Bündnis mit dem Kaiser abzuschließen, ohne Einwilligung des Papstes. Aus diesen Unterhandlungen ergab sich, was bevorstand. Der Papst erklärte im voraus, er werde Gewalt mit Gewalt erwidern. Am Gründonnerstag 1239 wurde Friedrich II. von Gregor IX. aufs neue exkommuniziert. Unter allen den Gründen, die dafür angeführt werden, er-

scheint auch der Verdacht, daß er über die katholische Kirche nicht rechtgläubig denke. Der Kaiser antwortete mit einer Gegenerklärung. Ihm, dem Papst, gab er Schuld, daß Jerusalem keine Hülfe bekomme. Der Papst beschütze Ketzer, wenn diese wider den Kaiser seien. Ohne sich auch nur mit den Kardinälen zu beraten, sitze er einsam in seiner Kammer bindend und lösend, wie ein Kaufmann die Wage in der Hand — ich verstehe: je nach seinem Vorteil. Keiner anderen Schuld sei er selber sich bewußt, als daß er es verschmäht habe, seinen Sohn Enzio mit einer Nichte Gregors zu vermählen. In jedem Sinne bestreitet er ihm das Recht zu solcher Exkommunikation. Der Papst replizierte: er behauptete nicht allein dieses Recht, sondern er kam nun auch auf das Verhältnis des Kaisers zu den Mohammedanern zurück; ja mehr noch: Friedrich habe gesagt, die Welt sei von drei Schwindlern, Moses, Jesus und Mohammed betrogen worden. Die übernatürliche Geburt Christi leugne er, weil man nicht glauben dürfe, was nicht mit der Natur übereinstimme. Der Kaiser versicherte, Worte dieser Art seien nie über seine Lippen gekommen. Er legte ein feierliches Glaubensbekenntnis über den Sohn Gottes ab; Moses erklärte er für den Vertreter und Freund Gottes, Mohammed verwirft er: sein Leib schwebe in der Luft, von Teufeln zerrissen.

Genug: die beiden Gewalten trafen nach einem Jahrzehnt des Friedens noch einmal heftiger als je, mit unerhörten Vorwürfen, welche die Anhänger des Kaisers auch gegen die persönliche Lebenshaltung des Papstes richteten, kurzum, man muß sagen; in bitterstem Haß aufeinander. Im Kampfe der Waffen hatte der Kaiser das Übergewicht. In Oberitalien gewann er Montferrat und Alessandria; in Toscana schlossen sich alle alten ghibellinischen Städte an ihn an; wie denn gerade damals, im Anschluß an die heimischen Spaltungen, die umfassenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen sich als Pars Ecclesiae und Pars Imperii im großen ausbildeten. Friedrich drang sodann im Kirchenstaat vor und nahm Viterbo; so nahe an Rom erklärte er seine Absicht, alle Reichslehen wieder vom Papst zurückzufordern. Den Römern versprach er, sie an den Ehren des Reichs wieder teilnehmen zu lassen, sie als Prokonsuln in die Provinzen zu senden; sie sollen ihm nur an ihrem Teile helfen, dem siegreichen Adler des Imperiums den triumphalen Lorbeer zurückzugeben. Aber auch der Papst hielt fest an seiner Idee. Bei einer großen Prozession legte er seine päpstliche Tiara auf die Reliquien der Heiligen und forderte diese auf, ihre Stadt zu verteidigen, welche die Römer nicht verteidigen wollten. Die Römer waren dann alle wieder für ihn und drängten sich, seinen Ablaß zu empfangen. Das war doch überhaupt noch das überwiegende Gefühl in der Welt.

In Deutschland freilich zeigten sich zunächst ganz andere Erscheinungen. Welche Verhältnisse dort aus dem großen Streit entsprangen, sieht man aus den Akten Alberts des Böhmen, der als päpstlicher Nuntius im Reich er-

schien und über die Erzbischöfe und Bischöfe, welche größtenteils an dem Kaiser festhielten, den Bann aussprach. Sie traten sein Papier — denn er sei nur Archidiakonus und sie Bischöfe der Kirche — mit Füßen. Es kam zu einer allgemeinen Unruhe in der deutschen Kirche, in welcher der Nuntius eigentlich nur an dem Herzog von Bayern Unterstützung fand. Kaiser Friedrich ließ diesen Wittelsbacher, Otto II., daran erinnern, daß dessen Großvater von dem seinen in das Herzogtum eingesetzt worden sei; der Enkel des Kaisers könne dem Enkel des Herzogs das Herzogtum auch wieder entreißen. Der Papst hätte einen allgemeinen Abfall erwarten müssen, hätte er Albert den Böhmen nicht zurückgerufen.

Behauptete aber der Kaiser dergestalt durch die getroffenen Einrichtungen in Deutschland, durch die Waffen in Italien die Oberhand, so war das nicht der Fall mit den übrigen Ländern. Im Vertrauen darauf, daß sich die Stimme Europas für ihn erklären werde, berief der Papst ein Konzil. Allein der Kaiser sperrte nicht nur die nach Rom führenden Landstraßen; es gelang ihm 1241 auch, die genuesische Flotte, welche die zum Konzil herbeieilenden Prälaten, zumeist französische, beschützen sollte, zu nehmen; die gefangenen Prälaten ließ er nach Neapel bringen. Dem König Ludwig IX. von Frankreich, der sich darüber beschwerte, antwortete er mit dem Gleichnis: das Kaisertum verhalte sich zu den Fürsten, wie der Löwe im Tierreich. Er meinte die weltliche Gewalt in aller Namen zu repräsentieren und trotzte auf das Glück, das ihn bis jetzt in dem Kampfe gegen die geistliche Gewalt begleitet habe: durch Gottes Vorsehung leben und herrschen wir! Er schien in der That seinem Ziele nah. Auf der einen Seite griff die kaiserliche Flotte Genua an, auf der anderen hielt er den Papst in Rom belagert. Die Ghibellinen waren für ihn; sie meinten jetzt das Reich im Gegensatz gegen das Papsttum dort zu errichten. Noch gewaltiger als unter Heinrich VI. oder Otto IV., engte jetzt die territoriale Macht Friedrichs II., der auch die See beherrschte, den Papst ein.

Da starb Gregor IX., wie es heißt, beinahe hundert Jahr alt. Der Kaiser ließ es lange Zeit zu keiner neuen Wahl kommen. Der zuerst Gewählte, Cölestin II. starb nach vierzehn Tagen; auch die Kardinäle zögerten dann, so daß sich in den anderen Kirchen Unzufriedenheit regte und die französischen Prälaten drohten, sich ein eigenes Oberhaupt zu wählen, wofür sie ein angebliches Privilegium der heiligen Canones zu haben vorgaben. Endlich, im Juni 1243, wurde zu Anagni Sinibald Fiesco, aus den genuesischen Grafen von Lavagna, gewählt; er nannte sich Innocenz IV., nach Innocenz III., dessen durch Gregor IX. fortgesetztem Systeme er sich vollkommen anschloß. Er galt als der beste Erklärer der Bibel und der Dekretalen in jener Zeit. Friedrich sagt in einem seiner Briefe, er habe mit allen Kräften für seine Wahl gewirkt; ich zweifle nicht daran, obwohl der Brief aus späteren Tagen ist; er faßte Vertrauen zu ihm, weil er einer von den Edelleuten des Reiches sei; er, der Kaiser habe ihm Wohlwollen erwiesen mit

Wort und That. Daß Friedrich geradezu gesagt habe, er habe einen Freund an ihm verloren, kann nicht wohl sein. Aber er wollte ihn als Vater anerkennen und hoffte, als Sohn von ihm angenommen zu werden.

Allein der Papst konnte sich den bestehenden Zustand nicht gefallen lassen; er unternahm den Krieg wie Alexander, wie Innocenz III. Offenbar war jedoch seine Lage bei weitem ungünstiger als die Innocenz' III. Von der Macht des Kaisers war er rings umgeben, und wenn sich auch hier und da die Guelfen für ihn regten, so waren doch die Ghibellinen fast immer im Uebergewicht. Gleich die ersten gegenseitigen Eröffnungen des Kaisers und des Papstes sind voll von Zurückhaltung. Der Kaiser sagte jede Begünstigung zu: unbeschadet der Ehre und der Rechte des Reichs. Der Papst bot alle mögliche Genugthuung an; er will darüber einen allgemeinen Fürstentag zusammenrufen: vorbehalten jedoch die Sicherheit der Kirche und aller ihrer Anhänger. Die Annäherung wird durch die ihr beigefügten Vorbehalte wieder aufgehoben. Alles resümiert sich darin, daß der Papst die Freigebung der gefangenen Prälaten fordert, die der Kaiser für Rebellen erklärt hat.

Unter dem Eindruck des mongolischen Einbruchs in Mitteleuropa und der Einwirkung namentlich der Fürsten des Ostens kam es noch zu ernstlichen Annäherungen. Ein Friede wurde verhandelt, von beiden beschworen; allein man hatte sich darin zu Formeln geeinigt, in denen jeder Teil seinen Sinn sich vorbehielt, in Bezug auf die Lösung vom Bann und die Sache der lombardischen Städte. Der Kaiser wollte erst den Eid der Treue haben, ehe er die Gefangenen losgebe. Das waren die Getreuen der Kirche, die Rebellen des Kaisers. Das Papsttum wiederum hatte mit den Lombarden einen Bund, den es nicht wieder brechen konnte. Noch im Juni 1244 ward unterhandelt; der Kaiser wünschte eine Zusammenkunft mit dem Papst. Dieser aber trachtete vor allem persönlich frei zu werden. Er faßte den Entschluß, aus Italien zu entweichen. Dann erst konnte er das Übergewicht geltend machen, welches er über das Kaisertum besaß, nämlich die allgemeine und unbedingte Anerkennung von Europa.

Die Genuesen, seine Landsleute, hatten ihn auf das dringendste ersucht, bei seinem Frieden mit dem Kaiser sie und ihre Freunde darin aufzunehmen, alle ihre Rechte und Freiheiten zu garantieren. Der Papst antwortete darauf mit der Bitte, ihn mit einer Flotte, die nach Civitavecchia kommen sollte, aus dem Bereich der kaiserlichen Gewalt zu retten. Indem der Kaiser den Papst bei Rieti erwartete, begab sich dieser auf einem sehr beschwerlichen Ritt von Sutri nach Civitavecchia, wo 22 genuesische Fahrzeuge seiner harrten. Mit hoher Freude ward er in Genua empfangen. Der Strick ist zerrissen, sagte man, und wir sind frei! Aber auch in Genua mußte er von dem zu Lande und zur See mächtigen Kaiser eingeschlossen zu werden fürchten. Er war sehr krank. Zuerst getragen und halb sterbend, dann wieder imstande,

auf einem Maultier zu reiten, gelangte er nach Asti, wo er sich zu erkennen gab. Er nahm dann seinen Weg nach Lyon, das noch nicht zu Frankreich gehörte, sondern zu dem arelatischen Reiche, auf welches indes die kaiserliche Macht kaum mehr Einfluß übte. Dahin berief er nun ein großes Konzil.

Der Kampf, wie er von da ab maßlos entbrannte, war zugleich höchst persönlich und ganz allgemein. Unter den Vorwürfen der Ketzerei, welche Innocenz gegen Friedrich erhob, erscheint auch die Thatsache, daß der Kaiser seine Gemahlinnen durch Eunuchen bewachen lasse. Friedrich hat andererseits erklärt, er wolle den Papst auf das bitterste treffen in dem, was ihm das Liebste sei. Zugleich jedoch verteidigte der Kaiser theoretisch, um dem weltlichen Interesse noch einmal freie Bahn zu machen, die alte Lehre von der Trennung der beiden Schwerter, welche die Selbständigkeit der Staatsgewalt in sich schloß. Von einer solchen Trennung aber wollte Innocenz überhaupt nichts hören: das Verfahren des Kaisers habe sie unthunlich gemacht. Von jener Bibelstelle, auf die sich das Papsttum begründet, leitet er die unbedingte Oberhoheit desselben ab; die weltliche sowohl wie die geistliche Herrschaft — die himmlische drückt er sich aus — sei dem Papste anvertraut. Er war der Meinung, Christus habe auch eine weltliche Gewalt gegründet. Seine Anschauung bewegt sich durchaus in der Indentifizierung von Gott, Christentum, Kirche und Papsttum. Er kümmerte sich nicht um den Widerstand der weltlichen Fürsten. Er meinte: erst müsse er den großen Drachen zertreten, dann die kleineren Schlangen. Wir kommen auf diese seine Haltung, auf das Lyoner Konzil von 1245 und die Kämpfe der folgenden Jahre in Italien und Deutschland in einem späteren Abschnitt ausführlicher zurück; denn von diesen Dingen geht zugleich die Zukunft aus: Innocenz IV. nimmt innerhalb des hierarchischen Jahrhunderts in jedem Sinne die centrale Stellung ein. Hier sei nur soviel von alledem erwähnt, als erforderlich ist, um Friedrich II. bis an seinen Ausgang zu begleiten.

Das Konzil war nur mittelmäßig besucht. Auch der Kaiser hatte seinen Prokurator daselbst; aber dessen Einrede hatte wenig Wirkung auf den Papst. Am 17. Juli 1245 sprach dieser eine feierliche Exkommunikation über Friedrich aus. Er warf ihm vier Verbrechen vor: Meineid, Bruch des Friedens zwischen Kirche und Reich, Sacrilegium, Ketzerei. Zugleich mit ihm werden alle die exkommuniziert, welche ihm Rat oder Beistand leisten werden. Die deutschen Wähler werden ihm einen Nachfolger im Reich bestellen. Über Sicilien wird der Papst mit den Kardinälen verfügen. Zugleich in allen Teilen seiner Herrschaft griff der Papst so Friedrich an. Wohl hob auf dem Konzil der Prokurator des Kaisers, Thaddäus von Suessa, noch einmal die Tendenzen der weltlichen Gewalt hervor: für die Versprechungen des Kaisers zu Gunsten des heiligen Landes wollte er die Bürgschaft der Könige von England und von Frankreich beibringen; aber die geistliche Faktion behielt die Oberhand und bewirkte, daß die Absetzung Friedrichs von dem Konzil zum Beschluß

erhoben wurde. Als der Kaiser dies vernahm, was that er? Wagte er es, den Papst hinwider abzusetzen, wie Heinrich IV. und Friedrich I. gethan? Er ließ sich seine Kronen bringen, setzte eine derselben auf und rief aus: noch habe er sie auf, und niemand solle sie ihm entreißen! Es kam darauf an.

Der Papst hatte mächtige Verbündete an den beiden Bettelorden — denn auch die Dominicaner hatten sich nach dem Muster der Minoriten als Bettelorden konstituiert. Diese Mönche drangen gleichsam in alle Adern der Gesellschaft ein und machten dort die Motive des Glaubens für ihren Herrn geltend. Die Wirkung ließ nicht auf sich warten. Zuerst entstand eine Verschwörung in Neapel. Befreundete Diener des Kaisers, Pandulf von Fasanella und Jacob von Morra entflohen plötzlich von seinem Hofe. Eine neapolitanische Dame soll Friedrich den Verrat angezeigt haben. Ein Brief des Kaisers ist übrig, worin er seine Gegner des Einverständnisses mit dem Papst bezichtigt. Auch in Deutschland hatte diesmal die Exkommunikation gewaltig gewirkt. Der letzte Zuzug von dorther erschien bei Friedrich im Jahr 1238. Noch einmal 1245 findet sich dann eine Anzahl deutscher Fürsten an seinem Hofe. Jetzt aber erhob sich eine Gegenfaktion. Am 22. Mai 1246 ward auf Geheiß des Papstes Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen zum Gegenkönig gewählt, der frühere Pfleger Konrads und des Reiches. Indem der Kaiser nun mit italienischen Kräften über die Alpen gehen will, um seine Feinde zu Paaren zu treiben, erfährt er in Turin den Abfall von Parma. Hier war es der päpstlich guelfischen Partei im Juni 1247 gelungen, sich unter der Anführung eines Neffen des Papstes, eines Sanvitale, der sich an die Spitze der Ausgewanderten stellte, bei Gelegenheit eines glänzenden Hochzeitsfestes der Stadt zu bemächtigen. Der Kaiser machte die größten Anstrengungen, sie wieder zu erobern. Er legte ein Lager an, das einer Stadt gleich war und das er Vittoria nannte; aber die Parmesen verloren den Mut nicht. Im Februar 1248, im Augenblick der Abwesenheit des Kaisers, griffen sie sein Lager an, eroberten es und schlugen sein Heer.

Dieses Ereignis gab den Guelfen das Übergewicht. Alle Städte in der Ebene der Romagna, Imola, Faenza, Forli, traten zu ihrer Partei. Schon war auch Modena bedroht. Der natürliche Sohn Friedrichs, der junge Enzio, befehligte in diesen Gegenden die kaiserlichen Truppen, er eilte herbei, Modena zu retten. Er traf noch zu rechter Zeit ein, aber zu seinem Unglück. Er ging den Bolognesen, welche Modena bedrängten, bei Fossalta entgegen; aber die Modenesen hielten nicht Stand. In dem Kampfe ward Enzio gefangen. Der tapferste aller Söhne Friedrichs, sein besonderer Liebling, dem zu Gunsten er den Zorn des Papstes gereizt hatte, ward von den Bolognesen zu ewigem Gefängnis verurteilt (1249). Auch Modena mußte zu der Kirche übertreten. Friedrich sah sein Glück von sich weichen. Glückliches Asien, schrieb er an seinen Schwiegersohn Vatatzes, den griechischen Kaiser von Nicäa, beneidenswerte Fürsten des Ostens, die ihr das Schwert eurer Unterthanen und die Ränke der Priester nicht zu fürchten habt! Selbst

sein vertrautester Rat, der alles bei ihm vermochte, der Hofrichter Peter von Vinea, ward ihm mit Grund verdächtig, als sei er von seinen Feinden gegen ihn gewonnen. Zur Strafe geblendet, stieß Peter den Kopf mit solcher Wut gegen die Wand, daß er umkam.

Noch schien nicht alles für Friedrich verloren. In Deutschland fand seine Sache gegen Heinrich Raspe namentlich bei den Städten Unterstützung, denen der Kaiser — in später Erkenntnis eines gemeinsamen Interesses, denn auch in ihnen regte sich schon damals eine gewisse Opposition gegen das Papsttum — sich zuletzt wieder günstiger bezeigt hatte. Heinrich Raspe traf bei ihnen auf so bedeutenden Widerstand, daß er in seine Heimat zurückging, wo er 1247 an einer Wunde starb. Daß alsdann der Graf Wilhelm von Holland zum Gegenkönige gewählt wurde, machte im Grunde wenig aus: sich Gehorsam zu verschaffen, war er doch nicht vermögend. Allein der große Streit konnte doch nur entschieden werden, wo er entstanden war: in Oberitalien; denn die Macht Friedrichs II. beruhte nicht mehr, wie die seiner Vorfahren, auf Deutschland. Auch da nun errang der Kaiser gerade in seinem letzten Lebensjahre noch einige Erfolge; doch waren sie nicht erheblich genug, um die 1248 und 1249 erlittenen schweren Unfälle wieder auszugleichen. Noch mitten im Kampf, nicht gebeugt, aber zurückgedrängt, nicht völlig besiegt, aber unzweifelhaft überwunden starb Friedrich am 13. Dezember 1250 zu Firenzuola in Apulien; ohnfern von seiner saracenischen Kolonie in Lucera, die er einst aus Sicilien herübergeführt, die ihm seine äußeren Siege hatten erfechten helfen, aber im geistigen Streite mit der Kirche seinen Gegnern eine Waffe des Angriffs geliehen hatte.

Die Peripetie seines Lebens erscheint im Jahre 1238, als er vor Brescia unverrichteter Sache umkehren mußte: daran schloß sich jene zweite Exkommunikation durch Gregor IX., die er niemals wieder von sich abzuwerfen vermochte. Seine Katastrophe beruht vor allem auf der Verbindung der päpstlichen Gewalt mit den italienischen Städten. Diese aber hatte im 13. Jahrhundert ein anderes Resultat als im 12. Im 12. schloß Kaiser Friedrich I. einen besonderen Frieden mit dem Papste, einen anderen mit den Städten und erhielt von beiden erträgliche Bedingungen. Jetzt aber war der Papst den Vertrag eingegangen, keinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen ohne die Städte. Innocenz IV. bemerkte mit Recht, daß hier der Kern der Frage liege. Sein Verhältnis zu Genua, seiner Vaterstadt, knüpft daran an. Die Genuesen forderten ihn, wie wir sahen, auf, ihre Rechte zu schützen. Er begiebt sich zu ihnen, um sich selbst zu retten. In Lyon bekommt er erst die volle Freiheit, die kirchlichen Prätentionen mit voller Energie auszusprechen. Auf diese gestützt, erringt er den Sieg.

In Italien geboren, war Friedrich doch germanisch blond. Auf dem Wege nach Deutschland hat man ihn einen Fluß, bis an die Hüften im Wasser, durchwaten sehen. Er war schön, von heiterer Sinnesweise und liebte einen vergnüglichen Genuß des Lebens. Ich will nicht wiederholen,

wie in der Berührung des morgenländischen und abendländischen Luxus die Sänger und Gaukler des Abendlandes mit saracenischen Tänzerinnen zusammentrafen. Das hatte aber zugleich Zusammenhang mit ernsten Studien. Mit den Tänzerinnen erscheinen die Schüler des Averroës am Hofe. Friedrich ließ den Ptolemäus und die Tiergeschichte des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzen. Er selbst war ein großer Kenner der Natur. Es ist ein Buch von ihm übrig, über die Kunst mit Vögeln zu jagen, worin er die genaueste Kunde über Lebensweise, Nahrung u. s. w. der Vögel zeigt, so daß er als einer der größten Kenner dieses Teiles der Zoologie betrachtet werden muß, die je gelebt haben. In seinen Tiergärten waren Kamele, Leoparden und Tiger. Er war von einer an Peter den Großen erinnernden Neugier gegenüber den Prozessen der Natur erfüllt. Nicht unpassend erzählt man gerade von ihm die Sage vom Taucher. Der Sultan schenkte ihm ein Zelt, worin Sonne und Mond richtig auf- und untergingen. Er war wohl nicht frei von Sterndeuterei und anderen phantastischen Neigungen, aber ausgebildet, wie kein anderer im Kampfe des Lebens. Da ward in ihm nun freilich eine Sinnesweise entwickelt, welche sich den Lehren der Kirche nicht absolut unterordnete.

Sein Bild ist zuweilen nur ins schlimme gemalt worden. Er habe sich mit Saracenen umgeben, nach ihrer Weise einen Harem gehalten, er sei ungläubig und abergläubisch gewesen; im Umgang mit den Moslimen habe er sich über die christliche Religion lustig gemacht; er sei undankbar gegen seine Erzieher und Freunde gewesen. Trug nicht allein, sondern Tücke und Grausamkeit will man ihm nachweisen. Selbst die Verschwörungen gegen ihn wären nach dieser Ansicht wegen seiner Laster zu rechtfertigen. Ich bin weit entfernt, ihn rein waschen zu wollen, aber über solchen Vorwürfen verschwindet seine ganze Stellung. Er hatte den schwierigen Kampf mit einer Gewalt zu bestehen, welche die Welt beherrschte und von der er ursprünglich selbst erhoben worden war. Welch eine Aufgabe, die Rechte der weltlichen Gewalt geltend zu machen gegen einen Papst, der die Behauptung aufstellte, daß ihm selbst die weltliche wie die geistliche Gewalt gebühre! Friedrich hat ferner in den Kampf gegen den Orient eintreten müssen, nachdem die Energie der geistigen Gegensätze schon vorübergegangen und arabisches Wesen in die Kultur, vor allem seiner eigenen Heimat, eingedrungen war. Es ist unleugbar, daß er selbst die Zustände des orientalischen Fürstentums, welches von keiner geistlichen Gewalt gebunden war, oder die Situation im Bereich der griechischen Kirche den abendländischen Verhältnissen vorzog. Nachdem das Kaisertum voreinst die Summe der höchsten Gewalt an sich gebracht und solange besessen hatte, mußte es die höhere Autorität der Kirche anerkennen, wie sie in dem Recht der Exkommunikation zum Ausdruck kam; in geistlichen und weltlichen Befugnissen, vermischt wie sie nun einmal waren, ward es genötigt, einen Schritt zurückzutreten. Friedrichs I. ideale Pläne, Heinrichs VI. reale Bestrebungen zu einer Wiederherstellung waren gescheitert. Friedrich II. war von vornherein

in der Lage, die Sache der weltlichen Gewalt bloß zu verteidigen. Der Streit um das Reich Sicilien kam für ihn hinzu. Eigentlich an diesen süditalienischen Unternehmungen, die der erste Gedanke Ottos des Großen waren, die dann endlich Heinrich VI. — man muß sagen: zu spät — gelangen, hat sich das Kaisertum gleichsam verblutet.

Weltgeschichtlich ist Friedrich II. vor allem dadurch merkwürdig, daß die großen Geschicke sich unter ihm an der deutschen wie an der italienischen Nation vollzogen: die Emancipation der Fürsten in dem einen, die der Städte in dem anderen Lande. Jenes geschah durch die Vergabungen, zu denen Friedrich schritt, durch die Konstitutionen, die er in seinen Verlegenheiten gab, und die zuweilen weiter gingen, als eigentlich zu erwarten gewesen wäre. In Italien wollte er umgekehrt die Städte unter die Hoheit und die Einheit seines Staates zwingen: aber sie erwehrten sich seiner Absicht und erkämpften für sich die Freiheit, für ihr Land und Volk ein Gewühl allgemeiner Parteiung, noch reicher an Leben, aber auch an Zerrüttung, als in den deutschen Gebieten. In seinem welthistorischen Ringen mit dem Papsttum ist Friedrich II. zu positiven Ergebnissen allerdings nicht gelangt; aber als ein Vorspiel künftiger Dinge darf man sein Dichten und Trachten doch bezeichnen. Wir wollen seinen Spruch von den drei Betrügern dahingestellt sein lassen; aber das ist klar, daß er dahin gebracht ward, wohin weder Heinrich IV. noch Heinrich V., weder Friedrich I. noch Heinrich VI. zu bringen gewesen waren: nämlich zu einer innerlichen und idealen Opposition gegen den geistlichen Staat überhaupt. Man gab ihm schuld, er habe bewirken wollen, daß sowohl der Papst als die Kardinäle und die übrigen Prälaten zu Fuße gingen. Die ghibellinische Gesinnung kam in ihm auf, wie sie später Dante ausspricht. Er fühlte sich als den Mittelpunkt aller weltlichen Fürsten, die mit ihm eine Sache hätten. Er soll die Idee gehabt haben, sie sämtlich auf einem großen roncalischen Reichstage zu versammeln, wo über eine Reformation der Kirche und des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Diese Dissidenz der weltlichen und der geistlichen Prinzipien war noch niemals so stark hervorgetreten; alle ihre späteren Erscheinungen aber erinnern in gewisser Weise an diese erste. Ja ich wage zu behaupten, daß die Ungerechtigkeit, welche in dem Verhalten des siegreichen Papsttums lag, der erste Grund zu dem späteren Abfall von der Kirche wurde, insofern diese nicht allein in der Theologie, sondern auch in den populären Gefühlen wurzelte. Was Luther im Eingang seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation beklagt, daß die teuren Fürsten Friedrich der Erste und der Andere und viel mehr deutscher Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt seien, davon hat sich eine Empfindung, zumal in den deutschen Städten, welche sich zuletzt eben deswegen für die untergehende staufische Sache schlugen, durch die Jahrhunderte des sinkenden Mittelalters erhalten

Fünfzehntes Kapitel.

Ausbreitung der lateinischen Christenheit nach Norden und Osten. Hierarchische Gestaltung des Abendlandes überhaupt.

Indem das deutsche Reich nach Italien hin seine Einwirkung verlor, hatte es auf einer anderen Seite die größte Entwickelung gewonnen. Wie die romanischen Völker, Spanier, Franzosen, Italiener im Süden und Südosten, so kolonisierten die germanischen im Norden und Nordosten von Europa; ebenfalls durchaus im Sinne der römischen Kirche, jedoch — wie denn hier die Feinde nicht so mächtig waren — nicht infolge großer Schlachten. Da waren nun nicht allein die diesseitigen Küsten der Ostsee, von Finnen, Letten, Preußen, Slaven bewohnt, noch immer heidnisch, sondern es hatte sich das Heidentum auch mehr im Binnenlande zwischen Oder und Elbe seit jenem Abfall der Slaven in den letzten Zeiten Ottos II. nach wie vor erhalten; ja es war wieder zu einer Art von Blüte gediehen. Erst im 12. Jahrhundert ward das Übergewicht der Deutschen jenseit der Elbe völlig begründet.

Als die Sachsen im Jahre 1147 zum Kreuzzuge gegen Edessa aufgefordert wurden, erinnerten sie ganz mit Recht daran, daß sie noch so bedeutende Länder in ihrer Nähe hätten, die in das Heidentum zurückgefallen seien. Wie die Spanier mit den Arabern in ihrem Lande, so hielten sie es für notwendig, mit diesen, ihren ewig feindlichen Nachbarn, den Kampf zu bestehen. Zwar war dieser Kreuzzug nicht gerade von sehr glänzenden unmittelbaren Resultaten begleitet: die Fürsten entzweiten sich hier wie in Syrien; aber das Übergewicht der Deutschen ward doch entschieden. Die slavischen Oberhäupter versprachen sich zu bekehren. Das Einverständnis, das sich zwischen Welfen und Hohenstaufen gebildet, war für den Norden so wichtig, wie für Italien. Friedrich I. unternahm, wie wir erzählten, 1157 einen Kriegszug gegen die Polen, der ihm vollkommen gelang, durch welchen er Wladislav II. zurückführte und dessen Söhne in Schlesien einsetzte. Obwohl die Polen Christen waren, so wollte es ihnen doch nirgend anders, als etwa in Pommern gelingen, die Einwohner zum Christentume zu bekehren. Es gehörte die vollkommene Überlegenheit des deutschen Prinzips dazu, um dem Christentum Fortgang zu verschaffen. So oft dann in Deutschland eine Bewegung ausbrach, regten sich die slavischen Gebiete. Noch einmal aber, im Jahre 1164, waren alle Fürsten versöhnt: Heinrich der Löwe, Adolf von Holstein, Albrecht der Bär, Waldemar I. von Dänemark; sie brachten den verbündeten Pommern und Obotriten eine große Niederlage bei Demmin bei.

Diese drei Ereignisse, der wendische Kreuzzug, der Zug Friedrichs I., der Sieg bei Demmin, waren es eigentlich erst, was nach so langer Unterbrechung die Unternehmungen des sächsischen Kaiserhauses vollendete. Seit

dem fing nun die Koloniſation an, ein ganz neues Deutſchland über der Elbe anzupflanzen. Das Nordalbingien Heinrichs des Löwen war ein kleines Reich, das aber zu ſeiner Exiſtenz des Zuſammenhanges mit Sachſen bedurfte. Als der Mittelpunkt der großen Stiftung erſcheint die Stadt Lübeck (1158), deren Gebiet den Grafen von Holſtein abgerungen wurde. In dieſe Entwickelung griff nun eine Zeitlang — teils fördernd, teils in hemmender Konkurrenz — das Königreich Dänemark mächtig ein.

Wir haben geſehen, wie hier die Verbindung mit England unter Kanut dem Großen zur Einführung des Chriſtentums führte. Unter ſeinen Nachkommen ging dieſe Entwickelung fort. Kanuts Enkel, Sven Eſtrithſon, war ein eifriger Chriſt; gegen 500 hölzerne Kirchen ſoll er erbaut haben; er gründete die Bistümer Lund und Aalborg, er bekehrte Bornholm; dort ließ er ſich 1074 krönen; er machte eine gewiſſe Einrichtung über die Erbfolge. Vortrefflich ſtand er mit Adalbert von Bremen, vor deſſen kirchlicher Autorität er ſich willig beugte. Sein Sohn Knut der Heilige nahm 1080 die Biſchöfe in den Reichstag auf und wollte die Zehnten einführen. Allein dadurch, wie durch die Strenge, mit der er gegen den Seeraub der Großen einſchritt, regte er die alten Elemente noch einmal wider ſich auf. Als er 1086 gegen England ziehen wollte, verließ ihn ſein Volk; er mußte flüchten und ward getötet. Unter Erich Eiegod ward dann im Jahr 1103 Lund ein Erzbistum, dem zunächſt auch Schweden und Norwegen untergeordnet waren. Es geſchah während des Inveſtiturſtreites im Gegenſatz gegen das Kaiſertum unter päpſtlicher Förderung. Der Ritus der Hierarchie griff ſeitdem in Dänemark Platz, 1120 das Cölibat. Auch hier ward dann die Geiſtlichkeit ſehr mächtig. Im Jahr 1157 gelangte nach tauſend inneren Unruhen Waldemar I. auf den däniſchen Thron. Wir ſahen, welchen Anteil er an der Beſiegung der Slaven nahm, er behauptete Rügen. Zur Seite ſtand ihm Abſalon oder Axel, der berühmteſte aller däniſchen Biſchöfe, ein Mann, der den König in der ſchwierigſten Lage gerettet hatte, die Empörungen im Lande dämpfte, aus den Einkünften ſeines Bistums eine Flotte baute und die Seeräuber vertilgte: ebenſo vorſichtig und klug, wie tapfer, unerſchrocken, fromm und gerade; die Impulſe der die Welt beherrſchenden Kirche ſtellten ſich in ihm auf das lebendigſte dar.

Auch nach dem Tode Waldemars unter Knut VI. (1182 bis 1202) behielt Axel die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten; die Gunſt der Lage kam hinzu, um eben in dieſer Zeit die eigentliche Begründung der däniſchen Macht zu ermöglichen. Ich ſehe darin eine Rückwirkung des wieder ausgebrochenen Streites zwiſchen Welfen und Hohenſtaufen. Knut VI. hielt urſprünglich, wie Waldemar, die Partei Heinrichs des Löwen; in deſſen Sturz aber ließ er ſich nicht verwickeln, dagegen wußte er ſich in gewiſſer Hinſicht zu ſeinem Nachfolger zu erheben. Da er aber alles für Dänemark that, ſo lag ein unmittelbarer Verluſt für das deutſche Reich darin. Anfangs zögernd, dann mit Entſchiedenheit, verweigerte er dem Reiche die Hul-

digung, was um so mehr besagen wollte, da es ihm gelang, über Pommern und Mecklenburg eine unzweifelhafte Herrschaft zu erwerben und Holstein zu besiegen. Die Herzöge von Pommern lagen in beständigem Kriege mit den Fürsten von Rügen; Bogislav rühmte sich, er wolle den schwarzen Jaromar gebunden abführen. Aber unvermutet kamen die Dänen den Rügenern zu Hülfe; ihre Flotte, unter Erzbischof Absalon entschied die Seeschlacht. Sie eroberten dann Wolgast, und Bogislav selber mußte, wie sein Gegner Jaromar, die Lehnshoheit des Königs anerkennen. In Mecklenburg lebten zwei Fürsten in innerem Streit und gerieten beide in die Gefangenschaft ihrer Feinde in Rügen und Pommern; sie wurden beide, der eine hier, der andere dort, an Knut ausgeliefert, der sie auseinandersetzte und ihm gleichfalls Lehnspflicht zu leisten nötige. Immer weiter griffen die Dänen um sich. Die Ditmarschen, von dem Erzbischof von Bremen bedrückt, zu dessen Sprengel sie gehörten, fielen ab und ergaben sich an den Bischof Waldemar von Schleswig, der Geschwisterkind mit dem König Knut VI. und im Besitz der Erbgüter seines Vaters war.

Gegen diese gewaltig emporstrebende Macht, die sich dem Reiche feindselig gegenüberstellte, regten sich denn doch endlich die Deutschen. Nach jener neuen Versöhnung der Welfen und Hohenstaufen im Jahre 1194 war ein besseres Verständnis zwischen den Fürsten jener Länder hergestellt worden. An ihre Spitze trat jetzt Markgraf Otto II. von Brandenburg. Auch er machte Ansprüche auf eine gewisse Oberhoheit über Mecklenburg und Pommern. Über mehrere slavische Länder, ohne Zweifel Teile von Pommern, geriet er mit Dänemark in Streit. Knut schickte eine bedeutende Flotte. Aber Otto begegnete den Dänen bei ihrer Landung am Ausflusse der Oder und schlug sie völlig: ihr Führer, Peter von Roeskild, fiel in seine Gefangenschaft (1198). Im folgenden Jahre verwüsteten der Markgraf und Graf Adolf III. von Holstein ganz Slavien; aber im Jahre 1200 wußte Graf Adolf, der den Krieg allein führte, Rendsburg nicht zu behaupten. 1201 wurde Adolf von Dänen und Slaven geschlagen, im September erlitt er eine zweite völlige Niederlage. Peter von Roeskild, der seiner Haft entkommen war, erscheint wieder auf dem Kampfplatz; Hamburg wurde besetzt, Lübeck mußte sich unterwerfen. Adolf selbst wurde gefangen. Die Opposition der deutschen Fürsten hatte nur zu weiteren Erfolgen Dänemarks gedient. Im Jahre 1202 hielt Knut einen großen Herrentag in Lübeck, wo er, prächtig empfangen, die Huldigung annahm und sich Geiseln geben ließ. Er nannte sich König der Wenden, sogut wie der Dänen. Es war kurz vor seinem Tode.

In dieser Zeit nahmen sich nun die Dänen in jeder Hinsicht gewaltig auf. Sie wurden reich durch den Heringsfang, sie nahmen deutsche Pracht und Sitten an; sie hatten Gelehrte, die in Paris studierten. Helmold findet, daß sie sich in Dialektik, sowie in römischer Rechtswissenschaft durch besondere Feinheit ihrer Anlagen auszeichneten. Auch an politischer Bedeutung aber nahmen sie noch weiter zu. Waldemar II., der Sieger, Knuts Bruder, der unmittel-

bar nach dessen Ausgang in Lübeck als König der Dänen und Slaven und Herr von Nordalbingien anerkannt wurde, setzte ihn auf das glücklichste fort. Er hatte schon bisher das beste gethan. Er nötigte den Grafen Adolf, auf Holstein Verzicht zu leisten und setzte dort einen Grafen von Orlamünde als seinen Lehnsmann ein. Er nahm sich der Vasallen des Grafen von Schwerin gegen diesen an und hielt ihn selber, nachdem er Boizenburg zerstört hatte, in Pflicht. Er unterstützte Otto IV. in Deutschland und hatte in den norwegischen und schwedischen Händeln etwas zu sagen. Hauptsächlich aber suchte er die entfernteren Küsten der Ostsee unter sich zu bringen.

Der Ausdruck und die beste Frucht der damaligen deutsch-dänischen Beziehungen, welche bei allen Streitigkeiten doch zugleich eine nach außen hin wetteifernde Verbindung darstellten, war die Stiftung der Kolonie Livland. Auch hiezu vereinten sich, wie zu den orientalischen Unternehmungen der Epoche mit den christianisierenden Tendenzen die der Eroberung und vornehmlich des Handels. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts nahmen in Wisby auf Gotland, dem centralen Sitze des Verkehrs auf der Ostsee, deutsche Kaufleute die erste Stelle ein. Von dort aus suchten dieselben alsbald auch den Wasserweg der Düna auf, der seit den warägischen Zeiten wegen der Verbindung mit Nowgorod, dem Emporium der russischen Welt, die Augen der Handeltreibenden des Nordens auf sich gezogen. Indem sie nicht versäumten, daselbst merkantile Niederlassungen zu versuchen, gesellte sich ihnen im Jahre 1186 der Augustinermönch Meinhard aus Segeberg zu, ein ehrwürdiger Greis, den nach dem Ausdruck einer alten Chronik, jedermann lieb hatte. Mit Hülfe gotländischer Arbeiter legte er in dem Dorfe Yxküll das erste feste Kastell an. Die Livländer, die den Gebrauch des Mörtels noch nicht kannten, machten wohl einen Versuch, die Mauern mit Schiffstauen in den vorbeifließenden Strom zu ziehen. Bald ward eine Marienkirche gegründet in einer quellenreichen Gegend, die man nach dem alten Chronisten darum Riga genannt haben soll. Allein, wiewohl der eine oder andere unter dem Volke die Taufe annahm, so war es doch kaum möglich, sich gegen die Roheit der Umwohner zu behaupten. Der erste Nachfolger Meinhards in dem neuen livischen Bistum, Berthold, Cistercienserabt aus dem Kloster Loccum, ist im Kampfe mit den Liven gefallen.

Diesem folgte nun der eigentliche Stifter des ganzen livländischen Wesens, der Bremer Domherr Albert von Appeldern, nach; noch jung, aber reif zu diesem Unternehmen, angesehen durch mächtige Verwandtschaften. Von Lund und Paderborn bekam er bischöfliche Scharen. Mit 23 Schiffen langte er 1199 an. Sei es nun, daß schon Meinhard einen Anfang dazu gemacht oder auch nicht: im wesentlichen gründete doch Albert zuerst auf einem Berge an der Düna die Stadt Riga. Dann stiftete er einen Orden, der sich dazu verpflichtete, den Krieg unaufhörlich zu führen; eigentlich eine stehende Miliz der Kreuzfahrer, wie sie sich im Morgenlande, in Castilien und Portugal bewährt hatte: Brüder von der Ritterschaft Christi. Sie nahmen

einiges von den Templern herüber, führten jedoch als besonderes Abzeichen ein Schwert auf ihrem Mantel. Das Verhältnis, in welchem der Bischof zu diesen Rittern stand, ist nicht ganz klar. Er hatte von König Philipp eine Belehnung mit allem, was erobert werde, ausgebracht. Aber die Ritter forderten gleich im voraus den dritten Teil der künftigen Eroberungen für sich. Wenigstens soviel erreichten sie dann, vornehmlich durch die Gunst Innocenz' III., der für die Bekehrung und Eroberung des der Gottesmutter geweihten Landes überhaupt denselben Eifer an den Tag legte, wie für die Sache der Kreuzzüge, daß ihnen ein Teil desselben zu eigentümlicher Verwaltung überlassen ward, wo sie auch sogleich eine Burg Wenden anlegten. 1211 wurde die Grenze fest bestimmt. Mittlerweile zeigte sich Bischof Albert unermüdlich, das große Werk zu vollenden; ein dutzendmal hat er zur See streitbare Hülfe persönlich herbeigeholt. So ward denn das eigentliche Livland und ein Teil des angrenzenden lettischen Gebietes unterworfen. An den Esthen aber, welche der Schwertorden unter seinem Meister Volkwin angriff, fand man bei weitem härteren Widerstand; es kam hinzu, daß sie bisweilen von russischer Seite nachdrücklich unterstützt wurden.

Es muß in der That zweifelhaft erscheinen, ob die bisher durchaus deutsche Kolonie sich dieser Gefahr gegenüber mit eigenen Kräften hätte behaupten können. Selbst dem, was bis dahin geschehen, hatte Dänemark durch die Gründung einer christlichen Seemacht in der Ostsee unleugbar Vorschub geleistet. König Waldemar II. hatte 1206 die preußischen Küsten heimgesucht und sich dort in Ansehen gesetzt; 1210 griff er Pomerellen an und brachte den Herzog Mistwoi zur Unterthänigkeit. An ihn nun wandte sich in der Bedrängnis des Augenblicks Bischof Albert um Hülfe. Waldemar konnte sich nichts besseres wünschen. Er erschien zum erstenmal 1218 mit einer Flotte wie es heißt, von 1500 Schiffen. Er gründete Reval, schlug die Esthen in einer großen Schlacht und brachte selbst einen Teil von Semgallen an sich. Seine Macht war der des Ordens bei weitem überlegen. Der Bischof ward dahin gebracht, nicht nur Esthland, sondern selbst Livland von ihm zu Lehen zu nehmen. Zwar gaben das seine Geistlichen und seine Ritter nicht zu; aber Esthland mußte den Dänen doch wirklich definitiv abgetreten werden. 1221 eroberte Waldemar Ösel. Wie ungemein war nun seine Macht: über alle slavisch-deutschen Küsten, Mecklenburg, Pommern, Pomerellen, Preußen, Esthland und indirekt auch in Livland! Der Erzbischof von Lund, dem Reval unterworfen ward, wirkte oft genug dem Bischof von Riga und dem Erzbischof von Bremen entgegen. Wären die Dinge in ihrer natürlichen Entwickelung geblieben, so würde der dänische Einfluß in allen diesen Gegenden den Sieg davongetragen haben, zumal da das deutsche Kaisertum seinen Fortschritten keinen Widerstand entgegensetzte. Wir wissen, daß vielmehr der junge Friedrich II., um Otto IV. seines dänisches Rückhaltes zu berauben, in einem förmlichen Vertrage die Lande jenseit der Elbe, d. h. eben die baltischen Küsten, an Waldemar überlassen hatte.

Auch jetzt riet er von einem Bruche mit diesem ab. Papst Honorius III. nahm entschieden für die dänische Macht Partei, der im Norden nichts mehr widerstehen zu können schien. Da gelang es einem kleinen deutschen Fürsten, der von Waldemar beleidigt worden war, eben jenem Grafen von Schwerin, gegen welchen der König schon ehedem einige Vasallen beschützt hatte, durch einen glücklichen Schlag diese Macht zu stürzen.

Waldemar hatte die halbe Grafschaft Schwerin und dieses Schloß selbst in Besitz genommen für einen kleinen Enkel, den er von einem natürlichen Sohn und der Gräfin Ida von Schwerin hatte. Als Graf Heinrich von Schwerin vom Kreuzzug zurückkam, fand er seine halbe Grafschaft in Besitz genommen, seine Gemahlin, wie man sagt, beschimpft. Der König wollte ihn nicht hören. Da faßte er sich das Herz, diesen mächtigen Fürsten, der sich auf der kleinen Insel Lyöe unweit Fünen um der Jagd willen aufhielt, im Mai 1223 bei nächtlicher Weile in seinem Zelte zu überfallen und ihn samt seinem Sohne auf das feste Schloß Dannenberg zu führen, wo sie ihm nicht entschlüpfen konnten. Es ist eine Geschichte, ungefähr wie kurz vorher mit Richard Löwenherz, immerhin ein wenig ehrenvoller. Man setzte dem Gefangenen ziemlich harte Bedingungen der Erlösung; auch das Reich nahm daran Anteil; aber Waldemar schlug sie aus. Indessen erhoben sich die so lange beeinträchtigten Fürsten, der Erzbischof von Bremen, die Grafen von Holstein aus dem Hause Schaumburg, die mecklenburgischen Fürsten. Die gesamte Grafschaft Schwerin ward wieder eingenommen, Holstein wiederhergestellt, der beste Feldherr Waldemars geschlagen und in das Gefängnis seines Herrn gebracht. Hierauf bequemte sich Waldemar zu einer bedeutenden Ranzion und zu einer Verzichtleistung auf alle zwischen Eider und Elbe, Westsee und Ostsee belegenen deutschen Reichslande mit alleiniger Ausnahme von Rügen (Dezember 1225). In Freiheit gesetzt, hat er sich zwar durch den Papst von diesem Eide entbinden lassen und sich aufs neue mit den Welfen verbunden; aber Erzbischof Gerhard von Bremen, Herzog Albert von Sachsen, Graf Adolf von Holstein, Heinrich von Schwerin und die Bürger von Lübeck und Hamburg gingen dem dänischen Heere entgegen und schlugen es bei Bornhöved am 22. Juli 1227 vollständig. Auch die Ditmarschen hatten sich während des Kampfes zur deutschen Sache zurückgewendet. König Waldemar selbst verlor ein Auge und entging mit Mühe einer neuen Gefangenschaft. Der listige Streich von Lyöe war nun durch offenen Kampf wieder gut gemacht und zugleich in seiner Wirkung bestätigt worden. Seitdem richteten die Dänen nichts weiter aus. In Ratzeburg und Lauenburg konnte sich das neue Herzogtum Sachsen befestigen. Holstein erhob sich: Hamburg und Lübeck wurden frei. Die ganze Ostsee geriet in die Hände deutscher Seefahrer. Der Bischof von Riga und sein Orden nahmen auch einen Teil von Esthland ein. Das deutsche Prinzip, von dem die Kultur in den Regionen des Nordostens ausging, erlangte auch politisch dort seine ganze Bedeutung wieder.

Das gehörte dann dazu, um die deutsche Kolonisation, welche zugleich

die durchgreifende Christianisierung in sich schloß, in den ehemals slavischen Gebieten rechts der Elbe, wo sie im 12. Jahrhundert begonnen, im 13. vollends durchzuführen. Wäre das Reich noch in seiner vollen Macht gewesen, so würde es alle diese Länder auf das engste mit seinem Mittelpunkt vereinigt haben; allein in diesem Moment war dessen einheitliche Macht gebrochen. So nahm denn das zu so hoher Unabhängigkeit gediehene Landesfürstentum auch diese große Arbeit in die Hand; doch hätte es nichts vermocht ohne die thatkräftige Bereitwilligkeit der übrigen Stände: des höheren Adels wie der ritterlichen Ministerialen, der Bürger und vor allen der Bauern. Selbst des Klerus dürfte man dabei keineswegs vergessen; namentlich der Cistercienserorden hat den größten Anteil an dem Werke des Anbaues und der Besiedelung dieser Gegenden genommen. In Schlesien waren es eben seine Klöster, die überhaupt zuerst deutsche Bauern ins Land zogen, was dann besonders aus wirtschaftlichen Gründen Nachahmung fand, weil, wie so viele Urkunden bezeugen, die Deutschen sich als nützlichere Anbauer erwiesen, als die Polen. Hinter den Mönchen sind auch die geistlichen Ritterorden, Templer und Johanniter, nicht zurückgeblieben; vornehmlich in der Neumark, wo ihnen unter anderem das Land Küstrin überlassen ward, haben eigentlich sie mit der Kolonisation den Anfang gemacht. Es würde die Aufgabe einer deutschen Specialgeschichte sein, zu schildern, wie man im einzelnen verfuhr. Das merkwürdigste möchte sein, daß die neuen Ortschaften gleichsam durch einen Akt der höchsten Gewalt und doch auch wieder durch das Wagnis einzelner Unternehmer gegründet wurden. Als solcher tritt meist ein freier Bauer, bisweilen auch ein Rittermäßiger auf dem die Anlage des Dorfes im ganzen überwiesen wird; er teilt dann die Hufen an die herzuströmenden Bewerber als Erbzinsgüter aus, während ihm selbst als Lohn das Schultheißenamt, gleichsam zu erblichem Besitze, zufällt. Selbst bei der Städtegründung begegnen wir solchen Unternehmern, sogenannten Locatoren, die dann in der Regel die Erbvogtei erlangen.

Wollen wir die eigentlich politischen Momente hervorheben, so ist vorzüglich der großen Stellung des ascanischen Hauses zu gedenken. Daß ihm nach dem Sturze Heinrichs des Löwen die herzogliche Würde in Sachsen zu teil ward, konnte doch auch auf das Emporkommen des anderen bedeutenden Besitzes der Familie, der Markgrafschaft Brandenburg, nicht ohne fördernden Einfluß bleiben: nach der dänischen, wie nach der polnischen Seite hin ward durch die nachbarliche Aufstellung beider Linien das Gewicht dieses Fürstenhauses verstärkt. Da gelang es denn den Urenkeln Albrechts des Bären, den Brüdern Johann I. und Otto III. von Brandenburg, in einträchtigem Regiment ihre Markgrafschaft bis über die Oder hin auszudehnen und dieselbe nach innen wie nach außen zum kräftigsten aller neudeutschen Fürstentümer zu entwickeln. Indem sie an der unteren Warthe dem polnischen Elemente den Boden abgewannen, sicherten sie zugleich das westliche Pommern für immer gegen dessen Andrang. Dort war voreinst, in den Zeiten Kaiser Heinrichs V., der

erste deutsche Bekehrer, Bischof Otto von Bamberg, im Auftrag und unter dem Schutze eines Königs von Polen, Boleslavs III., erschienen. Jetzt eröffneten die einheimischen Herzöge, indem sie sich selbst germanisierten, ihr Land dem vollen Strome der niedersächsischen Einwanderung. Hatten schon 1187 die Deutschen in Stettin ihre wendischen Mitbürger aus einer Kirche zu verdrängen gesucht, so wichen diese letzteren fünfzig Jahre später gänzlich aus der Stadt. In Rügen wurden die deutschen und dänischen Ansiedler ursprünglich als Gäste bezeichnet; allmählich nahmen die deutschen Gäste das ganze Haus ein. Am auffälligsten würde die Haltung der schlesischen Piasten in dieser Hinsicht erscheinen, die doch mit den im eigentlichen Polen regierenden Fürsten eine einzige Dynastie bilden, hätten sie nicht, wie wir bereits betonten, eben ihre territoriale Selbständigkeit diesen Vettern gegenüber der Einwirkung Kaiser Friedrichs I. verdankt. Seitdem fuhren sie fort, sich mit deutschen Fürstentöchtern zu vermählen, sie führten ihre Kriege mit Hülfe deutscher Ritter und erkannten ihren Vorteil in der eifrigen Begünstigung deutscher Kolonisation. Die Städte, welche sich auch dort um die Wette erhoben, nahmen für die Ordnung ihres inneren Lebens eine nach der anderen das Magdeburger Recht herüber.

Noch blieb indes zwischen diesen den Lauf der Oder begleitenden Landschaften und der fernen livländischen Kolonie eine weite Lücke, welche durch die eigentümlichste von allen Gründungen ausgefüllt wurde. In Preußen übernahm die kolonisatorische Arbeit nach dem von Albert von Appeldern in Livland gegebenen Beispiel, jedoch mit ganz anderen Kräften und ungleich großartigerem Erfolg, ein geistlicher Ritterorden, der im Orient gestiftete deutsche. Hier ist es denn eine Unternehmung des ganzen deutschen Adels, von dem gleichsam ein Ausschuß fortwährend an jenen Grenzen aufgestellt wird, in der Form der freiwilligen, durch Gelübde befestigten geistlichen Miliz jener Zeiten, die dann auch den Besitz behalten hat. Es ist gleichsam die Umwandlung des Instituts der Markgrafschaft in eine stehende adlig-geistliche Grenzmiliz, welche der Umwandlung des Reiches in eine Aristokratie unabhängiger Gewalten entspricht. Auf der anderen Seite tritt jedoch auch der universale Zusammenhang aller Bestrebungen jenes Zeitalters der Kreuzzüge nirgend so deutlich zu Tage, wie in diesem Falle. Wir sahen die Stiftung des deutschen Ritterordens aus den orientalischen Unternehmungen des 12. Jahrhunderts gewissermaßen als deren letzte Frucht hervorgehen, zu einer Zeit, wo es mit den Aussichten auf Erfolge in Syrien selbst für die abendländische Welt eigentlich zu Ende ging. Mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts ward dann die Kreuzzugsidee vorwiegend auf andere, näher liegende Ziele hingelenkt: den romanischen Kämpfen und Siegen in Griechenland und Spanien stehen die germanischen in Livland zur Seite, die jedoch noch einer umfassenden Ergänzung bedurften, wie sie eben allein der junge deutsche Orden zu vollbringen imstande war.

Hierfür erschien denn in dem Hochmeister Hermann von Salza (1211 bis 1239) der rechte Mann. Wir kennen sein enges Verhältnis zu Kaiser Friedrich II., das er aufrecht zu erhalten wußte, ohne darum — auch in den schwierigsten Augenblicken — mit dem Papsttum in Konflikt zu geraten. Die Gunst beider höchster Gewalten floß daher seinem Orden in vollem Maße zu. Die Päpste verliehen den Rittern wichtige Privilegien; Friedrich zog sie von Anfang an in seine Umgebung und machte den Orden reich in Deutschland und Italien. Auf die hartnäckige Verfolgung des Streites mit dem Morgenlande war nun aber Hermann von Salza in seiner besonnenen Natur so wenig bedacht, wie sein kaiserlicher Freund: gern ergriff er daher andere, wie die Dinge lagen, nützlichere Aufgaben, welche sich der von ihm geleiteten geistlichen Adelsgenossenschaft darboten. Auf den Antrag des Königs Andreas II. von Ungarn entsandte er alsbald eine Abteilung der deutschen Ritter zum Kampfe wider die heidnischen Kumanen, deren Angriffe Siebenbürgen bedrohten, ins Burzenland. Sie sind von dort, da sie sich der deutschen Interessen eigenmächtig annahmen, nach einigen Jahren durch die Eifersucht der Ungarn wieder heimgeschickt worden; doch darf man diese Episode nicht als ganz unbedeutend übersehen, da sie verbunden mit den livländischen Erfahrungen, den Anstoß gab für die 1226 von polnischer Seite erfochtene Einladung des Ordens nach Preußen.

Polen muß als ein integrierender Teil der abendländischen Christenheit angesehen werden. Nachdem es kirchlich selbständig geworden, nahm es eine mehr nationale Richtung an, doch hat es sich darum den allgemeinen Impulsen keineswegs verschlossen. Jener Kreuzzug, den die Sachsen im Jahre 1147 gegen ihre heidnischen Nachbarn unternahmen, fand im Jahre 1148 in Polen eine Nachahmung gegen die benachbarten Preußen. Mit der Aufforderung, das Christentum anzunehmen, war sogar das Versprechen der Freiheit verbunden. Die Wirkung war jedoch sehr gering. Im Jahre 1161 erlitten die Polen bei ihrem Angriff auf die heidnischen Preußen, die durch die unberührten Urwälder und mit hohem Gras verdeckten Moräste geschützt wurden, in welche die Angreifer durch verräterische Wegweiser verlockt wurden, eine große Niederlage. So fand Kasimir II. der Gerechte, bei einem Anfall auf die Jadzwigen am mittleren Bug den größten Widerstand. Er griff sie nicht an, ohne daß sein Heer von dem Priester das Abendmahl empfangen hätte, und erfocht endlich den Sieg. Die Horde versprach ihm wenigstens Tribut (1192). Kasimir der Gerechte wußte noch einmal das Seniorat unter den polnischen Fürsten zur Geltung zu bringen, die fürstliche Autorität zu behaupten; Galizien und Rußland fühlten die polnischen Waffen. Nach seinem Tode (1194) erneuerten sich die alten blutigen Streitigkeiten in dem piastischen Haus. Sie stritten nicht allein um das Seniorat, sondern um einzelne Landesteile. Auch hier wiederholte sich, daß die einen der römischen Kirche mehr, die anderen weniger ergeben waren. Zu den Ergebenen gehörte Herzog Leszek von Krakau, der sich und sein Land in den Schutz des heiligen

Petrus übergab und sich zu einem jährlichen Zins anheischig machte; er überließ seinem jüngeren Bruder Konrad die Landschaften Masovien und Cujavien.

Unter diesen nun begann der Cistercienser Christian aus dem Kloster Oliva eine Mission in Preußen, wie Meinhard in Livland; er machte einige Bekehrungen und bildete sich ein kleines Territorium, worin er durch den Papst als Herr und Meister anerkannt wurde. Niemand solle nach der päpstlichen Verfügung es nur betreten dürfen ohne seine Erlaubnis. Alle, die das Kreuz gegen die Preußen nehmen, werden ermahnt, dem Bischof von Preußen zu folgen. Im Jahre 1217, zur Zeit jener Kreuzzugspredigt, die eine allgemeine sein sollte, erhielt Christian die Erlaubnis, seine Bekehrungsversuche durch Kreuzfahrer zu unterstützen. Allein er war auch so viel zu schwach, um etwas dauerhaftes auszurichten; wie gewöhnlich, rief die christliche Offensive auch bei den kriegerischen Stämmen der Preußen zunächst nur eine doppelt leidenschaftliche Gegenwehr des Heidentums hervor. In dieser Not hat sich dann Herzog Konrad, dessen eigenes Gebiet wiederholt durch die Anfälle der Preußen verwüstet wurde, an den Hochmeister des deutschen Ordens um Unterstützung gewandt. Hermann von Salza ging mit Freuden auf den Gedanken ein, zumal ihm Friedrich II. die von dem Herzog ausgesprochene Schenkung der zu erobernden Landstriche sogleich kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit unter Erteilung von reichsfürstlichen Privilegien bestätigte. Indem dann der eigene Kreuzzug des Kaisers die Ausführung des Projektes noch um einige Jahre verzögerte, schritten die Polen in ihrer Ungeduld zur Stiftung einer eigenen lokalen Rittergesellschaft, des Ordens von Dobrzyn, ausdrücklich nach livländischem Muster, der indessen keinerlei Bedeutung gewann und bald hernach in den deutschen Orden aufgegangen ist.

Im Jahre 1229 erschienen nun die ersten Deutschritter in Cujavien, wo sie am linken Weichselufer zunächst eine hölzerne Burg errichteten. Im folgenden Jahre stellte sich eine größere Schar ein, geführt von dem Landmeister Hermann Balk, der durch militärische Begabung hervorragend, die geistige Oberleitung, welche der Hochmeister aus der Ferne ausübte, am Orte selbst praktisch ergänzt hat. 1231 überschritt man den Strom zu ernster Offensive; das Culmerland wurde betreten und die Feste Thorn gegründet, wie im nächsten Jahre Culm: beide sogleich als Städte, mit Magdeburger Recht bewidmet; denn der Eroberung sollte die Kolonisation auf dem Fuße nachfolgen. In der Culmer Handfeste, die den späteren Festsetzungen zum Vorbilde diente, bedang sich der Orden für die den Ansiedlern bewilligten Freiheiten militärische Gegenleistungen. Überhaupt nahm er die Landesherrschaft um so fester in die Hand, als ihm auch die geistliche Gewalt zufiel; die entgegenstehenden Vorrechte des Bischofs Christian, der zudem in preußische Gefangenschaft gefallen war, wußte man zu beseitigen. Die Eroberung wurde dann am Weichselufer abwärts fortgesetzt, Pomesanien bis zum frischen Haff, und von da aus in südöstlicher Wendung Pogesanien und Ermland bewältigt. Entscheidend wirkte dazu die stattliche Hülfe mit, die von deutschen Fürsten,

und zwar so namhaften, wie der Markgraf von Meißen und der Herzog von Braunschweig, in freiwilligen Zügen geleistet ward; auch die benachbarten Piasten von Großpolen und Schlesien und die Herzöge von Ostpommern haben sich bisweilen angeschlossen. Von nicht minderer Bedeutung war das Eingreifen der Lübecker von der Seeseite her, unter deren Teilnahme 1237 Elbing gegründet und somit eine maritime Verbindung mit den älteren deutschen Küsten gewonnen ward. Im nämlichen Jahre erfolgte überdies die Einverleibung des Schwertordens, der vor kurzem eine schwere Niederlage gegen die Letten, wobei der Meister Volkwin gefallen war, erlitten hatte. Der preußische Landmeister war seitdem zugleich Heermeister von Livland, wo zwar die Hoheit des Bischofs von Riga nicht völlig beseitigt, jedoch, worauf vor der Hand noch mehr ankam, jedem ferneren Anspruch von seiten Dänemarks ein Riegel vorgeschoben ward.

Dergestalt war unter der Fürsorge Hermanns von Salza, der wie Hermann Balk im Jahre 1239 starb, ein freies deutsches Ordensgebiet, zugleich Kolonie der Nation und Glied des Reiches, entstanden, welches die westliche Hälfte des alten Preußenlandes umfaßte und überdies in enge Verbindung mit der früheren Gründung an der fernen Düna getreten war. Die Vervollständigung der Eroberung nach Osten hin, sowie der Ausbau der inneren Zustände in ihrer merkwürdigen Verfassung, sind das Werk der folgenden Generationen, ausgeführt unter veränderten Weltverhältnissen, in deren Zusammenhang sie betrachtet werden müssen. Was bis jetzt vollbracht worden, war zustande gekommen durch die glückliche Kombination der universalen Impulse des Zeitalters mit der besonderen Entfaltung, in der soeben die deutschen Volkskräfte begriffen waren. Alle Stände der Nation, Mitglieder aller ihrer Stämme von Nord und Süd, von geistlichen und weltlichen Beweggründen getrieben, unter dem Beifall des Kaisers wie des Papstes, wirkten dabei zu einem Ziele zusammen, dessen Erreichung auch vom Standpunkt der gesamten lateinisch-christlichen Welt als überaus wünschenswert, ja notwendig bezeichnet werden mußte, ja vielleicht — wenn man der Umwälzung gedenkt, welche gleich darauf das östliche Europa durch den Einbruch der Mongolen erfuhr — nur eben jetzt noch ohne unverhältnismäßige Anstrengung gelingen konnte.

Indem nun aber auf solche Weise die baltischen Küsten fast allerorten der christlichen Civilisation zugänglich gemacht wurden, nahm der Handel und damit die Macht der deutschen Städte den größten Aufschwung. An der livländischen Unternehmung hatte, namentlich von der geistlichen Seite her, den großen Traditionen seines Erzbistums entsprechend, auch Bremen noch einen wichtigen Anteil genommen. Jetzt aber kam besonders Lübeck empor, dem seine günstige Lage die Gelegenheit bot, die niedersächsischen und weiter rückwärts die westfälischen Städte mit denen in Verbindung zu bringen, welche in den wendischen und preußischen Regionen errichtet wurden. 1241 schloß es einen Vertrag mit Hamburg zum Schutze der Handelsstraßen und

zu anderen verwandten Zwecken, den man — neben den Associationen der einzelnen deutschen Kaufleute im Auslande — als eine der Grundlagen des später so mächtigen Hansabundes betrachten darf. Immer weiter reichende Verbindungen schlossen sich daran, in denen Lübeck mehr und mehr als das führende Haupt hervortrat; das alte Wisby sah sich für immer überflügelt. An Glanz erreicht diese bürgerlich merkantile Entwickelung des Nordens freilich die italienische nicht. Lübeck und Hamburg, deren geographische Stellung zu einander wie zu den großen Gliederungen der Meeresgewässer eine gewisse Analogie mit Venedig und Genua zeigt, wurden nicht so reich wie diese. Dagegen gab ihnen ihr Bund eine hohe Bedeutung. Venedig und Genua, wie Genua und Pisa und fast alle die anderen Kommunen des Südens stritten in grimmigem Haß und Neid unaufhörlich mit einander: die norddeutschen Städte verstanden es, geringe Ausnahmen abgerechnet, ihren Vorteil im engen Anschluß an einander zu suchen; eben dadurch wurden sie zu Meistern der nördlichen Welt. Schon damals kamen sie durch ihre Handelsbeziehungen auch mit Norwegen in Berührung.

In Norwegen hatte sich unter den gefährlichsten inneren Unruhen doch immer das Christentum erhalten. Im Jahre 1152 ward durch den Kardinallegaten Nikolaus Breakspear, den späteren Papst Hadrian IV., das Erzbistum zu Drontheim gegründet, welchem die norwegischen, die zwei isländischen und das grönländische Bistum samt den kleineren Eilanden im Westen unterworfen wurden. Das Land erhielt dadurch Dänemark gegenüber seine volle kirchliche Selbständigkeit, doch blieb es auch jetzt noch durch unaufhörliche blutige Thronstreitigkeiten entzweit. Der erste, der hier einige Ordnung machte, war Sverrir, ein Mann, der anfangs unbekannt mit seiner königlichen Abkunft, die ihm seine Mutter verborgen, die Erfüllung seines Ehrgeizes in dem Besitz einer Pfarre sah, um den sich aber, sowie seine Zukunft bekannt wurde, eine Schar von Flüchtlingen sammelte, die sich in Wäldern aufgehalten, genannt die Birkebeiner, weil sie ihre Füße aus Mangel an Schuhen mit Birkenbast umwanden. Diese zwangen ihn, sie in Sold zu nehmen: wider seinen Willen riefen sie ihn 1177 zum Könige aus. Da er einmal an ihrer Spitze war, so führte er sie in ihrem Sinne an. Mit größter Verwegenheit drang er in Norwegen ein. Die Kämpfe, die er mit seinem Gegner Erlingsson führte, haben etwas höchst außerordentliches. Sverrir beweist in ihnen die List, die Geistesgegenwart, sowie die Tapferkeit eines alten Normannen; z. B. in der entscheidenden Schlacht, wo er nur 16, Magnus 30 Schiffe hatte, sah man diesen in einem weißen Mantel mit einem roten Schilde sich an dem Mastbaum so weit erheben, daß er die ganze Schlacht übersehen konnte; er hoffte, das werde seine Leute ganz besonders anfeuern. Ihm gegenüber kniete Sverrir auf dem Verdeck nieder und sang einen lateinischen Lobgesang Gottes. Der Hymnus erwies sich wirksam, diese Magie des Glaubens: Sverrir siegte.

Zu derselben Zeit, wo sich Dänemark mächtig erhob, gründete Sverrir

so eine wenigstens einigermaßen zusammenhaltende Gewalt in Norwegen. Höchst merkwürdig ist, daß, während ganz Europa sich unter den Oberpriester und seine Stellvertreter beugte, Sverrir den Mut hatte, die Vorrechte, welche der Klerus bei der Krönung jenes Magnus errungen, wieder aufzuheben. Er ließ seinem Erzbischof von Drontheim durch die Volksversammlung eine Menge einschränkender Vorschriften machen. Dieser nahm sie nicht an: von päpstlicher Seite erfolgte Bann und Interdikt. Aber auch daraus machte sich Sverrir wenig. Er ließ sich dem päpstlichen Legaten zum Trotz von einem ergebenen Bischof krönen. In seinem entlegenen Lande, unter seinem urwüchsigen Volke war er unangreifbarer, als Friedrich I. oder Heinrich Plantagenet. Wie aber wäre auch ein Mann zu stürzen gewesen, der sich großmütig gegen seine Feinde zeigte, weil, wie er mit tiefem Sinne sagte, sie Gott eben so lieb seien, wie er selber? Als sich ihm 1202 der Tod nahte, ließ er sich auf dem Throne die letzte Ölung geben, um die Weissagung seiner Gegner, er werde wie ein Hund erschlagen werden, zu Schanden zu machen.

Natürlich hielt sich sein Geschlecht nur unter heftigen Kämpfen mit der Geistlichkeit, die ihm sehr wenig wohlwollte; aber es behauptete sich doch. Bei weitem mächtiger, als Sverrir selbst, war sein Enkel Hakon V. der Alte, von 1217—1263. Auf einem großen Reichstag zu Bergen, 1223, dem ersten allgemeinen, der in Norwegen gehalten ward, wurde er von den Geistlichen anerkannt. Er machte den Bürgerkriegen ein Ende und erwarb sich Verdienst um die Kolonisation öder Fjorde und Inseln. Im Jahr 1247 erschien ein Legat Innocenz' IV., Kardinal Wilhelm von Sabina bei ihm, um ihn feierlich zu krönen. Auf die drückenden Bedingungen, die Magnus eingegangen war, ließ er sich jedoch dabei nicht ein; und das Papsttum, derzeit im wildesten Streite mit Friedrich II. begriffen, zeigte sich nachgiebig und gefällig. Damals geschah es, daß Kardinal Wilhelm den Ausspruch that, die Isländer dürften nicht allein einen Freistaat haben, da die ganze übrige Welt unter Königen lebe. Nur so glaubte die römische Kirche, auf der fernen Insel die eigenen Ordnungen durchsetzen zu können. König Hakon hat, auf die päpstliche Autorität gestützt, die Isländer wirklich ihrer noch niemals angetasteten Freiheit beraubt, wie er denn auch Grönland zur Unterwerfung brachte. Im übrigen aber ging er auf die päpstliche Politik nicht ein; er stand zu Innocenz IV. wie Wilhelm der Eroberer zu Gregor VII. Mit Friedrich II. blieb er bis zuletzt in gutem Einvernehmen und brachte vor ihn seine Klagen gegen die Angriffe der Lübecker, während diese sich mit ihrer Beschwerde gegen ihn an den päpstlichen Legaten gewandt hatten. Die großen Gegensätze, welche die abendländische Welt erfüllten, berührten die Küsten des Eismeeres sogut, wie die Gestade des Südens.

Am längsten unter allen germanischen Nationen hielten die Schweden an ihrer alten Odinsverehrung fest. Erst gegen das Jahr 1000 ward Olaf der Schoßkönig als der erste Herrscher, der ein Christ ward, im Born bei Husaby getauft. Noch lange jedoch bekannten sich ganze Landschaften zum Heiden-

tum; erst König Erik der Heilige, der 1160 im Kampfe gegen einen dänischen Prinzen fiel, hat zu Gamla Upsala, dessen Tempel einst den Mittelpunkt des Reiches gebildet, eine Kirche vollendet; zugleich trug er die Anfänge der schwedischen Herrschaft wie der Bekehrung nach Finnland hinüber. Jener Kardinal Nikolaus, welcher 1152 von Norwegen aus auch nach Schweden hinüberging, um hier wie drüben ein Erzbistum zu gründen, kam damit nicht zum Ziele. Erst 1164 finden wir einen Stephanus von Upsala bei Papst Alexander III. in Sens, der ihn zum Metropoliten seines Landes geweiht entläßt. Auch hernach noch haben die Päpste über die ungezähmte Härte des schwedischen Volkes zu klagen, wobei sie insbesondere den Wandel der Kleriker selbst im Auge haben. Als Kardinal Wilhelm 1248 ebenfalls von Drontheim kommend Schweden besuchte, hielt er in Skenninge eine Synode, wo die Priesterehe bei Strafe des Bannes verboten, die Errichtung von Domkapiteln und das Studium des kanonischen Rechtes anbefohlen ward. Es war zu den Zeiten Eriks Laespe, mit dem der Mannsstamm Eriks des Heiligen 1250 erlosch. Bereits aber fand der Legat diesem schwachen König zur Seite einen besseren Mann, seinen Schwager, den Jarl Birger: durch ihn, sagt Wilhelm, wird dies ganze Land regiert! Mit ihm beginnt das Herrscherhaus der Folkunger, welches endlich auch Schweden, wiewohl unter mancherlei Stürmen, in die Bahnen des europäischen Gesamtlebens hineinführte. Schon Birger Jarl selbst hat durch einen siegreichen Kreuzzug auch das innere Finnland aufgeschlossen, wo er Tavastehus gründete. Finnland nahm ein schwedisch-christliches Element in sich auf, das seinerzeit in den Schlachten Gustav Adolfs sein Gewicht in die Wagschale der allgemeinen Entscheidungen werfen sollte. Mit den Hanseleuten wußte sich Birger gut zu stellen; für Schwedens materielle Entwickelung erwies sich der deutsche Handel so unentbehrlich, wie für die Norwegens.

Mit dem, was an den nordöstlichen Marken des deutschen Reichs und über sie hinaus sich vollzog, kann die Entwickelung, wie sie in den südöstlichen Grenzgebieten eintrat, keinen Vergleich aushalten: allein ganz ohne analoge Bedeutung ist sie nicht. Die Babenberger, deren Stellung in Österreich an die der Ascanier in Brandenburg erinnert, sind leider schon 1246 mit jenem Herzog Friedrich dem Streitbaren ausgestorben, der ohnehin durch seine Widersetzlichkeit gegen Kaiser Friedrich II., sowie durch unglückliche Kriege, namentlich mit Ungarn, seine Stellung verdarb. Immerhin war es diesem Hause gelungen, Steiermark durch Erbeinsetzung und große Stücke von Krain durch Vermählung an sich zu bringen, wodurch eine kompakte Territorialmacht entstand, die nun freilich um so mehr den Wettstreit der Nachbarn erregte. Wenn aus diesem Erbstreite, der nicht ohne Einmischung Innocenz' IV. geführt ward, am Ende der Przemyslide Ottokar II. von Böhmen als Sieger hervorging, so lag doch auch darin fürs erste noch keine Schädigung der deutschen Interessen. Denn eben dieser König, dem eine welthistorische Rolle in allen ostdeutschen Kämpfen beschieden war, ist es gewesen, der in

Böhmen selbst dem germanischen Element durch systematische Kolonisation, hauptsächlich durch städtische Anlagen auf lange hin das Übergewicht verschafft hat. Böhmen erwuchs unter seiner Hand zu einem der vornehmsten, allerdings — vermöge seiner in der Tiefe noch unüberwundenen slavischen Eigentümlichkeit — auch verhängnisvollsten Glieder des Reichs.

Bei Ungarn mußte es dagegen schon für einen Gewinn gelten, wenn man es nur innerhalb der lateinischen Sphäre überhaupt festhielt. Was den Bemühungen der salischen Kaiser nicht gelungen war, den sicheren Anschluß des Landes an das germanische System zu bewirken, ist dann besonders durch die Kreuzzüge bewirkt worden, für die es so oft die Heerstraße bildete. Auch hier begegnen wir dann sogenannten deutschen Gästen in namhafter Anzahl; die wichtigste Einwanderung — aus den vlämischen und niederrheinischen Gebieten — berief in der Mitte des 12. Jahrhunderts König Geisa II. nach Siebenbürgen, wo ihre nationale Existenz durch die Handfeste Andreas' II. von 1224 mit Bürgschaften umgeben ward. Hätte nicht eben damals der deutsche Ritterorden seinen Platz neben ihnen im Burzenlande wieder verlassen müssen, so wäre vielleicht zur Seite der unteren Donau ein ähnliches Gebilde wie in Preußen erwachsen, was für die Zeiten der türkischen Invasion von unendlicher Bedeutung hätte werden müssen.

Andreas II. selber dürfte man übrigens wegen dieses Bruches mit dem Orden eine eigentliche Abneigung gegen die Deutschen nicht zur Last legen. Seine Gemahlin Gertrud von Meran übte vielmehr einen so großen Einfluß auf ihn und seine Regierung aus, daß sie dadurch die nationale Antipathie der ungarischen Großen erweckte und von ihnen greulich ermordet ward. Seine Tochter ist die heilige Elisabeth, die als Gemahlin des Landgrafen von Thüringen eine poetische Legende in Deutschland selbst hinterlassen hat. Zu einer intensiveren Verbindung Ungarns mit dem Reiche konnte es jedoch schon deshalb nicht kommen, weil Andreas sich im Jahr 1222 genötigt sah, durch eine Goldbulle, die man der Magna Charta und den Konstitutionen Friedrichs II. an die Seite setzen darf, seinem nationalen Adel eine Art von Verfassung zu verleihen, in der demselben sogar das Recht des Widerstandes eingeräumt ward für den Fall, daß der König die Privilegien nicht beobachte. Kein Wunder, daß sein Sohn und Nachfolger, Bela IV., jede Anmutung einer Unterthänigkeit unter Kaiser Friedrich II. von sich wies und diejenigen züchtigte, die mit dem Herzog von Österreich in Verbindung gestanden hatten.

Sehr entschieden nahm dagegen Ungarn eben jetzt an den kirchlichen Interessen des Abendlandes teil. Noch der Zeitgenosse Kaiser Friedrichs I., Bela III., Vater Andreas' II., hatte sich einer byzantinischen Tendenz verdächtig gemacht. Er hatte selbst seine Jugend im griechischen Reiche verbracht und stand mit Manuel in Freundschaft; dem Isaak Angelus vermählte er seine Tochter. Die Venezianer waren seine Gegner, wie die der Griechen. Andreas II. dagegen wandte sich ganz den lateinischen Ideen zu. Er bekämpfte die Liturgie der Russen; in Halitsch mußte ihm der Thronbewerber

die Einführung des römischen Ritus versprechen. 1217 unternahm er einen Kreuzzug, von dem er freilich unverrichteter Sache in Accon umkehrte, ohne die weitere Fahrt, die zur Belagerung Damiettes führte, mitzumachen. Auch er ist dann mit dem östlichen Reich in Familienverbindung gekommen, aber wohlverstanden mit dessen lateinischen Dynastien. Bonifaz von Montferrat ward sein Schwager, er selbst freite in zweiter Ehe eine Dame aus dem flandrischen Hause von Konstantinopel, eine Nichte Kaiser Heinrichs, dessen geeignetster Nachfolger er ohne Zweifel geworden wäre.

Doch ich halte inne; denn nur darauf kam es an, die Entwickelung einer in sich zusammenhängenden abendländischen Welt, die wir früher nach der südlichen, romanischen Seite hin verfolgt haben, auch nach der nördlichen germanischen hin im Umriß zu zeichnen. So erstreckte sich nun von Cypern und der phönizischen Küste bis zum finnischen Meerbusen, von Grönland und Island bis zu den Säulen des Herkules die Gemeinschaft der lateinischen Christenheit, jener priesterlich-kriegerische Staat romanisch-germanischer Völker, der sich im Laufe der mittleren Jahrhunderte allmählich bis zu dieser Höhe ausgebildet hatte. An seiner Spitze stand, durch alle seine Teile hin bis zu den äußersten Grenzen wirksam, die päpstliche Hierarchie. Es war nun doch geschehen, wogegen sich die alten Deutschen in karolingischen und sächsischen Zeiten mit so großer Kraft gesetzt: das geistliche Prinzip war zu allgewaltiger Herrschaft gelangt. Das Kaiserreich selbst hätte seiner inneren Bestimmung gemäß die Einheit der Christenheit darstellen müssen. Da ihm das nicht gelang, da es schon im 11. Jahrhundert allenthalben von unübersteiglichen Grenzen umgeben ward, so mußte es einer Gewalt unterliegen, die dazu imstande war, die wirklich die gesamten Nationen des Abendlandes in allgemeiner Gläubigkeit um sich sammelte. Politische und kirchliche Geschichte hängen zu allen Zeiten eng zusammen, niemals aber enger als damals. Die höchste geistliche Macht ist zugleich die höchste weltliche. Sie ist es darum, weil sie die aus der Entwickelung der Vergangenheit emporstrebende Idee ausdrückt, von der dann wieder alles Thun und Bestreben des Abendlandes ausgeht.

Zwar bestanden allenthalben Staatsgewalten; allein der Klerus bildet eine sie allesamt umfassende Macht, der die ihre im Innern lähmt und zersetzt. In früheren Jahrhunderten hatte die Geistlichkeit, vor allem das Bistum in den verschiedenen Ländern eine selbständige Haltung Rom gegenüber eingenommen; die weltlichen Obrigkeiten hatten an ihren Bischöfen eine Stütze in ihren Konflikten mit dem päpstlichen Stuhle gefunden. Jetzt ist die Unabhängigkeit aller Volks- und Landeskirchen verschwunden; es giebt nur lokale Behörden der universalen Kirche: der Bischof, dessen Befugnis überall so tief in die weltlichen Angelegenheiten eingreift, ist dabei nichts anderes, als das Organ des Papstes, sein Vertreter, sein Diener. Es kommt hinzu, daß die großen Fürstentümer auch sonst fast sämtlich von einer Auflösung ihrer centralen Macht betroffen sind: aristokratische Gewalten sind

hier wie dort an deren Stelle getreten. Auch die mächtigsten Reiche der Christenheit sind deshalb dem Einflusse des Papsttums erlegen. Frankreich ist ihm tief ergeben, denn es verdankt ihm den Fortschritt seiner national-politischen Entwickelung; England ist von ihm besiegt und unterworfen; in Deutschland war der letzte Kaiser durch den Papst, wie auf den Thron erhoben, so vom Throne gestürzt worden. In allen Streitigkeiten der spanischen, wie der nordischen Reiche führt die Kurie das entscheidende Wort. Die weltlichen Stände, welche über die Schranken der Staaten hinaus sich als große Genossenschaften fühlen, betrachten sich zugleich in gewisser Hinsicht als einen Anhang des geistlichen. Das ritterliche Element, dessen Besitztümer von Palästina und Andalusien bis in den hohen Norden reichen, unterwirft sich der Zucht des Klosters. Das bürgerliche Leben, dessen Thatkraft den Welthandel lenkt, beruht in seinem täglichen Gange großenteils auf den religiösen Verbrüderungen. Die Unternehmungen der Völker selbst werden von geistlichen Impulsen beherrscht: die Romanisierung der pyrenäischen Halbinsel, die Germanisierung der baltischen Regionen erscheinen als großartige Rückwirkungen der Kreuzzüge.

Ich möchte es wiederholen: das welthistorische Fundament, auf welchem die Hierarchie des Papsttums im 13. Jahrhundert beruhte, erkenne ich darin, daß es die Einheit der abendländischen Nationen, ihre große gemeinschaftliche Tendenz, die mit der Pflanzung und Hegung des Christentums so enge verknüpft ist, repräsentiert und befördert, bei weitem besser und entschiedener als das Kaisertum, wodurch es eben geschah, daß es dieses überflügelte. Es gelang ihm das äußerlich durch dieselben Mittel geschickter Politik und allmählicher Kraftentwickelung in Krieg und Frieden, durch welche die Mächte der Erde überhaupt gegründet werden. Aber diese päpstliche Weltherrschaft hatte zugleich das Eigene, daß sie ihres geistlichen Charakters wegen ihre Autorität für etwas unbedingt Notwendiges, Heiliges, mit der Idee Zusammenfallendes erklärte. Es ward eine Theorie der Kirche gepredigt, nach welcher diese Gewalt als die notwendige Darstellung des Göttlichen auf Erden erschien: der Papst als der Statthalter Christi, als die Einheit des geistlichen Lebens auf Erden, von der alles andere so natürlich geleitet wird, wie das Fleisch von dem Geist: der Klerus durch das Sakrament der Weihe über die übrigen Menschen zu einem Orden erhoben, der zwischen Menschheit und Gottheit vermittelt. Die in dem Klerus versammelte Kirche ist unfehlbar; sie ist die lebendige Inkarnation des ewigen Wortes. So vollzieht sie auch mystisch das Opfer der Versöhnung jeden Augenblick durch ein Wunder.

Es ist indessen sehr wichtig, zu beobachten, wie diese Theorien, schon länger vorbereitet, doch zumeist der Entwickelung des Faktums zur Seite gegründet und auferbaut werden. Die mystische Lehre von der Transsubstantiation, auf der alles beruht, indem die Priester gleichsam durch ein Wunder den Leib Christi herstellen und zum Opfer darbieten, wird in einer Synode

Gregors VII. 1079 eben in dem Moment fixiert, wo der Kampf mit dem Kaisertum entbrennt. Es folgte notwendig die Anbetung des Sakraments, welche der Mittelpunkt des ganzen äußeren Gottesdienstes wurde: sie datiert aus dem 13. Jahrhundert. Die Lehre von dem Schatze der Kirche und der Austeilung desselben durch den Papst, auf die hinwieder das ganze Pönitentiarsystem sich gründet, ward ebenfalls im 13. Jahrhundert ausgebildet. Da erst ward die Bibel in der Landessprache den Laien verboten; die Bewahrer des Geheimnisses waren fortan allein die Mitglieder des Klerus.

Demnach war die Kirche in dieser Epoche weit davon entfernt, was sie ehedem gewesen: eine Lehranstalt der Völker zu sein; sie war vielmehr nur noch eine Darstellung des Geheimnisses, zur Repräsentation und Herrschaft gegründet. Wehe dem, der von ihren Satzungen abweicht! Diese Gewalt hat zugleich eine furchtbare Polizei: die Inquisition der Dominicaner erstickte jeden Widerstand. Hohe Schulen bestanden, allein nur für den gelehrten Stand, in welchen jene dem Faktum der kirchlichen Oberherrlichkeit zu Grunde gelegte Anschauung mit Scharfsinn ausgebildet und entwickelt wurde. In Paris und Bologna, nach deren Muster alle übrigen Universitäten der folgenden Zeit gegründet wurden, versammelten sich damals die Studierenden aller Nationen. Bildete in Paris die Theologie den Kern aller Studien, so erwuchs in Bologna neben der Wissenschaft des Civilrechts die des kanonischen, dessen systematische Gestaltung, in beständiger Wechselwirkung der Theorie mit der Praxis vollendet, zu den am meisten charakteristischen Erscheinungen des Zeitalters gehört. Der Gesetzsammlung Justinians trat ein Corpus juris des geistlichen Weltreiches an die Seite. Alle großen Päpste, von Alexander III. bis auf Innocenz IV., waren zugleich hervorragende Kanonisten. Ihre Dekretalen geben dem Leben von Millionen Menschen Maß, gleich den Konstitutionen der alten Imperatoren. Kam die wiederbelebte römische Rechtslehre, wie wir früher bemerkten, materiell einigermaßen der Staatsgewalt zu gute, so hat sie doch andererseits formell die kirchenrechtliche Doktrin gefördert und so indirekt auch das Papsttum begünstigt.

Es war immer der nämliche oberste Gedanke, der die Gemüter vollkommen beherrschte, der alle Produktionen dieser merkwürdigen Epoche in Kunst und Litteratur durchdrang. Er zeigt sich, auch abgesehen von der Theologie, in der ganzen lateinisch redenden gelehrten Litteratur der Zeit. Im 12. Jahrhundert hörte man auf, die Alten in den Schulen zu treiben, wozu ein so schöner Grund gelegt worden war. Nur die kirchlichen Ideen hatten in der Erziehung der Geister Geltung. Selbst die Poesie widmete sich mit Vorliebe ihrer Verherrlichung. Die nationale Entwickelung wird dadurch gleichsam in Fesseln gehalten. Wie sind die romanischen Ideen in der deutschen Dichtung so vorwaltend und mächtig! Da ist kaum eine Litteratur, die sich nicht den Kampf gegen die Saracenen zu ihrem vornehmsten Gegenstande nähme. Artus mußte jetzt mit den Ungläubigen fechten, Karl dem Großen ward die Eroberung von Jerusalem zugeschrieben. Der go-

tische Baustil mag seinen örtlichen Ursprung im nördlichen Frankreich, sein äußeres Motiv in bestimmten konstruktiven Erwägungen haben: wie er sich entfaltet und über das Abendland ausbreitet, um mit dem Schwunge seiner Wölbungen die Seele emporzuziehen und doch wieder in strenger Einheit zu befangen, entspricht er durchaus dem Wesen des Jahrhunderts; es ist die Architektur der Hierarchie. Wohl reißen sich toscanische Bildhauer und Maler von den starren Linien der überlieferten Typen los; allein das neue Leben, das sie ihren Gestalten einzuhauchen wissen, ist für jetzt noch von geistlicher Empfindung bewegt. Der Mensuralgesang wird erfunden: der Pracht des Kultus dient der Fortschritt der Musik. Alles zu kirchlichen Zwecken, in denselben Ideen, in denen beinah jede Unternehmung gemacht, jeder Krieg geführt wird, von deren Ring das ganze Leben umfangen war, und die dann natürlich wieder dem Inhaber der geistlichen Gewalt ihren Tribut darbrachten.

Es war eine Schöpfung im größten Stil: nie war ihresgleichen in der Welt gewesen. Doch dürfte niemand sagen, daß sie auf diese Weise hätte fortbestehen können. Das Papsttum schien allmächtig, aber es fand in der Natur der Dinge, der Selbständigkeit der Nationen wie der Individuen, in dem Bedürfnis der menschlichen Freiheit, dem Reichtum der göttlichen Gedanken einen unüberwindlichen, bald genug siegreichen Widerstand. Die Weltstellung des römischen Stuhles war aus den Prinzipien der Macht, der Kultur und der Religion hervorgegangen; sie führte zu einer niederdrückenden Überlegenheit der klerikalen Interessen. Aber auch die weltlichen waren auf die nämlichen Prinzipien gegründet; selbst die Religion ging niemals in der Kirche auf, geschweige denn in der Hierarchie. Diese ewigen Kräfte waren es, die auch die wieder aufkommenden Selbständigkeiten belebten. Aber bei alledem ist es dennoch gewiß, daß die damalige Form der abendländischen Welt die Grundlage unseres ganzen europäischen Wesens ist, auf welcher dieses in den folgenden Jahrhunderten sich mit allen seinen Entzweiungen und seiner bis zu diesem Augenblicke dauernden Einheit erhoben hat.

Überblick.

In den nachfolgenden Studien, die auf möglichst gründlicher Forschung beruhen und doch durchweg an ein Allgemeines anknüpfen sollen, will ich ein weiteres Stück der Universalhistorie mitteilen: die Geschichte der zweiten Hälfte des 13., sodann des 14. und des 15. Jahrhunderts. Mit der bloßen Bezeichnung der Jahrhunderte, die uns beschäftigen werden, ist indes noch wenig gesagt; denn nicht die Jahreszahlen bilden die Marken der Begeben-

heiten: man muß eine Abgrenzung suchen, die dem Innern der Ereignisse besser entspricht. Die Grenzen des historischen Gebietes also, das wir durchwandern und kennen lernen wollen, werden auf der einen Seite von dem Beginn der neueren Zeit gebildet, den politisch-kirchlichen Komplikationen, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnen, und auf der anderen, zurückliegenden, von dem Entscheidungskampfe zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, dem Untergang der Hohenstaufen im Abendland, im Morgenland von der Zerstörung des Kalifats zu Bagdad durch die Mongolen. Kalifat und Papsttum hatten einander bisher wie zwei große Lager gegenübergestanden; das Papsttum behielt im Abendlande die Oberhand, und es erschien anfangs als sein Vorteil, daß der Gegner im Morgenlande einem neu vordringenden Weltelemente unterlag. Das Gegenteil sollte sich bald zeigen. Denn Konstantinopel, das im Anfang unserer Epoche noch der abendländischen Hierarchie gehorchte, geriet in die Gewalt eines Türkensultans, der zugleich die Autorität des Kalifats in Anspruch nahm. Bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts waren Orient und Occident noch in ziemlich gleichartiger Entwickelung. Saladin und Kaiser Friedrich I. oder auch Richard Löwenherz standen einander an und für sich und persönlich, in Charakteren und Idealen, abgesehen von ihrer Feindseligkeit, nicht so ferne. Auch die Ritterorden brachten manche orientalische Ideen nach Europa mit, der übereinstimmenden Tendenzen in den philosophischen Studien zu geschweigen. Seitdem aber nahmen Morgen- und Abendland entgegengesetzte Formen und Richtungen an, welche ganz andere Kämpfe in dem südlichen Europa veranlaßten, als jene in Kleinasien gewesen waren.

Im Abendlande, auf das unsere Aufmerksamkeit beinahe ausschließlich gerichtet sein wird, geschah eigentlich das Gegenteil von dem, was die Osmanen vollbrachten. Die geistliche Gewalt nahm hier umgekehrt die weltliche Macht selbst in Anspruch und hatte sie bis auf einen gewissen Grad im Besitz. Große Reiche, die sich mit den morgenländischen hätten vergleichen lassen, bildeten sich im Abendlande nicht. Es erlitt an allen seinen Grenzen die größte Einbuße. Aber im Innern erhielt es sich doch immer unbelästigt von fremden Invasionen. In immer erneutem Kampfe war Europa doch in stetem inneren Fortschritt begriffen, der es dann ist, auf dem alles beruht. Das Papsttum war überwiegend, aber weit entfernt, alleinherrschend zu sein. Es regierte selbst in der Kirche unter ewigem Widerstreben. Die weltlichen Gewalten waren viel zu fest gegründet, um aufgelöst werden zu können, doch auch nicht stark genug, um ihre Grenzen zu überschreiten; sie zogen sich in ihre Nationalitäten zurück. Der Widerstreit dieser Nationen wie der Geister gegen die vom Papsttum beabsichtigte absolute Einheit bildet einen Charakterzug der Periode.

Man zieht selten in Betracht, welche reiche Fülle des Lebens die letzten Jahrhunderte des Mittelalters in sich schließen, wie vieles von dem ihnen angehört, was als das allgemein Charakteristische jenes ganzen Weltalters

betrachtet wird. Noch war das Rittertum — die ideale Genossenschaft der bewaffneten Christenheit — in seiner vollen Entwickelung und Stärke. Es betrachtete sich als eine Einheit in dem gesamten Europa, als einen allgemeinen großen Orden. Es führte noch bedeutende Handlungen aus. Die Kolonisation der nordgermanischen Länder, vor allem Preußens, ist ein Werk der Ritter, wie sie im Süden das meiste dazu beigetragen, die Mauern bis nach Granada zurückzuweisen; die Nobili der italienischen Städte bevölkerten die griechisch-orientalischen Gebiete, der englische Adel Irland, der schwedische und dänische Finnland und Esthland. Auf dem Kampfe des englisch-französischen Adels beruht die Geschichte des Westens, der Adel Frankreichs hat die Selbständigkeit der französischen Nation gerettet. Die historische Gerechtigkeit besteht darin, daß man auch an Erscheinungen, die man sonst nicht billigt oder an denen man viele Mängel findet, doch das Verdienst anerkennt, das sie sich erworben haben. Jenes Raubrittertum ist es, das dem Mittelalter einen schlechten Ruf gemacht hat, aber das Institut des Rittertums überhaupt darf man darum nicht verwerfen, weil es allmählich verfiel und ausartete. Es hatte eine Zeit hoher Blüte, wie es denn die abendländische Poesie begründet hat und im 14. Jahrhundert die abendländische Historiographie, die an Anschaulichkeit und Anmut alles übertrifft, was das Altertum hervorgebracht hat.

Daß wir nicht unter dem Papsttum verharren konnten, liegt am Tage; aber es wäre eine Thorheit, seine Unentbehrlichkeit in jener Epoche der Weltentwickelung in Abrede zu stellen. Ich bin weit entfernt, das Papsttum für ein in besonderem Sinne göttliches Institut zu halten: man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht thue; aber ich halte dennoch das Pontifikat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind. Es wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, es mit einer freieren Entwickelung der Intelligenz und der religiösen Meinungen zu kombinieren. Aber freilich nur vielleicht. Denn es ist fast zu schwer für den Menschen, den Besitz der Gewaltfülle mit der Anerkennung fremder Freiheit und Spontaneität zu verbinden. Wie schwer es dort in Rom ist, sehen wir an dem, was in unseren Tagen daselbst vorgegangen ist. Jene Infallibilität, welche das Mittelalter bekämpfte und mit Recht bekämpfte, will man heute dem Oberhaupte der Kirche zuerkennen. Wir werden viel davon zu handeln haben, wie man das Papsttum der konziliaren Macht, die heute von ihm beherrscht wird, unterzuordnen suchte in den Konzilien zu Konstanz und Basel. Weit gefehlt, daß die Ideen jener Zeit abgestorben und verkommen wären; sie leben fort und beschäftigen heute wieder die allgemeine Aufmerksamkeit.

Damals standen dem Papsttum die beiden Orden des 13. Jahrhunderts, die Dominicaner und Franziscaner, zur Seite, besonders die letzteren gaben dem gesamten Kirchenwesen eine populärere Gestalt, sie brachten es der Sphäre der unteren Volksklassen näher. Einem bettelmönchischen Reise-

prediger gegenüber sammelte sich das Volk in Deutschland aus weiter Ferne, wie man sagt: hundert Meilen weit, um seine in freiem Felde aufgerichtete hohe Kanzel her, um ihn zu vernehmen. Aber freilich hängt damit auch die gräßliche Verfolgung der Ketzer zusammen, für die eben auch das Volk gewonnen wurde. Beides sind wahre Äußerungen des Geistes der Epoche. Die gelehrten Theologen schwiegen, wenn der Laienbruder aus dem Orden des Franz von Assisi das Wort über die drei vornehmsten Tugenden, Armut, Demut und Gehorsam, ergriff. Mit der Armut war es sehr ernstlich gemeint. Was man sonst an der Welt verachtete, kam hiebei mit hinreißender Gewalt zu Tage.

Aber überhaupt war die Epoche durch das Emporkommen des plebejischen Elementes in dem öffentlichen Leben gekennzeichnet. Es ist die Zeit, in welcher die Städte und in ihnen die Bürgerschaften zu voller Teilnahme an dem öffentlichen Leben gelangten. In Italien waren es die großen Kommunen, in denen dies Element einst im 11. Jahrhundert die kirchliche Veränderung hervorgebracht hatte, der Heinrich IV. erlag; vor ihnen wich im 12. der große Hohenstaufe Friedrich I. zurück. Es ist eine prächtige, lebensvolle Entwickelung, die sich damit anbahnt. Denn keineswegs auf immer und allein hängen sie an der Kirche, sie konstituieren eine Weltmacht, an welche die bürgerliche Freiheit und die großen Staatsbildungen anknüpfen. Aber auch sie hatten eine gräßliche Seite. Zuerst in Toscana und dann über ganz Italien hin trennen sich die Parteien der Kirche und des Kaisertums, die Parte Guelfa, und die Parte Ghibellina, die einander in den wildesten, oftmals grausamsten Feindseligkeiten begegneten. Die Sage versenkt das Kaisertum der untergehenden Welt in die verschlossenen Gebirge. Eine andere Sage stelle ich damit zusammen. Nach Saba Malaspina sah man bei der Geburt Manfreds, des Sohnes Friedrichs II., zwei furchtbar anzusehende Frauengestalten, Gebellia und Guelfa, in den Lüften erscheinen und sich in entsetzlicher Kampfeswut gegeneinander erheben.

Eine andere friedlichere Seite des städtischen Lebens stellt sich in Deutschland dar, wo allenthalben die Zünfte den Geschlechtern das Stadtregiment entreißen in mancherlei Abstufungen, und dann ihr Gewerbe und ihren Handel auf eine Höhe erheben, welche dieselben früher nie erreicht haben. Der Hansabund entstand, der mehr als siebzig Städte vereinigte und den ganzen nördlichen Handel beherrschte. Von seinen Faktoreien war die eine in England, die andere in Norwegen, die dritte in Rußland, eine andere in dem an der westlichen Grenze des Reiches gelegenen Brügge in Flandern, während er sich im Innern um die Hauptorte Danzig, Lübeck, Braunschweig und Köln gruppierte. Die Hansestädte bildeten ein Recht für den „gemeinen Kaufmann", ein See- und Handelsrecht aus; zugleich gewährten sie einander eine gegenseitige Unterstützung, die dem bürgerlichen Stande als solchem eine freie Anerkennung verschaffte. Im 15. Jahrhundert hat man einmal gemeint, Adel und Fürstentum würden vor den Städten zurückweichen müssen.

Das Prinzip freier Einungen war indes auch in dem entgegengesetzten Stande, dem Adel, überwiegend. Allenthalben organisierte sich die Ritterschaft in großen Einungen oder in den Landschaften. Dadurch nun, daß beide miteinander und mit dem Fürsten, der seine Berechtigung von dem Kaiser, welcher die Idee der öffentlichen Ordnung repräsentierte, erhalten hatte und zu Lehen trug, in ein rechtliches Verhältnis traten, erwuchsen die Landstände, das Consilium fidelium, mit welchem der Fürst verfügt. Prälaten, Ritter und Städte traten mit ihm in eine Genossenschaft zusammen, in der doch das eigentümliche Recht eines jeden vorbehalten wurde. Doch geschah das nicht allenthalben, noch stets in gleichem Maße. Die höchsten Rechte wurden durch Reichsvogteien ausgeübt, mit welchen der Kaiser zuweilen auch erblich belieh. Indem diese zu weit griffen, riefen sie namentlich in dem hohen Gebirge der Alpen einen Widerstand hervor, der keine Landesherrschaft und keine Hoheit derselben zustande kommen ließ. In diesem Gegensatz entstand die schweizerische Eidgenossenschaft, die sich doch, obwohl sie eine mehr republikanische Form annahm, nicht von dem Reiche trennte. Das Reich bildete sich im Gegensatz gegen das Papsttum zu einer festen, von momentanen Bestrebungen unabhängigen Verfassung aus, die, vornehmlich auf dem Kurfürstentum ruhend, in der goldenen Bulle ihre allgemeine Gestalt erhielt und auf den Reichstagen, ebenfalls in Verbindung der geistlichen und weltlichen Stände mit den Städten, eine eigentümliche Form gewann.

Der Zeitraum, den wir zu behandeln haben, ist auch sonst die Epoche der ständischen Verfassungen. Da konstituierte sich das Parlament von England in den Formen, die es später behalten hat; da entwickelte sich die Verfassung der drei Stände in Frankreich, die zuweilen das Übergewicht über die Monarchie davonzutragen schien. Noch mehr bildete sich dies Element in den Königreichen der pyrenäischen Halbinsel aus, während in den Staaten der apenninischen meistenteils die republikanische Verfassung die Oberhand bekam. Auch in der geistlichen Verfassung aber überwog dieses ständische und korporative Element. Die geistlichen Fürstentümer, die dem Reiche angehörten, waren durch ihre Kapitel gefesselt. Dem Papsttum selbst suchte sich die Kirche in einer freien Genossenschaft zu opponieren, wie das in dem großen Concilium geschah. Schon trat ein Abfall ein in den Hussiten, der nicht mehr vollständig gedämpft, aber doch auf ein geringeres Maß von autonomer Wirksamkeit beschränkt werden konnte.

Die Kirche und das Kaisertum bestanden und behielten das allgemeine Übergewicht. Aber von einer absoluten Herrschaft blieben die Träger derselben weit entfernt. Die Monarchie war kräftig repräsentiert, aber fand überall Widerstand. Ja die Autonomie drohte zuweilen in Anarchie umzuschlagen und durch anarchische Bewegungen den Zweck menschlicher Vereinigung in der Form des Staates illusorisch zu machen; aber sie fand dann einen Widerstand, der diesen doch immer aufrecht erhielt. Die großen Nationalitäten gestalteten sich in endgültigen Umrissen. Deutschland und Italien

scheiden sich voneinander, faktisch, wenngleich nicht rechtlich; so England von Frankreich. Jene Intention, die skandinavischen Reiche zu vereinigen, konnte doch nicht realisiert werden. Dagegen gelang eine andere große Vereinigung von Polen und Litauen, die eine Zeitlang selbst Ungarn und Böhmen an sich zog. Der innere Grund hiefür lag darin, daß in den Zuständen, in welchen die romanische und germanische Christenheit war, sie unfähig wurde, ihre Stellung im Orient festzuhalten. Die Osmanen drangen vor, die Tartaren waren noch ungemein mächtig und furchtbar, Rußland selbst war noch von Kaptschak abhängig. Jene Verbindung der östlichen Reiche unter den Jagellonen bildete sich im Widerstand gegen sie aus einem zeitweiligen Bedürfnis.

Eingeengt von der mongolischen und islamitischen Welt, bewegt sich die abendländische, christliche, auf sich selbst angewiesen, in einer stetigen lebendigen Fortentwickelung. Die Nationen sind noch nicht von einander völlig gesondert; sie halten an ihrer religiösen, sie alle umfassenden Einheit fest, ohne doch von ihr vollkommen gefesselt zu sein. Kein Volk hat eigentlich seine eigene Geschichte für sich, wenigstens wäre diese nicht für sich zu verstehen, obschon ein jedes sich doch in seiner eigenen, charakteristischen Richtung fortbewegt, soweit es ohne Absonderung in der Religion möglich ist. So hängen z. B. die Gründung der parlamentarischen Verfassung in England und die der Reichsverfassung in Deutschland, sowie die der Generalstände in Frankreich weit mehr zusammen, als man gemeiniglich glaubt; wir werden sehen, daß sie zugleich Handlungen der Opposition gegen das Papsttum sind. Dieses selbst aber ist in seiner universalen Thätigkeit nach wie vor weit entfernt, eine bloß religiöse Macht zu sein, es ist vielmehr — wie denn eben die gesamte Christenheit ein Völkersystem ist, das in dem Ganzen der Weltverhältnisse seine eigene Stellung hat — vom Anfang bis zum Ende dieser Periode in hohem Grade universalpolitisch.

Hier am Eingang dürfen wir sogar die Christenheit und die dem Islam anhangenden Völker miteinander in gewissem Sinne als eine große Einheit betrachten. Denn indem man noch an den Küsten von Vorderasien um die Trümmer des Reiches Jerusalem kämpfte, hatte sich im Rücken der mit den christlichen Abendländern streitenden Mohammedaner eine neue Weltmacht erhoben, der gegenüber sie vorübergehend als zusammengehörig erscheinen konnten und von der sie beide überflutet zu werden in Gefahr gerieten. Diesem Angriff, oder vielmehr diesem Überflutungsversuch, wollen wir nun zunächst unseren Blick zuwenden, um die Marken zu umschreiben, welche die abendländische Welt umschlossen, bis sie nach einer ganz anderen Seite hin eine neue Ausbreitung von unermeßlicher Bedeutung gewann.

Sechzehntes Kapitel.

Überflutung der asiatischen und osteuropäischen Welt durch die Mongolen.

So früh das vordere Asien in das Licht der allgemeinen Geschichte eingetreten war, so wenig hatte sich darüber hinaus in das Innere des östlichen Erdteils bis nah an das 13. Jahrhundert der Zusammenhang der universalen Entwickelung zu erstrecken vermocht. Das hinterasiatische Leben bewegte sich bis dahin in seinem eigenen Kreise, der denn nicht minder, als die christlich-mohammedanische Welt, von großen Gegensätzen der Religion erfüllt war; nur darin stimmten die dort herrschenden Glaubenssysteme überein, daß sie sämtlich von der monotheistischen Anschauung mehr oder weniger weit abwichen.

Da erscheint in dem uralten, durch und durch originellen China die Lehre des Confucius, der im 6. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll, als die Grundlage der noch heute gültigen Reichsreligion. Das Grundwesen, von dem alles stammt, spiegelt sich ab in dem blauen Himmelsgewölbe. Wie das Naturleben der Erde von ihm rings umfangen wird, so ziemt es auch dem Menschen nicht, das seinem Herzen eingeprägte Maß zu überschreiten; die der äußeren Welt innewohnende Regel ist das Vorbild für die Norm des sittlichen Daseins. Durch das Festhalten an der rechten Mitte nimmt der Mensch gleichsam Anteil am Schaffen und Erhalten der Weltordnung. Die Obrigkeit soll dies himmlische Gesetz der Ordnung im Lande pflegen. Der Kaiser ist der Oberpriester, Reichsfürsten und Beamte die Priester dieser Religion. Auf einem Berge wird das große Opfer vollzogen. Diese Lehre hat etwas Tiefsinniges, Erhabenes, Stilles, Geistig-sittliches; vortrefflich dient sie zur Grundlage eines Reiches, das nur Frieden und Ruhe sucht.

Sehr anders geartet, nicht ohne sinnliche Phantasie, erblickte die Lehre der Brahmanen in Indien in den Mächten einer üppigen Natur das unmittelbare Schaffen und Wirken geistiger Wesenheiten. Doch hatte sich den Äußerlichkeiten dieser brahmanischen Götterlehre längst der Buddhismus entgegengesetzt, dessen innerstes Bestreben dahin ging, dem menschlichen Wesen einen Zustand seliger Zurückgezogenheit aus jenem Kampfe der Elemente zu gewähren. Auch Sakjamuni, der Stifter dieser Religion, ist nach der mindest ausschweifenden Angabe ins 6. Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Er ist der heilige Weise, der Buddha, göttlichen Ursprungs. Seine Lehre sucht das Heil der Welt in der Bändigung, ja der Entäußerung des Selbst. An der Stelle Gottes erscheint die Notwendigkeit. Das Übel hat die ganze Welt der Geburt und des Wechsels durchdrungen. Das Gute besteht allein in der Entsagung, als deren Endziel das Nirwana winkt, in welchem der Mensch von den Fesseln des Lebens befreit, aus seiner friedlosen Bewegung gerettet

wird. Für diese Entsagung ist insbesondere der Priesterstand gegründet, welcher dem der Laien für vollkommen gilt. Diese Religion der Büßung drang, während sie in Indien selbst das Brahmanentum keineswegs zu überwinden vermochte, wie es scheint, bald nach Christi Geburt gegen China vor. Im 5. Jahrhundert beherrscht sie, nicht ohne hierarchische Ausbildung, den ganzen Südrand des mittelasiatischen Hochlandes; im 7. dringt sie in das abgeschlossene Tibet ein, wo sie jedoch erst im 11. die Herrschaft erlangte. Beim Zusammentreffen mit dem Islam, nachdem dieser die Türkenstämme an sich gezogen, wußte sie sich doch im ganzen siegreich zu behaupten.

Wie schon hieraus erhellt, völlig unbekannt blieben diese Erscheinungen den Bekennern des Monotheismus nicht. In der religiösen Propaganda liegt überhaupt, ebenso wie im Eroberungstrieb oder im Welthandel ein Moment der Weltentdeckung. Arabische Missionäre drangen bis zu den Kirghisen und in andere Striche Centralasiens vor; auf ihren Seefahrten lernten die Araber auch China kennen, von dessen Merkwürdigkeiten sie zuerst Bericht gaben; durch sie ist der Kompaß von dort nach Europa gelangt. Noch vor der mohammedanischen Welteroberung hatte sich auch das Christentum durch die Nestorianer nach dem entfernten Osten ausgebreitet; aber nur schwache Spuren hatte es dort hinterlassen; eine sagenhafte Kunde von einem Priester Johannes, der daselbst herrsche, war bei den europäischen Christen übrig geblieben. Und bei allen diesen Beziehungen war doch der innere asiatische Norden, jene schwer zugängliche Scheitelfläche des Erdteils, noch völlig verborgen geblieben. Keine der genannten Religionen hatte bisher dort festen Fuß gefaßt; vielmehr bestanden da wieder andere, eigentümliche Dienste: das Schamanentum oder der Glaube an die Macht der guten, vor allem der bösen Geister, der überhaupt in dem Norden der Erde heimisch zu sein scheint, und dessen Mittelpunkt die Beschwörung der bösen Geister ist. Ohne eine Priesterkaste auszumachen, bilden doch die Schamanen eine Art von Stand, der von freiwilligen Gaben lebt. Im Dunkel der Nacht, mit Totengebeinen behangen, bei dem Schall einer wildgerührten Trommel, nach aufregenden Genüssen, citieren sie die Geister und suchen sie zu begütigen. Es sind das die Seelen der Verstorbenen, welche die Lebenden belästigen. An der Lena, am Baikalsee, am Ob und Jenissei herrscht dieses Wesen. Unter den Mongolen hatte es Wurzel gefaßt. Eben von hier aus aber ging eine Völkerbewegung aus, durch welche, indem sie Osten und Westen zugleich erschütterte, die bisher getrennten Weltkreise zum erstenmal miteinander in eine gewisse historische Verbindung gebracht wurden.

Die Mongolen oder Tartaren, wie sie im Abendlande im 13. Jahrhundert heißen, gehören jener Rasse an, der auch einige früher in der Universalgeschichte begegnende Völker, wie Hunnen, Avaren, Bulgaren und vor allem die Türken im weitesten Sinne des Wortes beizuzählen sind. Doch sind sie von allen diesen Stämmen auch wieder zu unterscheiden, insofern sie am reinsten den eigentümlichen Bildungstypus in Gesicht und Schädelbau

repräsentieren, den sie durch Vermischung anderen mitteilen, ohne doch selber jemals davon abzuweichen. Auch der Charakter des ersten historischen Auftretens jener Reitervölker, die barbarische Feindseligkeit gegen die Kulturwelt, die von ihrem Ansturm betroffen wird, ist doch nirgends in dem Maße ausgeprägt, wie bei ihnen. Die Annalen der verschiedensten Völker, chinesische, persische, arabische, alttürkische, mongolische selbst, sind über die Geschichte der Mongoleneinfälle zu konsultieren; Hammer zählt ihrer vierhundert auf. Doch hat sich in allen eine Tradition ausgebildet, welche zwar mannigfaltig abweicht, aber in den Hauptpunkten zuverlässig ist. Da die Sache nun nicht nahe liegt, weder unseren Studien noch unserem Interesse, so will ich sie nur epitomatorisch darstellen.

Auf dem Gebirge, wo Tula, Onon und Kerlon nah bei einander entspringen, finden wir im 12. Jahrhundert die eigentlichen Mongolen angesessen. Sie wohnen in ihren mit Filz bekleideten, für Sonne und Luft offenen Zelten. Ihre Herden machen ihren Reichtum aus. Unter ihnen erhob sich der Stamm Nirun, von dem sie sagen, er verhalte sich zu den übrigen, wie die Perle zu ihrer Muschel. Er hatte sich so vermehrt, daß er als ein Volk angesehen werden konnte. Unter diesen ward im Jahre 1155 Temudschin, ein Sohn des Häuptlings Jissugei, geboren; als er zur Welt kam, hatte er einen Klumpen Blut in der Faust. Seine besondere Herkunft gab ihm ein Recht auf die Oberherrschaft, das ihm die übrigen nicht zugestehen wollten. Er war vierzig Jahr alt, als er in einer großen Schlacht an der Baldscha bei Talan Baldschusch den Sieg davontrug, durch welchen er die Nirun sich unterwarf; überhaupt wurden die Gegner aus den verschiedenen Stämmen besiegt.

Neben ihm war ein anderes mächtiges Oberhaupt unter den mongolischen Stämmen: Ongchan. Sein Stamm hatte ihn verjagt; er vereinigte sich mit Temudschin, der ihn wieder einsetzte. Sie hatten sich beim Trunk ewige Freundschaft geschworen und hielten hierauf gegen alle umwohnenden Stämme wacker zusammen. Oft vereinigten sich diese Stämme unter ihren gewohnten Opfern. Sie schlachteten Pferd, Stier, Widder, Hund und Ziegenbock, die besten ihrer Art. Sie wollten sterben wie sie, wenn sie ihren Eid verletzten. Sie wollen vergehen wie die Erde, die sie in den Fluß werfen. In der That hielten die Stämme diesen Schwur, aber sie wurden von den beiden Verbündeten immer geschlagen. Endlich aber gelingt es, die beiden Verbündeten zu entzweien. Flehentlich bittet Temudschin den Ongchan, sich nicht von ihm zu trennen: Warum, o Chan, mein Vater, willst Du mich mit denselben Geschlechtern verfolgen, die ich Dir unterworfen? Haben wir nicht geschworen, wenn eine Schlange sich zwischen uns schleicht, um uns zu vergiften, uns nicht betrügen zu lassen? Aber Ongchan blieb unversöhnlich.

Und so maßen sich die Stämme der Mongolen im September des Jahres 1203 zwischen den Flüssen Kerlon und Onon mit gesamter Kraft. Der Ongchan ward besiegt und getötet. Alle Stämme unterwarfen sich dem

Sieger Temudschin; der mächtigste, der der Naiman, ward dadurch in Pflicht gehalten, daß sich Temudschin mit der Frau des letzten Chans vermählte. Temudschin ward der einzige Fürst der Waldung. An der Quelle des Onon hielten hierauf die gesamten Stämme eine Zusammenkunft, einen Kurultai. Eine Standarte von neun Yackschweifen nach den neun Stämmen ward aufgerichtet. Ein Priester, von dem man glaubte, ein weißes Pferd trage ihn zuweilen gen Himmel, trat hervor und erklärte, es sei der Wille Gottes, daß ihr Anführer sich nicht mehr Temudschin nenne, sondern Dschingischan, der große Chan; alle seine Nachkommen würden Chane sein. Temudschin hörte eine Stimme: die Welt ist Dein, geh, nimm sie ein! Nach einer anderen Tradition empfing er den Titel durch einen Verwandten, den zweiten Gemahl seiner Mutter, unter der Prätention göttlicher Eingebung. Er nahm seinen Sitz zu Karakorum, der alten Stadt Hoeihe. So wurden durch Krieg die gesamten mongolischen Stämme vereinigt und zögerten keinen Augenblick, die umliegenden Länder anzugreifen. Mit Stäben bewaffnet, in ihren Tierhäuten, armes und waffenloses Volk, warfen sie sich auf die benachbarten Gebiete. Ihr erster Stoß war gegen das nördliche China gerichtet.

Die Chinesen hatten gegen diese kriegerischen Völker der Steppen ihre wunderbare Mauer gegründet, die sich in der Höhe von fünfzig Fuß und in der Breite von dreißig Fuß über hohe Berge und tiefe Thäler hinzieht. Das nördliche China ward damals von den Njudschi beherrscht, und diese griff Temudschin an, weil sie mit seinen Stämmen immer in Krieg gelegen hatten. Auf einem hohen Berge nahm er seinen Gürtel über den Hals, fiel nieder und betete zu dem ewigen Gott, ihm Rache wegen seiner Oheime zu gewähren und ihm gute und böse Geister dienen zu lassen. Im Jahre 1211 brach er durch die Mauer, 1212 eroberte er die Hauptstadt Yenking, 1213 hatte er schon neunzig Städte jenseit des Hoangho inne: im Jahre 1215 hatte er die Njudschi sich völlig unterworfen. Dann stürzte er sich auf Karakhitai und stand nun sofort den Mohammedanern gegenüber. Gegen letztere hatten diese östlichen Asiaten eine wahre Wut. Insofern waren sie Verbündete der Christen, die deshalb oft sie zu bekehren hofften.

In jenen persisch-arabischen Gebieten, welche angeblich unter dem Kalifate standen, war nun damals, als Vorderasien unter den Ejubiden sich gegen die Christen vereinigte, wiederum der lebhafteste Wechsel der Dynastien eingetreten. Die Sprüche der Mohammedaner, die darauf hindeuten, hatten eine schlagende Wahrheit: „Bei Gott allein ist kein Wandel" — die eben göttlich verehrten Sultane küssen den Staub in den Fußstapfen der Pferde ihrer Vorgänger. In dem mannigfaltigen Wechsel hatte sich da das Reich Chowaresmien erhoben. Der seldschukische Sultan Barkijarok hatte einem seiner Getreuen, dem Türken Mohammed diese Provinz am unteren Oxus zur Verwaltung gegeben. Dessen Nachkommen machten sich nach und nach unabhängig von den Seldschuken, drangen nach Chorasan vor, eroberten Bochara und Samarkand und erlangten an den Grenzen Irans und Turans

eine bedeutende Macht, die vom Kaspischen Meer bis zum Indus hinüberreichte. Der letzte dieser Chwarizmschahs, Mohammed Kothbeddin, war eben im Begriff, den Kalifen Nasir in Bagdad anzugreifen. Schon hatte er sich für einen Aliden erklärt, den er an die Stelle des Abbasiden setzen wollte, als ihn der Dschingischan — wie man glaubt, entrüstet über die Beraubung einer Karawane — seinerseits überzog. Dschingischan hielt einen großen Landtag, drei Fasttage, dann warf er sich auf das Reich Chowaresmien mit vier Heeresmassen (1219). Mit der größten ging er vor Bochara. Als es sich unterworfen, erklärte er den Einwohnern, er sei die Geißel Gottes: wären sie nicht sehr schuldig, so würde dieser ihn nicht über sie geschickt haben. Er ließ sie die Gräben, welche die Stadt befestigten, ausfüllen, forderte ihnen ihre Schätze ab, dann befahl er ihnen hinauszugehen. Wer in der Stadt geblieben war, ward getötet; alle die hinausgezogen, wurden als Sklaven verkauft. Mohammed Kothbeddin konnte den Mongolen nirgend widerstehen. Kein Berg hielt sie auf, sie waren die Berge gewöhnt. An den Schweifen ihrer Pferde sich festhaltend, schwammen sie über die Flüsse. In Haufen von je tausend, wie Schwaden des Getreides, schichteten sie die Leichen der Erschlagenen auf. Nicht Eroberung, sondern Beute und Zerstörung ist ihr Zweck. Sie nahmen Samarkand, Nischapur; 1221 haben sie ganz Persien inne. An der Menge der Gemordeten, sagt ein Geschichtschreiber, fand ihre Seele jämmerlich Vergnügen.

Und von hier aus sahen sie die Welt vor sich aufgethan. Den Sohn des Mohammed verfolgten sie nach Indien; sie umkreisen das Kaspische Meer und dringen über den Kaukasus; sie treiben die Kumanen von Kaptschak vor sich her nach Ungarn. Indem die Russen diesen beistehen wollen, vornehmlich Mstislav, Fürst von Halitsch, bringen ihnen die Mongolen eine große Niederlage an der Kalka bei (1223). Noch einmal wendete sich Dschingischan selbst nach dem chinesischen Osten. Er ist im Begriff, die Hauptstadt von Tangut zu erobern, als er stirbt (1227). Er hatte sein Leben zugebracht in dem, was ihm Freude machte. Das Schönste sei doch für einen Mann, sagte einst einer seiner Anführer, im Frühjahr auf gutem Pferde zur Jagd zu reiten, den Falken auf der Faust. Nein, entgegnete der Chan, das Schönste ist, seine Feinde vor sich her zu jagen, ihre Güter zu rauben, ihre Pferde zu besteigen, ihre Angehörigen weinen zu sehen, ihre Weiber zu umarmen! So war er über ganz Asien dahingeritten als der wilde Jäger des Menschengeschlechts. Unter einem Baume auf dem hohen Gebirg, zwischen den Quellen jener drei Flüsse, hatte er gewünscht begraben zu werden. Dahin führte man seine Leiche. Alle, die ihr begegneten, wurden getötet. Man hat dort einen Hain gepflanzt, in welchem auch die späteren Dschingisiden bestattet wurden. Man schreibt ihm ein bürgerliches Gesetzbuch zu, Jasa genannt, und eine Art Militärkodex unter dem Namen Tundschin, „wovor man sich zu hüten hat". Da wird mit dem Tode bestraft, wer bei Donnerwetter badet. Alle Titel waren untersagt. Ein persischer Schreiber ward

wegen seiner Titelhäufung hingerichtet. Dem Heere war befohlen, es solle mit zu Gott gewandtem Herzen ausziehen, um die vier Weltgegenden zu erobern.

Die Partikularitäten der Tradition von Temudschin braucht man nicht geradezu anzunehmen. Bei den glücklichen Invasionen, die er unternahm, mögen sie sich allmählich gebildet haben. Er ward Herr der Stämme, Dschingischan, er warf China und die Chowaresmier über den Haufen: das ist die Summe seiner Geschichte. Denn der Schlag, den er gegen Rußland führen ließ, hatte erst nach der Hand seine Einwirkung. Im Frühjahr 1229 ward ein großer Kurultai gehalten, und obgleich anfangs wegen der altherkömmlichen Erbfolge bei den Mongolen, welche den Hauptteil der Erbschaft immer auf den Jüngsten fallen ließ, ein Zweifel sein mochte, so ward doch endlich unter den Söhnen Dschingischans der älteste, Ogotai, zum Großchan ernannt; man schwur ihm, keinen anderen Fürsten, als aus seinem Stamme zu wählen, so lange noch ein Stück Fleisch von demselben übrig sei. Ogotai nahm an dem ersten Kriegszuge teil; dann stellte man ihm vor, er habe Feldherren genug, und er erbaute sich einen prächtigen Palast zu Karakorum, wo er bis 1241 seiner Freigebigkeit und seiner Wißbegierde lebte. Doch mußten seine Brüder auch dafür sorgen, daß er täglich nur eine gewisse Anzahl von Bechern austrinke und nicht mehr. Aus seinem Stamme folgte ihm nur einer, sein Sohn Kujuk nach, dann im Jahre 1253 nach neuen inneren Bewegungen wirklich der Stamm seines jüngsten Bruders, zuerst Mangu, dann von 1259—1293 dessen Bruder Kubilai. Jedoch würden wir von diesem Regierungswechsel barbarischer Nationen, dem kein anderes Prinzip zu Grunde liegt als das alte eines ganz nomadischen Lebens, nicht reden, wofern nicht in diesem Falle die Schicksale der Welt daran geknüpft wären. Denn indessen setzten sich die Eroberungen gewaltig fort. Dschingischan soll seinen Nachkommen die Weisung hinterlassen haben, nur mit besiegten Völkern Frieden zu schließen. So stürzten sie sich nun nach allen Seiten auf die kultivierte Welt: auf das Abendland, auf die mohammedanischen Gebiete und den hinterasiatischen Osten. Betrachten wir zuerst die Eroberung von Kaptschak, welche zur Unterwerfung Rußlands und zum Vordringen bis nach Schlesien führte.

Kaptschak ist ursprünglich nur das von Türken bewohnte Land zwischen Wolga und Don, nach Hammer eigentlich der Ursitz der Ungarn. Nach ihnen hausten dort, in der „Steppe des hohlen Baumes", worin die Stammmutter niedergekommen sein soll, die Petschenegen, Stammverwandte der Bulgaren und Chazaren, von denen jene größtenteils nach Südwesten fortgezogen, diese damals verschollen waren. An ihrer Stelle finden sich nun die Uzen oder Polowzer, deren Städte Serai und Astrachan sind; weiter westlich, gegen Siebenbürgen hin, die Kumanen; wohl sämtlich türkischen Stammes, versetzt mit finnisch-ugrischen Elementen. Mit diesen Völkern gerieten die Mongolen, wie berührt, schon unter Dschingischan in Kampf. Die mongolischen Heer-

führer gewannen die Polowzer mit List, weil sie ihre Stammesverwandten seien, sich von den übrigen Stämmen, die den Mongolen Widerstand entgegensetzten, zu trennen. Hierauf aber wurden sie plötzlich angegriffen und bis an das Asowsche Meer und in die Krim zurückgetrieben, so daß sie sich hülfeflehend an die Russen wandten. Die Russen standen unter den rurikingischen Teilfürsten, welche in Kiew, Tschernigow, Halitsch, Rjäsan, Wladimir und Nowgorod saßen, in unaufhörlichem Kampf untereinander und wechselnden Verhältnissen zu den Nachbarn. Ihr Weltverhältnis beruht darauf, daß sie, trotz mancher Lockungen des Abendlandes von diesem getrennt, doch das Christentum bekannten. Sie bildeten damals den vornehmsten Halt der griechischen Kirche. Als der Fürst der Polowzer seine Zuflucht zu Mstislaw, dem Fürsten von Halitsch, nahm, ließ er sich auf dessen Andringen taufen.

Es war also schon ein Angriff auf den allgemeinen christlichen Völkerkomplex, wenn die Mongolen ihre Feinde, welche sie als ihre Stallknechte bezeichneten, die Polowzer, die in den Schutz der Russen getreten waren, hierdurch nicht abgehalten, mit Feindseligkeiten verfolgten. Die Erzählung ist, daß ihre Gesandten, die den Fürsten von Halitsch aufsuchten mit der Aufforderung, die Polowzer ihrer Züchtigung zu überlassen, von demselben erschlagen wurden. Die Russen fühlten sich stark genug, um den Mongolen zu widerstehen. Sie vereinigten ihre Heerscharen an dem rechten Ufer des Dnjpr, ließen sich aber durch einen kleinen Vorteil, den sie errangen, bewegen, diesen Fluß zu überschreiten und weiter in die Steppe an den Fluß Kalka — oder Kaleza im Gau Jekaterinoslaw — vorzurücken. Besonders war der Fürst von Halitsch auf altwarägische Weise ungeduldig zu schlagen. Zuerst aber wichen seine Verbündeten, die Polowzer; dann wurde er selbst zurückgeworfen, hierauf aber auch alle die anderen. Die Niederlage war allgemein. Am tapfersten wehrte sich Daniel Romanowitsch, Fürst von Wolhynien. Die Sage weiß auch hier hauptsächlich nur von Verrat zu erzählen, durch den die Führer der Russen den Mongolen in die Hände geliefert worden seien. Die Gefangenen wurden von den wilden Feinden zwischen Brettern erstickt, auf denen die Sieger ein gräßliches Gastmahl hielten. Unzählige kamen um (1223). Doch drangen die Mongolen damals nicht weiter vor; sie begnügten sich, die türkischen Stämme von Kaptschak zu unterwerfen. Ein Hauptmoment bei den welthistorischen Entscheidungen bildet doch immer die Bewaffnung und Zucht der Kriegsheere. Das Übergewicht der Mongolen beruhte auf ihrer Reiterei, die immer an Hunderttausend zählte; sie hatten kleine, magere, aber ausdauernde Pferde; die Reicheren waren mit Schienenpanzern für Mann und Roß versehen. Sie waren gut gegliedert in ihren Abteilungen zu 10—100—1000—10000 Mann, die untereinander zu der strengsten Unterordnung verpflichtet waren. Die Abteilung, welche flüchtete, ward von den übrigen dem Tode geweiht. Sie breiteten sich auf das rascheste über weite Landstrecken aus und waren doch auf der Stelle wieder vereinigt. Ihre vornehmste Waffe

bestand in langen Pfeilen, deren scharfe Spitze jede Rüstung der benachbarten Völker durchdrang. In der Schlacht waren sie höchst beweglich; sie umschwärmten den Feind und brachten ihn durch ihre Pfeilregen erst in Verwirrung, ehe sie ihn angriffen und niedermachten.

Nachdem Ogotai eingesetzt und befestigt war und einen glücklichen Zug nach China ausgeführt hatte, wurde durch feierlichen Reichsbeschluß der Mongolen im Jahre 1235 ein Zug gegen die Russen, an denen noch immer die Polowzer ihren vornehmsten Rückhalt fanden, beschlossen. Ogotai stand davon ab, ihn selbst zu unternehmen, und überließ ihn seinem Neffen Batu, der mit 30 000 Mann aufbrach. Zuerst wurde die große Handelsstadt der Bulgaren an der Wolga in Asche gelegt, dann wandte sich der Zug gegen die russischen Gebiete. Seit Wladimir war Rußland fast immer geteilt und durch innere Fehden gespalten. Zwischen zwei großen Völkerströmungen befand es sich jetzt, dem andringenden lateinischen Christentum und der mongolischen Verwüstung. Die Mongolen forderten den Zehnten. Der Fürst von Rjäsan entgegnete: tötet uns und nehmt alles! Sie kamen, eroberten Rjäsan im Dezember 1237, verbrannten die Stadt und töteten den Fürsten. Auch Moskau konnte ihnen nicht widerstehen; sie langten vor Wladimir an, wo der Großfürst seinen Sitz hatte, und umpfählten es. Als der Fürst und der Adel sahen, daß sie sich nicht würden retten können, weihten sie sich in der Kirche zum Tode, gingen gegen den Feind und kamen um. Im Februar 1238 ward Wladimir genommen. Hierauf konnte den Mongolen nichts mehr widerstehen: sie nahmen eine Stadt nach der anderen; das alte Kiew, der Mittelpunkt des warägischen Rußlands, mit allen seinen Denkmalen ward durchaus zerstört. Nur Alexander Newski in Nowgorod erhielt noch das Ansehen des russischen Namens. Und unmittelbar darauf wandte sich der Angriff auch auf die Gebiete der lateinischen Christenheit. Ein Woiwode zu Kiew, dem das Leben geschenkt worden war, soll listigerweise Batu auf Polen und Ungarn verwiesen haben.

Auch Polen war damals in mannigfaltige kleine Gebiete geschieden: Krakau und Sendomir unter Boleslav V. dem Schamhaften, Masovien unter Herzog Konrad I., Großpolen und Niederschlesien unter Heinrich II., der zu Breslau residierte; fromme, jedoch nicht hinreichend kriegsgeübte Fürsten. Die Tartaren fanden wenig Widerstand bei den ungeheuren Plünderungen, die sie anrichteten. Endlich, im März 1240 stellten sich die Palatine und Kastellane von Sendomir und Krakau bei Chmielnik dem Feinde entgegen. Aber die Tartaren waren ihnen viel zu kriegskundig und erhielten Verstärkungen. Die Polen erlitten eine Niederlage, wie einst die Russen. Ostern 1240 feierten die Mongolen damit, daß sie Krakau zerstörten. Dann wendeten sie sich gegen die verbündeten Ungarn, die sich ihnen am Sajo entgegenstellten. Einen Tag und eine Nacht brachte Batu im Gebete zu: dann griff er sie an und schlug sie völlig. Zwei Tagereisen weit war die Ebene mit Leichen bedeckt. Nur fünfzehn Menschen sollen ihnen entronnen sein, darunter König Bela IV.

durch die Schnelligkeit seines Rosses. Der König hatte kurz vorher die Kumanen in seinem Lande aufgenommen, doch hatte er sich eben jetzt mit ihnen thörichterweise entzweit, und sie verwüsteten nun vereint das kaum einigermaßen zur Ruhe gelangte Land. Nur in den Wäldern findet man eine Zuflucht. Die Mongolen laden die Geflüchteten mit großen Versprechungen ein, zurückzukehren; aber wehe ihnen, wenn sie es thun! Man läßt sie das Land bauen, aber sowie sie davon ihren Zins abtragen, werden sie beiseite geführt und alle getötet.

So wälzte sich dieser Strom der Verwüstung gegen Deutschland heran. Schon längst hatte nun Kaiser Friedrich II. die Christenheit aufgefordert, sich gegen diesen wütenden Sturm zu vereinigen und nicht das römische Reich an diesem Kampfe zu Grunde gehen zu lassen. Doch hat weder der ferne Kaiser, noch das Reich als solches eine Anstalt zur Abwehr getroffen. Aufruf und Gefahr wirkten indes wenigstens so viel, daß König Wenzel von Böhmen, der dem Reiche noch ganz anders angehörte, als die Ungarn, sich ernstlich in stand setzte und in den Pässen des Riesengebirges seine Aufstellung nahm. Schon hatten jedoch die Mongolen Niederschlesien verwüstet. Ohne den Zuzug von Böhmen zu erwarten, begegnete ihnen Herzog Heinrich der Fromme, der Sohn der heiligen Hedwig, mit slavischen und deutschen Großen seines Gebietes bei Liegnitz; er selbst kam um, sein Heer wurde geschlagen, aber seine Ritter hatten unvergleichlich gekämpft (9. April 1241). Der Widerstand, den sie hier fanden, soll die Mongolen von weiterem Vordringen abgeschreckt haben. Sie wandten sich südwärts, die böhmische Heeresmacht vermeidend, nach Mähren, wo sie jedoch am 25. Juni 1241 eine Niederlage erlitten. Sie sind darauf auch nach Österreich bis in die Nähe von Wien vorgedrungen. Friedrich der Streitbare warf eine kleine Besatzung nach Neustadt. Er sammelte dann ein Heer, bei dem sich der König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen und der Patriarch von Aquileja befanden; ebenfalls eine Zusammensetzung aus den damals durchaus einigen Deutschen und Slaven, vor welcher die Tartaren zurückwichen. In Neustadt war ein Priester, Ivo von Narbonne, der die entsetzlichsten Greuel von diesen Anthropophagen, wie er sie nannte, berichtet. Ein mongolischer Renegat diente ihm als Dolmetscher. Er meldete als Beweggrund ihres Zuges die Absicht, die heiligen drei Könige von Köln zu entführen.

Von Ungarn wälzte sich die tartarische Überflutung auch bis an die adriatische Küste. Die Morlaken sollen zurückgebliebene Tartaren sein. Sie durchstreiften 1242 ganz Kroatien und Dalmatien, dann nahmen sie ihren Rückweg durch Serbien und Bulgarien. Polen und Ungarn hielten sie für eroberte Länder; sie beklagten nur, daß sie es noch nicht völlig seien. Der deutsch-slavischen Grenzgebiete des Reiches waren sie dagegen nicht Meister geworden. Es mag sein, daß die Kunde von dem 1241 erfolgten Hinscheiden des Oberchans Ogotai zu ihrer schnellen Umkehr wesentlich beigetragen hat; doch wird dadurch das Ereignis selbst nicht anders. Von der höchsten

Bedeutung war es jedenfalls, daß der barbarische Feind von diesen Grenzen der Kulturentwickelung, wie hernach die Türken so oft, zurückgewiesen ward und den Entschluß nicht fassen mochte, in dieser Richtung weiter vorzudringen. Vollständig aber blieb Rußland den Mongolen unterworfen. Das Reich Kaptschak, das Batu gründete, reichte vom Nordosten des Kaspischen Meeres und von Derbend bis Nowgorod und bis an den Don. An der Wolga, näher an der Achtuba, in Sarai, stand der Palast und Hof Batu Chans, die berühmte goldene Horde. Jurt ist soviel als Hürde, der Platz der Zelte; Ordu bezeichnet die Vereinigung mehrerer Jurte, das Lager des Herrschers, was bei den Italienern als Horda erscheint. Man unterschied eine weiße und eine blaue Horde als Abteilungen des Reiches von Kaptschak, deren gemeinschaftlicher Herrscher in der goldenen Horde seinen Wohnsitz hatte.

Bei Ogotais Thronbesteigung sind die Abgaben reguliert worden; der Hirte gab eins von hundert seiner Tiere, der Feldbauer den Zehnten des Ertrages. Die vornehmste Steuer jedoch, schon unter Batu in Rußland eingeführt, sowie in Kaptschak überhaupt, war die Kopfsteuer, die auf einer allgemeinen Volkszählung beruhte. Sie war nach Hirtenweise auf fünf Felle festgesetzt; nur die Priester aller Religionen, ausgenommen die Juden, waren davon befreit. Wer sonst die Kopfsteuer nicht zahlen konnte, wurde in die Sklaverei geschleppt. Die russischen Großfürsten, die an der goldenen Horde erschienen, Geschenke brachten und gut aufgenommen wurden, brachten alle bei ihrer Heimkehr mongolische Zähler ins Land. Die Unterthanen empörten sich, allein die Großfürsten erklärten, sie würden sie dem Zorne des Chans überlassen; so fügten sie sich. Alexander Newski, der den tapfersten Widerstand geleistet, zeigte sich doch am schmiegsamsten. Im Jahre 1258 versuchte Daniel von Halitsch einen Aufstand. Er hatte einmal viel Aussicht, sich unabhängig zu machen; aber bald folgte ein neuer Zug der Tartaren (1259), der sich auch über Litauen und Wolhynien ergoß und Sendomir und Krakau aufs neue in Asche legte. Die russischen Fürsten wurden genötigt, ihre eigenen Ortschaften mit anzugreifen; Lew Danielowitsch, der Gründer von Lemberg, ist dadurch in Erinnerung geblieben. Der Mongole Burundai, der sie bezwang, erklärte, die Verwüstung sollte erneuert werden, wenn nicht der Tribut friedlich und pünktlich abgeführt werde. Die russischen Fürsten machten sich dergestalt notgedrungen zu Vermittlern der mongolischen Einrichtungen.

Es läßt sich kaum aussprechen, wie sehr dadurch die fernere Entwickelung des Landes und Volkes gehemmt, die Kluft zwischen ihm und der abendländischen Welt erweitert worden. Die Erhaltung des nationalen Wesens der Russen war denn vornehmlich an ihre Religion geknüpft, auch ihre Wiedererhebung zur Freiheit hängt aufs engste damit zusammen. Sehr merkwürdig, daß es zuletzt — nicht anders als in Spanien — der Gegensatz gegen den Islam war, der dazu geführt hat. Als der größte der Chane des Reiches Kaptschak erscheint Usbek (1313—1341). Er erneuerte und erweiterte die von seinen Vorgängern der russischen Geistlichkeit erteilten Privilegien,

auf daß sie für ihn und sein Haus beten möge. Allein er selber wandte sich mit den Seinen dem Mohammedanismus zu; und seitdem erfüllte Besorgnis für die Erhaltung seines Glaubens das Herz des russischen Volkes. Die Empörungen der Fürsten gegen ihre tartarischen Gebieter, die sich durch eigene Entzweiungen schwächten, erhielten dadurch eine populäre Kraft. Als Dimitri Iwanowitsch, Großfürst von Moskau, sich 1380 gegen seinen Lehnsherrn, den Chan Mamai erhob, folgten ihm seine Scharen in religiöser Begeisterung. Unter christlichem Schlachtruf erfochten sie auf der kulikowschen Ebene am Don den ersten gewaltigen Sieg über die Horde. Von da hat das neue Rußland seinen Anfang genommen.

Von Osteuropa wenden wir uns nach Vorderasien zurück: die andere Hauptrichtung der mongolischen Züge ging nach den iranischen Landschaften, wo ihr wichtigstes Resultat der Umsturz des Kalifats von Bagdad ist. Die Herstellung seines geistlichen Ansehens verdankte das Kalifat vornehmlich dem Emporkommen der seldschukischen Macht im 11. Jahrhundert; der Zerfall derselben im 12. bot ihm die Gelegenheit dar, sich auf weltlichem Gebiete wieder eine gewisse Autorität zu erwerben. Der Kalif Moktafi (1136—1160) kämpfte mit entschiedenem Erfolg gegen den Sultan Masud. Er war nicht allein in seiner Hauptstadt Herr — was dadurch erleichtert ward, daß die Seldschukensultane ihren Sitz nach Iran verlegt hatten —, er gebot auch über eine eigene Truppe und gab dem Kalifate wieder eine, wenn auch bescheidene, unabhängige Repräsentation in Mesopotamien. Alle Gegner der Seldschuken, so besonders der Atabegen in Syrien, schlossen sich den Kalifen an. Der Sturz der Fatimiden durch Saladin kam ihnen überdies aufs neue geistlich zu statten, noch mehr als vordem der Untergang der Omajjaden. Der abbasidische Kalif genoß seitdem eine nirgend bestrittene Anerkennung; insofern erschien er fast ansehnlicher, als der Papst, als er alle moslimischen Fürsten in feierlichen Formen mit ihrer Würde bekleidete; auch in dem Sultanat war die Erblichkeit doch niemals ganz durchgedrungen. Der Kalif Al Nasir (1180—1225) eroberte Mesopotamien in größerem Umfange wieder; er scharrte Geld zusammen, um sein Heer zu besolden. Neben der Habsucht finden sich doch auch Züge von Mildthätigkeit in ihm. Er beschäftigte sich selbst litterarisch und schrieb ein Buch, das er „Geist des Erkennens" nannte; Islam und Kultur verbanden sich so auch im Osten aufs neue miteinander. Noch der letzte Kalif, Al Mustaßim (1242—1258), der inmitten alter Verehrung in düsterer Pracht lebte, war als Schriftsteller thätig, ebenso wie seine Wesire.

Allein die Kultur muß mit der Macht verbunden sein, wofern sie der Barbarei gegenüber ein höheres Recht der Existenz behaupten will. Der erneuerte Staat der Kalifen war gerade stark genug, um sich gegen die Nachbarfürstentümer zu verteidigen und ihnen seinerseits einigen Abbruch zu thun: gegenüber einer Weltbewegung, wie die mongolische war, hatte er nichts zu bedeuten. Eben in seinem Zerwürfnis mit dem Kalifen Nasir war,

wie berührt, der Schah von Chowaresmien, Mohammed, von Dschingischan angegriffen und über den Haufen gerannt worden. Nach einigen Berichten hätte Nasir den Fall dieses seines Feindes sogar direkt begünstigt, ohne zu bemerken, daß mit Chowaresmien die östliche Vormauer des Kalifates selber verloren ging. Im Jahre 1256 sandte der Großchan Mangu seinen Bruder Hulagu aus, um mit der gleichen Gewalt, wie Batu das östliche Europa, das vordere Asien niederzuwerfen. Hulagu begann damit, die Assassinen in ihrer persischen Heimat auszurotten; ihre Hauptfeste Alamut fiel samt den übrigen Burgen in seine Hände, die ganze ismaelitische Sekte dieser Gegenden ward vernichtet. Einen persischen Gelehrten, Nasireddin, der in Alamut gefangen gewesen, zog Hulagun in seine Umgebung, um sich seines Rates bei seinen weiteren Unternehmungen zu bedienen. Man behauptet, Nasireddin habe wegen der Kritik, die ein Wesir des Kalifen Mustaßim an einem seiner Werke geübt, gegen den Hof von Bagdad Groll gehegt; doch bedurfte der Mongole schwerlich eines besonderen Antriebes. Indem er gegen Bagdad vorrückte, entbot er den Kalifen in sein Lager zur Unterwerfung. Als Mustaßim sich weigerte, ward er heimgesucht. Bagdad fiel nach einer Belagerung von sechs Wochen; es wurde geplündert, das gewöhnliche Blutbad angerichtet, die Bibliothek verbrannt. Mustaßim mußte zunächst dem Sieger seine verborgenen Schätze ausliefern; dann ward er mit seinen Söhnen und Anverwandten umgebracht (Februar 1258). Das Haus Abbas erfuhr zuletzt kein besseres Schicksal, als es vor einem halben Jahrtausend dem Hause Omajja bereitet hatte.

Die welthistorisch wichtigste Frage war nun die, inwiefern dies große Ereignis auch die syrisch-ägyptischen Regionen und damit den dort noch immer fortdauernden Kampf zwischen dem Islam und dem abendländischen Christentum berühren würde. In Syrien und Ägypten herrschte noch lange die Familie Saladins, jedoch in sieben Zweige geteilt und in fortwährendem inneren Streit begriffen. Für die Franken hätten sich daraus die größten Vorteile ergeben müssen, wenn sie nur selber besseren Frieden untereinander gehalten hätten; aber der Marschall Richard Filangieri, welchen Kaiser Friedrich II. 1231 dorthin entsandte, geriet — nicht ohne eigene Schuld — in unaufhörlichen Hader mit den einheimischen Elementen. Eine lockende Aussicht bot sich indes den Christen dar, als ihnen die Fürsten von Damaskus, Emesa und Kerak 1244 ein Bündnis gegen den Sultan Ejub von Ägypten antrugen, dessen Übergewicht den syrischen Ejubiden lästig war. Um dieser Kombination kräftig zu begegnen, warb jedoch Sultan Ejub gewaltige Scharen von Chowaresmiern, die seit der Zerstörung ihres Reiches durch Dschingischan sich nach Mesopotamien und Kleinasien geworfen hatten, wo sie bald in diesem, bald in jenem Solde ein unstetes Leben führten. Die Chowaresmier brachen verheerend in Palästina ein, verwüsteten im August 1244 Jerusalem, wo sie das heilige Grab zerstörten, die Königsgräber plünderten und unter allen möglichen Greueln der durch Friedrich II. neu-

begründeten Herrschaft der Christen für immer ein Ende machten. Nachdem sie sich mit dem ägyptischen Heer unter dem Emir Beibars vereinigt, stießen sie am 18. Oktober zwischen Ascalon und Gaza auf die mit den syrischen Saracenen verbundenen Franken und brachten ihnen eine furchtbare Niederlage bei. Die Blüte der Ritterorden deckte das Schlachtfeld, fast alle Anführer der Christen wurden gefangen genommen. Der mongolische Einbruch in Iran, welcher der christlichen Sache zugute kommen zu müssen schien, hatte so umgekehrt die verderblichste indirekte Wirkung auf sie ausgeübt. Sultan Ejub machte sich zum Meister in den Gebieten seiner syrischen Vettern; die fränkische Macht war auf den Stand zurückgeführt, den sie nach dem Ausgang des dritten Kreuzzuges eingenommen.

Aus dieser Lage und dem Eindruck, den sie auf das Abendland machte, ist der Kreuzzug König Ludwigs IX. von Frankreich entsprungen. Ludwig der Heilige steht zwischen Philipp August und Philipp dem Schönen, denen er an Bedeutung für die Entwickelung einer starken monarchischen Ordnung in Frankreich gleichkommt, mitten inne; in seiner Sinnesrichtung aber bildet er zu ihnen den merkwürdigsten Gegensatz. Er war noch einmal ganz durchdrungen von der geistlichen Idee, ohne daß er doch darum den einseitigen Ansprüchen des Papsttums jederzeit nachgegeben hätte. Mit allen seinen Nachbarn, in Spanien wie in England, suchte er sich zu vertragen. Dem Könige von England gab er einen Teil von Guyenne zurück, wodurch er für die übrigen Eroberungen Philipp Augusts die volle rechtliche Anerkennung erlangte. In dem so schwierigen Verhältnis zwischen Papst und Kaiser, die sich beide wiederholt in ihren Streitigkeiten an ihn wandten, wußte er allezeit eine mittlere Linie mit Feinheit und Festigkeit einzuhalten. Mit größter Sorgfalt verwaltete er das Gericht an der Eiche im Holz von Vincennes. Im Zweifel war er immer der Gegner seiner eigenen Ansprüche: auf ein zerbrochenes Siegel hin gab er eine Grafschaft zurück. Nie hat er eine Unwahrheit gesagt; er schwur nicht, nannte nie den Teufel. Nach seiner Rückkehr von dem verunglückten Kreuzzuge trug er nie Gold oder Scharlach; damit aber die Armen, die sonst seine Kleider bekommen hatten, nichts verlören, gab er ihnen ein größeres Almosen. Er schnitt den Dürftigen das Brot selbst vor; er unterrichtete seine Kinder von guten Fürsten. Ein solcher Mann, dem es zugleich nicht an ritterlichen Eigenschaften fehlte, mußte gewissermaßen als der geborene Kreuzfahrer erscheinen. Er hätte einem Saladin gegenüber die christlichen Waffen in überlegener Gesinnung — ganz anders als Richard Löwenherz — repräsentiert. Diese Zeiten aber waren vorüber. Die orientalischen Dinge waren in ein Stadium eingetreten, in welchem die Entscheidung nur noch an Politik und Kriegskunst geknüpft war, an Handlungen und Maßregeln, wie sie einer solchen Natur ferner lagen.

Im Herbst 1248 landete Ludwig in Cypern, wo er den Winter zubrachte. Hier nun traf bei ihm eine mongolische Gesandtschaft ein, von Ilschi-gatai abgeordnet, der als Statthalter Kujukchans das eroberte Iran

verwaltete. Sie versicherten, daß diese ihre Gebieter, der eine wie der andere, bereits getauft seien und sich mit der Absicht trügen, das Kalifat von Bagdad anzugreifen: Ludwig sollte dieser Bewegung durch einen Angriff auf den Sultan von Ägypten zu Hülfe kommen. Es muß dahingestellt bleiben, was die wahre Meinung dieser Botschaft gewesen, ob es den Mongolen nicht vielleicht bloß darum zu thun war, die Waffen des Abendlandes von Asien, das sie für sich selbst bestimmten, abzulenken: die Thatsachen haben in der nächsten Zeit den Angaben der Gesandten nicht eigentlich entsprochen. Immerhin jedoch erscheint das gemeinsame Interesse der Feinde des Islam hier im entschiedensten Lichte; doch erkennt man im nämlichen Moment auch die Schwierigkeit einer Verständigung. Die Mongolen, deren Teilnahme für das Christentum, wie oberflächlich sie nun auch gewesen sein mag, durch die Nestorianer erweckt worden war, verlangten, indem sie Ludwig dem Heiligen die bei ihnen herrschende Duldung rühmten, auch er solle künftig in seinem Reiche keinerlei Unterschied machen zwischen Lateinern, Griechen, Armeniern, Jacobiten, Nestorianern und anderen Christen. Der anwesende päpstliche Legat aber, Odo von Ostia, antwortete mit der Ermahnung, sie möchten keine andere, als die römische Kirche, für die wahre halten. Der König zog die Gesandten am Weihnachtsfeste an seine Tafel und gab ihnen zum Geschenk für ihren Herrn ein scharlachenes Zelt mit, auf welchem die Leidensgeschichte dargestellt war. Insofern ging er auf ihren Antrag ein, als er sich in der That zu einem Feldzug nach Ägypten entschloß, ganz mit Recht, da dort die Entscheidung auch über Syrien zu suchen war.

Ich will sein Unternehmen nicht im einzelnen verfolgen, da es doch gescheitert ist. Er nahm 1249 Damiette, fand aber an den Mamelucken, die mit griechischem Feuer stritten, den größten Widerstand. Er erfocht auch dann noch einen Vorteil: der Sultan hat einmal die Rückgabe des heiligen Landes für den Rückzug der Franzosen angeboten; aber Ludwig wies das zurück. Jedoch eine pestartige Krankheit ergriff sein Lager: er selbst ward 1250 auf einem unvorsichtigen Zug im Nildelta gefangen und mußte für seine eigene Befreiung ein unglaubliches Lösegeld bezahlen. Ohne Gewinn für die Sache, an der sein ganzes Herz hing, kehrte er zurück. Ja im Gegenteil: unmittelbar aus seinem Kreuzzuge, der eben dadurch welthistorisch bedeutend ist, ging eine Umwälzung in Ägypten hervor, die zugleich in der Frage über das Schicksal Syriens den Ausschlag gegeben hat. Ejub selbst war 1249 mitten im Kriege gestorben; gegen seinen Nachfolger Turanschah erhoben sich die Mamelucken. Die Mamelucken, türkische Sklaven, aus Asien jung zusammengekauft und am Nil — nach dessen Namen Bahr sie die bahritischen heißen — militärisch erzogen, bildeten eine neue Soldateska, an der neben ihrer kriegerischen Roheit auch noch einmal religiöser Fanatismus zu Tage trat. Sie waren mit den Bedingungen, welche der Sultan Ludwig IX. für seine Freilassung gestellt hatte, deshalb unzufrieden, weil dabei nicht auch die Rückgabe der christlichen Besitzungen in Syrien an die Moham-

medaner ausgemacht worden sei. Sie ermordeten 1250 Turanschah und erhoben einen ihrer Anführer, mit dem die Reihe der Mameluckensultane beginnt, die sich bis 1517 in Ägypten behauptet haben und vornehmlich daran schuld sind, daß den Europäern die Handelsstraße über das Rote Meer und somit der nächste Zugang zum indischen Orient verschlossen ward. Das hat dann später wieder die portugiesischen Seefahrten hervorgerufen. Weit näher jedoch lag eine andere Konsequenz dieser Begebenheit.

Als Hulagu Bagdad bezwungen, richtete er an die Ejubiden in Syrien und ebenso an Kotuz, den zweiten Sultan der Mameluken, die Aufforderung, sich ihm zu unterwerfen. Allein Kotuz, um den sich eine Anzahl vor den Mongolen aus Asien geflüchteter Emire sammelte, wollte nichts davon hören, er ließ den Gesandten Hulagus enthaupten. Der Mongolenfürst brach nach Syrien auf und überwältigte die ejubidischen Herren von Damaskus, Emesa und Aleppo. Die Christen atmeten einen Augenblick erleichtert auf. Allein der Tod des Großchans Mangu rief Hulagu persönlich ab, und nur sein Feldherr Ketboga traf im September 1260 an der Quelle Goliaths bei Nablus mit dem Heere der Mameluken zusammen, das von dem lebendigsten mohammedanischen Impulse beseelt war. Unter dem Rufe „Islam" siegte Kotuz. Ein zweiter Kampf bei Emesa entriß den Mongolen ganz Syrien. Diese Wiedervereinigung von Ägypten und Syrien ward den Abendländern unendlich nachteilig. Es war dieselbe Kombination, die unter Saladin den gänzlichen Verlust des Königreichs Jerusalem so nahe herbeigeführt hatte, nur in veränderter und verschlimmerter Form: an die Stelle des königlich denkenden und handelnden Kurdenfürsten waren die rohen Anführer einer wilden Sklaventruppe getreten. Kotuz ward 1261 durch jenen Beibars ermordet, der noch unter Ejub den Befehl über die Mameluken geführt und alsdann die Katastrophe Turanschahs vornehmlich bewirkt hatte. Um sich besser zu legitimieren, wußte er einen übriggebliebenen Abbasiden aufzutreiben, den er in Kairo als Kalifen einsetzte, ohne ihm doch irgendwelche Freiheit zu lassen. In dessen Geschlecht hat sich dann ein abbasidisches Scheinkalifat noch dritthalb Jahrhunderte in Ägypten fortgepflanzt, bis die Osmanensultane, nachdem sie die Mameluckenherrschaft vernichtet, die Oberhoheit über die Gläubigen selber an sich nahmen.

Für die christliche Kolonie an der syrischen Küste hatte nun unwiderruflich die letzte Stunde geschlagen. Sultan Beibars, der sich, nachdem er die Gewalt erlangt, in jeder Hinsicht zusammennahm — ohne Zweifel eine weltgeschichtliche Figur — brach den Stillstand, den der letzte Ejubide den Christen auf zehn Jahre bewilligt hatte, um sie den Vorschub entgelten zu lassen, den sie der mongolischen Invasion geleistet. Er erscheint als der vornehmste Gegner der Hospitaliter und Templer, der Genuesen und Venezianer, der Reste des Königreichs Jerusalem überhaupt. In fünf großen Feldzügen, 1262—1271, bekämpfte er sie. Oftmals entzweit mit den Mongolen, fanden doch die Pullanen gegen die Mameluken keine bessere Hülfe als eben an diesen.

Auf dem Konzil zu Lyon, 1274, sind Abgeordnete des Chans Abaka, der auf Hulagu folgte, erschienen, welche sogar die Taufe annahmen. Aber Beibars war ihrer Vereinigung zu stark, zumal da die Chane von Persien mit den übrigen mongolischen Herrschern bisweilen selbst in Zwiespalt gerieten. Er schlug im März 1277 die Tartaren in einer großen Schlacht und verwüstete weit und breit das armenische Gebiet. Bei dem allem ist es doch nicht zu bezweifeln, daß die Mongolen die Erhaltung der Reste des heiligen Landes noch eine Zeit lang möglich machten, bis dann im Jahre 1290 der neue Sultan Kilawun durch den Bruch eines Vertrages gereizt, den Krieg erneuerte. Dessen Sohn und Nachfolger Alaschraf hat ihn durchgeführt: im Mai 1291 eroberte er trotz der tapfersten Verteidigung Ptolemais. Die Abendländer und die Ritter selbst verließen dann die noch übrigen Städte Tyrus, Sidon und Berytus. Aus der Beute von Accon errichtete Alaschraf fromme Stiftungen zu Gunsten der Moslimen. Die Christen, welche noch in Syrien waren, wurden Unterthanen des Sultans von Ägypten.

Man bemerkt das alles auch in unseren gangbaren Geschichten; das wesentlichste Moment jedoch, das in den Mongolen lag, läßt man gewöhnlich außer acht. Was durch den Einbruch der Chowaresmier begonnen war, wurde durch die Erhebung und die Siege der Mameluckensultane vollendet: indem die Mongolen den Islam an seiner Centralstelle angriffen und bewältigten, sammelten sich die äußeren wie die inneren Kräfte desselben in Ägypten und Syrien und bereiteten der abendländischen Kolonie in dem letzteren Lande den Untergang. Wie so ganz anders hätte alles gehen müssen und welche Aussicht für die Zukunft konnte sich auch jetzt noch eröffnen, wenn es gelungen wäre, die Mongolen selber wirklich für das Christentum zu gewinnen! An Bemühungen dazu hat es nicht gefehlt. Von Innocenz IV. an ließen die Päpste dies große Anliegen nicht aus dem Auge. Unter den Franziscanern fanden sie jederzeit kühne, an Entsagung gewöhnte, wanderlustige Missionäre. Ohne Bedeutung waren deren Reisen mit nichten. Diese Mönche, Johann de Plano Carpini, Rubruk und ihre Nachfolger haben dem Abendlande die erste Anschauung von dem Inneren der großen östlichen Erdfeste übermittelt. Auf ihren Spuren zogen dann die unternehmenden Venezianer aus dem Hause Polo in den fernsten Osten; denn auch der Handel suchte, ebenso wie die Religion, das neue Weltement für sich zu erobern. Allein der wahre Zweck jener Missionen wurde doch verfehlt, wie nah auch bisweilen dem hoffnungsvollen Eifer seine Erreichung zu liegen schien. In Peking selbst ward freilich einmal eine lateinische Kirche errichtet. 1307 ward der damalige Hauptmissionär Monte Corvino zum Erzbischof und Legaten im Orient ernannt. Es gab eine Anzahl Christen in dem mongolischen Reiche, und Monte Corvino äußerte die Hoffnung, daß er auch den Großchan bekehren werde; aber sie war diesmal so wenig wie sonst begründet.

Wir berührten schon, welches Hindernis sich dem Erfolge durch die Konkurrenz der verschiedenen christlichen Bekenntnisse entgegenstellte. Die

Christinnen, die von den Chanen in die Schar ihrer Weiber aufgenommen wurden, gehörten der nestorianischen Richtung an; auch die Armenier blieben nicht zurück: 1253, gleichzeitig mit Rubruk, der im Auftrage Ludwigs des Heiligen reiste, fand sich sogar ein armenischer König Haiton, der die mongolische Oberhoheit hatte anerkennen müssen, bei Manguchan ein. Überdies aber war das römische Christentum in der damaligen Gestalt, wo es dem Papst eine Art von weltlicher Herrschaft über die ganze Erde vindizierte, ganz unfähig, einen großen Fürsten zu gewinnen; wie vielmehr einen solchen, der von dem nämlichen Anspruch seinerseits erfüllt war. Die Höflichkeiten der Dschingisiden gegen die Päpste waren von dem Schlage, wie die Attilas gegen die römischen Imperatoren; hätte nicht die Breite der Welt zwischen ihnen gelegen, sie hätten sich ebenso wider sie aufgemacht, wie gegen den Kalifen. Innocenz IV. empfing zu Lyon ein Schreiben Kujukchans, worin er aufgefordert ward, mit allen Königen und Machthabern vor dem Kaiser aller Menschen zu erscheinen, um dessen Willen zu vernehmen. Von den Werbern aller Religionen um die Wette aufgesucht, gefielen sich die Großchane geraume Zeit hindurch in einer gewissen Unparteilichkeit, welche man auf der einen wie auf der anderen Seite sich als besondere Hinneigung auslegte. In der That erblickten sie alle fremden Religionen gleich weit unter sich. Ein Verhältnis, das freilich nur so lange dauerte, wie das Übermaß ihres Selbstgefühls. Mit der Zeit jedoch machte sich die einheimische Gewohnheit in jenen Ländern dergestalt geltend, daß selbst das neue Prinzip der Mongolen nichts mehr bedeutete. Wäre das Christentum im Osten wahrhaft herrschend gewesen, ehe die Eroberung gemacht wurde, so würden die Ereignisse einen anderen Gang genommen haben. Jetzt aber waren Gesinnung und Sitten der Eroberten stärker, als die der Eroberer.

So behauptete im hinteren Asien der Buddhismus den Platz. Dorthin ging die dritte Hauptrichtung der mongolischen Welteroberung. Mangu drang verwüstend in Tibet ein. Er war es auch, der die von Dschingischan in China begründete Herrschaft erweiterte, welche dann von Kubilai vollendet ward; Japan wurde vor dessen Angriff nur durch einen Seesturm gerettet. Kubilai schlug seinen Herrschersitz zu Cambaluc in China auf, wo ihn Marco Polo in seiner Herrlichkeit sah und schilderte, und schloß sich den Formen der chinesischen Kultur mit Verständnis an. Zugleich erkannte er den vornehmsten der buddhistischen Priester in Tibet, den Vorsteher des Sakjaklosters, als obersten Lama an, dem sich dann die chinesischen Bonzen unterordnen mußten. Nicht so ganz aber entsprach der Lamaismus der eigenen Überlieferung der chinesischen Buddhisten, als daß sich nicht daraus unter den Enkeln Kubilais der Anlaß zu Empörungen ergeben hätte. Wie in Rußland, schärfte sich auch hier der nationale Gegensatz an der religiösen Differenz. Im Jahre 1368 erhob sich gegen Tohoan Timurchan der Chinese Tschuh: Bonze, Soldat und Insurgentenchef in einer Person. Er drang aus dem

Süden vor, um die Mongolen zu stürzen, die da geboren seien, zu gehorchen und nicht, zu herrschen. Der Chan mußte fliehen, und Tschuh stiftete die bis 1644 waltende Dynastie der Ming, welche die chinesische Entwickelung in ihre eigenen Bahnen zurückführte.

Von bei weitem höherer Bedeutung für die allgemeine Geschichte war es, daß im vorderen Asien auch in den von den Mongolen eingenommenen Gebieten der Islam dennoch alsbald wieder die Oberhand gewann. Es handelt sich dabei um die Geschichte des Reiches der Ilchane, wie die Nachfolger Hulagus auf persischem Boden genannt zu werden pflegen. Denn von dem unmittelbaren chinesisch-tibetanischen Gebiete des Großchans sonderten sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch die Teilungen der Dschingisiden in ziemlicher Selbständigkeit überhaupt drei andere große Herrschaften ab: Tschagatai im centralen Asien, Kaptschak oder das Reich der goldenen Horde, endlich — durch den Oxus von jenem, den Kaukasus von diesem geschieden und mit beiden in häufigem Streite begriffen — eben das Reich der Ilchane, an Umfang etwa den alten seleucidischen gleich, da auch Armenien und die seldschukischen Fürsten von Rum ihm in loseren Formen unterthan wurden.

Auf Hulagu folgte sein Sohn Abaka (1265—1282), dessen wir bereits Erwähnung gethan. Nach jener ersten Gesandtschaft von 1274 hat er noch eine andere ins Abendland geschickt, welche mehrere Höfe besuchte. Sie sollte die Christenheit zu einem Kreuzzug gegen die Mamelucken ermuntern und ihrem Heere Verpflegung von seiten der Mongolen verheißen. Auch bei Abaka fanden sich dann Franziscaner ein, die jedoch ebensowenig ausrichteten, wie ihre Brüder am Hofe der Großchane. Abaka neigte sich bereits der mohammedanischen Kultur zu. Noch lebte Saadi, der über hundert Jahr alt wurde und dessen Werke die höchste Blüte persischer Poesie bezeichnen: wie hätte die lateinische Bildung in jener Zone damit konkurrieren können? Abaka vertraute ein paar gelehrten Brüdern, Schemseddin und Alaeddin, von welchem letzteren sich einige wirklich schöne Gedichte finden, lange Zeit die innere Leitung seines Reiches an. Zuletzt gestürzt, scheinen sie nicht ohne Einfluß darauf geblieben zu sein, daß nach dem Tode des Ilchans nicht dessen Sohn, sondern sein Bruder Tokudar den Thron bestieg. Allein die Hauptsache war, daß dieser sich als Moslim bekannte: dadurch gewann er die Stimmen der Völker. Bei seiner Thronbesteigung ließ er als gute Kunde ausrufen, er wolle die frommen Stiftungen, die Moscheen, die sie unter den Kalifen besessen, ihnen wiedergeben: der Islam werde nicht aufhören, siegreich zu sein. Der verdrängte Neffe Argun, dem es bald darauf (1284) gelang, sich dennoch zum Herrscher aufzuschwingen, knüpfte dann freilich aus politischen Gründen, den Mamelucken gegenüber, wieder mit den Christen an. Allein im Innern beschützte auch er den Islam, ohne ihn persönlich anzunehmen. Im Oktober 1290 wurde das Fest des Fastenmonats zu Täbris, der Sommerresidenz der Ilchane, feierlich begangen; Kadis und Scheiche waren wieder beisammen.

Als Argun 1291 starb, brach über die Nachfolge ein Streit zwischen den Bewerbern aus. Gasan, der 1295 die Krone davontrug, gelangte dazu doch nur dadurch, daß er bei einem Scheich Unterricht in der arabischen Mystik nahm und förmlich übertrat. Gasan gilt als der vornehmste und größte der Dynastie. In den vier ersten Jahren hatte er mit inneren Unruhen zu kämpfen; das Blut floß in Strömen; in den späteren hielt er die persische Macht nach außen aufrecht. Im Dezember 1299 lieferte er den Ägyptern eine siegreiche Schlacht bei Emesa, die hauptsächlich durch ihn selber entschieden wurde, indem er den Anfall der ägyptischen Reiterei aufhielt. Ein Teil von Syrien fiel dann in seine Hand, und die Verhältnisse zu Europa erneuerten sich. Aber in dem fortgesetzten Kriege, der durch einige Gesandtschaften unterbrochen wurde, behaupteten die Mamelucken im April 1303 in einer zweiten großen Schlacht, in welcher der prasselnde Pfeilregen der Mongolen Funken aus den ägyptischen Helmen trieb, auf dem altberühmten Schlachtfelde von Assofar den Sieg. Ein Gleichgewicht zwischen diesen Mächten, die nunmehr beide den Islam vertraten, stellte sich wieder her. Gasan ist auch durch die Gunst merkwürdig, die er der Litteratur erwies; besonders muß ihm die Geschichte dankbar sein. Denn die besten Nachrichten über die Mongolen verdanken wir den Geschichtschreibern, die unter ihm blühten, Reschideddin und Wassaf. Der erste war der vornehmste Wesir Gasans, er hat sich als solcher den Titel des Großen verdient: er hielt über das „weltbeherrschende Gesetz". Sein Buch, das aus den „goldenen Archiven", die ihm zu Gebote standen, genommen ist, ist einfach, bündig und klar. Wassaf dagegen, der bei Schlachten zugegen war, sucht mit allem Schmuck persischer Bildersprache zu einer Anthologie zu gelangen, allein dabei ist er doch die vornehmste Quelle aller späteren Arbeiten. Wir haben einen Auszug aus seinem Werke in Hammers Geschichte der Ilchane, der einige Stellen und Gedichte herübergenommen hat. Auf diese Weise ist der Geschichtschreiber so unsterblich, wie der Poet, wenn er auch nicht so oft genannt wird.

Unter Gasans Nachfolger Chodabende wurden die Unternehmungen gegen Indien erneuert. Von 1245 bis 1307 haben die Mongolen zwölf Einfälle in Indien gemacht, welche alle eine schreckliche Wirkung hatten. Der Herrscher von Dehli, Alaeddin, ward von Chodabende an die Pflicht gemahnt, den Mongolenchan als seinen Oberen zu betrachten. Er geriet dadurch in solchen Ingrimm, daß er die Gesandten von Elephanten zertreten ließ. Als sich die im Lande befindlichen Mongolen hierüber regten, ließ er sie, durch eine Verschwörung gereizt, sämtlich niedermetzeln: ihrer 15000 bedeckten die Straßen von Dehli. Eine Zeitlang behauptete so Indien noch seine Selbständigkeit. Aber eben auf diese Gewaltthaten hat dann Timur rachesuchend seine Unternehmung gegründet, welche für die modernen Geschicke Hindostans maßgebend wurde. Nach Chodabendes Tod 1316 bestieg Abusaid den Thron. Da er noch sehr jung war, so ergriff an seiner Stelle der mongolische Emir Tschoban die Regierung. Ich habe, sagt ihm Abusaid, die Zügel der Welt-

herrschaft in deine Hände gelegt. Aber Abusaid faßte eine romantische Leidenschaft für Tschobans Tochter, Bagdad Chatun: man hat Ghasele von ihm übrig, die er ihr widmete. Entgegen dem Gesetz, welches alle Töchter der Mongolen dem Chan zur Verfügung stellte, versagte Tschoban ihre Hand dem Abusaid, der ihn dafür hinrichten ließ. Er entriß sie ihrem Gemahl und vermählte sich mit ihr, aber ihr ganzes Geschlecht kam dabei um. Ihr Bruder Timurtasch flüchtete nach Ägypten; allein die Mamelucken, die den Ilchan nicht zu reizen wünschten, räumten ihn aus dem Wege. Auch dem Chan jedoch erwuchs aus alledem kein Glück. Als er seine Neigung einer anderen Schönen zuwandte, wurde er von Bagdad Chatun vergiftet (November 1336). Das Ereignis ist insofern wichtig, als er ohne männliche Nachkommen zu Grunde ging. Nach ihm konnte kein Machthaber mehr sich zu allgemeiner Anerkennung erheben. Zwölf neue Herrschaften bildeten sich, welche zwei verschiedene Chane anerkannten, die jedoch selbst wieder durch zwei Emporkömmlinge, den großen und kleinen Hasan, die einander bekämpften, beherrscht wurden. Später finden wir drei Chane in sieben Teilen des Reiches. Nach und nach ward alles zertrümmert, mit dem Staatswesen leider zugleich die persische Kultur. Togai Timur, der letzte Chan aus dem Hause der Dschingisiden, ward von einem untergeordneten Häuptling 1353 bei einem Besuch ermordet. Mit ihm endigten die Ilchane.

Endlich war auch in dem benachbarten Tschagatai, das sich ebenfalls dem Islam wieder zugewandt hatte, im Jahre 1358 eine allgemeine Empörung ausgebrochen: alle Emire machten sich unabhängig. Kaschgar und Chowaresmien waren abgefallen. Genug, die Mitte des 14. Jahrhunderts muß als die Zeit betrachtet werden, wo das mongolische Wesen, nachdem es bereits die eine oder die andere der vormals herrschenden Religionen von den unterworfenen Völkern angenommen, auch nationale Selbständigkeiten allerorten wider sich aufstehen sah, denen es früher oder später in seiner Eigentümlichkeit erlag. Der Befreiung Chinas entsprechen die ersten Erfolge der Russen, wie die Auflösung der Reiche von Persien und Tschagatai. Für das mittlere und vordere Asien lag darin die letzte Entscheidung allerdings noch nicht: eben aus jenen Wirren in Tschagatai ging Timur hervor, der, wie wir später darstellen werden, das Werk der Verheerung, Eroberung und Reichsgründung noch einmal im großen Stile der ersten Dschingisiden erneuert hat. Schon jetzt aber läßt sich die welthistorische Wirkung, welche die mongolische Erhebung im 13. Jahrhundert auf die bisherige Gestalt der Dinge ausübte, in vollem Umfange überschauen. Der direkte Stoß gegen das Abendland war glücklich abgeprallt; allein in der Unterjochung Rußlands, der Niederlage Polens und Ungarns, lag in Verbindung mit der Fortdauer der Reste des Heidentums im baltischen Hinterlande eine schwere Gefahr für die lateinische Welt: ich denke im nächsten Kapitel zu zeigen, wodurch sie derselben vornehmlich zu begegnen wußte. Dagegen waren die fränkischen Positionen in Asien unwiederbringlich verloren, ja das Morgen-

land überhaupt dem abendländischen Element von nun an vollkommen verschlossen. Der Islam, dessen Überwältigung, selbst von anderer Seite her, dem Christentum wenigstens für die Zukunft die größten Vorteile gewährt haben würde, hatte sich dennoch innerlich behauptet, nur daß er ein neues Element in sich aufgenommen, barbarischer als alle früheren, was ihn auf die Dauer der Fortentwickelung der übrigen Welt nur um so mehr entfremdete. Da, wo er sich von der mongolischen Überflutung freigehalten hatte, im Bereich der Mameluken, war das doch auch allein durch eine neue Entfesselung roher Gewalt geschehen, welche sich ebenfalls gerade den abendländischen Interessen in feindseliger Abwehr gegenüberstellte. Und schon war auf demselben Wege überdies der Grund gelegt worden zu einem neuen mohammedanischen Angriff auf Europa selbst.

Die erste Erhebung der osmanischen Türken erfolgte — ebenso wie die der Mameluken, jedoch mehr politisch, als religiös — im Gegensatz gegen die Mongolen. Wie schon berührt, hatten sich auch die seldschukischen Herrschaften in Kleinasien dem mongolischen Andrange nicht entziehen können. Sie unterlagen schon bei deren erstem Vordringen 1243, obwohl sie, weit entfernt von dem alten Haß, nicht allein mit den Griechen in Nicäa, sondern auch mit den Lateinern in Verbindung standen; sie führten fränkische Miettruppen ins Feld. Überwunden, erscheinen sie als tributpflichtige Lehnsfürsten der Ilchane.

Der letzte seldschukische Fürst ist Sultan Masud II. von Iconium. Er ward 1283 von Abaka eingesetzt, 1297 aber von einem seiner Emire getötet; die ganze Herrschaft der Seldschuken löste sich auf. In den kleinasiatischen Gebieten zwischen Mongolen und Griechen ward dadurch Raum für eine neue Macht, deren Anfänge freilich bescheiden waren. Vielleicht gleichzeitig mit den flüchtigen Chowaresmiern, jedenfalls dem nämlichen Drucke der mongolischen Invasion in Iran nachgebend, sind die osmanischen Türken nach Westen gezogen. In Diensten der letzten seldschukischen Fürsten kamen sie empor. Ihr Führer Ertogrul erscheint dort zuerst in einem Treffen wider die Mongolen. Er erhielt, da er sich auch gegen die Griechen wacker erwies, ein kleines Gebiet, dessen Mittelpunkt das alte Doryläum ist. Ihm folgte 1288 sein Sohn Osman, der durch den Fall der Seldschuken, welchem die Abnahme der Macht der Ilchane zur Seite ging, eine unabhängige Stellung gewann. Er gründete seine Herrschaft vornehmlich auf Karadschihissar, einen Gebirgskessel im Süden von Bithynien. Er wie die Seinen waren eifrige Mohammedaner und griffen in jenen Gegenden, wo es keine feste Gewalt mehr gab, kräftig um sich; sie erhoben die Waffen gegen die Griechen und die Mongolen: ein Vorspiel — noch im kleinen — der welthistorischen Kämpfe, die sie ein Jahrhundert später bestehen sollten, wo wir sie wieder aufzusuchen gedenken.

Siebzehntes Kapitel.

Der deutsche Orden in Preußen.

Im Orient hatte die vordringende Mongolenherrschaft am Islam, an jenem Mameluckenreich von Ägypten Widerstand und Einhalt gefunden. Wir sahen, wie sehr dadurch die christlichen Interessen in Syrien indirekt geschädigt wurden: auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß dem südlichen Europa so die unmittelbare Berührung mit dem barbarischen Feinde der Kultur erspart blieb. Weiter nördlich dagegen, an den Konfinien der deutschen und der slavischen Welt, mußte die abendländische Christenheit nach wie vor für sich selbst einstehen; mit jenem durch zufällige Umstände begünstigten Erfolge der Schlacht bei Liegnitz war es offenbar noch nicht gethan. Rußland, das man noch immer zur occidentalen Kirche herüberzuziehen die Absicht hegte — durch Preußen pflegten die dazu abgeordneten Sendboten ihren Weg zu nehmen — Rußland ward, nachdem Batu sich als Herrn von Kaptschak aufgestellt, der Obmacht der goldenen Horde vollkommen unterthan: weit entfernt, noch irgendwelchen Schutz gewähren zu können, bedurfte es vielmehr im Westen eines christlichen Rückhalts, um den Rest seines europäischen Wesens unter der Fremdherrschaft zu behaupten. Polen und Ungarn, welche hierzu, wie zur Verteidigung der abendländischen Christenheit selbst gleichsam als deren Außenwerke zunächst berufen gewesen wären, hatten den verheerenden Zug der Tartaren über sich ergehen lassen müssen und lagen seitdem in tiefer Schwäche darnieder. Die Konsolidation der Macht, welche für die lateinische Welt in diesen Regionen unumgänglich erfordert wurde, konnte von ihnen nicht ausgehen; ihre eigene Existenz ward erst dadurch verbürgt, daß dieselbe durch andere Kräfte zustande kam.

An der Grenze von Ungarn nun erhob sich Böhmen, dessen König Wenzel einst zur Abwehr der Tartaren von den deutschen Marken vielleicht das meiste beigetragen hatte. Unter Wenzels Sohne Ottokar II., dessen wir bald ausführlich gedenken werden, ward Böhmen bei weitem mächtiger, als Ungarn; und weder Ottokar selbst, noch die bedeutenderen unter seinen Nachfolgern, haben der Aufgabe, welche ihnen im Gesamtinteresse des Abendlandes die Stellung ihres Königreiches auferlegte, zu genügen versäumt. Allein ihre politischen Verbindungen wiesen sie doch zugleich jederzeit mindestens ebenso sehr nach Westen und Süden, ins Innere des Reiches und der lateinischen Welt überhaupt zurück; der großen osteuropäischen Angelegenheit war Böhmen eigentlich stets nur mit halbem Angesichte zugewandt. Von ungleich höherer Bedeutung für die gemeinsame Sache war es, daß zur nämlichen Zeit im Rücken und an der Seite Polens der Staat des deutschen Ordens in Preußen und Livland zu imposanter Macht empor-

kam. Die unmittelbare Mission des Ordens, von deren Erfüllung er durch keinerlei Verflechtung in die inneren Bewegungen des Reichs und des Abendlandes im allgemeinen abgehalten ward, die Bekämpfung und Unterwerfung des Heidentums in den preußischen und litauischen Gebieten, stand mit der großen Frage, von der wir ausgingen, in der engsten Beziehung. Nicht als wäre die preußische Eroberung des Ordens von vornherein durch den Mongolensturm veranlaßt worden: die Ritter hatten die Landschaften am rechten Weichselufer bis ans Meer hinab eingenommen, noch ehe von den Mongolen im Abendlande die Rede war. Selbst an der Schlacht bei Liegnitz nahm der deutsche Orden keinen Anteil, wie man nach dem Vorgange von Dlugosz geglaubt hat. Allein am Tage liegt, wie sehr nun jenes uralte nördliche Heidentum, auch jetzt noch in sich selber stark und waffenfertig, in seinem Widerstreben gegen die vordringenden christlichen Institutionen durch den Einbruch der Tartaren angeregt und befestigt werden mußte. Indem der Orden diesen nächsten Feind bezwang und sich in seinem eigenen Bereich unüberwindlich aufstellte, setzte er sich zugleich den von dem überwältigten Rußland herüberdringenden Einwirkungen der goldenen Horde auf das kräftigste entgegen. Sein Staat wurde zum vornehmsten Bollwerk des Abendlandes gegen Osten, an dem sich auch das gesunkene Polen und weiterhin Ungarn allmählich wieder aufzurichten vermochten.

Wenn ich in solchem Sinne die historische Erscheinung des Ordenslandes mit dem Ereignis der mongolischen Weltbewegung unmittelbar verknüpfe, so sollen damit in der Geschichte des ersteren die nationalen und territorialen Momente keineswegs geleugnet werden; sie finden sich vielmehr darin zu allen Zeiten mit den universalen verbunden. Die Namen Hermann von Salza und Hermann Balk verdienen einen Ehrenplatz in der deutschen und preußischen so gut, wie in der allgemeinen Historie. Das Bestreben, ein deutsches Kolonialland zu gründen, festzuhalten und auszubauen, bildet ein Hauptmotiv nicht allein der frühesten, sondern auch der späteren preußischen Begebenheiten; der beständige Zuzug von Kriegern und Ansiedlern aus Deutschland verschaffte dem Orden die Kräfte zu allen seinen Unternehmungen nach innen und außen. Nicht minder jedoch muß man das Prinzip der Gemeinschaft der abendländischen Christenheit als eines Ganzen im Auge behalten, wenn man die Geschichte jener Zeiten verstehen will. Kaisertum und Papsttum, sonst so tief entzweit, wirkten bei der Stiftung des Ordenslandes einträchtig zusammen. Der Papst, der die Eroberungen der Ritter für ein Eigentum St. Peters erklärte, schützte sie dadurch vor den Übergriffen der benachbarten geistlichen Mächte. Der Kaiser gab ihnen ein Recht zur Ausbreitung auf Grund der Theorie, daß die ganze Erde unter der Monarchie des römischen Reiches stehe. Seltsame Ausdrücke, die doch nur so viel bedeuten, daß hier eine der gesamten abendländischen Welt angehörige und ihr wichtige Gründung vollzogen ward, gleich wichtig für die geistlichen und für die weltlichen Interessen. Und so blieb die Anschauung auch hernach; selbst

jene Kombination der preußischen Vorgänge mit dem Verhältnis des Abendlandes zu den Mongolen ist nicht etwa eine nach der Hand gemachte gelehrte Abstraktion: die Bullen der Päpste des 13. Jahrhunderts weisen wiederholt darauf hin; die Zeitgenossen selber lebten und webten in dieser Idee. Man kann daher sagen, daß der Fortgang der preußischen Eroberung, wie er um dieser Beziehung willen notwendig war, so auch durch das Bewußtsein von derselben umgekehrt sehr wesentlich befördert wurde.

Im Jahre 1242, kurz nachdem der Mongolensturm, der die preußischen Grenzen selber kaum gestreift, über Polen dahingebraust war, brach in Preußen der erste große Aufstand aus. Er hängt zunächst mit den polnischen Verhältnissen zusammen. Denn auf das engste waren die piastischen Fürsten mit dem Orden vereinigt; eigentlich war es doch ihre alte Feindschaft mit den Preußen, welche dort durch die deutschen Ritter ausgefochten wurde. Eine namhafte Hülfe dabei zu leisten, waren sie jedoch gerade jetzt am wenigsten in der Lage. Es gehört zu den Folgen der Schlacht bei Liegnitz, daß nach dem Tode Heinrichs des Frommen Herzog Konrad von Masovien sich Krakaus zu bemächtigen suchte, wobei er vielen Widerstand fand. Nach seinem eigenen Tode 1247 teilten seine Nachkommen das Land, zuerst in zwei, dann in noch mehrere Stücke, die sich gegenseitig befehdeten. Die Hauptsache aber war, daß der tapfere Swantepolk von Ostpommern mit den Piasten von Großpolen, sowie von Cujavien und Masovien wegen der Feste Nakel und des Netzedistriktes in Zwiespalt und alsbald in offenen Kampf geriet. Die polnischen Fürsten hielten desto mehr mit dem deutschen Orden zusammen und zogen ihn in die eigene Verwickelung hinein. Von beiden Seiten rief man die Heiden zu Hülfe. Die Polenfürsten suchten sich der Litauer zu bedienen; Swantepolk nahm sich der unterworfenen Preußen an, die — überdies im Vorgefühl des Momentes, in welchem sie völlig christianisiert werden sollten — sich mit wilder Leidenschaft zur Empörung erhoben. Es erhellt nicht, daß Swantepolk auch zu den Tartaren Beziehungen gehabt; aber eben die Verwirrung, welche deren Einbruch hinterlassen hatte, setzte ihn in den Stand, diese Feindseligkeiten auszuüben. Aufstand und Krieg zogen sich beinah ein volles Jahrzehnt über hin; die Ordensherrschaft kam in die Gefahr, fast gänzlich zertrümmert zu werden: Culm und Marienwerder waren gefallen, nur wenige Punkte an der See, darunter Elbing hielten sich auf die Dauer. Mit großer Anstrengung ward die Krisis endlich überstanden; doch eine entscheidende Bewältigung der Preußen lag noch fern, so lange die Hälfte des Volks in den östlichen Landschaften in den alten Zuständen unangefochten verharrte. Auch diese, insbesondere die wichtigste, Samland, mit Erfolg anzugreifen, ward erst möglich durch neue Bemühungen der abendländischen Streitkräfte, die zumeist durch die Furcht vor den Bewegungen der Tartaren hervorgerufen wurden.

Im Jahre 1253 war die Besorgnis vor einem neuen großen Anfall ganz allgemein. Das Jahr vorher war Fürst Andrei von Susdal verjagt

worden und nach Pleskow geflüchtet. Die Tartaren fielen abermals in Sendomir ein. Papst Innocenz IV. erfuhr von einem russischen Fürsten, welcher davon wegen seiner Nähe wissen konnte, ihre Absicht sei, auch die Überbleibsel zu zerstören, welche die göttliche Huld bisher vor ihren Händen errettet! Er forderte also alle Nationen, wie es in der Bulle heißt: Polen, Russen, Böhmen, Mähren, Pommern auf, da sie zuerst gefährdet sein würden, sich mit aller Macht zu widersetzen. Er meinte damals, auch Litauen für sich gewinnen zu können. Vom Jahre 1254 existiert eine Bulle, nach welcher die wilden Tartaren und ihre Genossen sich vorgesetzt hätten, Livland, Esthland, Preußen und die anderen Länder, die in jenen Gegenden durch die Brüder von der heiligen Maria auf die Höhe der katholischen Wahrheit gebracht worden seien, einzunehmen und zu verwüsten. Die erste Teilnahme zeigte sich in Deutschland selbst. Der eben zum Hochmeister erhobene Graf von Wertheim, Poppo von Osterna, früher Landmeister in Preußen, setzte etwas darein, das innere Deutschland in Bewegung zu bringen. Ihm schlossen sich die Ritter von Rheinland und von Franken an, unter den Fürsten vornehmlich Heinrich der Erlauchte von Meißen; ihm gelang es, 1253 das Land Barten zu erobern. Indessen pflanzte sich die Erregung weiter fort. Ein Minorit, genannt Bartholomäus, predigte mit dem größten Erfolg in Mähren, Böhmen, Schlesien.

Hier war nun damals jener Ottokar, der in der deutschen Geschichte so namhaft ist, König von Böhmen und Herzog von Österreich. Die Babenberger in Österreich waren 1246 ausgestorben, und seitdem hatten Ungarn und Böhmen über den Besitz des Herzogtums gestritten. Endlich aber, 1254, ward in Ofen der Friede geschlossen, durch welchen Österreich Ottokar verblieb. Der Friede ist noch ein Werk Papst Innocenz' IV., der dem Böhmenkönig sehr befreundet war, wie sich denn dieser wieder sehr gehorsam zeigte. Überdies war König Bela immer in einer gewissen Verbindung mit den Mongolen; hat er doch dem Nachfolger Batus später einmal seine Tochter vermählen wollen. Ottokar dagegen war der Sohn jenes Wenzel, durch den dem Eindringen der Mongolen nach Deutschland hauptsächlich Einhalt geschehen war. Mit dem Orden, der in Österreich sehr begütert war, fühlte er sich ohnehin eng verbündet. Ottokar war jung und kühn, eine der größten und glänzendsten Gestalten der damaligen Welt. Es machte einen allgemeinen Eindruck, daß er selbst das Kreuz nahm. Ich halte nicht für gut, über die politischen Motive viel hin und her zu reden. Es war die Idee der Einheit der abendländischen Christenheit und ein Gefühl seiner Gesamtstellung, durch die er auch dem Reiche persönlich angehörte, was ihn bewog.

Und in Österreich, Böhmen und Mähren schloß sich dem jungen Fürsten der hohe und niedere Adel in großer Zahl an. Am 25. Dezember 1254 war er in Breslau, wo ihn sein Schwager Otto von Brandenburg begrüßte, der zugleich sein Kriegsmarschall war. Ohne Zweifel war alles dazu vorbereitet,

daß die Sache so rasch wie möglich gehen konnte. Denn inmitten der anderen Verwickelungen, in denen er sich befand, hatte Ottokar nicht viel Zeit aufzuwenden. Er nahm den kürzesten Weg nach Elbing, der ihn nach Balga führte. Dort fand er den Hochmeister und Heinrich den Erlauchten. Alles strömte nun dort zusammen. Die vornehmste Stütze verlieh dem Heidentum die kriegerische Haltung der Samländer, die unter ihren Häuptlingen zu Felde zogen, nachdem sie bei großen Trinkgelagen Mut dazu gefaßt. In ihrem Rücken hatte man 1252 die Memelburg angelegt, zu deren Aufbau der Bischof von Kurland eine Beisteuer gab. Der Papst verbot 1254, den Heiden auf dem Flusse, wie vordem geschehen, Waffen zuzuführen. Es ist bezeichnend, was man erzählt, daß Ottokar einen alten Samländer fragte, ob er mit den Truppen, die er bei sich hätte, Samland werde erobern können; der sagte: nein. Der König zeigte ihm die doppelte Anzahl; der andere verneinte noch immer. Dann aber zeigte ihm Ottokar das ganze bei Balga vereinigte Heer, welches das Feld bedeckte wie die Heuschrecken; damit war der Alte zufrieden: Nun gehe hin, wo du willst, du wirst alles, was du willst, erreichen! Auch verbreitete schon der Name des Königs Schrecken vor ihm her. Der Frost begünstigte ein schnelles Vordringen. Es bedurfte dann nur der Verwüstung eines Tages und einer Nacht, um die Samländer zu beugen. Sie baten um Gnade und gaben Geiseln, die der König an die Deutschen in Preußen überließ. Der König und der Markgraf gaben einem und dem anderen, die sich taufen ließen, ihre Namen. Eine Burg zur Verteidigung des Landes wird errichtet; aus Rücksicht auf Ottokar nennt man sie Königsberg. Ob er gerade selbst, wie man sagt, die Höhe am Pregel ausersehen, um daselbst eine Burg zu gründen, mag zweifelhaft sein; aber er gab zu ihrer Errichtung einen großen Teil der Kosten her.

Es war alles eine rasche Winterexpedition, ein kurzer Streifzug, bei dem die Entwickelung der Macht und der allgemeine Eindruck das beste that. Denn schon im Februar 1255 war Ottokar — so scheint es, wenn die Urkunden seine Anwesenheit beweisen — wieder in seinem Lande. Das Ereignis war nichtsdestoweniger von dem größten Wert. Königsberg gehörte zu den Festungen an den Wasserwegen, welche bei der Eroberung unendlich wichtig waren. In seiner Lage zwischen dem kurischen und dem frischen Haff bildete es hernach den Mittelpunkt der ganzen, Livland einschließenden Eroberung. Im Jahre 1256 kam es zu einem Aufstand der Samländer, mit dem sogar ein Versuch auf die Memelburg in Verbindung stand. Diese aber hielt sich. Die samländischen Edlen selbst wurden in Güte zur Unterwerfung gebracht. Sie hatten doch nur die Wahl zwischen dem Tartarenchan und dem römischen Papst. Und zuweilen erweckte noch jetzt die tartarische Macht ihren Widerstand gegen das Christentum, z. B. bei dem vorerwähnten Einfall Burundais in Halitsch, dem Papst Alexander IV. durch eine Kreuzzugspredigt, bei der er nur das preußische Interesse voranstellte, entgegentrat.

Nicht zu leugnen ist, daß es bei der Unterwerfung des Landes doch auch hier zu sehr wenig geistlichen Handlungen kam. Der Ordensvogt von Natangen, der von einigen preußischen Edelleuten wegen Erleichterung der Abgabe des sogenannten Pflugkorns angegangen wurde und, als er sie verweigerte, in Lebensgefahr geraten war, lud jene zu sich auf die Lenzenburg, ließ diese Burg anstecken und sie sämtlich verbrennen. Es erinnert an die That des alten Markgrafen Gero gegen die wendischen Edlen. Im Jahre 1261 erhob sich alsdann ein allgemeiner Aufstand; die Ritter wurden selbst in offener Feldschlacht besiegt; Königsberg war in der größten Gefahr, nur der Zuzug der Grafen von Jülich und Mark hat es damals gerettet. Hierauf erhob sich die Macht des Ordens aufs neue; Samland wurde nach und nach wieder erobert und nun zu völliger Unterwerfung gebracht. Tritt hiebei mehr der territoriale Gesichtspunkt hervor, so schien ein andermal wieder der universale das Übergewicht zu erhalten: so bei einer zweiten Kreuzfahrt des Königs Ottokar. Neue Einfälle der Mongolen in Polen erweckten den Eifer Papst Urbans IV. gegen Rußland, Litauen und die ihnen in verdammtem Bunde vereinigten Tartaren; auch in den von dem deutschen Orden eingenommenen Gebieten — so klagt er — suchten sie das Christentum zu vertilgen.

Noch war damals König Ottokar von Böhmen bei weitem der mächtigste Fürst des Reiches; er suchte Böhmen zum Mittelpunkte einer eigentümlichen Macht zu erheben, wie später Karl IV.; er hatte 1265 Eger erworben. Die Führung des neuen Kreuzheeres bot ihm insofern eine unermeßliche Aussicht, als ihm der Papst alle Länder, die er über Tartaren, Ungläubige und Schismatiker erobern würde, zu behalten und einen neuen König von Litauen zu setzen gestattete. Ottokar traf darüber ein Verständnis mit dem Orden; gemeinschaftlich wollten sie auf Litauen losgehen. Der König vermittelte den Streit der Ritter mit dem Herzoge von Ostpommern. Seine Absicht war, ein großes Heer an der Grenze aufzustellen, um den Krieg regelmäßig zu führen. Er hatte den Gedanken, Olmütz zu einer großen Metropole zu erheben; Polen würde von Böhmen vollkommen absorbiert worden sein. Allein diesmal war das Glück dem König nicht wieder so hold, wie dreizehn Jahr früher. Er hatte abermals den Winter zu seiner Expedition bestimmt; aber wenn ihn damals der Frost begünstigt hatte, so trat jetzt ein Tauwetter ein, so daß er sich, in dem allenthalben feindseligen Lande ohne Rückhalt, genötigt sah, sein böhmisches Heer so bald wie möglich zurückzuführen. Es läßt sich nicht denken, daß er den Plan aufgegeben habe, denn hochstrebend war er von Natur; aber er übernahm sich in seinen Entwürfen und war bald nicht mehr in der Lage, sie durchzuführen. Auch wäre das dem deutschen Interesse in Preußen freilich nicht günstig gewesen.

Und nun kam es doch vor allen Dingen darauf an, daß der Orden sich durch eigene Kraft festsetzte. Die Erfolglosigkeit des Ottokarischen Unter-

nehmens belebte den Mut der rebellischen Preußen. Im Jahr 1269 standen die Sachen so schlecht, daß der Landmeister Ludwig von Baldensheim abdankte. An seine Stelle trat Dietrich von Gatersleben als Landmeister, dem Anno von Sangerhausen als Hochmeister und der Marschall Konrad von Thierberg kräftig zurseite standen. Sehr merkwürdig ist doch, daß gerade die Landsleute Hermanns von Salza es waren, die hier mit Glück einwirkten. Die vornehmste Hülfe kam ihnen dann wie oft von Meißen. 1272 langte Markgraf Dietrich von Meißen mit dreitausend geharnischten Rittern an. Natangen ward in verschiedenen Schlachten besiegt, die Wehrburgen der Preußen erobert, der tapfere Anführer des Aufstandes, Heinrich Monte, unterworfen: er lebte in einer Höhle im Walde von Kräutern. Das Oberhaupt der Ermländer, Glappe, ward von einem Jüngling, den er liebte, verraten. Beide starben durch den Strang, jener an einem Baum, dieser sogar am Galgen. Hierauf war nur noch die Landschaft Sudauen übrig, die mächtigste unter allen, wie Dusburg sagt. Konrad von Thierberg war es, der als Landmeister auch dieses Gebiet unterwarf. Endlich sahen sich die einen genötigt, auszuwandern, die anderen sich zu unterwerfen. Der letzte Heerführer begab sich 1283 mit seinem ganzen Gefolge nach Litauen. Sudauen war eine Wildnis geworden; die Übergetretenen wurden verpflanzt.

Nachdem die Eroberung dergestalt vollendet worden, konnte sich das eigentümliche Gemeinwesen des Ordenslandes ungestört entwickeln. Der Orden selber trat als Landesherrschaft auf, nicht ganz unähnlich der venezianischen Nobilität; der Hochmeister wird gewählt. Er oder zunächst noch der Landmeister führt mit Beirat der Großgebietiger oder auch sämtlicher Ordenskomthure die Landesverwaltung. Seine Erlasse berufen sich meist darauf, daß zuvor mit den ausgezeichneten Brüdern sorgfältig Rat gepflogen sei. Zu den Gebietigern zählt der Obermarschall, der im Kriege anführt und im Frieden die Burgen beaufsichtigt; der Treßler, der den Schatz verwaltet, der Spittler, der für die milden Anstalten, und der Trappier, der für die Kleidung sorgen sollte. Sie sind daneben als Verwalter großer Komthureien anzusehen. Das ganze Land war in solche Komthureien eingeteilt, militärische Bezirke, in deren Mitte sich immer eine Ordensburg befand, wo Ritterkonvente die Verwaltung ähnlich führten, wie die Großgebietiger um den Hochmeister her. Die politische Macht beruhte vornehmlich darauf, daß der Orden zugleich das Übergewicht über die bischöfliche Gewalt besaß. Die preußischen Bischöfe waren sehr beschränkt. Durch ein päpstliches Dekret war es ihnen verboten, jemals den Bann über ein Mitglied des Ordens auszusprechen. Überdies waren aber auch alle Bischöfe, ja alle Kapitularen in der Regel Mitglieder des Ordens; auf die Wahl des Bischofs selbst hatte der Orden den größten Einfluß. Nur das Bistum Ermland war hiervon ausgenommen und genoß eine etwas größere Unabhängigkeit. Auch den Peterspfennig weigerte sich der Orden zu zahlen; er war im Besitz der geist-

lichen wie der weltlichen Gewalt. Unter seiner Leitung war das Land durchaus neu eingerichtet worden.

Die preußische Bevölkerung, ohnehin schwerlich sehr stark, war in den mörderischen Kriegen sehr gesunken, wenngleich keineswegs ganz und gar vertilgt. Die unterworfenen Überreste war man zu schonen beflissen. So behauptete sich ein preußischer Adel unter dem Titel der Withinge. In den Privilegien werden diese Withinge als Leute bezeichnet, welche von ihren Stammesgenossen abgefallen und bei allen Empörungen gegen den Orden ihm treu geblieben sind. Sie behielten nicht allein ihre Güter frei von Zehnten, sondern es wurden auch eine Anzahl von Eingeborenen ihrer Gerichtsbarkeit und Gutsherrlichkeit unterworfen. Dafür hatten sie alsdann Kriegsdienste zu leisten, sich auf die Reise zu machen wie es heißt, zur Verteidigung des Landes. Auch andere Rekognitionen wurden ihnen zu Zeiten auferlegt. Neben den Withingen stehen mit geringeren Rechten die Freien. Die ganze preußische Bauernschaft war entweder den Withingen oder dem Orden unmittelbar unterthan. Diesen Ureinwohnern zur Seite, allenthalben in ihrer Mitte erhob sich nun eine weit überwiegende deutsche Bevölkerung, ganz wie in den übrigen früher germanisierten Gebieten.

Es tritt ein zahlreicher deutscher Lehnsadel ein, die Tiefenau, Stange, Brandis u. s. w. Im Jahre 1285 ward ihnen Erblichkeit zugesagt, hohe und niedere Gerichtsbarkeit. Sie müssen Kriegsdienste leisten auf gerüsteten Streithengsten und in leichter Rüstung. Ein merkwürdiges Beispiel ist die Vergabung von dreihundert Hufen an Dietrich von Tiefenau schon im Jahre 1236. Städte und Dörfer wurden eingerichtet wie in der Mark und in Schlesien. Dem Unternehmer (Locator) wird überlassen, das Dorf mit Zinsbauern zu besetzen, während ihm selbst einige Freihufen zugeteilt werden. In der Mark und in Schlesien hatte man die gewöhnlichen deutschen Richter. Es ist merkwürdig, daß dies nicht auf den preußischen Orden überging: diese Dörfer wurden durch einen Vogt regiert. Die Städte wurden ebenfalls auf einer bestimmten Anzahl von Hufen gegründet. An ihrer Spitze standen Schultheißen mit einigen Freihufen, die in der Regel erblich waren, z. B. in Kreuzburg, Allenstein, auch in Marienburg, Preußisch-Holland. Stadtrichter und Schultheiß sind in der Regel identisch. Doch war auch eine gewisse Mannigfaltigkeit zu bemerken: hier und da wird der Schultheiß auch erwählt. Im allgemeinen ergießt sich also auch über diese Länder das deutsche Element und macht sie sich allmählich völlig zu eigen. Die Withinge selbst treten doch ganz in ein deutsches Lehnsverhältnis; sie mußten sich allmählich in dem deutschen Adel verlieren. Eben die gründliche Germanisierung gab dann dem Lande seine volle defensive Stärke.

Indessen machten die livländischen Heermeister ebenmäßig die größten Fortschritte. Andreas von Steierland eroberte 1251 Kurland und brachte den litauischen Fürsten Mindowe dahin, daß er das Christentum und die

königliche Krone aus den Händen des Papstes annahm. Konrad von Herzogenstein unterwarf 1288 Semgallen nach wiederholtem Aufruhr. Dünaburg ward angelegt, überhaupt auch hier eine Anzahl Städte gegründet. Doch ließ sich die bäuerliche Einwanderung in diese entlegenen Gebiete nicht hinüberleiten. Dazu kam, daß dort die Gewalt des Erzbischofs von Riga mit der des Ordens hinderlich konkurrierte: woraus sich denn die später so verschiedenen Schicksale jener Lande verstehen lassen.

Zunächst jedoch blieb die allgemeine Lage immer dieselbe. Russische Großfürsten, die mit dem Chan der goldenen Horde verbunden waren, griffen die den tartarischen Einrichtungen widerstrebenden Gebiete von Nowgorod an und streiften nach Litauen. Auch die litauischen Fürsten selber, die von dem Heidentum doch noch nicht lassen mochten, unterhielten dann freundliche Beziehungen zu den Tartaren. Gegen Litauen ging der vornehmste Kampf, der nun dem Orden oblag; die Chroniken sind erfüllt mit Details darüber; der Krieg setzte sich dahin fort. Die Ritter fielen in die Grenzstriche von Litauen ein und sicherten sich durch Erbauung von Festungen: so 1289 Landshut, Ragnit und Tilsit. Der Landmeister, der sie erbaute, Meinhard von Querfurt, ist derselbe, der auch die Ufer der Nogat und der Weichsel aufschütten ließ, wodurch dieser bisher ganz öde Landstrich einer der blühendsten wurde. Die Kämpfe, die noch im 13. Jahrhundert begannen, zogen sich fast durch das ganze 14. Jahrhundert hin. Es kam zu mehreren großen Schlachten mit den Litauern, von denen die Rudauer von 1370 unter Winrich von Kniprode besonders in Erinnerung geblieben ist.

Inzwischen war eine wichtige Veränderung in der allgemeinen Verfassung des Ordens eingetreten. Wie die ganze preußische Unternehmung als eine Rückwirkung der Kreuzzugsidee zu betrachten ist, so kam selbst der unglückliche Ausgang, der in dem Morgenlande durch die Siege der Mameluken herbeigeführt wurde, der nordöstlichen Gründung einigermaßen zu gute. Das Haupthaus des Ordens war bisher noch immer in Accon gewesen; durch den Fall von Accon ging es samt den Besitzungen, die man dort noch hatte, verloren. Man bot dem deutschen Orden eine neue Station in Cypern an, wohin sich die anderen Ritter wandten, die daselbst eine Ausstattung fanden; der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen fand es aber ratsamer, das Haupthaus nach Venedig zu verlegen, wo man die deutschen Ritter immer als besondere Freunde betrachtete, während die anderen beiden Orden sich mehr an Genua hielten. Die natürliche Tendenz des deutschen Ordens ging jedoch nach dem Lande, wo er seine größte Unternehmung durchzuführen hatte. Nicht ganz ohne Schwierigkeit aber ließ sich die Verlegung des Hochsitzes nach Preußen selber ins Werk setzen.

Der große Landmeister, der doch fast unabhängig war, schien es nicht gern zu sehen, daß ein Hochmeister, wie Gottfrid von Hohenlohe, der auf Reform auch der Sitten drang, zum Besuch nach Preußen kam. Im Jahre 1302 kam es auf einem Kapitel zu Memel zu einem offenen Zwiespalt, durch welchen Hohenlohe

bewogen wurde, sein Amt niederzulegen. Während ein Teil der Ritter diese Abdankung nicht anerkannte, wählte der andere, also wohl die Partei des Landmeisters Siegfrid von Feuchtwangen, der seinen Sitz wieder in Venedig nahm. Aber es zeigte sich, daß dort seines Bleibens nicht war; hauptsächlich wegen der Zwistigkeiten, in welche die Republik mit dem Papste verwickelt wurde, was ihr die Anwesenheit eines unabhängigen halbgeistlichen Oberhauptes verleidete, während auch diesem selbst der Aufenthalt unter solchen Umständen unerträglich wurde. In dem Generalkapitel von 1309, in welchem Siegfrid von Feuchtwangen allgemein anerkannt wurde, faßte man nun — denn gegen den alten Freund machte der Landmeister keine Einwendungen — den Gedanken, den Hauptsitz des Ordens definitiv nach Preußen zu verlegen. Schon im Jahre 1309 konnte der Hochmeister in Marienburg einziehen. Wer kennt nicht diese wundervolle Burg, die am besten erhaltene und im alten Sinn restaurierte Ritterburg des Mittelalters, bei deren Beschauung man ein Mitgefühl des Lebens jener Epoche, auch ihrer häuslichen Einrichtungen empfängt? Ein Landmeister von Preußen war nun nicht mehr nötig. Der Hochmeister, der den Mittelpunkt des ganzen Ordens bildete, zog, wie sich denken läßt, alle Kräfte desselben, auch die pekuniären, die Erträge der weitläufigen Güter, nach diesem prächtigen Herrschersitz. Zugleich erfuhr das monarchische Element in der Landesregierung eine heilsame Verstärkung.

Indem sich der Orden mächtiger, kompakter und reicher als jemals aufstellte, waren die Piasten in Polen, zu deren Seite er sich erhoben hatte, in die größte Verwirrung geraten. Als mit Mestwin II. der Stamm Swantepolks in Pomerellen ausging, war dort als Seitenverwandter Herzog Przemislav von Großpolen zur Herrschaft berufen worden, der sich denn besonders an dem aufblühenden Danzig erfreute. Kaum aber war er überdies 1295 zum polnischen Könige gekrönt, als er — mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, Richza — von Mißvergnügten erschlagen ward. Eine allgemeine Unordnung brach bald darauf aus, in welcher der polnische Adel seine Blicke auf einen auswärtigen Fürsten wandte. Auch nach dem Falle Ottokars von Böhmen, auf den wir zurückkommen werden, hatte sich dessen Sohn, König Wenzel II., in hohem Ansehen erhalten. Er war bereits Herzog von Krakau und Sendomir: jetzt wurde ihm mit der Hand jener Prinzessin auch Kalisch und Gnesen, dazu Ostpommern und überdies die polnische Königswürde selbst zu teil. Er ward somit einer der mächtigsten Könige von Böhmen, wie er einer der besten war. Nach seinem Tode 1305 trat sein Sohn Wenzel III. in die nämliche Stellung ein. Gegen diesen aber erhob sich der am meisten berechtigte piastische Fürst, Wladislav Lokietek, ein Enkel Konrads von Masovien. Indem Wenzel III. sich zum Kampfe gegen ihn aufmachte, ward er — im August 1306 — ermordet, und Wladislav Lokietek durch den Bischof von Krakau zum König von Polen erklärt; nicht jedoch ohne viel Widerstand zu finden, namentlich an dem Herzog von Glogau, der die Geistlichkeit für sich hatte, und vielleicht an dem deutschen Element. Auch Po-

merellen dachte er zu behaupten, obwohl dies durch Wenzel III. den befreundeten Ascaniern von Brandenburg übertragen war, deren Haus schon mit Ottokar II. verbunden gewesen.

Wladislav Lokietek hatte einen Teil des ostpommerschen Adels auf seiner Seite, andere aber, wie die Familie Swentza, welche Geldansprüche an ihn machte, widerstrebten ihm. Als ihr Führer erscheint Peter von Neuenburg. Mißvergnügt über Lokietek und dessen Stellvertreter in Pomerellen, wandte sich dieser an den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, dessen von Wenzel herstammende und durch kaiserliche Belehnung bekräftigte Rechte er anerkannte. Die Brandenburger eilten herbei; im Jahre 1307 fiel Danzig, dessen Bürger zu den Deutschen neigten, in ihre Hände, d. h. die Stadt, noch nicht die Burg, welche eine Besatzung hatte, die von Lokietek abhing. Da dieser sich jedoch fernab in Sendomir aufhielt, so willigte er in den Wunsch der Besatzung, die sonst keine Rettung sah, ein, daß die preußischen Ritter zu Hülfe gerufen würden. Der Landkomthur Günther von Schwarzburg rückte daselbst ein; dem Orden war Erstattung seiner Kosten versprochen. Aber zwischen den beiden doch sehr verschiedenen Besatzungen brachen Streitigkeiten aus; die Ritter machten sich zu Meistern, erst der Burg, dann der Stadt. Da Wladislav zudem außer stande war, die versprochene Geldzahlung zu leisten, so nahm der Orden auch Dirschau und Schwetz in Besitz und entschloß sich, die Ansprüche des Herzogs überhaupt nicht anzuerkennen. Markgraf Waldemar von Brandenburg aber ließ sich bewegen, seine eigenen dem Orden für 10000 Mark zu überlassen.

So ward auf einer großen Zusammenkunft in Stolpe in Pommern ausgemacht. Kaiser Heinrich VII. bestätigte die Abtretung Waldemars und die Besitzergreifung des Ordens, der nun das Land bis an die Mündung des Flüßchens Leba an sich brachte. Die Grenzen sind in einer Urkunde von 1313 genau verzeichnet. Die deutsche Kolonisation machte dann auch hier gewaltige Fortschritte. Für den Orden nicht allein, sondern für die deutsche Nation überhaupt ward diese Besitznahme der Weichselmündung und Danzigs von der größten Wichtigkeit. Das ist doch selbst noch der innere Grund dafür gewesen, daß später auch dieser Teil des Ordenslandes in die Hände des preußischen Staates übergegangen ist, nachdem er eine Zeit der unabhängiger Blüte genossen und dann die lange Herrschaft der Polen ausgehalten hatte.

So wenig nun auch damals von nationalen Interessen in modernem Sinne die Rede war, so begreift es sich doch, daß Wladislav Lokietek auf Mittel sann, um den Orden aus dieser neuen Position zu verjagen. Vor der Hand vermochte er freilich nichts dazu; nach und nach erhob er sich wenigstens in Polen selbst zu einer bedeutenden Stellung. Er verdankte das hauptsächlich seiner Verbindung mit dem römischen Stuhl, der sich im Gegensatz mit den Ansprüchen des Königs Johann von Böhmen, welcher die Gerechtsame seiner Vorgänger festhielt, dafür erklärte, daß Polen seinen

eigenen König haben sollte. Unter dem vorwaltenden Einfluß des päpstlichen Stuhles wurde Lokietek 1320 in der Kathedrale von Gnesen zum König erhoben. Ein wichtiger Moment, denn man darf sagen, daß von da an die Erneuerung eines starken polnischen Königtums begann. Das Papsttum wünschte ein so ergebenes Reich — Lokietek verpflichtete sich sogleich zu dem Peterspfennig — auch als Rückhalt gegen das deutsche Reich und die deutschen Fürsten. Auch gegen den Orden nahm der geldbedürftige Papst Johann XXII. unter diesen Umständen für Lokietek Partei, während andere Verhältnisse dazu beitrugen, diesen Gegensätzen eine noch umfassendere Gestalt zu verleihen.

Ohne Zweifel nämlich kam es dieser Wiedererhebung Polens sehr zu statten, daß eben im Jahre 1320 das ascanische Haus in der Mark ausstarb, wodurch Brandenburg, das bisher gewaltig um sich gegriffen, eine Beute seiner Nachbarn, die darüber herfielen, zu werden drohte. Um so fester aber hielten der Orden und der König von Böhmen aus dem luxemburgischen Hause zusammen. Der erste Erfolg dieser großen östlichen Spaltung war, daß sich Schlesien von Polen trennte und unter die Herrschaft von Böhmen geriet. In Oberschlesien waren nach und nach acht, in Niederschlesien zehn verschiedene piastische Herzogtümer entstanden. Bei ihnen war es fast herkömmlich, daß sie sich unter einander befehdeten; im ganzen aber hatten sie sich doch längst dem eigentlichen Polentum entfremdet. So geschah es denn jetzt, daß die oberschlesischen Herzöge, namentlich die Fürsten von Cosel, Troppau und Teschen, sowie der Herzog von Breslau, der bereits im Bündnis mit dem Ritterorden war, sich entschlossen, ihre Lande vom König Johann zu Lehen zu nehmen. Die schlesischen Fürsten gehörten eben zu dem Bündnis zwischen Böhmen und den Rittern; sie hatten auch noch an dem Fürsten von Masovien einen Rückhalt, während die Fürsten von Cujavien und Dobrzyn sich zu Lokietek hielten, der auch mit den Litauern verbunden war; denn mit diesen lag wieder, wie berührt, der Orden in beständigem Kampf.

Da war es nun von hoher Bedeutung, daß der rastlose König Johann, der eben in Tirol geschlagen hatte, noch in seinen Waffen es unternahm, dem Orden in Preußen gegen die litauischen Schamaiten direkt zu Hülfe zu ziehen. Noch einmal kam dem Orden hierbei die Kreuzzugsidee zu gute. Auf besondere Anregung des Papstes, der sich im höheren Interesse der Christenheit über seine Irrungen mit dem Orden hinwegsetzte, predigten damals die Dominicaner das Kreuz. Der ritterliche König, der sich als Nachfolger Ottokars betrachtete, machte sich 1328 auf den Weg. Ein ungeheures Gefolge scharte sich um ihn: Böhmen, Schlesier, Deutsche, selbst Engländer. Es war abermals ein Winterfeldzug: im Dezember 1328 rückte man in Preußen ein; im Februar 1329 wurde die Burg Meleniken in der Nähe eines alten Heiligtums erobert. Man hat dem scharfen Luftzug des Winters in diesen Gegenden die spätere Erblindung des Königs zugeschrieben. Der Orden, dessen Sache es galt, hatte sich ihm mit allen seinen Kräften ange-

schlossen. Für Memel war sein Zug von großer Wichtigkeit. Zugleich aber führte König Johann die Sache des Ordens gegen die Polen. Da diese während seines Zuges in das Culmer Land eingebrochen waren, so wendete der König seine Waffen gegen das Dobrzyner Land am linken Ufer der Drewenz, und brach eine feste Burg, die er samt der Hälfte des Landes dem Orden überließ. Johann trat dabei als König von Polen auf und zugleich als Freund des Ordens. Er übertrug diesem ebenso ganz Pomerellen um Gottes und der ewigen Seligkeit willen, d. h. also aus kirchlichen Rücksichten. Doch gehört der ganze Zug auch politisch in die Reihe von Handlungen, durch welche Johann, wie das luxemburgische Haus überhaupt, sich um die Ausbreitung des deutschen Namens im Osten verdient gemacht.

Es versteht sich, daß Lokietek sich dem allem nicht fügte. Allein das Heer des Ordens war besser bewaffnet und einheitlicher geführt. Beim Dorfe Plowcze wurde der König 1331 nach blutigem Kampfe, der eine Zeitlang unentschieden blieb, geschlagen. In Verbindung mit Ungarn und Litauern bereitete er im Sommer 1332 einen großen Angriff vor. Der Orden aber stellte sich ihm an der Drewenz entgegen und nötigte ihn, einen Waffenstillstand einzugehen, mit Vorbehalt eines Schiedsgerichts über die streitigen Punkte. Wie stark der Impuls zu dem Kriege war, zeigt das schreckliche Ereignis der Ermordung des Hochmeisters Werner von Orseln, dem die guten Verhältnisse mit Böhmen besonders zugeschrieben werden. Er ward von einem Ritter erstochen, dem er aus persönlichen Gründen und, wie es scheint, nach den Gesetzen die Teilnahme am Kriege versagt hatte.

Nun aber erscheint noch einmal ein polnischer König, in welchem sich die friedlichen Tugenden der Piasten zuguterletzt abermals vereinigten, Lokieteks Sohn, Kasimir III. (1333 bis 1370), der bei vielen sich den Beinamen des Großen verdiente, ohne doch ein Kriegsmann zu sein. Um den Polen eine Existenz zu geben, mußte er dem großen Kampfe mit dem Orden und dem luxemburgischen Hause ein Ende machen. Er hatte Teil an dem Friedensspruch zu Wysserad (1335), welcher die Grundlage aller späteren Verhältnisse ist. Nach demselben behält der König Cujavien und Dobrzyn, tritt aber alle seine Rechte an Pomerellen ab: zu seinem und seiner Vorfahren Heil und zum ewigen Almosen um des Friedens willen. Der Spruch wurde von einem der polnischen Magnaten aus piastischem Stamme, der noch immer Anspruch auf Ostpommern machte, nicht angenommen; aber Johann von Böhmen hielt daran fest. Bei einer neuen Heerfahrt nach Schamaiten, die 1337 an der Spitze eines großen Kriegsheeres von deutschen Rittern unternommen wurde, welche einen ganz gewaltigen Drang zu diesem Kriege zeigten, erneuerte er zugleich mit seinem Prinzen Karl, dem späteren Karl IV., dem Orden die alten Schenkungen. Unter diesen Umständen gaben auch die nach, welche noch widersprochen hatten. 1343 kam es zum Frieden von Kalisch, in welchem die piastischen Herzöge allen ihren Ansprüchen auf das Culmer Land, Michelau und Pomerellen entsagten. Die Palatine und

vornehmsten Kastellane, die Landrichter und die Vertreter der Bürgerschaften versprachen, dem König nicht beistehen zu wollen, wofern er jemals den Orden wegen jener Besitzungen bekämpfen würde. So wurde der Orden in jenen Gebieten vollkommen Herr; auch die Polen, die jetzt mit dem Luxemburger in gute Verhältnisse getreten waren, fanden sich darein.

Die große staatsrechtliche Stellung, die der Orden dadurch erlangte, ließ ihn nach allen Seiten als die bedeutendste Macht des Nordens erscheinen. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß König Waldemar III. von Dänemark ihm im August 1346 sein Eigentumsrecht an Esthland verkaufte, während sein Bruder Otto persönlich in den Orden trat. Der Kaiser und der Papst gaben ihre Beistimmung dazu. Dieselbe erhellt aus einem Diplom Kaiser Ludwigs des Bayern vom Jahre 1337, worin dem Orden wegen seines heldenmütigen Kampfes gegen die Heiden übergeben wird: Litauen und Schamaiten, Kurland und Rußland, so weit es von den Heiden eingenommen sei. Der Hochmeister soll damit förmlich investiert sein. 1370 konnte noch Schamaiten als Landvogtei eingerichtet werden. 1379 bequemte sich der litauische Fürst Kynstutte dem vorrückenden Ordensmarschall gegenüber zu einem Vertrage, durch welchen zunächst für bestimmte Gebiete ein Friedenszustand angeordnet wurde. Eben damals, unter Winrich von Kniprode (1351—1382) war die Blütezeit des Ordens: „an Rat, Zucht, Mannheit und Reichtum." Man zählte 53 Städte, über 18000 Dörfer in seinen Landen. Es war eine Zeit fortschreitender Kultur in jenen Gegenden überhaupt. Mit den Tendenzen Winrichs von Kniprode stimmten die des Polenkönigs Kasimir überein.

Achtzehntes Kapitel.

Das Papsttum in der Mitte des 13. Jahrhunderts und die italienischen Parteien.

Meine Absicht war, im allgemeinen die großen Gegensätze zu überschauen, welche die abendländische Christenheit bedrohten und zurückdrängten, und sodann eine der wichtigsten Staatsbildungen zu betrachten, die sich im europäischen Nordosten dieser Gefahr entgegensetzte. Es war der deutsche Ordensstaat, welcher im 13. und 14. Jahrhundert vor allen anderen dazu beitrug, die Gefahren, mit denen das aus den tartarischen Einbrüchen neue Kraft gewinnende Heidentum die abendländische Welt bedrohte, abzuwehren. Mit Polen auseinandergesetzt, bildete das Ordensland in diesen Zeiten das wichtigste Bollwerk zur Verteidigung und das mächtigste Institut zur Gegenwirkung. Böhmen zunächst, später auch Ungarn, standen ihm gewaltig zur Seite. Auch

hiebei aber sahen wir uns doch jeden Augenblick auf die große hierarchische Gewalt zurückgeführt, welche in dieser Epoche das Abendland umfaßte. Auf diese wenden wir nun unser besonderes Augenmerk.

Man irrt, wenn man das Papsttum nur als ein Institut des Glaubens und der Religion betrachtet; es war zugleich das Großfürstentum der abendländischen Welt, die durchgebildetste Theokratie, die jemals auf Erden bestanden hat, gerade dadurch stark, daß sie die Tendenzen einer kulturfähigen und nach den höchsten Zielen der Bildung strebenden Welt im Augenblick aussprach. Damals, wo slavische, magyarische, celtische, griechische Elemente doch nur eine geringe Einwirkung besaßen, stellte sich in dem Papsttum recht eigentlich die Einheit der romanisch-germanischen Völker dar, welche es vollkommen umfaßte. Die Hülfsmittel dieser Macht, in den geistlichen Instituten, unter denen soeben die populären Mönchsorden emporgekommen waren, während die ritterlichen Orden die Aristokratie umspannten, zugleich in der Förderung der Wissenschaft und der Kunst, waren von einer unvergleichlichen Wirksamkeit. Es waren alte Männer, diese Päpste, losgelöst von den täglichen Bedürfnissen, durchdrungen von der göttlichen Idee des Instituts und dabei doch voller Weltklugheit.

Aber nicht auf diesem Wege allein war die romanisch-germanische Welt gebildet worden. Sie trug ein aus der Besitznahme der Länder und der Fortbildung des neuen Lebens hervorgehendes Element in sich, welchem die Idee seiner eigenen Unabhängigkeit innewohnte. Bisher bildete der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum eines der wichtigsten Momente dieser Geschichte, das eben auf der Zusammengehörigkeit und doch Unvereinbarkeit der beiden Prinzipien beruhte. In der Epoche, die wir nun behandeln, trat der Gegensatz in dieser Form zurück, allein er selbst verlosch damit nicht; er dehnte sich in immer weitere Kreise aus, ohne noch den Glauben an und für sich zu erschüttern oder die Idee der Einheit zweifelhaft zu machen. Darin liegt eigentlich der Charakter dieser Epoche: die Behauptung der Einheit der abendländischen Welt und der unaufhörliche Widerstreit der Nationalitäten und selbst der territorialen Bildungen dagegen. Das Verhältnis spiegelt sich in dem damaligen Stande der Litteratur: während die Landessprachen sich allenthalben aufstrebend zu regen beginnen, verknüpft die lateinisch redende Kirche trotzdem noch die Geister der Völker zu einer einzigen großen Gemeinschaft.

Wir gehen, um diese Entwickelung zu verfolgen, von jenem Konzil zu Lyon aus, auf welchem Innocenz IV. die Absetzung Kaiser Friedrichs II. aussprach. Es war der entscheidende Moment für den Abschluß des Widerstreits in der alten Form und seinen Übergang in die neue. Aus Italien, wo ihn der Kaiser leicht erreichen konnte, war Innocenz IV. diesmal nicht nach Frankreich geflüchtet, da doch selbst Ludwig der Heilige nicht als unbedingt zugeneigt gelten konnte, sondern nach Lyon, das zwar zum Reiche gehörte, aber sich faktisch von der unmittelbaren Autorität des Kaisers emancipiert hatte. Die großen Ritterorden, Templer und Johanniter, stellten sich

ihrer Pflicht gemäß sehr zahlreich ein, um den Papst gegen jeden plötzlichen Angriff zu verteidigen. Das Konzil war lange nicht so zahlreich besucht wie das Innocenz' III., wo sich 500 Metropolitane, Erzbischöfe und Bischöfe eingestellt hatten und bei 800 Äbte. In Lyon sah man nur etwa 150 Erzbischöfe und Bischöfe. Deutsche waren nur wenige zugegen, Ungarn fast keiner, von den Engländern nur die allerergebensten, nicht viele aus Italien; am zahlreichsten waren Franzosen und Spanier; der Orient fehlte nicht ganz. Über die Verhandlungen haben wir eine, wie es scheint, amtliche Nachricht und die Erzählung des Matthäus Paris; in einigen streitigen Punkten erweist sich die erste zuverlässiger.

Friedrich II. hatte die Rechte der weltlichen Gewalt wieder in aller ihrer Fülle angeregt; er war stark genug, um die Römer aufzufordern, sich dem Imperium anzuschließen. Die Getreuen des Kaisers waren die Rebellen des Papstes und umgekehrt. Der Kaiser behauptete ein göttliches Recht seiner Herrschaft. Er hatte hierin die übrigen weltlichen Gewalten ziemlich auf seiner Seite. In dem Konzil repräsentierte sich doch nur eben die geistliche Idee. Der Kaiser von Konstantinopel, Balduin II., der die Hülfe der lateinischen Kirche gegen die schismatischen Griechen unter Vatatzes in Anspruch nahm, war zugegen, weil er nur eben von dieser sein Heil erwartete, wie er ihr seinen Thron im Prinzip unbedingt verdankte; insofern ein besonderer Gegner Friedrichs, als dieser zu Vatatzes freundliche Beziehungen unterhielt.

Der Papst legte der Versammlung fünf Deliberationen vor, von denen die letzte handeln sollte: von der Verfolgung von seiten des Kaisers; bei dieser hauptsächlich blieb er stehen. Er legte die Zusagen des Kaisers und seiner Vorgänger, die Friedrich gebrochen habe, mit ihren goldenen Bullen im Originale vor und behauptete, es sei nicht wahr, wenn der Kaiser angebe, er sei nur persönlich der Gegner eines der früheren Päpste gewesen, nicht der Kirche. Er behauptete, Friedrich verfolge die Kirche systematisch. Der Bevollmächtigte des Kaisers Friedrich, Thaddäus von Suessa, suchte das alles zu widerlegen; er machte auch vielen Eindruck auf die Anwesenden. Aber der Papst antwortete auf alles, er war sehr gut vorbereitet und völlig in der Sache. Am zweiten Tag wurde der Papst von einem Cistercienser aus Apulien, Bischof von Cales, unterstützt, der die Allgemeinheit der päpstlichen Anklage aufrecht erhielt; der Kaiser strebe hauptsächlich danach, daß die Geistlichkeit zu der Armut der primitiven Kirche zurückkehre. Dem folgte ein spanischer Erzbischof, der den Kaiser ebenfalls beschuldigte, die Kirche zu unterdrücken, uud die Versicherung gab, alle spanischen Prälaten, welche zahlreicher und prächtiger angekommen seien als bei irgendwelchem früheren Konzil, würden den Papst unterstützen mit Leben und Blut. Eine ähnliche Erklärung ward auch von den anderen gegeben. Thaddäus suchte auch diese zu widerlegen, doch konnte er nur einen Aufschub der Sentenz bewirken, weil der Kaiser noch in Person kommen könne. Die Bewilligung wurde von vielen ungern gesehen.

Indessen verglich sich der Papst mit den meisten dahin, daß er wegen einiger Gründe, welche offenkundig seien, in dem Verfahren gegen den Kaiser ohne Verzug fortschreiten solle. Sie stimmten bei, und Innocenz entschloß sich, die Absetzungsbulle vorzubereiten. Dieselbe enthält eine Aufzählung der wohlbekannten Streitpunkte, wie sie von seiten des Papstes aufgefaßt waren. Das meiste Gewicht hat wohl, daß der Kaiser als Ketzer angesehen werden müsse; denn er habe sich aus den früheren Exkommunikationen nichts gemacht und ohne Rücksicht darauf den Gottesdienst feiern, das Heilige profanieren lassen. Man müsse also über die Exkommunikation noch einen Schritt hinausgehen. Hauptsächlich wird ihm jener Friede mit den Saracenen zum Verbrechen gemacht; denn er habe nachgegeben, daß der Name Mohammed ausgerufen werde; er stehe in stetem freundschaftlichen Verkehr mit dem Sultan von Ägypten; dem Kaiser Vatatzes, dem griechischen Schismatiker, habe er sogar seine Tochter zur Gemahlin gegeben.

Wir sehen daraus die universale Lage, die es für einen thätigen und unternehmenden Fürsten unmöglich machte, den Kirchengeboten unbedingt zu gehorchen, indem er seine durch die Weltverhältnisse gebotene Politik auf die Orthodoxie beschränkte. Leugnen läßt sich nicht, daß Friedrich II. an den strengen Geboten der lateinischen Kirche nicht festgehalten hat. Der innere Grund der Feindseligkeit mögen seine Reformideen, die sich der politischen Macht der Geistlichkeit entgegensetzten, gewesen sein. Fast das vornehmste Moment für die Verdammung bildeten diese politischen Anklagen, aus denen hervorgeht, daß der Kaiser des Verbrechens der Ketzerei verdächtig gehalten werden müsse; denn auch das bürgerliche Recht verordne, daß den Gesetzen gegen die Ketzer auch alle diejenigen verfallen seien, welche durch das Gericht als von dem Gesetz der katholischen Kirche abweichend erfunden worden wären. Es wurden also die schon eingeführten Gesetze, die den Glauben zur Bedingung des Genusses der bürgerlichen Rechte machten, zur Geltung gebracht.

Thaddäus sah wohl, was bevorstand, und erklärte, wenn es geschehe, an ein allgemeines Concilium appellieren zu müssen, auf welchem auch die weltlichen Fürsten zugegen seien. Der Papst antwortete mit Ruhe und einer Art von Demut, das gegenwärtige sei ein allgemeines Concilium. Auch die weltlichen Fürsten sowie alle Prälaten seien eingeladen worden, und wenn sie nicht gekommen, so sei dies die Schuld des Kaisers selbst. Daran knüpfte er die Erinnerung an seine frühere Freundschaft mit dem Kaiser, wie sehr er ihn geliebt habe u. s. w., alles unter den ehrenvollsten Ausdrücken für ihn. Plötzlich aber, als man es am wenigsten erwartete, ging er dazu über, ihn zu verdammen. Er sprach seine Entsetzung von allen seinen Rechten aus. Da mag es gewesen sein, daß sein Thun und Auftreten ein allgemeines Erstaunen und Entsetzen hervorrief. Man las hierauf die Sentenz, und der Papst intonierte das Te deum laudamus. Die Sentenz wurde von allen Anwesenden unterschrieben. Der Papst, der Gott und Christum auf

Erden vertritt, erklärt also, Friedrich sei von Gott verworfen als König wie als Kaiser, er sei jeder Würde, jeder Ehre beraubt. Er entbindet alle die, welche ihm geschworen haben, ihrer Eide, und erklärt sie sogar des Anathems schuldig, wenn sie ihm fortan gehorchen. Über das sicilianische Reich will er selber verfügen; im römischen mögen ihm die einen Nachfolger setzen, denen die Wahl eines Kaisers zustehe. Der eigentliche Sinn des Verfahrens ist der, daß die Abweichung des Kaisers von der römischen Kirche ihn unfähig mache, ein derselben ergebenes Volk zu regieren.

Der Kaiser behauptete, die über ihn ausgesprochene Sentenz sei nichts, als die Rache des Papstes für die Hinrichtung einiger seiner Verwandten, welche Seeraub getrieben hatten. In einer ausführlichen, an die Engländer, die auf dem Konzil ebenfalls gegen die päpstlichen Anmaßungen protestiert hatten, gerichteten Zuschrift erinnert Friedrich daran, daß er die Sache aller Fürsten verteidige: mit ihm fange man an, um mit den anderen fortzufahren. Er führe ihrer aller Sache und werde die Hand des Königs der Könige für sich haben. Etwas Überschwengliches haben seine Erlasse ebenso, wie die päpstlichen. Zugleich wiederholt er auch die Theorie Friedrichs des Rotbartes, herübergenommen von Justinian, daß er, der Kaiser, über das Gesetz erhaben sei. Es sei lächerlich, daß man die Gesetze — der Papst hatte sich ja auch auf das bürgerliche Recht berufen — auf ihn anwenden wolle; er selbst habe jene Ketzergesetze erlassen.

Darauf antwortet nun der Papst mit einer Abwehr, in welcher er die Gleichstellung Friedrichs mit geborenen Königen verwirft, weil der Kaiser gewählt und von ihm bestätigt werde, dabei aber doch auch im allgemeinen die geistliche und die weltliche Gewalt für sich in Anspruch nimmt. Er stützt sich dabei auf die Propheten des alten Bundes: Christus sei König und Hoherpriester — in der That war er keines von beiden, sondern wurde durch ihre Verbindung umgebracht! — er habe dem heiligen Petrus die Zügel des Reiches im Himmel und auf Erden anvertraut. Hätte der Papst die weltlichen Fürsten mit dem Kaisertum schlechthin identifiziert, so möchte sich wohl die Anmahnung des Kaisers wirksam erwiesen haben. Aber indem Innocenz die Summe aller Autorität in Anspruch nahm, schied er doch diese Kategorien so viel als möglich. Nur den von dem Papst zwar nicht gewählten, aber doch instituierten, anerkannten und überdies mit dem sicilianischen Reiche belehnten Kaiser griff er auf Leben und Tod an.

Die Gegensätze waren allgemeine, ihre Anwendung aber, durch besondere Zustände bedingt, zunächst nur auf Friedrich und seine Anhänger beschränkt. Gegen diesen aber kam Innocenz IV. nun die nicht mehr ganz kirchliche Haltung, die derselbe angenommen, zu statten. In Friedrich II. treten doch schon die Motive des modernen Fürstentums hervor. Er vertrat in seiner Verbindung mit den Saracenen in der That die von der Religion unabhängige Staatsgewalt. Es war ihm vollkommen Ernst mit seinem Dringen auf Reform, d. h. auf Machtentäußerung der Kirche. Gegen einen Angriff

in dem bisherigen Stile hätte er sich wohl auch jetzt noch behaupten können. Wir wissen: der bloßen Exkommunikation vermochte er sich zu entziehen, sie war nicht mehr ganz entscheidend in diesem Kampfe. Heinrich IV. war ihr unterlegen, Friedrich II. hatte sie bestanden. Daß nun aber ein Papst nicht allein die Absetzung der obersten Häupter aussprach, sondern zugleich das in den letzten Jahrhunderten gegen die Ketzerei gegründete Institut in den Kampf zog, gab der Idee der Rechtgläubigkeit, die er vertrat, ein unbedingtes Übergewicht.

Im Jahre 1224 hatte Friedrich selbst eine Konstitution erlassen, welche die Patarener zum Feuertode verdammte, weil sie mehr als Hochverräter seien, und wenn ein Fürst versäumen sollte, sein Land von der Häresie zu reinigen, dieses für verwirkt erklärte und es der Occupation der Rechtgläubigen preisgab. Der Kaiser leugnete jetzt, wie wir sahen, die Anwendbarkeit dieses Gesetzes in seiner eigenen Sache; allein ließ sich erwarten, daß seine Anhänger diese Auffassung unbedingt und standhaft teilen würden? Hätte die Entscheidung allein von den weltlichen Gerichten abgehangen, die ihren Zusammenhang mit dem Kaiser aufrecht erhielten, so wäre der Papst der Ausführung seiner Sentenz vielleicht nicht sicher gewesen. Aber Innocenz forderte nicht bloß die Vollziehung der Ketzergesetze bei Strafe der Exkommunikation: überdies ordnete er die Aufstellung von eigenen Ketzertribunalen an, in deren jedem auch zwei Franziscaner und zwei Dominicaner saßen, und welche das Recht hatten, zu entscheiden. Ihnen sprach er zugleich ein Dritteil der konfiszierten Güter zu, während die anderen zwei Drittel der Stadtgemeinde anheimfallen sollten. Es liegt am Tage, welch eine gräßliche Waffe für die Parteiungen der Zeit das gab.

Und weiter: was schon Innocenz III. im Falle der Albigenser unternommen, die Idee der Kreuzzüge, welche zu dem Ziele der Eroberung des heiligen Landes eingerichtet worden waren, für die inneren Zwecke der geistlichen Gewalt zu benutzen, — es lag freilich sogleich in den ersten Maßregeln Urbans II. — das setzte nun Innocenz IV. gegen Friedrich II. ins Werk. Vor allem lag ihm daran, ihm Neapel zu entreißen, durch dessen fette Erträge er in den Stand gesetzt worden sei, sich als Herrn aufzustellen, so daß seine Tyrannei der Kirche und der Welt so unendlich gefährlich geworden sei. Man müsse das Übel mit der Wurzel ausreißen; dazu müsse man nun auch die nötigen Mittel anwenden; die Drommete des Wortes des Kreuzes müsse lauter erschallen. Allen denen, welche das verurteilte Haupt, von dem der Unglaube in die Glieder niedersteigt, verfolgen helfen, soll der Ablaß gewährt sein, welcher durch die Konzilien für die Kreuzzüge bewilligt ist; aber auch alle, welche jenem Hülfe oder Gunst erweisen, sollen der Exkommunikation verfallen sein. Wer an ihm festhält, soll alle seine Rechte verlieren, die Städte ihre Munizipalfreiheit, die Barone ihre ritterliche Ehre, die Geistlichen ihre Pfründen und Würden, der Hartnäckigkeit ihrer Rebellion gemäß. Niemand sollte sich schmeicheln, Gnade bei der Kirche zu finden,

niemand die Furcht hegen, daß er jemals in den Gehorsam Friedrichs und seiner Nachkommen werde zurückkehren müssen. Niemals werde sich die Kirche mit ihm versöhnen. Die Entscheidung des Konzils wird wie die Entscheidung Gottes als vom Himmel ausgehend bezeichnet. Gott verhüte, daß das Regiment bei ihm bleibe oder jemals auf seine Natternbrut übertragen werde!

Es versteht sich nun von selbst, daß diesen Anordnungen, welche nicht wirkungslos bleiben konnten, sich eine Gewaltsamkeit der Verteidigung entgegensetzte, die sich auch gegen die Kirche richtete. Die hohen Bischöfe wurden schimpflichen Todesstrafen, die inquisitorischen Mönche der Folter unterworfen. Gräßlich wüteten besonders Ezzelin von Romano in Padua und dessen Bruder Alberich. Fünfundzwanzig Edelleute von Treviso wurden durch den letzteren aus keinem anderen Grunde, als weil sie Guelfen, d. h. kirchlich gesinnt waren, am Galgen erhängt, und zwar so niedrig, daß sie in ihren Todeszuckungen ihren herbeigeführten Frauen ins Gesicht schlugen. Die ganze Lombardei erfüllte sich mit diesem greuelvollen Krieg. In jeder Stadt bildete sich eine herrschende Faktion, vor welcher die anderen aus den Stellen wichen und jedes Mittel anwandten, um einmal zurückkehren zu können. Nur unter dem Schutze Bewaffneter konnte die Landarbeit vollzogen werden; die Wölfe nahmen überhand.

Wie sehr dann der Fortgang der ketzerischen Bewegung mit dem Kampf zwischen beiden Gewalten zusammenhängt, sieht man aus dem Beispiel von Florenz, wo vielleicht ein Dritteil der Einwohner Patarener oder Katharer waren, die z. B. die Göttlichkeit der kirchlichen Institute leugneten. Hiegegen bildete der Bischof eine Gesellschaft, welche die Schuldigen angab, sie aus dem Schoße der Familien selbst riß und ein schweres Gericht über sie verhängte. Der Kaiser, den die Politik endlich auf die Seite der unbedingten Opposition trieb, nahm sie in Schutz; sein Podestà hütete sich jetzt, die Ketzer als solche zu verfolgen. Aber darüber kam es zu einem Gefechte innerhalb der Stadt, in welchem die Abweichenden, also die Anhänger des Kaisers, unterlagen. Die Guelfen bekamen indessen dadurch doch nicht die Oberhand, der Kaiser hielt die Ghibellinen aufrecht. Beide Parteien schlugen sich in der Stadt, wo sie befestigte Plätze hatten. Die universalen Gegensätze durchschlangen sich allenthalben mit den örtlichen Feindschaften. Papst und Kaiser erschienen nur noch als zwei Parteihäupter.

Dieser zugleich persönlichen und politisch-religiösen Zerklüftung entsprach es, daß die Ereignisse in Parma, welche für die kriegerische Entscheidung eigentlich den Ausschlag gegeben haben, hauptsächlich auf einem Familienverhältnis des Papstes beruhten. Drei Schwestern Innocenz' IV. waren dort verheiratet; die eine mit Bernardo di Orlando Rosso, einem Manne, der in seiner Person wie ein Fürst erschien und eine ganze Anzahl von Neffen hatte, von denen einer als ein wilder Löwe bezeichnet wird; die zweite mit Guarino die Sanvitale, die sechs Söhne zählte, deren einer be-

reits Bischof von Parma war. Daran knüpfte sich eine weitere Verwandtschaft, zu der auch das Geschlecht di Adamo gehörte, aus welchem der Geschichtschreiber Salimbene hervorging. Mit ihnen waren die Cornazano, Correggio und andere edle Häuser verbunden. Nur den Sohn seiner dritten, geliebtesten Schwester, Hugo Botiero, vermochte Innocenz nicht von der Treue gegen Friedrich abzuziehen. Die anderen bildeten eine feste päpstliche Partei. Man erzählt, der Kaiser habe einen Mordanschlag von ihrer Seite unterdrückt, sie seien dann aus Furcht gewichen; andere, er habe sie als Freunde des Papstes aus der Stadt verjagt. Er hat wohl gesagt: lange genug sei er Amboß gewesen, jetzt wolle er Hammer sein! Parma war einer seiner vornehmsten Waffenplätze, das Centrum seiner kriegerischen Aufstellung vom Kirchenstaat bis an die Alpenpässe. Er war dort 1245—46 Meister, bis jene verjagten Verwandten und Anhänger des Papstes, verbunden mit anderen Ausgetriebenen, den Moment der Abwesenheit Enzios, der gegen Brescia gezogen war, benutzten, um sich unter der Führung des päpstlichen Nepoten Sanvitale bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier keck und tapfer zu Herren der Stadt zu machen (16. Juni 1247).

An dem Versuche, diesen Verlust wieder einzubringen, brach sich das Glück wie die Macht des Kaisers. Es war nicht eigentlich eine Stadt, die Friedrich vor Parma errichtete, sondern genauer ein befestigtes Lager, zum Zwecke, den Parmesen die Zufuhr abzuschneiden. In dieser Bedrängnis — denn die Übergabe wäre ihrer aller Untergang gewesen — fielen die Bürger aus, eben als Friedrich zur Vogelbeize ins Gebirge geritten war, und nahmen seine Burg mit allen ihren Schätzen: selbst die Krone hatte er dort bei sich geführt. Dadurch wurden nun schon die Guelfen des Gebiets der Romagna Meister; bei Malespini erscheinen sie als Genossen der heiligen Kirche. Doch behielt der Kaiser an anderen Stellen noch die Oberhand. Unter anderem kam ihm seine Partei in Florenz, das sich damals mächtig erhob, zu Hülfe. Die Lage war dort, daß die beiden Parteien doch hauptsächlich die des Adels waren. Friedrich hatte sich Geiseln von beiden stellen lassen, dann aber die Ghibellinen freigegeben, so daß sie die Oberhand bekamen. Sie nahmen die Türme und Festungen der Guelfen, u. a. den prächtigen, mit Säulen geschmückten Palast der Tosinghi. Einen anderen Turm, so sagten die Kirchlichgesinnten, hätten sie wollen auf die Kirche St. Giovanni fallen lassen, aber durch die Gnade Gottes sei er auf dem Platze zusammengestürzt. Noch hatten die Guelfen einen festen Platz in Capraja inne; der Kaiser selbst kam den Ghibellinen gegen diesen zu Hülfe. Die Guelfen wurden nach der Einnahme auf das grausamste behandelt. Nur der reichste von allen, Rinieri, aus dem Hause Buondelmonte, ward am Leben geschont, aber er ward geblendet und ist, des Augenlichtes beraubt, als Mönch gestorben.

Da war es nun ein großes Ereignis, daß der Sieg der Guelfen in Parma durch die Niederlage der Kaiserlichen vor Bologna vollendet ward. Der päpstliche Kardinallegat hielt die Kräfte aller guelfischen Städte zu-

sammen und machte einen Angriff auf Modena. Als Enzio dieser Stadt zu Hülfe kam, ward er am 26. Mai 1249 von den Bolognesen, die sich zu dem Legaten und zur Kirche hielten, geschlagen und gefangen. Enzio blieb bis zu seinem Tode im Gefängnis; auch Modena schloß sich den Guelfen an. Wie Malespini sagt, sanken seitdem die Angelegenheiten des Kaisers in Toscana wie in der Lombardei. In Toscana konnten jetzt die Ghibellinen die Schlösser der Guelfen nicht mehr erobern. Die Guelfen, die sich in der Umgegend aufgehalten hatten, kamen in die Stadt zurück. Dieser Moment ist nun von einer universalen Wichtigkeit dadurch geworden, daß eben unter den unaufhörlichen Streitigkeiten des Adels das Volk sich konstituierte. Etwas ähnliches war schon in Bologna und den meisten lombardischen Städten der guelfischen Partei geschehen: am merkwürdigsten ist jedoch, was sich in Florenz ereignete.

Es war hauptsächlich die durch den Kaiser festgehaltene Gewalt der Ghibellinen, welche durch ihre drückende Herrschaft und ihre Auflagen das Volk belästigte, gegen die man rebellierte. Aber würden die Guelfen es anders gemacht haben, wenn sie gesiegt hätten? Die Buoni Uomini, nicht gerade bloß die Handwerker stellten sich bewaffnet bei der Kirche San Firenze auf. Sie wollten nicht wieder auseinandergehen, weil sie einzeln in ihren Häusern der Gewalt unterlagen, und gaben sich eine Verfassung unter den Waffen. Sie wollten sich dem bisherigen Tyrannen, dem Podestà, den noch der Kaiser gesetzt hatte, nicht wieder unterwerfen und ernannten einen neuen. Sie erwählten einen Kapitan des Volkes und in jedem Viertel — oder vielmehr Sechstel — der Stadt zwei Anzianen. Dann erst, nachdem sie also sich rechtlich und militärisch gesichert hatten, zogen sie nach Haus. Es war am 20. Oktober 1250. Dann ernannten sie ebenso Vorsteher der umliegenden Dorfschaften mit Fahnen. Unter diesen Fahnen sollten sich im Notfall die Compagnien sammeln und alsdann dem Kapitan zuziehen, der das Hauptbanner führte und eine Glocke zur Verfügung erhielt. Die Fahnen der verschiedenen Quartiere hatten verschiedene Abzeichen. Die bisherige Signorie hatte bald in dem einen, bald in dem anderen Teile der Stadt gehaust: für die neue Signorie ward ein neuer Palast errichtet. Dieser wurde aus den Steinen gebaut, die sie von den Türmen und Befestigungen der Nobili nahmen. Keine sollte mehr als 50 Klafter hoch sein, während man deren damals bis 120 errichtete; so vor allen die Uberti, aber auch alle die anderen, die Nobili überhaupt. Denn wiewohl die Bewegung gegen den Kaiser und die Ghibellinen gerichtet war, so war sie doch kein Werk der konstituierten Partei der Guelfen. Diese wurden vielmehr erst nach der Hand unter sehr bestimmten Bedingungen aufgenommen. Darin, daß die kaiserliche Signorie abgeschafft und eine neue errichtet wird, erscheint das republikanische Element mit aller Macht; darin, daß man zugleich den großen Geschlechtern überhaupt widersteht, das populare, auf welchem der historische Glanz von Florenz beruht, wie vor Zeiten der von Athen.

Knüpft doch sogleich an diese Ereignisse die Ausbildung der italienischen Historie in der Landessprache an. Ricordano Malespini schrieb im Rahmen einer Art von Weltchronik vornehmlich die Geschichte seiner Zeit und seiner Stadt Florenz; sie ist mitten in dieser Bewegung entsprungen. Auf dieser Grundlage erschien dann in der folgenden Generation Dino Compagni. Villani hat Malespinis Darstellung meist wörtlich herübergenommen und diese Florentiner Geschichtschreibung noch mehr im Sinne der Universalhistorie erweitert, zum Nutzen von Gelehrten und Ungelehrten. An Anmut wetteifern alle miteinander; die entwickelte Bildung drängt das Abenteuerliche in den Hintergrund. Alles atmet mitten unter den täglichen Stürmen neues Leben. Schon war Cimabue geboren; bald darauf erschien Dante: seine göttliche Komödie wurzelt durchaus in den Zuständen der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Es ist bezeichnend, daß in der italienischen Historiographie, die bis ins 17. Jahrhundert die beste unter allen blieb, das bürgerliche Element von Haus aus überwiegt. In der französischen, die mit Villehardouin schon beim vierten Kreuzzuge beginnt, waltet noch im 14. Jahrhundert das ritterliche vor, in dem doch eine gewisse Hindeutung auf die spätere Gattung der Memoiren nicht zu verkennen ist. In Deutschland halten sich die ritterliche Reimchronik und die Prosa der Stadtschreiber fast die Wage.

Für alle Verhältnisse der Welt war es nun von der größten Bedeutung, daß Friedrich II., der zwar von einer Krankheit heimgesucht, aber in der Genesung begriffen war, am 13. Dezember 1250 durch einen plötzlichen Tod hingerissen ward. Er war im Begriff, den Krieg trotz alledem mit großem Eifer wieder aufzunehmen. Man weiß von orientalischen Schätzen zu erzählen, die eben, von zwölf Kamelen getragen, bei ihm angelangt seien. Alle seine Erklärungen atmen noch entschiedene Kampflust für die Sache des Reiches, die er in seinem Testamente vorbehält. Er bedrohte, wie Malespini sagt, alle Guelfen in Toscana mit dem Tod, als die Nachricht von seinem eigenen Tode ankam. Im Jahre 1251 mußten die Ghibellinen aus Florenz weichen, weil sie nicht mit dem Volke gegen Pistoja ausziehen wollten, wo ebenfalls noch Ghibellinen herrschten.

Der Papst verließ Lyon nach dem Osterfest 1251. Er ward in Oberitalien, wie sich denken läßt, von den guelfischen Städten mit Freuden empfangen, doch war er nicht ihr Herr: sie machten Geldforderungen an ihn. Auch in Rom, wo er erst 1253 einzog, fand der Papst nur eine sehr kühle Aufnahme. Der Senator Brancaleone machte ihm Vorwürfe wegen seiner langen Abwesenheit; die Bürgerschaft machte auch hier Geldforderungen geltend. Und noch weniger war er Meister von Neapel, das der natürliche Sohn Friedrichs von Bianca Lancia, Manfred, zunächst verwaltete, wo aber auch der rechte Erbe und legitime Sohn Friedrichs, König Konrad IV., von Deutschland anlangte, um seine Rechte zu behaupten. Konrad überwand die Gegner und ward 1253 auch seiner Hauptstadt Neapel mächtig. Innocenz war aber entschlossen, ihn mit allen seinen Mitteln zu bekämpfen. Das vor-

nehmste bestand darin, daß er fremde Fürsten herbeizuziehen suchte. Darin lag die Macht des Papsttums, daß es das Centrum der abendländischen Christenheit bildete. Innocenz IV. beschloß sie in ungewöhnlichem Sinne zu benutzen. Er rief das Haus Anjou, und da dieses zögerte, die Plantagenets von England zu Hülfe.

Innocenz IV. steht so recht in der Mitte des Papsttums. Er war nach Friedrichs II. Tode der Repräsentant der abendländischen Christenheit, ein Papst ohne Kaiser, mit dem Anspruch, beides zu sein. Sein Hof war der vornehmste, glänzendste der Welt, den er jedoch nur mit Mühe in Ordnung halten konnte. Von Nepotismus ist er kaum ganz freizusprechen. Die Franziscaner haben seinen Tod einer Strafe Gottes zugeschrieben, weil er dem Weltklerus günstiger gesinnt war, als der Klostergeistlichkeit. Wenn er zugleich die geistliche und die weltliche Macht auszuüben sich vermaß, so beruhte das eben darauf, daß er keine weltliche Gewalt neben sich hatte und, z. B. in den Ketzerangelegenheiten auch keine dulden konnte, die ihm hätte Widerstand leisten können. Daß er die Oberhand behielt, ergab sich aus seiner großen Stellung an der Spitze der abendländischen Christenheit und dem Moment der Befreiung von dem Druck der kaiserlichen Gewalt. Er beförderte die Emancipation der Städte von dem Kaisertum, aber er legte ihnen dagegen das schwerste kirchliche Joch auf. Die Ketzergerichte des 13. Jahrhunderts haben die Opposition des 16. hervorgebracht. Mit dem äußersten Anspruch verband Innocenz auch die extremsten Mittel, um jenen durchzuführen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß auch das östliche Reich ihm gehörte, daß er mit den Mongolen in jener Verbindung stand, welche den Übertritt des Chans zum Christentum noch möglich erscheinen ließ.

Für ihn war es nun die nächste große politische Angelegenheit, Neapel und Sicilien ganz in seine Hand zu bekommen. Besonders merkwürdig ist es, daß er den Neapolitanern, deren er schon vor dem Tode Friedrichs sich versichert hatte, und die ihm seitdem besonders treu blieben, versicherte, daß sie immer in unmittelbarem Besitz der römischen Kirche bleiben würden. Sie sollten niemals wieder unter einem Kaiser oder König, auch unter keinem Fürsten oder Herzog stehen. Sie sollten die vollkommene Freiheit haben, sich ihre Magistrate zu setzen, ihre Gesetze zu geben. Man sieht, er geht darauf aus, auch Unteritalien und Sicilien in Kommunen aufzulösen. Daher machte es auch Konrad so viele Mühe, Fuß zu fassen, Neapel zu nehmen. Schon erhob sich indessen hierüber der ghibellinische Name allenthalben wieder, als Konrad 1254 starb; er hatte den Ghibellinen angekündigt, er werde kommen, die Rechte des Reiches wiederherzustellen. Es war damals, daß Innocenz ernstlich nach einem anderen Fürsten aussah, um des sicilianischen Königreichs Meister zu werden, und mit den Plantagenets in England, mit Heinrich III., anknüpfte. Allein dieser plötzliche Tod Konrads, der erst 26 Jahr alt war, gab nun allen Dingen eine andere Wendung.

Manfred selbst hielt für notwendig, sich dem Papst anzuschließen.

Innocenz hatte den Triumph, in Neapel einzuziehen. Allein wie wäre ein wirkliches Verständnis zwischen ihm und Manfred möglich gewesen? Das Recht der Kirche und das Erbrecht, das Manfred noch für seinen Neffen Konradin geltend machte, waren unverträglich. Wer auch den anderen zu überlisten versucht haben mag: als Manfred sich gefährdet glaubte, rettete er sich durch eine schnelle Flucht mit geringem Geleit, kam zu den Anhängern seines Hauses, griff das Heer des Papstes an und schlug es aus dem Felde. Das geschah am 2. Dezember 1254, am 7. starb der Papst. Es ist doch immer sehr bedeutend, daß Manfreds Rettung und seine Macht ihm vor allem von jener Kolonie von Lucera kam, aus Saracenen, die einen neuen Zuzug erhielten und den Eindrücken der päpstlichen Macht, in welcher die Christen lebten, unzugänglich waren.

Alexander IV., der zum Nachfolger Innocenz' IV. erwählt wurde (1254—1261) — nicht ganz aus dem Metall des Vorgängers, wiewohl er an dessen Gesichtspunkten festhielt — mußte vor diesen Saracenen aus Neapel weichen und erlebte es, daß Manfred zum König des sicilianischen Reiches gekrönt wurde. Er würde ihn anerkannt haben, hätte er sich seiner Mohammedaner entäußern wollen. Wie hätte aber Manfred darauf eingehen können, ohne sich selbst zu gefährden? Seine Erhebung in einem der Kirche abgewandten Sinne hatte nun aber die größte Rückwirkung auf die Partei derselben, die Guelfen. Auch die in Florenz wieder aufgenommenen Ghibellinen begannen sich zu regen. Da der Popolo im Gegensatz zu ihnen gegründet worden, so erregten sie den Verdacht, als sei ihre Absicht, dieser Verfassung ein Ende zu machen. Sie wichen 1258 aus der Stadt, fanden aber Rückhalt an Siena. Das führte dann zu einem Versuch des florentinischen Popolo gegen Siena. Alle Guelfen von Bologna, Pistoja und vielen kleinen Orten machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Sie rechneten darauf, daß ihnen ein Thor von Siena überliefert würde, wie Farinata degli Uberti ihnen listig versprochen hatte. Aber eben aus diesem Thor brachen die Ghibellinen hervor und brachten dem erschreckten Popolo bei Montaperti im September 1260 eine schwere Niederlage bei.

Hierauf wichen die Guelfen aus Florenz; die Ghibellinen änderten die Regierung, setzten einen neuen Podestà ein und führten nun, unterstützt von deutschen Reitern, die ihnen Manfred gab, ein sehr strenges und gewaltsames Regiment ein. So wurden die Guelfen aus den benachbarten Städten allenthalben verjagt. Bei den Guelfen waren auch viele populare Geschlechter, u. a. die Macchiavelli. Zwischen Pisa, Siena, Arezzo und Florenz kam es 1261 zu einer ghibellinischen Vereinigung gegen Lucca, wo allein die Guelfen noch bestanden. Es war damals, daß von dem Landadel der Vorschlag gemacht wurde, Florenz in Burgflecken aufzulösen. Der Führer der Ghibellinen, eben jener Farinata degli Uberti, setzte sich dagegen. Die Ghibellinen hatten für den Augenblick die Oberhand in diesen städtischen Formen des Lebens. Auch in Oberitalien stand es nicht anders: wie zuvor die Ezzelini,

so hielten sich jetzt auch deren alte Gegner, nachdem sie jene besiegt, zu den Ghibellinen. Papst Alexander mußte Rom verlassen: man wollte dort Manfred zum Senator machen. Und in diesem Moment trat für die abendländische Christenheit, vor allem doch für das Papsttum selbst, ein großer Verlust ein: das lateinische Kaisertum in Konstantinopel ging im Jahre 1261 an die Griechen verloren.

Daß dies im allgemeinen mit den Irrungen zwischen Kaisertum und Papsttum zusammenhängt, daran kann kein Zweifel sein. Auf dem Concilium von Lyon war als eine Hauptanklage gegen Friedrich II. geltend gemacht worden, daß er es ratsam gefunden hatte, mit dem Kaisertum Nicäa, welches die vornehmste Neubildung der rein griechischen Welt war, in Verbindung zu treten. Der lateinische Kaiser Balduin war, wie berührt, der einzige weltliche Fürst, der sich damals bei dem Papste befand und von ihm sein Heil erwartete. Nicht unmittelbar wurde nun jener Zusammenhang erhalten, indem die Familie des Vatatzes, das Haus Laskaris, 1258 von einem Paläologen gestürzt wurde. Manfred war also dynastisch mehr ein Gegner der Paläologen, auch hatte er seine Truppen in Thessalien bei Michael Comnenus, als dieser von Michael Paläologus bekämpft und geschlagen wurde. Trotzdem bestand zwischen dem Reiche Nicäa und dem letzten Hohenstaufen ein gemeinsames Interesse: sie widerstrebten beide der Machtstellung der lateinischen Welt in der Einheit ihrer hierarchischen Verfassung. Überdies aber geschah es infolge der Eifersucht der beiden großen Seestädte Genua und Venedig, daß die Griechen sogar eine direkte Unterstützung unter den Abendländern fanden. Um dies zu verhüten, suchten die Päpste zwischen Genua auf der einen, Pisa, Venedig und den Provencalen auf der anderen Seite, die in den italienischen Händeln zusammenhielten, zu vermitteln, aber vergeblich.

Die Genuesen nun brachten ein Geschwader zur Unterstützung des Michael Paläologus, dessen Gesandte sie empfangen hatten, in See, das die Venezianer jedoch bekämpften. An sich aber war Paläologus dem lateinischen Kaiser bei weitem überlegen. Diesem konnte die Pacifikation des Papstes Alexander IV. nicht viel nützen; man hätte ihn unterstützen sollen. Aber Balduin II. war so arm, daß er die angebliche Dornenkrone Christi, eines der größten Heiligtümer, aus seinem Schatze verkaufte und aus dem Blei der Dächer Münzen schlagen ließ. Wie hätte er eine hinreichende Truppenzahl werben können? Es gab noch eine unabhängige Bauernschaft griechischen Ursprungs, Thelematarier genannt — Leute, die ihren Willen haben — welche Konstantinopel mit Lebensmitteln versorgten. Die Armut des Kaisers von Konstantinopel bewog sie jetzt, sich auf die Seite des Kaisers von Nicäa zu schlagen. Die Gelegenheit gab eine Expedition der venezianischen Flotte nach dem Schwarzen Meer. Während ihrer Abwesenheit ergriff der Feldherr des Paläologus, Alexius Strategopulos, den günstigen Moment, um sich durch einen Handstreich der Stadt zu bemächtigen. Einige Thelematarier

überstiegen die Mauern, öffneten das goldene Thor sowie die übrigen, so daß Alexius am 25. Juli 1261 ungehindert die Stadt einnehmen konnte. Kaiser Balduin und die anwesenden Lateiner wagten nicht einen Augenblick, sich zu verteidigen. Sie ließen selbst die Reichskleinodien und den Palast im Stich, um auf der in diesem Moment, aber zu spät zurückkehrenden venezianischen Flotte Rettung zu finden.

Am 13. August 1261 zog Michael Paläologus in Konstantinopel wieder ein; ein Bild der heiligen Maria ward vor ihm hergetragen. Die beste Unterstützung fand er an den Genuesen, denen er die Vorstadt Pera einräumte. Die Venezianer bekämpften jene. Eine Art von Seeräuberkrieg entspann sich in allen diesen Meeren, welcher zugleich zur weiteren Schwächung der fränkischen Besitzungen in Syrien erheblich beitrug. Im Jahre 1264 erfochten endlich die Venezianer einen großen Sieg zur See, durch dessen Folgen Michael Paläologus bewogen wurde, auch ihnen große Privilegien zu gewähren. Wir werden der beiden seemächtigen Republiken und der Wechselfälle ihres Kampfes noch weiter gedenken. Für die Welt war es vielleicht kein Schade, daß die griechische Nation noch einmal in den Besitz von Konstantinopel zurückkam und dann hier noch eine letzte Blüte griechischer Kultur entwickelte; aber für die lateinische Sache war es ein großer Verlust.

Papst Alexander IV. erlebte ihn nicht; er war kurz vorher, am 25. Mai 1261, gestorben. Aber in dem Mangel an seinen Veranstaltungen, der dann freilich wieder durch die italienischen Händel veranlaßt worden, ist doch das Motiv zu suchen. Sein Pontifikat gehört überhaupt zu den wenig glänzenden. Er hielt, wie gesagt, an den Grundsätzen Innocenz' IV. fest; aber die Rückwirkung derselben erreichte ihn auf das empfindlichste. Er war der Mann nicht und fand die Kräfte in Italien nicht, um Manfred zu widerstehen. Er sprach den Bann über Manfred und alle ghibellinischen Kommunen aus, aber gleich darauf wurde Manfred wirklich zum Senator ausgerufen (1261). Er drang noch nicht vollkommen durch, aber schon schien es, als nehme er auf dem Grund seines Anhanges in Rom das Kaisertum selbst in Anspruch. Alles liegt doch in der Heerführung der Christenheit, an deren Spitze der Papst steht. Wir werden sogleich noch weiter ausführen, daß sie damals fast allenthalben angegriffen wurde. Für die religiöse Einheit giebt es ein sehr lebendiges Gefühl. Der Papst ist der Repräsentant derselben, jetzt der einzige. Daher kommt natürlich, daß jede Abweichung ein Kapitalverbrechen wurde. Es ist so unsinnig nicht, wie es scheint, daß man die Waffen der Kreuzzüge gegen die Ketzer trägt.

Neunzehntes Kapitel.

Karl von Anjou.

Man versteht es nur durch den Zusammenhang der orientalischen mit den italienischen Angelegenheiten, daß die Kardinäle nach langem Konklave zur Wahl eines Papstes sich vereinigten, welcher gar nicht einmal ihnen angehörte, der in Erinnerung an den Urheber der Kreuzzüge den Namen Urban IV. annahm. Es war Jacob Pantaleone, Sohn eines Schuhflickers von Troyes in der Champagne, der, durch seine Studien an der Universität zu Paris ausgezeichnet, zu kirchlichen Würden emporstieg, Bischof von Laon wurde, einmal wohl auch in Preußen erschienen und dann zum Patriarchat von Jerusalem erhoben worden war, eine Stelle, in der er sich als ein wahrer Vater der Gläubigen erwiesen hatte. Er war an den päpstlichen Hof gegangen, weil er über einige Schenkungen und Beförderungen Alexanders IV. mißvergnügt war, eigentlich um Abhülfe zu erlangen. Hier aber — es war in Viterbo — machte er so viel Eindruck, daß er selbst zur Tiara gelangte.

Er lebte und webte in den orientalischen Verhältnissen, für die er übrigens noch immer die größten Hoffnungen hegte, da eben damals die Ilchane Meister von Syrien wurden und die ejubidische Macht brachen. Er meinte, mit dem Sultan von Ägypten werde man noch fertig werden.

Daß nun eben damals Konstantinopel an die Griechen überging, verdoppelte seinen Eifer. Er meinte es wieder herbeizubringen, mit Hülfe der Venezianer, der lateinischen Ritterschaft und vor allem der Franzosen. Aber gerade nun geschah jene Erneuerung des islamitischen Prinzips in Ägypten und Vorderasien, welche den Christen in der Mitte zwischen den Ilchanen und Mamelucken so gefährlich wurde. Es war zugleich die Epoche, in welcher die Preußen nach der früheren Pacifikation, aufgeregt durch die von den Deutschen begangenen Gewaltsamkeiten, ihren großen Aufstand von 1261 unternahmen, in welchem der Orden wieder eine Niederlage im offenen Felde erlitt. Eine andere Rücksicht bildete das Emporkommen des Abu Abdallah in Tunis, dessen Macht auf den Trümmern der Almohaden bis nach Spanien übergriff, wo ihm eine Zeit lang Granada gehorchte. Man sieht die ungeheuren Verlegenheiten, die sich am päpstlichen Hofe zusammendrängten; bei weitem die bedeutendste aber war die, welche Manfred bereitete, der damals dadurch, daß er seine Tochter Konstanze mit dem Thronerben von Aragon, Peter, verheiratete, ein weitreichendes Ansehen erhielt. Da setzte nun Urban IV. das ins Werk, was Innocenz IV. vorbereitet hatte: er gewann den Grafen von der Provence, Karl von Anjou, Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, für sich.

Provence, einst mit Aragon vereinigt, geriet bei dem Tode des letzten Grafen aus dem aragonesischen Stamme, Ramon Berenguers IV., in die Hände eines französischen Prinzen. Jener hatte seine jüngste Tochter Beatrix zu seiner Erbin bestimmt und zugleich den Grafen Raimund von Toulouse zu ihrem Gemahl. Über dem aber lag wohl noch der Verdacht der albigensischen Ketzerei. Genug, die Städte des Landes brachen das Testament und zogen ihm Karl von Anjou vor, der zugleich durch eine Art Kaufvertrag mit dem Kaiser Friedrich II. die Ansprüche des Reiches an sich brachte und nun eine große Rolle spielte. Es waren jene Gebiete, von denen einst der vornehmste Impuls zu den Kreuzzügen ausgegangen war. Eine reiche, zumal poetische Bildung hatte sich darauf ebendort entwickelt; die allgemeine geistige Erregung führte zu der albigensischen Ketzerei. Indem diese gewaltsam niedergeschlagen ward, kam in dem Adel nunmehr eine streng kirchliche Richtung zum Durchbruch. Der neue Landesherr, Karl von Anjou, galt nicht minder für höchst devot; er machte den Kreuzzug seines Bruders nach Ägypten mit. Zu Hause suchte er die Städte niederzuhalten. Er war von Ehrgeiz erfüllt, und auch seine Gemahlin Beatrix, deren Schwestern mit den Königen von Frankreich, England und Deutschland vermählt waren, wünschte, wie diese, den Rang einer Königin zu besitzen. Ludwig IX. war eher gegen die Erhebung seines Bruders auf den sicilischen Thron, da ihm das Erbrecht heilig war.

Einige Verlegenheiten bereiteten außerdem die Einwendungen des Kaisers Balduin, der eben flüchtig bei der Kurie angelangt war; aber es scheint ja klar zu sein, daß der Papst auch für seine orientalischen Entwürfe sich auf eine Macht von so unkirchlicher Natur, wie die Manfreds war, nicht verlassen konnte. Eine ganz andere Stütze bot ihm Graf Karl von Anjou dar, wenn sich derselbe jemals Neapels und Siciliens wirklich bemächtigen konnte. Zugleich war die Absicht, ihn dabei nicht allein der Kirche auf immer zu verpflichten, sondern auch sonst in die engsten Schranken einzuschließen. Er sollte einen großen Lehnszins zahlen und eine Anzahl Ritter zu des Papstes Diensten halten. Eine neue Schwierigkeit entstand, da Karl in diesem Augenblick zum Senator von Rom erwählt wurde. Aber er ließ sich herbei, diese Würde, welche ihm eine gewisse Selbständigkeit dem Papste gegenüber verlieh, nur so lange behalten zu wollen, als es dem Papst gefalle. Er stellte nicht in Abrede, daß die Gründung einer weltlichen Herrschaft in Rom die geistliche untergrabe. Dieser kirchliche Gesichtspunkt bleibt immer der vornehmste. Das wichtigste Moment für das Papsttum aber war, das Kaisertum und den Besitz von Neapel auf immer zu scheiden. Da Karl in diesem Punkte nachgab, so ward eine Übereinkunft getroffen. Sie ist die bedeutendste Handlung Urbans IV., der in diesem Momente starb (2. Oktober 1264).

Ricordano Malespini schildert die Berufung Karls von Anjou als eine allgemein von der guelfischen Partei geforderte. Namentlich die ausgewanderten Guelfen von Florenz drangen nach ihm darauf. Hierauf wird eine große Zu-

sammenkunft gehalten. Der Papst erklärt, er denke die Kirche aus ihrer Sklaverei zu befreien. Das könnte nur dadurch geschehen, daß er Karl von Anjou aus vornehmstem Haus zum Kämpen der Kirche und König von Sicilien und Apulien erhebe. Karl nimmt das an, seine Verwandten raten ihm dazu, als zu einem hochherzigen Unternehmen. Manfred meint jedoch, ihn leicht zu bestehen mit Hülfe der Ghibellinen, die ihm Geld versprechen, eines deutschen Zuzuges und der Flotte von Neapel und Pisa. Der Tod des Papstes verzögert Karls Ankunft; viele Provencalen folgen ihm. Die Guelfen bitten den Nachfolger Urbans, sie dem Grafen von Anjou zu empfehlen. Karl setzt sich in Marseille zu Schiffe, sobgleich die Flotte des Gegners stärker ist. Er legt wider Erwarten glücklich an dem Ausfluß der Tiber an und begiebt sich sofort nach Rom. Hier erwartet er seine Reiterei, die den Weg zu Lande genommen. Manfred rüstet sich nun an der neapolitanischen Küste, ihn zu empfangen. Auf seine Botschaft antwortet ihm Karl, er wolle nichts als den Krieg; entweder werde er Manfred — er nennt ihn höhnisch Sultan — in die Hölle senden oder dieser ihn in das Paradies: ich werde ihn töten, oder er mich! so soll er geäußert haben. So die florentinische Tradition, welche die Verhältnisse des heimischen Parteiwesens in den Vordergrund stellt und zugleich von novellistischen Zügen durchsetzt ist.

Es kommt hiebei nicht allein auf die Geschichte des Untergangs der Hohenstaufen an, sondern auf die Gründung eines neuen Weltverhältnisses, das aus der Stellung der Provencalen zu Spanien, Afrika, Italien und Konstantinopel entspringt. Karl gehörte zu der nächsten Verwandtschaft der verjagten Kaiser von Konstantinopel. Er war bereits so angesehen in Italien, daß ihn die Römer, wie wir sahen, selbst ohne Vorwissen des Papstes, zum Senator machten. Die Guelfen — denn schon lange war er mit den italienischen Parteiungen in Verbindung — sahen in ihm ihren natürlichen Vorfechter. Der Papst selbst forderte ihn zur Annahme der Senatorwürde auf, aber er sah zugleich das große Interesse der Kirche, bei dieser Gelegenheit sich für künftige Zeit des Senats zu versichern. Für die Einführung Karls in Italien zu der großen Bestimmung, die man ihm gab, konnte nichts förderlicher sein. Es war doch ganz im Zusammenhang mit dem guelfischen Gedanken, daß Karl im Herbst 1264 einen provencalischen Ritter, Gaucelin, zur Besitznahme des Kapitols schickte. Man darf es wohl als die erste Reaktion gegen die Schlacht von Montaperti ansehen, daß die Guelfen in Rom Karl als ihr Oberhaupt aufstellten. Die Verlegenheiten des Papstes können nur sekundär gewesen sein. Daß der Senator Karl die Ghibellinen im Kirchenstaat im Zaum hielt, mußte ihm erwünscht sein. So waren auch alle Kastelle in der Campagna in Unterwürfigkeit gehalten. Der Papst selbst stellte ein kleines Heer ins Feld. Manfred machte vergebliche Versuche, gegen Rom vorzudringen. Wie die Ghibellinen an Manfred, so hatten jetzt die Guelfen an Karl von Anjou ihr Oberhaupt.

Dahin war es nun doch wieder gekommen, daß aus dem ritterlichen

Frankreich wie einst, die vornehmste Opposition gegen die an Deutschland anknüpfende Herrschaft in Italien eindrang. Von Nationalität war hier nicht die Rede; denn Männer wie Friedrich II. und Manfred waren echte Italiener. Alles hängt von der universalen Kombination ab, in der die Kirche nach dem einmal unternommenen großen Kampfe siegen mußte oder untergehen. Daß nun Urban IV. diese Kombination zu stande gebracht hatte, stellte ihn in die Reihe der bedeutenden Päpste. Gregorovius, dessen Werk sonst auf guten Studien beruht, urteilt unrichtig, wenn er sagt: seine Politik war ohne wahrhafte Erfolge! Er kombinierte die orientalischen Verhältnisse, für welche Karl, wie der Erfolg zeigt, ebenfalls bestimmt war, mit den occidentalischen. Er setzte durch, daß ein Fürst von Bedeutung sich bereit finden ließ, das Erbrecht des noch lebenden Staufers zu mißachten und seinen Ruf nach Italien wirklich anzunehmen. Ludwigs IX. Skrupel mußten am Ende schweigen. Dem von Urban erweckten Sinne entsprach es nun ganz gut, wenn nach seinem Tode ein Provencale selbst, Clemens IV., den päpstlichen Stuhl bestieg (5. Februar 1265); ein geübter Staatsbeamter, der eben erst durch Urban in das Kardinalat gekommen war, ein energischer alter Herr, ganz geeignet, die Macht von Frankreich, auch seinen Reichtum, in den Dienst der päpstlichen Politik zu stellen.

Wie im Jahre 1066 die Nordfranzosen, bei denen das Rittertum am stärksten entwickelt war, sich gegen England erhoben, ebenfalls im Bunde mit der Kirche, so warfen sich denn die Südfranzosen, noch besonders durch die Kreuzzugsidee, der sich Frankreich zumal unter Ludwig IX. noch sehr zugänglich zeigte, begeistert, zwei Jahrhunderte später auf das südliche Italien. Die provencalische Ritterschaft bezeichnete sich mit dem Kreuze für dieses Unternehmen. Es waren größtenteils Ritter, deren Macht auf der Allgemeinheit ihrer kriegerischen Begabung beruhte. Wie einst Wilhelm der Eroberer, hatte auch Karl eine Partei für sich. Doch stand ihm eine bei weitem größere Schwierigkeit gegenüber. Manfred war ungleich besser gerüstet, als Harald. Gegen das Landheer hatte er in Oberitalien die allenthalben mächtigen Ghibellinen für sich; er herrschte in Toscana, er hatte die Küsten, namentlich auch den Ausfluß der Tiber, befestigt. Hauptsächlich hatte er eine stattliche Flotte von pisanischen und sicilischen Galeeren auf seiner Seite. Für Karl von Anjou aber war diesmal das Glück noch mehr, als einst für Wilhelm den Eroberer. Die Stürme trieben ihn nach Porto Pisano, da aber erfolgte zu seinem Glück ein Umschlag der Winde — denn sonst wäre er gefangen worden —, so daß er den Hafen wieder verlassen konnte. Als er an der Mündung der Tiber war, stieg er in einen Kahn, der ihn nach Ostia führte. Es kam eben nur auf seine Person an; die guelfischen Geschlechter hielten ihn. Als er am 21. Mai 1265 in Rom war, vollendete er die gesamte Kombination.

Bei Villani, im siebenten Buche, haben wir eine Schilderung von ihm. Er war klug, von gesundem Verstand, tapfer und gefürchtet, hochherzig und

von großen Intentionen. Er setzte alles daran, sein Unternehmen durchzuführen; er hielt Wort, sprach nur wenig, lachte nie, hielt sich ehrbar wie ein Mönch, war streng katholisch; er war groß von Gestalt, von nervigem Körper, habsüchtig, aber freigebig gegen seine Ritter. Er bildet einen Gegensatz zu Manfred, der so eifrig eben keineswegs war und sich Ausschweifungen nicht übel nahm. Ich fand in ihm, sagt ein Araber von Manfred, einen Liebhaber höherer Wissenschaft; z. B. kannte er Euclid. Von dem reichen Geiste seines Vaters hatte er wenigstens einen Teil geerbt. Er war der schönste von allen, stets heiter, von vielen persönlich geliebt, wie sein Gegner gefürchtet. Er war in den italienischen Verwickelungen aufgewachsen, gewandt und, sobald er sich zusammennahm, thatkräftig, ein geborenes Parteihaupt. Der vornehmste Unterschied wird sein, daß jener sich dem katholischen Begriff und der Kirche vollkommen unterordnete, dieser darüber hinausstrebte: Manfred weltlicher, Karl geistlicher; ritterlich waren sie beide. Karl von Anjou kam mit 1000 Reitern, ohne Geld, aber die guelfische Partei sah schon in seiner Ankunft einen Triumph. Auf das Geheiß des Papstes verließ er den Lateran, den er zuerst eingenommen. Auf den Münzen, die er als Senator schlagen ließ, erscheint zugleich die Anerkennung der römischen Prätentionen: Roma caput mundi. Er empfing sogleich die Investitur mit dem apulisch-sicilischen Reiche unter geistlichen Beschränkungen. Schon im Juli 1265 erteilt er Privilegien nach Neapel. Doch war die Sache noch sehr zweifelhaft, da es ihm insbesondere an Geld fehlte und England widerstrebte. Manfred erneute den Versuch eines Handstreichs gegen Rom, der indes bei der Aufstellung, die man dort genommen, nicht gelingen konnte. Er wurde sogleich inne, daß die Sache des Gegners die stärkere war. Die neapolitanischen Barone verweigerten ihm in Benevent, gegen den Papst zu Felde zu ziehen. Dasselbe Moment bewirkte, daß die Alpen nicht verschlossen gehalten wurden und die Guelfen beim Heranzug des angiovinischen Heeres in Oberitalien sich erheben konnten. Dazu kam Verrat. Der durch Dante unsterblich gewordene Verräter Buoso gab die Pässe des Oglio auf. Die Führer der Ghibellinen wichen in feste Städte, wie nach Cremona; die Seestädte hielten sich neutral. Das Heer war räuberisch und zerlumpt, als es gegen Ende 1265 in Rom ankam, aber um so begieriger war es auf den Krieg. Karl selbst konnte sich kaum behaupten, er hatte kaum zu leben. Von großer und fast symbolischer Bedeutung ist es nun, daß der Papst den fremden Fürsten, dem kein Erbrecht zustand, während der rechte Erbe doch noch lebte, in Rom feierlich krönen ließ, wo bis dahin nur die Kaiser gekrönt wurden. Aber eben dieses Kaisertum in der alten Form wollte er nicht mehr. Manfred bat den Papst um Frieden. Alles hat seine Zeit, antwortete der Papst; schon ist der Held in Waffen persönlich erschienen; die Axt ist an die Wurzel gelegt!

Zu Anfang 1266 setzte sich das Heer in Bewegung, nachdem es die Absolution feierlich empfangen hatte; Kardinäle geleiteten es. Ein schlimmes

Zeichen war es, daß einer der früheren Vorfechter der Ghibellinen jetzt zu Karl überging und in dessen Heere sehr wirksam war. Der Paß am Garigliano bei Ceperano ward, wie damals die allgemeine Meinung war, durch die Schuld des Grafen von Caserta verlassen, und zwar aus einem anderen Grunde, der jedoch auch sehr bezeichnend ist: der Graf habe sich rächen wollen, weil Manfred seiner Frau Gewalt angethan. Manfred wandte sich nach Capua, dann nach Benevent: hier wollte er sich verteidigen. Aber nicht mehr ein schwacher Kardinallegat wie früher, sondern einer der geübtesten Kriegsmänner der Welt stand ihm entgegen, und ihn umgab der Verrat. Es scheint, als ob die Besorgnis vor Treulosigkeit und vielleicht der Rat seiner Astrologen ihn vermochte, den Kampf zu unternehmen, ehe alle seine Streitkräfte beisammen waren. Besonders die Guelfen von Florenz erschienen drüben prächtig und furchtbar. Wo sind die Ghibellinen? fragte Manfred. Er war eben in seiner zweifelhaften Stellung nicht fähig, sie um sich zu scharen. Sie hatten seine Hülfe angenommen: ihm selbst leisteten sie, nur vom Augenblick geleitet, keine. Die vornehmste Stärke Manfreds bestand in den Saracenen, die an 10000 Mann stark waren. Dies aber entfremdete ihm die Gemüter. Neapel sagte ihm, es wolle keine Saracenen. Viele verließen ihn noch vor der Schlacht, die am 26. Februar 1266 bei Benevent geschlagen ward.

Die Saracenen griffen an, wichen aber vor der besseren Rüstung der Gegner. Auch die Waffen der Deutschen, deren doch nicht mehr als 1000 waren, erwiesen sich schlechter als die französischen. Als die Schlachtordnung schwankte, flohen die Italiener. Manfred rief aus, er wolle lieber sterben, als leben, vernichtet und im Exil! Mit einem getreuen römischen Ritter stürzt er sich ins Getümmel und kommt um. Nach der Schlacht suchte man nach ihm und fand ihn nackt unter den Toten, wie Harald bei Hastings. Karl von Anjou versicherte sich, daß er es sei, und ließ ihn bestatten. Ein kirchliches Begräbnis konnte Manfred nicht erhalten. Sein Körper ward neben einer alten baufälligen Kirche in eine Grube gesenkt. Jeder warf einen Stein darauf, wie es bei solchen, die nicht auf den Kirchhof kommen, noch heute in Frankreich der Fall ist. Aber der Erzbischof von Cosenza ließ die Leiche herausheben, an die Ufer des Garigliano schleppen und den Elementen preisgeben. Dem Papste meldete Karl, er habe die Schlacht gewonnen und das Reich in seine Vasallenpflicht gegen die Kirche zurückgeführt, zum Frieden der Kirche und zur Wohlfahrt des Königsreichs. Der Papst sah die Sache vom allgemeinsten Gesichtspunkte an: Untreue sinke, Treue erhebe sich. Er erinnerte Karl von Anjou, wie viel Mühe er sich samt einigen seiner Vorgänger gegeben habe, ihn zu gewinnen; nun sei es endlich gelungen. Auf seinem Schlachtroß von Benevent ritt Karl von Anjou in Neapel ein; hinter ihm die provencalische Ritterschaft, wie einst mit dem Blute der Albigenser, so jetzt mit dem der Saracenen und der politischen Rebellen wider die Hierarchie bedeckt. Ein herrliches Denkmal hat Dante Manfred

gewidmet, jenseit dieser engen kirchlichen Tendenzen: denn die göttliche Gnade breitet ihre Arme weit aus und nimmt alles auf, was sich ihr zuwendet!

Im Innern des Reiches wurde die strenge Finanzordnung, welche Friedrich II. eingeführt hatte, behauptet; denn ohne dies hätte es vollends kein Mittel gegeben, die Armee zu befriedigen. Saba Malaspina nennt besonders einen Rechnungsbeamten, Gezolin von Marra, welcher die Steuerregister dem neuen Könige überlieferte. Und zu diesem Druck wurden die französischen Feudalrechte, die der verlehnten Grundherren, eingeführt, von denen jeder in seinem Bezirke ein unbedingtes Hoheitsrecht, so daß sie sich sogar Ausgangs- und Eingangszölle zahlen ließen, in Anspruch nahm. Wie weit nun reichte die Ansiedlung französischer Barone? Darin war ein ungeheurer Unterschied gegen die englische Eroberung, daß in Neapel der Übertritt oder der Verrat einen so großen Anteil gehabt hatte. Von einer vollständigen Umwandlung der adligen Besitzverhältnisse konnte fürs erste keine Rede sein. Aber der Graf von Anjou führte die Formen der französischen Administration und so die Form der dortigen Hofhaltung herüber. Er wollte aus Neapel ein neues Paris machen. Erst durch ihn wurde Neapel die Hauptstadt beider Königreiche. Er baute ein neues Schloß und reorganisierte die Universität.

Wenn nun die Guelfen, namentlich die florentinischen, so viel zur Berufung und zum Siege Karls von Anjou beigetragen hatten, so mußte ihnen auch der Vorteil davon zugute kommen. Der Umschlag in Florenz selbst wird dadurch merkwürdig, daß er die Republik als solche verstärkte, wozu jedoch der Anfang wiederum durch innere Bewegungen gemacht worden war. Nach Ricordano Malespini neigte sich das Volk zu den Guelfen, weil es, jeder persönlich, von den Ghibellinen vielen Schaden erlitten hatte. Der Führer der Ghibellinen, der bisher zu Manfred gehalten, Graf Guido Novello, setzte darauf 1266 kurz nach der Schlacht von Benevent zwei neue Podestàs, aus der Gesellschaft der Frati Godenti, welche sich bemühten, den Parteigeist zu verlöschen. Es wurden ihnen sechsunddreißig Huomini buoni mercatanti zur Seite gegeben, von beiden Parteien, auch einige Große, gegen die kein Argwohn vorlag, und diese organisierten nun wieder in gleichem Sinne die besseren Einwohner, den später sogenannten Popolo grasso, im Gegensatz zum Popolo minuto. Es waren Rechtsgelehrte und Ärzte, Specereihändler, Wechsler, Seiden- und Wollwarenhändler, Kürschner, Lichtzieher u. s. f. Jede Zunft bekam ihren Konsul und ihre Fahne mit der Pflicht, in dringenden Fällen zu den Waffen zu eilen. Da sich diese jedoch auch dem auf solche Weise gemäßigten ghibellinischen Parteiregimente widersetzten und zur Erhaltung der Truppen nichts betragen wollten, so sollten sie wieder zersprengt werden. Allein der trotzigen Haltung des Volkes gegenüber verlor der ghibellinische Adel den Mut. Ohne eigentlichen Kampf wichen sie unter der Führung des Grafen Guido aus der Stadt und suchten dann vergebens zu-

rückzukehren. Im Gegensatz zu ihnen vereinigte sich darauf der Popolo und setzte neue Podestàs, die aus Orvieto kamen. Dann wurde Friede gemacht. Man suchte sich durch Vermählungen innerhalb der vornehmsten Häuser zu versöhnen.

Man sieht also, daß es zunächst nicht sowohl einen Wechsel der herrschenden Partei galt, als vielmehr eine zwar gegen die Herrschaft der Ghibellinen, doch auch zugleich zur allgemeinen Ruhestiftung angelegte Konstituierung des Volkes. Infolge des allgemeinen Übergewichts, das durch den Sieg Karls von Anjou bewirkt worden war, geriet nun aber doch das Regiment wieder in die Hände der Guelfen. Ostern 1267 wichen die Ghibellinen abermals aus der Stadt. Die Grundlage der popularen Verfassung blieb jedoch bestehen. Der Popolo gewann eine ausgebildete republikanische Verfassung, die sich auf jene Zünfte gründete. Ein Teil der eingezogenen Güter gelangte an die Parte Guelfa, ein anderer an die Stadt, so daß beide doch noch immer verschieden waren. Doch ward dadurch bewirkt, daß der Popolo grasso nicht wieder auf die Seite der Ghibellinen trat. So waren auch die übrigen toscanischen Städte guelfisch, ausgenommen Siena und Pisa. König Karl kam 1267 selbst nach Florenz. Sehr bedeutende Rechte wurden ihm fast gegen seinen Willen eingeräumt. Er wurde auf eine Reihe von Jahren zum Podestà und Herrn der Stadt ernannt. Er führte den Krieg gegen Pisa und Siena, aber ohne entscheidenden Erfolg. Nach einiger Zeit erhoben sich die Zünfte des Popolo grasso gegen ihn und die von ihm eingesetzte Regierung und nahmen nun das Regiment in die eigene Hand. Sie nannten sich Prioren und konstituierten ihre Signorie. Wie man sich der kaiserlichen Podestàs entschlug, so wurden nun auch die angiovinischen Statthalter beseitigt.

Kommen wir aber zurück auf die Ereignisse der Jahre 1267 und 1268, in denen noch alles schwankte. Die Ghibellinen von Toscana und der Lombardei und die Besiegten von Neapel richteten ihr Augenmerk wieder auf Deutschland. Dort lebte der Enkel Friedrichs II., Konradin, wie ihn die Italiener nannten, geboren 1252, damals also kaum dem Knabenalter entwachsen, unter der Obhut seines Oheims von der Mutterseite, Herzog Ludwigs von Bayern. An diesen „jungen, noch unbefiederten Adler" wendeten sich auch die neapolitanischen Ausgewanderten. Unter seinem Namen verteilten sie Diplome, in denen er als König von Sicilien seine nahe Ankunft ankündigte. Der Sicilianer Konrad Capece begab sich selbst nach Pisa, wo alle Ghibellinen sich sammelten, und versprach ihnen die Hülfe der deutschen Fürsten. Die Sache gewann aber noch einen weiteren Horizont.

Zur staufischen Verwandtschaft gehörte das Haus Castilien: König Alfons X. war ein Sohn der Beatrix, einer Tochter Philipps von Schwaben; wir werden noch darauf zurückkommen, wie sich hieran die Rolle knüpfte, die sein Name in dem deutschen Thronstreit jener Tage gespielt hat. Seine

Brüder aber, die Infanten Heinrich und Friedrich, suchten ihr Glück in den südeuropäischen Händeln. Sie erschienen am Hofe Abu Abdallahs, jenes Machthabers in Tunis, dessen Einfluß sich, wie berührt, bis nach Spanien erstreckte und der eine Soldateska, gemischt aus Saracenen und Christen, unterhielt, ähnlich der, die sich um Friedrich II. und Manfred sammelte. Nach der Schlacht von Benevent ging Don Enrique von Tunis nach Italien hinüber, um sich bei Karl von Anjou und Clemens IV. um die Krone von Sardinien zu bewerben, die zugleich von den Aragonesen in Anspruch genommen wurde. Er erhielt einen abschlägigen Bescheid; dagegen gelang es ihm, nach einer entstandenen Irrung in Rom das Amt des Senators zu erlangen, welches Karl von Anjou auf den Wunsch des Papstes niedergelegt hatte. Erbittert wie er war, auf Papst und König, wandte auch er sich nun als Verwandter an Konradin. Noch aber weilte der andere Infant, Don Fadrique, in Tunis: zu dem begab sich alsbald jener Konrad Capece. Sie brachten dort 400 Anhänger zusammen, zugleich eine Anzahl Saracenen, etwa 1600 Pferde. Aber diese reichten hin, um Sicilien, welches von Karl von Anjous ersten Einrichtungen aufgeregt war, zu gewinnen. Der französische Gouverneur setzte sich in Bewegung, um die Bande zu zersprengen. Aber die Sicilianer, die ihn dazu angefeuert hatten, verließen ihn, und alle großen Städte erkannten den Erben des schwäbischen Hauses an. Wäre er nur dort zugegen gewesen.

Auch so jedoch war er nicht ganz in dem Falle verjagter Fürsten. Er hatte eine große Partei, die sich für ihn allenthalben regte. Die Frage konnte doch noch einmal sein, wer der wahre Besitzer des Reiches von Unteritalien sei, ob der rechte Erbe oder der durch den Spruch des Papstes gesetzte Fürst. Der widerratenden Mutter zum Schmerz machte sich Konradin 1267 auf den Weg. Die Ghibellinen empfingen ihn in Verona mit Freuden, aber sie unterstützten ihn wenig. Der größte Teil der Deutschen verließ ihn wieder. Mit nur 3000 Mann machte er sich auf den Weg nach Sicilien. Wie hätte er aber noch zurückgehen sollen, da Heinrich von Castilien in Rom die hohenstaufische Fahne wehen ließ, die Saracenen in Neapel sich empörten, ganz Sicilien gegen Karl von Anjou in Gärung kam? Am 25. Juni 1268 erfochten die Ghibellinen in Toscana, wo Pisa lebhaft für Konradin Partei genommen hatte, einen Sieg für ihn bei Ponte a Valle am Arno. Konradin versprach den Sanesen Erlaß aller Abgaben, wofern er, wonach er trachte, Kaiser werde. Auf das freundlichste ward er von dem Senator in Rom empfangen, und da überdies die französische Flotte von der pisanischen geschlagen war, trug er kein Bedenken, sich am 8. August 1268 nach Neapel auf den Weg zu machen.

Papst Clemens begrüßte ihn als den Sproß der alten Schlange, aus deren giftigem Samen hervorgegangen. Sehr bemerkenswert ist die Exkommunikation, die er über ihn ausspricht, worin er alle Bedrohungen und Ermahnungen aufführt, die er gegen ihn vorgebracht. Allein Konradin habe

sein Ohr verstopft wie eine taube Natter. Er erklärte ihn aller seiner angestammten Rechte, z. B. auf das Reich Jerusalem, für verlustig und sprach die Exkommunikation über ihn aus, auf daß er zunichte werde, wie herabrinnendes Wasser, wie aufsteigender Rauch! Er spricht das Interdikt über alle Städte aus, welche ihn oder seine Begleiter aufnehmen würden. Es ist nun fast zum Erstaunen, daß Konradin doch noch so viel Anhang fand. An den Bergen von Tagliacozzo hatte sich Karl von Anjou aufgestellt. Er wollte vor allem die Verbindung Konradins mit den Saracenen verhüten. Es kam dort am 23. August 1268 zu einer Schlacht, wie jene Ottos II. gewesen war. Die Truppen Konradins schlugen sich tapfer und siegten, aber als die Deutschen sich auflösten, um Beute zu machen, wurden sie von einem Hinterhalte aus von den Provencalen angefallen und völlig vernichtet. Konradin wollte von Astura nach Sicilien flüchten, wo ihm Freunde lebten, ward aber erkannt, eingeholt und ausgeliefert. So geriet er in die Gefangenschaft seines ärgsten Feindes, auf der Flucht. Aus diesen Händen war kein Entkommen.

Man machte es ihm zum todeswürdigen Verbrechen, daß er Klöster angezündet habe. Ein großer Gerichtshof ward berufen. Robert von Bari klagte Konradin an, daß er Kirchen zerstört, daß er widerrechtlich den Titel König angenommen und gegen den rechtmäßigen König Krieg unternommen habe. Guido von Suzara erwiderte, Konradin sei kein Schuldiger, er sei ein Kriegsgefangener. Viele der französischen Barone waren dafür, daß man ihn am Leben erhalten oder sogar mit ihm in Friedensverhandlungen eintreten müsse. Die Italiener hielten sich still. Ob er ein Rebell gegen die Kirche sei oder ein König, war die Frage. Ein provencalischer Jurist sprach das Todesurteil aus. Diesem gesellte sich der König zu. Am 29. Oktober 1268 ward die Hinrichtung vollzogen. Konradin starb mit dem Herzen eines Kindes: sein letzter Ausruf galt dem Jammer seiner Mutter.

Man behauptet, Papst Clemens habe in seiner Aufregung zu Viterbo den Sieg bei Tagliacozzo unmittelbar in einer Art von Vision empfunden. Er teilte die Überzeugung Karls, der ihm schrieb, es scheine, daß der Allmächtige nun der Heimsuchung der Kirche ein Ziel gesetzt; nach allen Seiten hin ordnete er Lobgesänge an. Ob er die Hinrichtung selbst gebilligt, darüber widersprechen sich die Aussagen der Chronisten. Das Schicksal Konradins bildet eine Geschichte, deren ergreifenden Inhalt man überall erzählte. Besonders merkwürdig ist die Klage des Troubadours Bartholomäus Zorgi von Venedig. Ich wundere mich, ruft er aus, wie ich die Kraft noch habe, dies Unglück zu schildern; denn recht wäre es, daß mich der Gedanke daran lautlos tötete, mich und jeden, der die Tugend noch stützt. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie die Erinnerung an diesen Verlust im Herzen tragen? Denn sie haben ihr Bestes verloren und an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt: so hart verfuhr Karl!

Karl zog zunächst nach Rom, um die ihm wieder übertragene Würde eines Senators anzunehmen. Sodann aber benutzte er den über die Empörung erfochtenen Sieg zur Befestigung seiner Herrschaft. Ungefähr wie in England, so folgte nun auch in Neapel auf den Versuch der Rebellion eine neue Landesverteilung. Eine große Masse von Gütern der Verräter wurde konfisziert. Wir sehen die vornehmsten französischen Familien, selbst von fürstlichem Ursprung, sich in dem Königreich ansiedeln: die Courtenay, Montfort, Vaudemont; die Beaumont empfingen Caserta. Doch blieben auch viele Eingeborene, die sich getreu gehalten hatten: die Sanseverini, Ruffi; andere kamen aus anderen Städten Italiens: die Cenci aus Rom, die La Torre aus Mailand. Es war wie eine neue Besitznahme der siegreich gebliebenen Ritterschaft, wie ein innerer Krieg unter der Autorität des Staates und der Kirche.

Das merkwürdigste begab sich in Sicilien, wo Wilhelm l'Etendard mit einer ausgezeichneten Schar französischer Ritterschaft auftrat. Capece, der Haupturheber des Aufstandes, hatte sich nach einem Felsenschloß Agosta, das Friedrich II. zwischen Syrakus und Catania errichtet hatte, gerettet. Viele von denen, die er einst aus Tunis herübergeführt hatte, waren um ihn. Diese aber waren bald soweit gebracht, ihren Führer ausliefern zu wollen, um sich selbst zu retten. Es ist nicht anders, sagten sie ihm, als er ihnen Vorstellungen machen wollte, es ist unvermeidlich. Aber vielleicht könne er sich retten, wenn er sich dem französischen Sieger freiwillig überliefere. Dazu entschloß er sich. Er ahnte, was ihm bevorstand: gelähmt von Furcht, ohne ein Wort zu sagen, ritt er nach dem Zelte Etendards, wie ein Ochs, sagt Saba Malaspina, der aus der Herde ausgewählt wird, um geschlachtet zu werden. Was that der Kapitän? Er ließ ihm die Augen ausreißen und ihn an einen Galgen von einer ungeheuren Höhe aufknüpfen, wo man seine im Winde schlotternden Glieder weithin sehen konnte.

Der Parteikampf, der sich bisher mehr in Verjagung der einen durch die anderen bewegt hatte, bekam hierdurch einen gräßlichen Beigeschmack von Blut. Nicht ohne harten Kampf ward die Kolonie der Saracenen in Lucera überwältigt und zerstreut. 140 provencalische Familien wurden statt derselben angesiedelt. Auch eine Menge anderer Provencalen kam herüber. Der König kolonisierte das Land mit ihnen, teilte ihnen Äcker aus und bestimmte die Art von Kultur, die sie betreiben sollten. Das Land wurde, ungefähr wie kurz zuvor Griechenland, nach den französischen Formen eingerichtet, ritterlich-militärisch. Der einheimische Adel wurde unter die Ritterschaft aufgenommen. In den Saggi von Neapel, die etwas republikanisches hatten, wurden nach dem Vorgang Friedrichs II. die Edelleute von den Bürgerlichen gesondert. Wer die Waffen trug und sein Streitroß hielt, wurde in den Stadtadel aufgenommen.

Und, wie sich versteht, die Idee des Katholicismus wurde eifrig kultiviert. Wie glücklich war man, als man die Reliquien der heiligen Magdalena zu

entdecken glaubte! Die Universität in Neapel wurde sorgfältig gepflegt; nach dem Muster von Paris wurde sie zu einer eigenen Korporation gebildet. Ein großes Privilegium war es, daß ihr eine eigene Gerichtsbarkeit zugestanden wurde, ein Specialrichter mit drei Assistenten, von denen der eine ein Neapolitaner war, der andere ein dem übrigen Italien Angehöriger, der dritte ein Franzose. Sie hatten alle Prozesse zu entscheiden, die der Doktoren und der Scholaren, kriminale und bürgerliche. Kein anderer Hof durfte sich einmischen. Die Universität gelangte damals durch das große theologische Gestirn, den Doktor Angelicus Thomas von Aquino zu ungemeinem Glanze. Deutsche und Italiener hatten sich niemals ganz verständigt; hier wurde eine Verschmelzung des italienischen und französischen Geistes versucht, die bis zu einem gewissen Grade zu gelingen schien.

Der sichere Besitz des Reiches von Neapel und Sicilien, so hochbedeutend für die Lenkung der italienischen Geschicke — den Einfluß auf die Haltung des Papsttums selbst nicht ausgenommen — mußte nun aber Karl von Anjou, so gut wie sein Vorgänger seit den normännischen Tagen noch in eine Fülle von anderen Weltbeziehungen versetzen. Er warf seine Augen übers Meer hin auf Afrika, Griechenland und den Orient. Es stand auch das im Einklang mit jener Rolle eines Vorkämpfers der hierarchischen Idee, die ihm durch das Papsttum übertragen worden. Auch über die äußeren Feinde der von Rom beherrschten Christenheit wünschte er Siege davonzutragen, die zugleich wie die bisherigen, seiner eigenen Macht zugute kommen mußten. Die nächste große Unternehmung, zu der er sich erhob, entsprang aus einer Anregung seines Bruders, Ludwigs IX.

Noch gab in diesen Zeiten die Haltung der Tartaren einige Hoffnung auf die Wiedereroberung von Jerusalem. Eben jetzt setzte sich der Eroberer von Murcia, Jacob I. von Aragon, dazu in Bewegung, freilich fruchtlos; er kehrte angeblich deshalb um, weil ihm Gott keinen günstigen Wind für die Meerfahrt verlieh. Von großer Bedeutung aber war, daß Ludwig der Heilige von Frankreich im Jahre 1270 sich nochmals aufmachte, um sein Glück gegen die Ungläubigen zu versuchen. Er forderte seinen Bruder auf, ebenfalls das Kreuz zu nehmen; aber dessen Reputation war so groß, daß er ihm zugleich überließ, die Richtung zu bestimmen, die er nehmen solle. Durch eine eigene Gesandtschaft ließ er ihn auffordern, ihm zu sagen, was ihm für dies Unternehmen das Entsprechendste zu sein scheine, das Beste für die Ehre Gottes und den Ruhm der Christenheit. Karl von Anjou riet ihm, die Waffen zunächst gegen Tunis zu richten.

Ich denke, es war das Gesündeste, was sich auch vom allgemeinen Standpunkte aus anraten ließ; denn die Mameluken waren damals unter Sultan Beibars so mächtig, daß sich weder in Ägypten noch in Syrien etwas Nachhaltiges ausrichten ließ. Und mit Recht bemerkte man, daß Tunis für die Sicherheit dieser orientalischen Macht sehr förderlich sei, daß eine abendländische Überfahrt von dort aus gehindert werde. Dazu kam, daß

man die Hoffnung hegte, den tunesischen Sultan, der in der mannigfaltigsten Verbindung mit Spanien stand, für das Christentum zu gewinnen, den wahren Glauben nach Nordafrika zurückzuführen, wo er einst eine so glänzende Existenz genossen hatte. Auf der anderen Seite läßt sich jedoch nicht leugnen, daß den König von Sicilien auch sein eigenes Interesse auf das nämliche Ziel hinwies. Seine normännischen Vorgänger hatten dort Tribut erhoben, die eine und die andere Küstenstadt besessen, Friedrich II. wenigstens großen Einfluß daselbst ausgeübt. Für wen sonst sollte man dort Eroberungen machen?

Nur hätte Ludwig nicht gerade den heißesten Monat, den Juli, zu seiner Unternehmung wählen und dann auch nicht zögern sollen, den entscheidenden Angriff zu beginnen. Krankheiten brachen aus, hauptsächlich auch infolge des Genusses des schlechten, salzigen Trinkwassers jener Küsten. Eine große Zahl ging zu Grunde, worunter viele der Vornehmsten, ein Sohn des Königs, endlich König Ludwig selbst. Er erlag, indem er noch bemüht war, Frieden zwischen seinem Bruder und dem Palaeologen in Konstantinopel zu stiften, am 25. August 1270. Erst in diesem Augenblick — am 24. August — war Karl von Anjou angelangt. Hatte er absichtlich bis auf die Mäßigung der Hitze gewartet, oder Unterhandlungen gepflogen? Schuld ist dabei wohl nicht.

Karl war tief erschüttert, als er am anderen Tage den Bruder nicht mehr lebend fand, sondern nur seine Leiche. Aber er erinnerte sich, daß nur Frauen eigen sei, Thränen zu vergießen. Er beugte seine Kniee unmittelbar vor dem anwesenden Thronerben, Philipp III. und stellte denselben der Umgebung als ihren nunmehrigen Herrn vor. Philipp war schwach und jung; die Leitung der Unternehmung kam ganz in die Hände Karls. Der junge König von Frankreich schlug sich vortrefflich, folgte aber übrigens dem erfahrenen Oheim. Man kämpfte noch ein paarmal mit den Saracenen, aber ohne große Entscheidung. Die Fortdauer der Krankheiten machte ratsam, die Belagerung aufzuheben und eine Abkunft zu schließen, die am 30. Oktober 1270 zustande kam. Der Sultan bequemte sich, eine Kriegskontribution zu zahlen, sowie den früheren Tribut an den König von Sicilien; er gewährte den Christen Handelsfreiheit und erlaubte christlichen Priestern und Mönchen, in seinen Territorien zu verweilen.

In dem wieder streng moslimischen Ägypten sah man in diesem Vertrag eine Verräterei. Vielleicht noch mißvergnügter war man in dem christlichen Lager; aber der junge König von Frankreich fügte sich auch jetzt. War es jedoch nicht wirklich seltsam, daß sich der große Vorfechter der Kirche hier zuletzt zu einer ähnlichen Politik verstehen mußte, wie die, welche die Päpste Friedrich II. zum Verbrechen gemacht? Und sogleich ereilte ihn ein neues Unglück. Als man an der Reede von Trapani gelandet und die Fürsten und Herren bereits ausgestiegen waren, erhob sich ein Sturm, der die Flotte vernichtete. Die Chronik von St. Denys schreibt ihn dem Neptunus zu,

einem Diener der Hölle, voll Wut und Stolz, der das Meer aufgerührt habe. Karl von Anjou hatte die Flotte und die Ritter alsbald gegen Konstantinopel zu führen gedacht, und wahrscheinlich beruht jener Vertrag mit Tunis zum Teil eben auf dieser Absicht. Allein es zeigte sich unter solchen Umständen unmöglich. Man zählte 4000 von diesen letzten Kreuzfahrern, welche umgekommen seien. Der König von Frankreich eilte nach Hause. Karl von Anjou aber hielt an seinen großen Entwürfen dennoch fest.

Wie soeben berührt, war sein vornehmstes Absehen auf Konstantinopel gerichtet. Auch hiebei läßt sich eine gewisse örtlich traditionelle Politik nicht verkennen: mit ähnlichen Tendenzen hatte sich Roger II. und Heinrich VI. getragen. Noch bedeutsamer tritt jedoch das universale Motiv des Augenblicks hervor. Die Wiederaufrichtung eines schismatischen Thrones in Byzanz durch Michael den Palaeologen bedeutete einen großen Verlust für die abendländische Macht überhaupt, der im frischesten Andenken stand; Michael erscheint als Rebell wider die Hierarchie des Papsttums, nicht anders als Manfred oder Konradin. Sehr umfassend und glücklich nun waren die Vorbereitungen, durch welche Karl von Anjou sich seinem Ziele zu nähern suchte. Nach dem Tode der Witwe Manfreds, Helena Comnena, die im Gefängnis starb, machte er sich zum Meister der Insel Korfu und des albanesischen Küstenlandes. Dem Titularerben des lateinischen Kaisertums, Philipp von Courtenay, dem Sohne Balduins II., vermählte er seine Tochter, um dessen Ansprüche an sich zu bringen. Noch Balduin selbst hat ihm sein Recht auf die Oberherrschaft von Morea, welches die französischen Barone inne hatten, überlassen. Durch eine große Versammlung von Baronen ermächtigt, war dann Wilhelm II. von Villehardouin, Fürst von Achaja, in ein Schutzverhältnis zu Karl getreten. Karls Sohn, Philipp von Anjou, heiratete dessen Tochter Isabella; da er bald starb, so nahm der Vater selbst dessen Rechte in Verwahrung. Sein Statthalter Rousseau von Sully fand dort Gehorsam; man schwur einander gegenseitig. Bei den inneren Irrungen, in denen Florentius als Princeps aufstieg, war doch die Oberherrschaft des Königs vorbehalten. Mit Arta verbündet, führten die Ritter von Morea unaufhörlich Krieg gegen den Kaiser Michael und seinen Großdomesticus; sie wiesen dort dessen Angriffe zurück.

Es versteht sich von selbst, daß Karl von Anjou mit den Venezianern in Verbindung trat, die als die Feinde der Genuesen und des Kaisers Michael auf eine Gelegenheit zur Rache warteten. Auch im Orient fanden sie sich in gemeinsamem Interesse zusammen. König Hugo III. von Cypern, der mit Billigung des Papstes Gregor X. auch den Überrest des Reiches von Jerusalem zu verwalten übernommen, war in Ptolemais mit den Tempelherren und mit den Venezianern zerfallen. Noch aber besaß die Prinzessin Maria von Antiochien durch ihre Abstammung aus dem Hause Lusignan unstreitige Rechte auf den Thron von Jerusalem: Karl von Anjou säumte nicht, ihr dieselben abzukaufen. So trat er dem König Hugo durch eine Art von

Rechtsanspruch gegenüber und nahm sich der Sache der Templer und Venezianer an. Sein Stellvertreter, Hugo Sanseverino, nahm im Einverständnis mit diesen 1277 die Burg von Accon ein und bewog die noch übrigen Barone, denen keine Wahl blieb, wenn sie nicht ihre Lehen verlieren wollten, sich dem Könige Karl als ihrem Herrn anzuschließen. In dessen Namen wurden die Assisen bestätigt; er stand dann wirklich als König von Jerusalem da, auch hier gewissermaßen im Besitz der Spolien des staufischen Geschlechts. Die Venezianer meinten, er strebe geradezu nach der Weltherrschaft. Auch für den Angriff auf Konstantinopel war so eine weitere Grundlage gewonnen.

Trotz alledem ließ sich etwas Entscheidendes in dieser Richtung lange Zeit nicht unternehmen, und zwar aus einem sehr merkwürdigen Grunde. Karl von Anjou stand mit dem Papsttum nicht mehr in vollkommenem Einvernehmen. Hat dazu nicht doch auch jener Friede mit Tunis beigetragen, durch dessen Abschluß Karl von dem streng katholischen Prinzip abgewichen war, während die unbedingte Durchführung desselben noch immer gefordert wurde? War dies die Ursache seiner Differenzen mit Thomas von Aquino und also auch mit Rom? Wenigstens mußten unter solchen Umständen den Päpsten rascher die Augen aufgehen über die drückende Lage, in welche die Kurie selbst durch die einseitige Begünstigung eines Machthabers geriet, der bei aller Ergebenheit doch auch immer die eigenen Ziele verfolgte. Genug, schon Gregor X., der nach langem Zögern 1271 zum Nachfolger des 1268 verstorbenen Clemens erwählt ward, trat von dem engen Verhältnis zu dem Könige von Sicilien einen Schritt zurück. Wir werden noch erzählen, wie die Herstellung des deutschen Königtums durch die Wahl Rudolfs von Habsburg hiermit zusammenhing; jedoch auch in den südeuropäischen Dingen war der Wechsel der päpstlichen Direktion nicht minder zu spüren. Gregor X. lebte vor allem in der Idee einer nach Syrien gerichteten Kreuzfahrt. Eben deshalb hielt er es für ratsam, auf einem neuen großen Concilium zu Lyon im Jahre 1274 die Erklärung des palaeologischen Kaisers von Konstantinopel, daß er die Glaubensformel der römischen Kirche annehme, mit Dank zu begrüßen und so die Erhebung Michaels VIII. gewissermaßen anzuerkennen. Es war damals, daß auch die tartarischen Gesandten sich taufen ließen. Noch weniger aber war Nikolaus III. (1277—1280) der Freund Karls von Anjou. Er schloß einen förmlichen Vertrag mit Michael Palaeologus, in welchem er sich mit einer Art Union der griechischen und lateinischen Kirche begnügte; denn ganz herüberzubringen waren die Griechen nicht; aber der Papst wollte eine Gesandtschaft des Kaisers bei sich sehen.

Endlich im Jahre 1281 ging aus dem Konklave, wiewohl nicht ohne Gewaltsamkeit, ein durchaus angiovinisch gesinnter Papst hervor, ein geborener Franzose, Simon, der den Namen Martin IV. annahm. Alsbald erlebte man, daß er mit Michael alle Verhandlungen abbrach, seine Gesandten aus Italien entfernte, gegen ihn selbst als einen falschen und heuchlerischen

Betrüger den Bannstrahl schleuderte. Dadurch wurde die Idee der lateinischen Kirche wieder vollkommen ihrer selbst bewußt. Der Papst und der König von Sicilien waren aufs neue eng verbunden. Auch die Venezianer als beständige Gegner des griechischen Kaisers sagten ihre Hülfe zu. Karl stellte eine Flotte von hundert Segeln, die Venezianer wollten vierzig hinzufügen; sie hatten die größte Lust zu dem Kriege gegen Konstantinopel. Alles, was Karl von Anjou bisher erreicht hatte, schien noch gering gegen das, was er hoffen durfte, wenn ihm die Eroberung von Byzanz gelang. Schon waren dreitausend Franzosen nach Durazzo hinübergegangen, um die Engpässe für das Landheer einzunehmen. Wir hören von Vorkehrungen für die Aufstellung bei Konstantinopel, die auch gegen die Tartaren gemeint waren. In diesem Moment, wo er sich dem Gipfel seines Glückes zu nähern schien, ward Karl von Anjou durch einen entscheidenden Schicksalsschlag getroffen: die sogenannte sicilianische Vesper.

Über dies Ereignis giebt es drei verschiedene Legenden. Die eine, die ihr den Namen gegeben, ist die, daß bei dem Glockengeläut zur Vesper eine allgemeine Erhebung der Sicilianer gegen die Franzosen stattgefunden habe. Es würde also eine große Verschwörung vorangegangen sein. Diese Version ist jedoch erst bei den Späteren zu finden. Die zweite, bei Bartholomaeus de Neocastro, bezeichnet sehr genau Tag und Örtlichkeit, wo alles vorgefallen sei, am Osterdienstag den 31. März 1282; die kleine Kirche Santo Spirito, wo sich an einem schönen Tage das Volk von Palermo vergnügte: man ging spazieren oder saß auf der Wiese. Eine schöne, junge, adlige Dame, sehr gut gekleidet, mit ihren Brüdern und ihrem Bräutigam geht nach der Kirche. Ein Franzose, den man auch zu nennen weiß, — er heißt Drouet — komm mit bewaffnetem Geleit auf den Zug los, um zu untersuchen, ob sie nicht, was eben verboten worden, Waffen bei sich führten. Er tastet auch die junge Dame an, die ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams fällt. Einer von den anderen, nicht gerade der Bräutigam, reißt dem Franzosen den Degen von der Seite und stößt ihm denselben in den Leib. Ein allgemeines Geschrei erhebt sich: Tod den Franzosen! Es verbreitet sich nach der Stadt, über die Insel und wird allenthalben mit barbarischer Grausamkeit ausgeführt. Es wäre die Geschichte der Virginia, auf Sicilien angewendet.

Eine dritte Erzählung bei Saba Malaspina hat diese Motivierung nicht, obgleich sie sonst ähnlich ist. Das Volk sammelt sich zu einer Festlichkeit, die es alle Jahre begeht, außerhalb der Stadt. Manche von ihnen, sagt der Autor, mögen wirklich Waffen getragen haben. Einige französische Sergeanten mischen sich unter die Feiernden, nehmen an den Tänzen teil und betragen sich insolent, unanständig gegen die Frauen. Die jungen Leute von Palermo, bei denen Ausgewanderte von Gaëta sind, geben ihr Mißvergnügen zu erkennen. Was, sagen die Franzosen, macht denn diese elenden Patarener — also Ketzer, im Sinne der Kirche — so herzhaft? Gewiß haben sie Waffen bei sich! Indem sie nun danach suchen, werden sie mit Steinen geworfen und

unterliegen der Menge. Ein allgemeines Geschrei: Tod den Franzosen! erhebt sich und verbreitet sich nach der Stadt. Der zufälligen Insolenz französischer Dienstmannen wird da alles schuld gegeben. Der Autor schlägt einen klagenden Ton an; wären sie doch nie geboren worden! So hat man vielleicht am römischen Hofe erzählt; das andere ist die sicilianische Version. Amari hat sie beide vermischt, doch sind sie wesentlich verschieden.

Vor kurzem ist noch eine vierte Erzählung bekannt geworden, welche die meiste Wahrscheinlichkeit hat. Von einem bisher unbekannten Werke des Venezianers Marino Sanudo des Älteren, dessen Name einen sehr guten Kredit hat, ist ein Fragment von Karl Hopf bekannt geworden. Danach war der eigentliche Anlaß eine drückende Auflage, welche zu dem Kriege gegen Konstantinopel dienen sollte. Das Gerücht verbreitete sich, daß, wer sie nicht zahle, mit einer Brandmarke bezeichnet werden solle, die soeben, in Wahrheit zur Stempelung des Viehes, in Palermo gefertigt worden war. In der allgemeinen Aufregung nun sei es geschehen, daß bei einer Festlichkeit die französische Obrigkeit nach den Waffen suchen ließ und dabei auch die Frauen nicht verschonte, die vielfach dort nach saracenischer Mode verhüllt gingen. Hieraus entsprang ein Tumult, und das Geschrei: die Stammler — das war ihr Schimpfname wegen ihres mangelhaften Italienisch — sollten sterben! Diese Erzählung ist die einfachste und wahrscheinlichste. Die Festlichkeit, das Suchen nach den Waffen bleibt auch hier, doch fehlt das Lüstlingswesen. Milder erscheint es bei Malaspina, sehr ausgebildet bei Neocastro. Man sieht, wie eins nach dem andern entstand. Die historische Methode aber gebietet, bei der einfachsten Erzählung stehen zu bleiben.

Von Palermo breitete sich der Aufruhr über die ganze Insel aus. Nur Messina schwankte eine Zeitlang. Es schickte selbst ein paar hundert Armbrustschützen aus, um Taormina wieder zu unterwerfen. Indem aber brach die Empörung in der Stadt selber aus; jene Truppe kehrte zurück, um die Zeichen der Lilien umzustürzen; die Stadt pflanzte ihr eigenes mit dem Kreuze geziertes Banner auf. Auch die Kastelle, welche die königlichen Besatzungen noch behaupteten, mußten bald darauf aufgegeben werden. Die Nachrichten über die Anzahl der umgebrachten Franzosen differieren von 8000 bis 20000. Auch Sanudo bezeichnet die Grausamkeiten, die geschehen, als ein Wüten. Wir haben in unseren Tagen ähnliche Volkserhebungen erlebt gegen die Österreicher in Oberitalien, gegen die Engländer in Ostindien: so gräßlich sind sie kaum gewesen. Verfolgte man doch selbst die mit Franzosen verheirateten Sicilianerinnen: man wollte jede Geburt vernichten, in der die verhaßte Vermischung mit den fremden Bedrückern zu Tage käme. Man sah sich die Menschen in französischem Blute die Hände waschen: der Tag der Rache war gekommen.

Eine populäre Leidenschaft von dieser elementaren Gewalt mußte sich früher oder später, so oder so von selbst entladen; insofern kann von künstlicher Anstiftung von außen her, durch ein Gewebe von Intriguen, gar keine

Rede sein. Auch diese Auffassung ist indes durch eine eigene Legende vertreten, die in der romanhaften Geschichte von der Verschwörung Meister Johanns von Procida sehr bald nach dem Ereignisse selbst in Umlauf gesetzt wurde. Johann von Procida, Edelmann und berühmter Arzt, wie es scheint, noch unter Friedrich II. eben als Leibarzt, sodann unter Manfred als Rat in Staatsangelegenheiten thätig, war nach der Katastrophe Konradins nach Aragon geflüchtet. Dort hielt Manfreds Tochter, Konstanze, mit ihrem Gemahl, König Pedro III., dem sie sechs Kinder brachte, einen großen und würdigen Hof. Sehr bezeichnend, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich ist es, was man erzählt, sie habe ihn an ihre Rechte auf das Reich Sicilien, welche die Rechte seiner Kinder seien, erinnert; er jedoch habe gedankenvoll dazu stillgeschwiegen. Jedenfalls aber hielt man dort diese von den Staufern ererbten Ansprüche fest und nährte zudem im eigenen Landesinteresse eine eifersüchtige Gesinnung gegen Karl von Anjou, dessen Weltstellung das Mittelmeer beherrschte. Sehr natürlich, daß sich ein Verständnis mit dessen übrigen Gegnern bildete, mit den Verbannten und Bedrängten des sicilischen Reiches, vor allem mit dem durch Karl mit dem Untergang bedrohten Kaiser Michael. In abenteuerlicher Weise soll nun eben Johann von Procida diese Beziehungen vermittelt haben. Auch Sanudo weiß von ihm; er gedenkt seiner Anwesenheit in Konstantinopel, wo er zusammen mit dem Genuesen Zaccaria — auch das ein charakteristischer Zug, da Genua dem Bundesgenossen Venedigs entgegentreten mußte — den Kaiser mit den Sicilianern in Einvernehmen setzt.

Von allem Persönlichen wird man absehen müssen; soviel aber kann meiner Ansicht nach keinem Zweifel unterliegen, daß die Feinde Karls von Anjou einander als solche kannten und aufeinander rechneten. Das Gold Kaiser Michaels, die Waffen von Aragon und die nationale Verzweiflung der Sicilianer waren nicht sowohl verschworene, als natürlich verbündete Mächte. Karl von Anjou rüstete sich zum entscheidenden Schlage gegen Byzanz; wenn er ihn ausführte, wie er vorhatte, so war nicht allein die unerträgliche Lage des sicilianischen Volkes für immer besiegelt, sondern — auch abgesehen von den Hoffnungen der Manfredischen Erben — selbst die freie Bewegung auf dem Mittelmeer jeder anderen, als der angiovinischen Macht, wer will sagen, auf wie lange verkümmert. König Pedro versammelte in Tarragona eine große Flotte, was bereits allgemeines Aufsehen erregte. Der König von Frankreich fragte besorgt: zu welchem Zwecke? Pedro entgegnete, er habe nichts vor, als was zu seiner Ehre und zum Dienste Gottes förderlich sei. Er unternahm damit eine Expedition nach Afrika, die ihn in die Nähe Siciliens führte. In diesem Augenblick erhoben sich die Sicilianer, bei Gelegenheit einer neuen Besteuerung, die zu dem Feldzuge nach Griechenland dienen sollte. Ihr Losbruch geschah aus eigenen Beweggründen und war zunächst die Antwort auf die eben jetzt aufs neue erfahrene empörende Behandlung. Für Berechnung, selbst für Überlegung war in einem solchen Moment kein Raum. Ganz sicher aber hatten sie dabei das Gefühl, einen

Freund an dem griechischen Kaiser, einen Rückhalt an dem König von Aragon zu besitzen.

Karl von Anjou befand sich in Montefiascone bei dem Papst, als die Nachricht von der Rebellion eintraf. Er betete, wenn Gott seinen Fall beschlossen habe, so möge er ihn wenigstens langsam sinken lassen. Er ruft nun ganz Italien zur Hülfe auf und begiebt sich selbst mit einem sehr beträchtlichen Heere hinüber. Er würde Messina haben erobern können, aber er wollte es der Plünderung nicht preisgeben. Indes restauriert die Stadt ihre Mauern und kann ihm dann widerstehen. Mittlerweile suchten Deputierte der Sicilianer den König Peter von Aragon in Afrika auf und boten ihm ihre Krone an, die er annahm. Er landete bei Trapani; sehr wahrscheinlich giebt Sanudo seine Truppen zu Pferde auf 600, seine Fußsoldaten auf 3000 Mann an. Die ganze Insel ging zu ihm über; er ließ sich krönen und Karl auffordern, die Belagerung von Messina aufzugeben, welches ihm, dem König Peter, gehöre. Für Karl war der Papst, Frankreich, Venedig und fast ganz Italien; aber Beistand erhielt er nicht sogleich. Er, der noch nie gewichen ist, empfindet doch bei der Nähe des Winters und dem allgemeinen Ungehorsam der Insel die Notwendigkeit, zurückzuweichen. Auch Reggio, das von ihm abgefallen war, vermochte er dann nicht zu erobern. In einer Seeschlacht an der Küste von Calabrien werden seine Galeeren von den catalanischen Pedros überwunden; es war die vornehmste That des Admirals Roger de Loria. Pedro blieb Meister von Sicilien, wo nun auch Konstanze als die wahre Erbin anlangte.

Charakteristisch für die Sitte der Zeit ist es, daß Karl von Anjou seinen Gegner zum Zweikampf herausforderte. Denn er selbst besitze das Königreich Sicilien legitim; er habe es „von unserer heiligen Mutter, der Kirche", erhalten und durch zwei Schlachten erobert. Gegen den König von Aragon habe er keine Feindseligkeit begangen und seine Unterthanen nicht verführt, was umgekehrt Peter gethan habe. Dem König von Frankreich habe jener auf dessen Anfrage sein Wort gegeben, kein christliches Reich angreifen zu wollen; er habe es nun doch verräterischer Weise gethan. Mit dem Schwert wolle er, Karl, die Gerechtigkeit seiner Sache beweisen, deshalb fordere er den Feind zum Zweikampf. Don Pedro erwiderte, er sei nur zur Unterstützung unterdrückter Vasallen gekommen; er nehme die Herausforderung an. König Karl war sehr ernstlich entschlossen; minder, wie es scheint, König Peter, doch fand auch er sich in Bordeaux ein, wo der Zweikampf stattfinden sollte. Allein der Papst war ganz dagegen; denn wie sollte er die Appellation an ein Gottesurteil gutheißen in einer Sache, die für ihn und durch ihn ohnehin entschieden war? Karl starb 1285, indem er sich zu neuem Kriege rüstete. Schon hatte jedoch Roger de Loria den Neapolitanern im Juni 1284 im Golf von Neapel eine zweite Niederlage beigebracht. Auch Papst Martin IV. und König Peter selbst sind 1285 gestorben. Aber die Söhne des letzteren behaupteten Sicilien; der jüngere, Friedrich II., wurde

1296 in Palermo gekrönt und stiftete dort eine selbständige Herrschaft neben Aragon.

Karl von Anjou kann als eine Inkarnation des mit der Kirche verbundenen Rittertums gelten. Er glaubt an das Recht der Hierarchie, dem er durch die Waffen Nachhaltigkeit giebt. In ihm repräsentiert sich zugleich der antikaiserliche, aber weltliche Gedanke der Kirche. Welch eine Aussicht für Rom, wenn er das lateinische Kaisertum in Byzanz erneuert hätte! Selbst für den Orient aber hätten sich andere Geschicke erwarten lassen. Ptolemais würde den Mameluken besser widerstanden, der Rest des Reiches Jerusalem sich noch länger gehalten haben. So große Bedeutung hatte die sicilische Vesper. Und war es nicht an sich ein epochemachendes Ereignis, daß ein Volk sich im Widerspruch mit den Geboten Roms einen König zu setzen wagte? Die Restauration des griechischen Kaisertums ist das erste, die Empörung Siciliens das zweite Moment der Verluste des Papsttums in der gewaltigen Stellung, die es seit Innocenz IV. eingenommen hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Päpste und das deutsche Reich von der Absetzung Friedrichs II. bis zur Schlacht auf dem Marchfelde.

Das eigentliche Kaisertum, wie es von Karl dem Großen gegründet, von Otto dem Großen erneuert, von den Saliern festgehalten, von den Hohenstaufen eigentümlich ausgebildet wurde, war mit Heinrichs VI. Tode von den Päpsten zu Grunde gerichtet worden. An eine Fortsetzung des Reiches im früheren Sinne konnte nicht gedacht werden, sobald das alte Geschlecht vernichtet ward. Indes konnte die Würde selbst nicht vernichtet werden; die übrige Welt, besonders aber Deutschland bedurfte ihrer. Der vornehmste Gedanke der Päpste war nun, sie in ihrem Sinne zu leiten. Die Besetzung des kaiserlichen Throns war ein konstanter Gesichtspunkt ihrer Politik. Und da nun vor allem die geistlichen Fürsten die Initiative bei dieser Besetzung hatten, wenngleich immer mit Teilnahme einiger weltlicher, so hatte das geistliche Interesse hiebei den größten Spielraum. Worauf es indes im besonderen ankommt, das ist die Erkenntnis der verschiedenen Gesichtspunkte der einzelnen Päpste; denn man darf ihre Politik nicht als eine einzige, immer konsequent vorwaltende betrachten; sie wechselt sehr nach den Persönlichkeiten und Umständen. Und immer muß man sich vergegenwärtigen, daß sie die Christenheit als eine Einheit betrachteten, in welcher sie nach ihrem Belieben das Auseinanderliegende verbinden konnten.

Bei Innocenz IV. nun können wir nicht zweifeln, welches sein Gesichts-

punkt war. Er suchte den Hohenstaufen, die ja noch existierten, Gegenkönige zu erwecken. Zuerst gelang es ihm mit der Durchführung der von ihm angekündigten Absichten eben in Deutschland. Was hier am meisten wirkte, war die Anklage des Unglaubens. In alle Welt schrieb der Papst, der Kaiser habe Moses, Jesus und Mohammed für drei Betrüger erklärt: wenn sie ihn hörten, so wolle er der Welt eine bessere Form zu leben vorschlagen. Matthäus Paris versichert, jeder würde gegen Friedrich ins Feld gezogen sein, wenn nicht auch das fernere Anwachsen der päpstlichen Macht schon gefürchtet worden wäre. Der päpstliche Legat wandte sich an den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, der, da Hessen von Lothar mit Thüringen vereinigt war, als einer der mächtigsten Herren angesehen werden konnte; er besaß auch Rechte im Eichsfelde. Er nannte sich Prokurator des heiligen Reichs in Deutschland, wozu ihn Friedrich einst ernannt hatte. Anfangs weigerte er sich, weil er sich doch nicht für mächtig genug hielt; aber der Papst sandte ihm 25 000 Mark Silber. Andere Skrupel besiegte sein dominicanischer Beichtvater.

Mit unglaublicher Anmaßung kündigte Innocenz den deutschen Fürsten an, daß Heinrich das Reich anzunehmen bereit sei, und gebot ihnen gleichsam die Wahl: einmütig, unverzüglich, zum Erlaß ihrer Sünden. Der vornehmste Vorfechter der Kirche war auch diesmal Albert der Böhme, Archidiakon von Passau. Die Wahl geschah hierauf (22. Mai 1246) hauptsächlich durch die geistlichen Fürsten, jedoch nicht ohne Anteil der weltlichen, von denen allerdings nur zwei dabei waren. Alles war eben unregelmäßig. Besonders wirksam war der Einfluß des Erzbischofs von Mainz, Sigfrid von Eppstein. Allein noch war ein Sohn Friedrichs, der zu seinem Nachfolger designiert war, Konrad IV., zugegen, und dieser war keineswegs gemeint, seine oder seines Vaters Rechte aufzugeben. Heinrich zog ihm mit einem Heere, das sich mit dem Kreuz bezeichnet hatte, entgegen, schlug ihn wirklich bei Frankfurt und zog dann, von manchen Großen unterstützt, nach Süddeutschland. Zunächst widersetzte sich ihm hier der Herzog von Bayern; die größte Opposition aber fand er bei den Städten, die fast überall in Zwiespalt mit ihren Bischöfen, unmöglich diesen den Sieg wünschen konnten.

Heinrich Raspe starb bei seiner Rückkehr 1247, ehe er diesen Widerstand besiegen konnte. In Wilhelm von Holland fand der Papst einen neuen, nicht minder kriegsbereiten Anführer; dieselben Fürsten, die Heinrich Raspe gewählt hatten, wählten auch ihn, unter Vermittelung des Legaten des apostolischen Stuhls, wie die Gesta Trevirorum sagen. Dieser Legat war Peter von Capoccio; er hatte dazu ein Konzil nach Neuß berufen. Denn wie die allgemeinen, so dienten auch die Provinzialkonzilien dem päpstlichen Machtgedanken. Das Concilium war selbst der Wahltag. Der Graf von Holland war des Papstes eigene Wahl; er bezeichnet ihn 1254 als den von seinen eigenen Händen Gepflanzten. So versäumte er auch nichts, um ihn aufrecht zu erhalten. Er suchte die Feindseligkeiten beizulegen, welche ihm hätten gefährlich werden können. Die Bischöfe, die ihm widerstanden,

fordert er persönlich vor sein Gericht. Andere ermahnt er, einen Kreuzzug gegen Friedrich zu predigen. 1252 hielt Wilhelm einen Reichstag zu Frankfurt, wo er alle die ihrer Lehen beraubt, die ein Jahr nach seiner Krönung in Aachen sie noch nicht von ihm empfangen, und Konrad sein Herzogtum Schwaben und alle seine Besitztümer abspricht. Dadurch, daß der mächtige Papst dies bestätigte, bekam es erst Bedeutung. Auch Wilhelm konnte zuweilen dem Papst einen Dienst erweisen; wie wenn er Ezzelin da Romano in die Acht erklärte (1250). 1254 ward Wilhelm aufgefordert, zur Ausführung der Exkommunikation der in Neapel Gebannten beizutragen; er sollte allen, die von diesen Lehen trügen, gebieten, sie zurückzunehmen.

Nach dem Tode Konrads IV. ward Wilhelm auch von den Städten anerkannt, die bisher noch an den Hohenstaufen festgehalten hatten, z. B. von Frankfurt. Allein eine wirkliche Gewalt konnte der Pfaffenkönig — so nannte man ihn — in den oberen Landen nicht ausüben. Seine Regierung hat höchstens darin einen Wert, daß sie durch ihre Schwäche die überall emporkommende Autonomie zu patriotischer Selbsthülfe anregte. Die Städte schlossen einen Bund zur Aufrechterhaltung des Landfriedens. Der König stellte ihnen einen Reichsjustitiar an die Seite; sie selbst aber brachten das für den gemeinnützigen Zweck erforderliche Geld zusammen. Dem König Wilhelm selbst kam seine durch die Krone vermehrte Autorität in den kleinen niederländischen Fehden zu gute. Indessen, indem er hier die Ideen des Reiches wieder ausbreiten, die Friesen zur Zahlung eines Zehnten nötigen will, ereilt ihn sein Geschick. Mit allem Apparat des ausgebildeten Rittertums suchte er im Jahre 1256 die Friesen auf dem Eise heim, auf starkem Pferde, in schwerer Rüstung. Die Friesen erwarteten ihn in ihren leinenen Röcken mit Wurfspießen und dänischen Äxten. Sie wichen nach leichtem Gefecht zurück und lockten ihn in die Rohrbüsche, wo das Eis am schwächsten war. Das Eis brach unter seinem Pferde; das Tier warf ihn ab. In diesem Moment kamen sie herbei. So sehr er auch um sein Leben bat, ward er doch erschlagen (28. Januar 1256).

Es war das ein schwerer Verlust für den Papst, der die Furcht hegte, man würde nun doch den Sohn Konrads, den jungen Konradin, wählen. In einem Schreiben an den Erzbischof von Mainz führte er aus, wie das hauptsächlich deswegen nicht geschehen dürfe, weil in diesem Geschlechte die Bosheit forterbe. Von Alexander IV. wissen wir, daß er den Gesichtspunkt Innocenz' IV. festhielt, aber ohne die Energie, die dazu gehört hätte, ihn zu realisieren. Er hielt darüber, daß kein Hohenstaufe gewählt ward, sonst aber ließ er den Wählern etwas mehr freie Hand. Daß diese jedoch auf Richard von Cornwallis verfielen, geschah wenigstens ganz im Zusammenhang mit der sonstigen Haltung des römischen Stuhles. Im allgemeinen schwankte damals die päpstliche Politik zwischen England und Frankreich. Allein England war die reichste Fundgrube für die päpstliche Schatzkammer, und der Papst konnte von einem Plantagenet wie dem schwachen und leichtbeweg-

lichen Heinrich III. mehr Fügsamkeit erwarten, als von dem religiös strengen Capetinger Ludwig IX. Für die Vergabung des Königreichs Sicilien hatte die Kurie ihr Augenmerk auf einen Sohn Heinrichs III., Edmund, gerichtet. Es war ein leichter Übergang, wenn nun für die deutsche Krone der Bruder Heinrichs, der Graf Richard von Cornwallis bestimmt wurde. Sicilien selbst sollte natürlich unter keinen Umständen mit dem deutschen Reiche vereinigt werden. Aber das eine wie das andere an zwei Prinzen des englischen Hauses zu geben, erschien bei der damaligen Lage als eine nützliche Kombination.

Was dem Papste genehm sein konnte, fand jedoch in Deutschland auch an sich aus anderen Erwägungen Unterstützung. Noch bestand ja dort die alte Parteiung, wenn auch in verschobenen und abgeblaßten Umrissen. Im Anfang des Jahrhunderts hatten Franzosen und Hohenstaufen gegen Engländer und Niederdeutsche zusammengestanden. Es ist nicht so wunderbar, wenn nun der Erzbischof von Köln, der Erbauer des Domes, Konrad von Hochstaden, der bei der Einsetzung der beiden letzten Könige eine Hauptrolle gespielt, seine Augen wieder auf einen englischen Prinzen wandte. Richard von Cornwallis galt übrigens für einen der tapfersten Ritter. Sein Bruder, König Heinrich III., war umsomehr damit einverstanden, weil die Franzosen ebenfalls nach der deutschen Krone trachteten. Rein eine Geldsache war es also nicht, wenn Richard von Cornwallis gewählt ward, obgleich Geld gezahlt wurde, wovon der Erzbischof von Köln das meiste erhielt. Der König von England versäumte nicht, auch von sich aus in Rom für seinen Bruder zu wirken. Ohne Zweifel gab der Papst Alexander ihm seine Zustimmung zu erkennen.

Die Sache erinnerte aber eben doch zu sehr an die alte niederdeutsch-englische Verbindung, als daß sie im übrigen Deutschland ganz ohne Widerspruch hätte durchgehen können. Der Erzbischof von Trier setzte sich dem kölnischen entgegen und ließ ihn und die übrigen Anhänger Richards, die im bewaffneten Zuge zur Wahl nach Frankfurt ritten, nicht in die Stadt. Richard von Cornwallis wurde deshalb am 13. Januar 1257 außerhalb Frankfurts gewählt. Dagegen erwählte oder ernannte vielmehr der Erzbischof von Trier selbst den König Alfons X. von Castilien. Es erhellt noch nicht genau, wie man dazu kam. Das entscheidende Moment war indes ohne Zweifel, daß Alfons, wie erwähnt, ein Enkel König Philipps von Hohenstaufen war. Einige Städte, z. B. Speier und Worms, waren immer für ihn, so daß man sagen muß, daß die Hohenstaufen in Deutschland nicht vollkommen unterdrückt wurden. Alexander IV. zeigte sich auch diesmal als ein schwacher Fortsetzer Innocenz' IV. Er hatte Konradins Wahl unbedingt verboten, diesen staufischen Seitenverwandten aber nicht namentlich ausgeschlossen. So ließ er denn auch diese Wahl ohne Widerspruch geschehen. Daß der Erzbischof von Trier von Frankreich, das natürlich in Erinnerung an Bouvines zur Wahl Richards scheel sehen mußte, Geld empfing, ist nach

Matthäus Paris, bei dem wir über die damaligen deutschen Angelegenheiten fast die besten Nachrichten finden, unleugbar.

Es waren gemeineuropäische Wahlen. Nie war Deutschland von nationaler Haltung entfernter: man wollte eben fremde Könige, die sogut wie keine waren. Alfons ist nie im Reiche erschienen; aber auch Richards Thätigkeit daselbst war gleich Null. Von fünfzehn Regierungsjahren brachte er wenig mehr als ein Viertel in Deutschland zu. Im Reich bildeten sich die Territorialgewalten aus, oder man schützte sich durch Bündnisse. Ein Zustand von Autonomie stellte sich her, bei dem man einen König kaum brauchte. Richard von Cornwallis war in den Rheinlanden anerkannt, auch hat er einmal einen Reichstag gehalten; in dem übrigen Deutschland wußte man kaum etwas von ihm. Er mußte ausdrücklich auf den Gehorsam der Städte Verzicht leisten für den Fall, daß ihm der Papst einen anderen Bewerber vorziehe. Mit der Kirche wollte man sich hierüber nicht in Streit einlassen. Zwischen Alfons und Heinrich von England kam es zu einer anzüglichen Korrespondenz, die aber im Sande verlief. Die Plantagenets, die als Herren der Gascogne an den Pyrenäen mit Castilien sich berührten, konnten es um Frankreichs willen nicht mit ihm verderben.

Auch Alfons machte seine Sache bei der Kurie anhängig, und der Streit der beiden Gegenkönige wurde dort fast in den Formen eines Prozesses lange Zeit erwogen. Die Päpste hielten sich im ganzen leidlich unparteiisch: wiewohl eigentlich anerkannt nur Richard ward, erhielt doch auch Alfons von ihnen den Titel eines erwählten römischen Königs. Zumal solange Konradin lebte, durfte die Kurie die Wahl des Castilianers nicht geradezu für nichtig erklären, weil sonst eben jener echte Staufer von dieser Partei erhoben worden wäre. Die Verhandlungen, an sich leer und ohne Ergebnis, sind höchstens dadurch merkwürdig, daß in ihnen die Beschränkung des Wahlrechts auf eine kleine Zahl von nunmehr eigens sogenannten Kurfürsten, die sich soeben faktisch herausgebildet hatte, von der einen und der anderen Seite als eine rechtliche Institution behandelt ward, so daß sie sich bei Gelegenheit der nächsten Wahl bereits in ziemlich festen Formen ausprägen konnte. Im übrigen begreift man ganz wohl, warum Päpste wie Urban IV. und Clemens IV. den Zwiespalt im deutschen Reich als eine mindestens gleichgültige Erscheinung betrachteten. Die Dienste, welche sonst ein befreundetes Kaisertum dem römischen Stuhle erwiesen hatte, wurden ihm damals von Karl von Anjou geleistet. Allein es traten Zeiten ein, in denen ein solcher Zustand doch selbst in Rom als unzuträglich erscheinen mußte.

Ich komme nochmals auf jenen Kreuzzug gegen Tunis zurück, welchem, nachdem er dort im wesentlichen verunglückt war, Karl von Anjou eine Wendung nach Konstantinopel zu geben suchte, bis der Schiffbruch bei Trapani die Ausführung auch dieses Planes vereitelte. An diesem Zuge hatten sich außer den Franzosen auch die Engländer beteiligt, unter Führung Eduards, ihres Kronprinzen, neben welchem ein Vetter, Heinrich, Sohn

Richards von Cornwallis, erschienen war. Ein gutes Verständnis aber bestand zwischen ihnen und den Franzosen nicht. Die Engländer mißbilligten sowohl den mit Tunis geschlossenen Frieden, wie die Absicht, Konstantinopel anzugreifen. Allen Einreden zu Trotz zog Prinz Eduard, von Palermo aus, doch noch selbstständig nach Accon weiter; Heinrich dagegen begleitete die Könige von Frankreich und Sicilien nach Viterbo, wo damals die Kardinäle über eine neue Papstwahl — denn Clemens IV. war gestorben — nicht einig zu werden vermochten. Dort aber stieß er mit Guido, dem Sohne des Grafen Simon von Montfort zusammen. Wir werden Simons von Montfort, jenes großen Führers der Barone, der dem Parlament von England seine welthistorische Gestalt gegeben hat, im Zusammenhange der englischen Geschichte zu gedenken haben. Nachdem er in der Schlacht bei Evesham gegen König Heinrich III. und den Prinzen Eduard tapfer fechtend umgekommen, war sein Leichnam schändlich mißhandelt worden. In Guido kochte, wie sich denken läßt, Rachsucht. Er suchte den Prinzen Heinrich, dem er doch wohl eine persönliche Schuld beigemessen haben muß, in einer Kirche auf. Heinrich flüchtet an den Altar; Guido ruft ihm zu: du hattest kein Erbarmen mit meinem Vater! Er stößt ihn am Altare nieder und schleift seine Leiche an den Haaren aus der Kirche (13. März 1271). Man sieht, die entsetzliche heidnische Blutrache durchbrach noch einmal gewaltsam die christlichen Ideen der ritterlichen Kultur. Der Mörder, dem es gelang, straflos zu entkommen, war ein begünstigter Anhänger Karls von Anjou, weshalb Prinz Eduard sogar an dessen Mitschuld geglaubt hat. Jedenfalls wuchs die Spannung und wirkte, wie es scheint, selbst auf den Ausfall der Papstwahl ein.

Unter den Kardinälen war die Parteiung so stark, daß man zu einer unmittelbaren Wahl nicht schreiten konnte. Man traf endlich die Auskunft, einem Ausschuß von sechs sogenannten Kompromissarien die Vollmacht zur Wahl eines Papstes zu erteilen, sei es aus der Zahl der Kardinäle, sei es außerhalb des Kollegs. Diese vereinigten sich nun auf einen Italiener, Thedald Visconti von Piacenza, vordem Archidiakon in Lüttich, welcher damals im Orient weilte. Sie wählen ihn, wie sie sagen, wegen des guten Rufs, den ihm sein Wandel verschafft habe, in der Hoffnung, die Kirche werde unter ihm in ihren früheren gedeihlichen Zustand zurückkehren, und es werde durch ihn insbesondere auch die Sache des heiligen Landes einen glücklichen Ausgang gewinnen; denn er habe ja die dortige Lage mit eigenen Augen gesehen. Thedald war nun lange in England gewesen und von da nach dem Orient gegangen; in Ptolemais war er mit dem Prinzen Eduard zusammengetroffen und hatte sich ihm angeschlossen. Ein näheres Verhältnis zu besonderen englischen Interessen dürfte niemand hieraus ableiten; aber soviel ist klar, daß der Gewählte, der den Namen Gregor X. annahm, von Haus aus dem Kreise der angiovinischen Beziehungen freier gegenüberstand.

Seine Wahl erinnerte auf der einen Seite an die Urbans IV.: auch diesmal ward ein Mann auf den päpstlichen Stuhl erhoben, der dem Kollegium der Kardinäle nicht persönlich angehörte; auch diesmal stand dabei die Angelegenheit des Orients im Vordergrund; beidemale handelte es sich um eine Abweichung von der bisher vorherrschenden Tendenz. Jetzt aber bedeutete das eben eine der Politik Urbans und seines Nachfolgers Clemens entgegengesetzte Wendung. Diese hatten das Heil einzig in dem Bunde mit den Provencalen und mit Frankreich gesehen; Gregor X. hoffte dagegen eine universale Verbindung aller Parteien zustande zu bringen.

Unverzüglich kehrte Gregor aus dem Osten nach Italien zurück. Er vermied Rom, wo er zu sehr an dem Geschäft gehindert zu werden fürchtete, das ihm fast ausschließlich am Herzen lag. Er ging vielmehr nach Viterbo und hielt dort acht Tage lang Rat darüber, was zur Rettung des heiligen Landes zu thun sei, dessen gänzlicher Verlust bei der wachsenden Macht der Mamelucken ohne starke Hülfsleistung unvermeidlich schien. Sein Schreiben an den Prinzen Eduard drückt das lebendigste Gefühl für jene Zustände aus, ebenso all seine übrigen Erlasse. Wir wissen bereits, daß er sich dazu entschloß, ein neues Konzil nach Lyon zu berufen, um nach alter löblicher Gewohnheit wegen der Hülfe für das heilige Land, sowie wegen alles anderen, was das Seelenheil angehe, in gemeinsamer Beratung Fürsorge zu treffen. Von vornherein war es dabei auf Verhandlungen mit Kaiser Michael abgesehen. Der Palaeologe hatte schon vor Jahren dem Könige von Frankreich angezeigt, sein Volk sei bereit, zum Gehorsam der katholischen Kirche zurückzukehren; Ludwig IX. sollte dabei als Vermittler fungieren. Dieser aber hatte eine solche Rolle abgelehnt, denn nur der Papst sei das Haupt des mystischen Körpers der Kirche. Gregor X. nahm nunmehr die Sache selbst in die Hand; er fand es unrecht, daß Venedig ohne sein Vorwissen mit dem griechischen Kaiser in Unterhandlung getreten war. Er forderte den König von Sicilien auf, den Gesandten Michaels auch seinerseits keine Hindernisse in den Weg zu legen. Indem nun der Papst alle Anstalten traf, um sein Vorhaben ins Werk zu richten, war am 2. April 1272 Richard von Cornwallis gestorben, der noch in seinem Testament eine große Summe für den Kreuzzug ausgesetzt hatte. Die Frage der Wiederbesetzung des deutschen Thrones trat an die Welt und vor allen eben an Gregor X. heran. Wie er sich dazu verhielt, begreift man aus den oben dargelegten Umständen seiner Erhebung und seiner ganzen Lage.

Alsbald meldete sich König Alfons von Castilien. Er meinte, durch den Tod seines Nebenbuhlers ohne weiteres in den Besitz des Kaisertums zu gelangen, wie einst Otto IV. nach der Ermordung Philipps von Schwaben. Er forderte den Papst auf, einen Termin für die Krönung anzusetzen, zu der er sich nach Rom begeben wollte. Zugleich jedoch geberdete er sich als den Schutzherrn der Ghibellinen in Italien, die auch ihrerseits ihre Hoffnungen an ihn knüpften. Er ersuchte Gregor, alles das zu widerrufen, was zu

Gunsten des Königs Karl von Neapel in Toscana festgesetzt sei, wo derselbe durch Clemens IV. zum Reichsvicar ernannt worden war. Gregor X. war kein unbedingter Freund der angiovinischen Macht, aber wie hätte er hierauf eingehen sollen? Nichts konnte ihm widerwärtiger sein, als den alten Parteikampf in Italien neu erweckt zu sehen. Er wies daher das Ansinnen des Castilianers überhaupt zurück. Aus dem Tode Richards sei diesem keinerlei Recht zugewachsen. Die Thronfrage könne nicht entschieden werden, ohne daß die Wähler Richards befragt würden; denn eben diese, die Kurfürsten, besäßen, wie er von jedermann höre, das Recht, über die Wahl zu entscheiden. Wie die Prokuratoren Alfonsos bei ihren Forderungen, so blieben Papst und Kardinäle bei ihrer abschlägigen Antwort stehen.

Indem aber zeigte sich noch ein anderer Bewerber von der entgegengesetzten Seite. König Philipp III. von Frankreich, der Neffe Karls von Anjou, trug sich ernstlich mit der Absicht, das Reich an sich zu bringen, und wandte sich dementsprechend ebenfalls an Gregor. Es trifft sehr zum Ziel und ist vollkommen korrekt, wenn dieser ablehnte, ihm seinen Rat dafür zu erteilen; er versicherte, es würde ihn freuen, wenn Philipps Wahl zustande käme; allein seine Hülfe könne er dazu nicht gewähren, denn es lasse sich vieles, wie dafür, so auch dagegen sagen. In der That konnte er natürlich diese Eventualität ebensowenig anstreben; denn das capetingische Haus, d. h. doch vornehmlich Karl von Anjou, wäre so erst recht zur Übermacht in Europa erhoben worden, wodurch wieder der Wunsch Gregors nach einer Aussöhnung mit den Griechen und somit sein ganzes, auf den orientalischen Kreuzzug gerichtetes Trachten vereitelt werden mußte. In dieser Situation konnte ihm nichts willkommener sein, als ein selbständiges Vorgehen der deutschen Wähler, von denen sich eine Entscheidung für Philipp von Frankreich doch nicht erwarten ließ. Wie Gregor in seinem Bescheid an Alfons das Recht der Kurfürsten ausdrücklich anerkannt hatte, so ließ er ihnen bei der Ausübung desselben nicht nur freie Hand, sondern räumte auch die Hindernisse, die sich ihrer Einigung entgegenstellten, bereitwillig aus dem Wege.

Als der vornehmste unter den rein deutschen Kurfürsten war der Bayernherzog Ludwig der Strenge von der Pfalz zu betrachten: der aber befand sich noch als ehemaliger Beschützer Konradins im Banne. Es war ein fernerer wichtiger Akt Gregors, daß er sich entschloß, ihn davon zu lösen; mit Entschiedenheit wich er dadurch von dem Verhalten Clemens' IV. ab. Ludwig konnte nun erst als Wähler auftreten; mit den rheinischen Erzbischöfen, unter denen der Mainzer, Werner von Eppstein, sich am eifrigsten und thätigsten bewies, setzte er sich in das engste Vernehmen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, aus dem ascanischen Hause, die sich anfangs zurückgehalten, schlossen sich dann gleichfalls den übrigen an. Dagegen gelang es nicht, den mächtigen Ottokar von Böhmen zur Teilnahme herbeizuziehen. Die gewaltige Stellung, die derselbe, zumeist doch auf Kosten des

Reichs, in dessen östlichen Marken eingenommen, ließ ihn eine Widerherstellung des deutschen Königtums nur unter der Bedingung wünschen, daß die Wahl auf ihn selber fiele. Sehr deutlich tritt diese Absicht in einem Schreiben seines Vertrauten, des Bischofs Bruno von Olmütz hervor, welches dieser in Erwiderung der Einladung zum Konzil an Papst Gregor X. richtete. Der Bischof macht darauf aufmerksam, daß nicht nur im heiligen Lande, sondern auch an den deutschen Grenzen die Christenheit in Gefahr sei. Den Kumanen in Ungarn, dem schismatischen Rußland, den Heiden in Preußen und Litauen gegenüber, von denen die polnischen Bistümer zerstört würden, leiste Böhmen allein festen Widerstand. Daneben herrsche in Deutschland die größte Verwirrung; die Fürsten wünschten ein Oberhaupt und zwar ein kluges, aber sie scheuten seine Macht. Er aber halte gerade die Macht eines Einzigen für das beste; ihrem Mißbrauch ließen sich ja Schranken setzen. Betrachtungen von großer Bedeutung für die allgemeine, wie für die deutsche Lage; dennoch verfehlten sie ihres praktischen Zweckes. Gregor war an sich nicht geneigt, König Ottokar zu begünstigen, da dieser durch einen neuen Krieg mit Ungarn in diesem Augenblick den allgemeinen Frieden störte; überdies hatte der Papst die Wahl eben dem eigenen Ermessen der Deutschen überlassen. Die deutschen Fürsten aber wollten keinen Slaven zum König und allerdings — darin sah Bischof Bruno recht — auch keinen so mächtigen Herrn, wie Ottokar war.

Dieser letzte Einwand nun ließ sich auch gegen eine Wahl des Pfalzgrafen Ludwig geltend machen, von der eine Zeitlang wirklich die Rede war. Zudem schien er wohl zu enge mit den besonderen staufischen Erinnerungen verknüpft, als daß man hätte erwarten dürfen, daß sich alle Stimmen auf ihn vereinigen würden. Auf eine einhellige Wahl aber kam alles an, wenn die bisherige Spaltung überwunden werden sollte; die Städte vom Mittelrhein und der Wetterau hatten eine solche geradezu als Bedingung für ihren Gehorsam gefordert. Indem man dann unter den geringeren Herren Umschau hielt, erschien Graf Rudolf von Habsburg als der geeignetste Mann: unter seinesgleichen der angesehenste, in den oberen Landen von den Schweizer Alpen bis ins Elsaß begütert und vielvermögend, bereits bei Jahren, bewährt als tapfer und klug. Ganz besonders soll sein Verwandter und Kriegsgefährte, Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, die Aufmerksamkeit der Kurfürsten auf ihn gelenkt haben. Der Erzbischof von Mainz ward ohne Zweifel deshalb rasch für ihn eingenommen, weil der ritterliche Graf ihn nach Italien und wieder zurück geleitet hatte, als er wegen seiner Konfirmation eine Reise an den römischen Stuhl unternahm. Er erklärte, Großmut und Weisheit seien wichtiger, als Macht, und brachte die beiden anderen Erzbischöfe auf seine Seite.

Da fragte sich nun, was die übrigen Fürsten bewegen konnte, diesen Vorschlag anzunehmen. Sehr bezeichnend ist, daß Pfalzgraf Ludwig von Bayern, der eine Blutschuld auf sich geladen hatte, eine Garantie dafür

suchte, daß diese nicht an ihm gerochen würde; der Graf von Habsburg war in der Lage, sie zu geben. Es fand sich, daß Rudolf mehrere Töchter hatte, die er an die mächtigsten Reichsfürsten vermählen konnte; drei von ihnen wurden für die Kurfürsten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg bestimmt. Eine Eheberedung, nach deutschem Ausdruck, war die vorläufige Wahlbedingung. Sie ward so gewiß, wie nur thunlich, abgemacht. Die weltlichen Kurfürsten ließen dergestalt die Rechte des Reiches nur an einen solchen übergehen, mit dem sie alle selbst in enge Verbindung traten. Übrigens konnte sich Graf Rudolf von Habsburg an Adel allenfalls mit ihnen vergleichen. Die Wittelsbacher wie die Ascanier waren doch erst auf den Trümmern der welfischen Besitztümer zu ihrer Machtstellung erhoben worden. Die Habsburger verdankten ihr Ansehen gleichfalls Kaiser Friedrich I. Es waren alles getreue Anhänger der Hohenstaufen gewesen; auch jener Burggraf von Nürnberg, der den Mittelsmann abgab, gehörte dem nämlichen Kreise an.

Nachdem Gregor X. noch einmal zur Eile ermahnt hatte, ward die Wahl am 1. Oktober 1273 in Frankfurt vollzogen; am 24. empfing Rudolf zu Aachen die königliche Krone. Es entsprach der Sachlage, daß den Kurfürsten durch das von nun an regelmäßige Institut der Willebriefe, wodurch sie ihre Genehmigung namentlich bei der Verleihung von Reichsgut aussprachen, ein bestimmter Anteil an der Regierung eingeräumt ward. Denn eigentlich waren sie zuerst, noch ehe das neue Königtum vorhanden war, durch den Papst als die Inhaber und Verwalter der Rechte des Reiches anerkannt worden: ein rühmlicher Ursprung ihrer Befugnis, von hoher nationaler Bedeutung. Eine solche muß man überhaupt der ganzen Begebenheit entschieden zuerkennen. Die Wahl Rudolfs erscheint allerdings von der einen Seite noch als die Fortsetzung jener Eingriffe in die Leitung der deutschen Dinge, welche sich das Papsttum seit Innocenz IV. herausgenommen; auf der anderen bezeichnet sie nicht minder deutlich ein bewußtes Einlenken der hierarchischen Politik. Universale Erwägungen bestimmten Gregor X., in diesem Falle dem nationalen Momente Raum zu geben; die päpstliche Weltherrschaft fand es in ihrem Interesse, um sich selbst von dem Drucke der angiovinischen Macht zu befreien, dem deutschen Reich ein gewisses Maß von Freiheit wiederzuerstatten.

Es war vor allem ein Friedensschluß. Der Hergang beruhte im einzelnen, wie wir sahen, auf einer Transaktion zwischen Rom und der alten staufischen Partei in Deutschland. Die Personen bleiben, die Ansprüche fallen auf beiden Seiten. Es entsprach der Lösung des über die Anhänger Konradins verhängten Bannes, daß der neue König nun für alle Feinde des Kaisers Friedrich Amnestie verkündigte. Und natürlich mußte Rudolf nun auch die Rechte der Kirche in weitestem Umfange anerkennen. Hatte doch der Erzbischof von Mainz schon als ein Hauptmotiv der Wahl die bedrängte Lage der Kirche hervorgehoben: die Schlüssel Petri, sagt er, werden gering

geschätzt, die Freiheit der Kirchen wird verachtet und mit Füßen getreten. Rudolf selbst erklärte, er habe die Krone angenommen aus Ehrfurcht gegen die heilige Mutter Kirche und zur Stütze des katholischen Glaubens. Unter seinen Versprechungen ist es wohl die vornehmste, daß er auch das Reich zur Anerkennung der von Otto IV. und Friedrich II. — versteht sich in den Zeiten ihrer Ergebenheit gegen den römischen Stuhl — gemachten Verheißungen bewegen wolle. Er erweitert nun noch die Zugeständnisse jener beiden Vorgänger, die jetzt erst, von ihm gewährleistet, eine wirkliche Bedeutung erhalten. Ich glaube sie als die Grundlage der späteren Verhältnisse zwischen dem Reich und der Kirche ansehen zu dürfen. Es sind vor allem: die vollkommene Freiheit der geistlichen Wahlen, die Freiheit der Appellation an den römischen Stuhl, und das Privileg, daß alles Geistliche von jeder Besteuerung ausgenommen werden solle.

Auf seinem Konzil zu Lyon im Jahe 1274 nahm Gregor X. die Sendboten Rudolfs an und wies die Alfonsos als vermeinten römischen Königs von der Hand. Dagegen bestätigte ihm Rudolf die Versicherungen der früheren Kaiser über den Kirchenstaat, erkannte Karl von Anjou als König von Sicilien an und schloß einen Vertrag mit ihm. Der Papst ist sehr glücklich, daß er einen so friedlichen Sinn beweise. Auf dieser Grundlage konnte dann das Reich sich besser entwickeln. König Alfons, der die hohenstaufischen Ansprüche, z. B. auf Schwaben, festhielt, wurde von dem Papst wiederholt aufgefordert, seine Prätension an das Reich fallen zu lassen. In einer persönlichen Zusammenkunft zu Beaucaire hat er es versprochen, so sagt wenigstens Rainaldus; doch erweisen damalige Erlasse in Italien, z. B. an Pavia, daß der König von Castilien immer sehr aufgeregt gegen den Papst blieb, der für ihn kein Richter sei, sondern ein Tyrann. Als er von jener Zusammenkunft zurückkehrte, hat er dennoch den Titel weitergeführt. Der Papst drohte ihm mit der Exkommunikation. So bedrohte Philipp III. Deutschland einmal mit Krieg; der Papst erinnerte ihn an die vorliegenden großen Angelegenheiten, um ihn abzumahnen. Im Oktober 1275 hatte er eine Zusammenkunft mit König Rudolf zu Lausanne, bei welcher dieser das Kreuz nahm. Auf die große Schwierigkeit, die trotz alledem noch übrig blieb, den Widerspruch des Königs Ottokar von Böhmen, werden wir alsbald in ausführlicher Betrachtung zurückkommen.

Am 6. Januar 1276 starb Gregor X. Ottokar Lorenz meint, daß seine Thätigkeit ohne alle tieferen Erfolge geblieben sei. Ich urteile anders. Sein Werk ist die Wahl Rudolfs, worin doch die Begründung einer neuen Epoche für das deutsche Reich liegt, das sich fortan mehr mit den inneren eigenen Angelegenheiten, als mit den großen italienischen Kämpfen beschäftigen konnte; ebenso geht auf ihn zurück die Ausgleichung der geistlichen und weltlichen Rechte des Kaisertums und des Papsttums. War das nun eine, zwar in der Sache liegende, aber doch vornehmlich auf persönlicher Friedfertigkeit beruhende Tendenz? Oder geschah es aus Grundsatz, gemäß einer Idee des

Gleichgewichts der Mächte überhaupt? Ich glaube, es war weder das eine, noch das andere. Der Papst lebte und webte in dem einen Gedanken, dem heiligen Lande Hülfe zu bringen. Wie sein Lebensbeschreiber sagt: er gedachte, sich sogar persönlich dahin aufzumachen. Zu diesem Zwecke wollte er sich zugleich mit dem römischen König und den Königen von England und Frankreich vereinigen. Dazu war aber notwendig, den Frieden nicht allein für den Moment herzustellen, sondern haltbar zu begründen. Also mußte vor allem die große über das Kaisertum entstandene Parteiung beendigt und eine feste Ordnung angebahnt werden, wie das in Lausanne geschah. König Rudolf machte sich anheischig, über das Meer zu gehen und dem heiligen Lande Hülfe zu bringen. Die Absichten Karls von Anjou gegen Konstantinopel waren Gregor nach wie vor widerwärtig, selbst dessen orientalische Entwürfe erschienen ihm viel zu einseitig, doch war auch mit Karl eine Zusammenkunft beabsichtigt. Der König von Aragon schloß sich dem Papste an, er war mit in Lyon; der König von Castilien hatte zu viel in Spanien zu thun. Dieser an sich große, freilich sehr ideale Gedanke beherrschte den Papst und bestimmte all sein Thun und Lassen.

Auf Papst Gregor X. folgten rasch nacheinander Päpste verschiedener Gesinnung: im Januar 1276 Innocenz V., der für Karl von Anjou war; im Juli Adrian V., der gegen ihn war und Rudolf von Habsburg nach Italien rief; im September Johann XXI., der wieder für Karl war und die Anmahnung Rudolfs widerrief, im November 1277 endlich Nikolaus III. Dieser hielt sich nah an die von Gregor angebahnte Politik der Unparteilichkeit, verfolgte nun aber doch seine eigenen Ziele. Bei ihm war es nicht die Idee des heiligen Landes, wovon er ausging, sondern die der Selbständigkeit des heiligen Stuhls. Zwei Faktionen hatten einander im Konklave bekämpft, die italienische und französische. Karl von Anjou als Senator der Stadt übte dabei eine ziemlich tyrannische Gewalt aus. Er hielt die Kardinäle im Lateran in engster Klausur. Nach acht Tagen ließ er ihnen nur noch Brot und Wasser zukommen; nur die italienischen aber wurden so streng gehalten, die französischen dagegen mit allem Überfluß versorgt. Niemand war darüber heftiger entrüstet, als Gaetano Orsini, der etwas später, am 25. November 1277 selbst gewählt wurde.

Dahin war die Absicht bei der Berufung Karls von Anjou nicht gegangen, ihn zum Meister der kirchlichen Politik zu machen, wogegen sich schon Gregor X. setzte, noch auch zum Meister des Kirchenstaates, was jetzt Nikolaus für immer zu verhindern sich vornahm. Gregor hatte sich auf den neuen deutschen König lehnen wollen, um den Zusammenhang des Königs Alfons mit den Ghibellinen dadurch aufzuheben; jetzt aber war dieser bereits durch die Ereignisse in Oberitalien selbst geschwunden. Die Ghibellinen hielten sich nun vielmehr zu Rudolf, der bereit war, in Italien vorzudringen. Durch ganz Italien standen einander die beiden Faktionen abermals gegenüber, wie einst in den Zeiten Manfreds. Wie hätten die Päpste einen neuen

Kampf zwischen ihnen wünschen sollen? Nikolaus faßte den Gedanken, in ihrer Mitte und in ihrem Gegenwirken sich selbständig zu behaupten. Er ist dadurch neben Innocenz III. — doch auf anderem Wege: durch Vertrag, nicht durch Eroberung — der vornehmste Begründer des Kirchenstaates geworden. Wie schon die Kardinäle, so forderte jetzt der Papst den König Rudolf auf, nicht nach Italien zu kommen, ehe er nicht Frieden mit Karl geschlossen, besonders aber, ehe er nicht die Schenkungen der alten Kaiser an die Kirche bestätigt habe.

Man kennt die alten Schenkungen von den Zeiten des griechischen Reichs und des Exarchats, von Pippin und Karl dem Großen an. Sie waren von den Kaisern doch nie in dem Umfange, wie man in Rom wohl wollte, anerkannt worden. Heinrich VI. beherrschte alle diese Gebiete unbedingt; Innocenz III. nahm sie in Besitz. Im Gedränge der Umstände ließen sich Otto IV. und Friedrich II. zu einer Anerkennung der Grenzen des Kirchenstaates bewegen, aber diese waren niemals zu fester Geltung gekommen. Die Städte der Romagna bewegten sich in so vollkommen unabhängiger Parteiung, wie die anderen italienischen überhaupt. Rudolf hatte die Urkunden jener seiner Vorgänger zu Lausanne bestätigt, aber das hielt ihn nicht ab, durch seinen Kanzler in den großen Städten, Bologna, Imola, Faenza, Ravenna, die Huldigung zu fordern. Ganz klar ist es noch nicht, inwiefern sich das vereinbaren ließ. Genug, das Reich war noch im Besitz und hatte denselben nicht aufgegeben. Gleich den Tag nach seiner Wahl nun forderte Nikolaus den König auf, den Frieden mit Karl von Anjou zustande zu bringen und zugleich die Versprechungen wegen des Exarchats von Ravenna und der Pentapolis zu erfüllen. Rudolf erwiderte das gleich im Anfang 1278 mit der Erklärung, daß er alle von seinen Vorfahren im Reich der Kirche gemachten Schenkungen bestätige und erneuere. In allen erfinnlichen Wendungen wird die Abtretung bekräftigt. Rudolfs Gesandter, ein Minorit Konrad, fügte noch hinzu, der König willige ein, daß sich Nikolaus III. zum Meister dieses ganzen Gebietes mache: mit den Waffen oder auf gütlichem Wege. Der Papst forderte sodann eine Verzichtleistung auch von seiten der Kurfürsten sowohl auf jene Städte, als auf Sicilien und Neapel, Sardinien und Korsika, was dann ebenfalls geschah. Mehrere Geschichtschreiber behaupten, König Rudolf habe Bologna aufgegeben, um sich der Verpflichtung zu einem Kreuzzug zu entledigen, zu dem er in der That keine Lust verspürte. Rainaldus versichert indes, daß wenigstens der Papst die Idee eines Kreuzzuges nicht habe fallen lassen.

Zugleich wurde nun mit Karl von Anjou unterhandelt. Dieser erneuerte die Versicherung, daß er nicht daran denke, das Kaisertum mit Neapel und Sicilien zu verbinden; er wurde selbst vermocht, auf das Senatorenamt, das er noch in Rom innehatte, Verzicht zu leisten und zugleich seine Stellvertreter aus Toscana zurückzurufen. Denn hier sollte Rudolf anerkannt werden; ohnedies würde derselbe auf die Romagna nicht Verzicht geleistet haben. Was

nun Karl zu diesen Akten der Entsagung vermochte, war vielleicht die Gefahr, welche ein engerer Bund des Papstes mit Rudolf über ihn hereingezogen haben würde; hauptsächlich aber doch die Anerkennung des noch immer bloß provisorischen und praktischen Zustandes, in welchem er war, durch den König und das Reich, welche jetzt an die Stelle der Hohenstaufen getreten waren. In dieser rechtlichen Auseinandersetzung liegt ein ferneres Moment für die allgemeine Beruhigung, die jetzt auch ohne jene Rücksicht auf den Orient, welche zuerst dabei vorgewaltet hatte, durchgeführt wurde. Dieser Papst hatte nun schon die dynastische Idee, welche seine Nachfolger später immer mehr beherrschte. Seine Neffen und seine ganze Familie wurden reich bedacht. Merkwürdig ist, daß er sich dabei mit dem Gedanken trug, ein Königreich der Lombardei und ein Königreich Toscana zu errichten, um sie zweien seiner Nepoten zu überlassen.

Was konnte nun aber Rudolf seinerseits veranlassen, sein Verhältnis zum Papsttum noch so viel enger zu knüpfen? Es waren ohne Zweifel die deutschen Angelegenheiten, insbesondere sein großer Streit mit König Ottokar. So prächtig und glänzend dieser König war, so hat er doch die beiden ausführlichen Reimchronisten dieser Epoche, den steirischen Ritter Ottokar von Horneck und den böhmischen Dalimil, fast gleich sehr gegen sich; sodaß man sieht, daß von einem durchgreifenden Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen in ihrer Auffassung noch nicht die Rede war. Beide bürden Ottokar Gewaltsamkeiten in Menge auf. Man kann daraus nur die Thatsache entnehmen, daß er unter den nahestehenden Zeitgenossen große Feinde und einen ziemlich zweideutigen persönlichen Ruf hatte. Dagegen genoß er Ruhm in der Ferne. Dante erwähnt ihn im Purgatorio neben Rudolf von Habsburg und Philipp von Schwaben als eine große Gestalt. Die deutschen Chronisten bezeichnen ihn als den tapfersten Krieger in seinem Heere. So geht es immer, so ging es schon damals: der Mensch, wie er wirklich ist, erscheint in der Geschichte nirgend; die Eindrücke sind je nach den Stellungen, welche die Persönlichkeit einnimmt, verschieden. Wir haben uns schon bei Gelegenheit der osteuropäischen Verhältnisse mit Ottokar beschäftigt; hier handelt es sich besonders um die österreichischen Dinge, deren volles Verständnis noch einmal ein genaueres Eingehen auch auf die früheren Jahre erfordert.

Wir gedachten der bedeutenden Stellung, welche König Wenzel bei dem Einbruch der Tartaren an der Spitze der deutsch-slavischen Stämme und Lande gewonnen hatte. Später wurde er in den Kampf zwischen Papst und Kaiser verwickelt, und zwar gleich von vornherein in Beziehung auf Österreich, welches Friedrich II. selbst in Anspruch nahm. Deswegen trat Wenzel auf die Seite des Papstes und nahm teil an der Wahl des Grafen Wilhelm von Holland; er hat ihn zum Ritter geschlagen. Dagegen aber ergriffen die großen Barone in Böhmen die Partei der Hohenstaufen. An ihre Spitze trat der Sohn Wenzels, Ottokar. Der Vater sah sich 1249 genötigt, ihm die Regierung zu überlassen; er selbst wollte sich mit 4 Burgen begnügen. Aber

sehr bald trat durch die Gegenwirkung des Papstes ein Umschlag ein. Auch in Böhmen behauptete die päpstliche Partei und mit ihr König Wenzel den Platz. Ottokar schloß sich ihm wieder an. Und da nun Österreich, nachdem der Kaiser gestorben war und sein Statthalter sich zurückgezogen hatte, von den Ungarn angegriffen wurde, so machten auch Wenzel und sein Sohn von Böhmen aus Ansprüche auf Österreich.

Es wäre für Böhmen bedenklich gewesen, wenn der vornehmste Mitbewerber, Heinrich von Meißen, durchgedrungen wäre; dieser wurde jedoch durch eine kleine Abtretung befriedigt. Die österreichischen Großen erhoben 1251 durch förmliche Wahl den jungen Ottokar zu ihrem Herzog und nahmen ihn in ihr Land auf. Um auch ein dynastisches Recht zu erwerben, vermählte er sich mit Margarethe, Witwe Heinrichs VII., Schwester Friedrichs des Streitbaren, die im Besitz eines Privilegiums war, durch welches die weibliche Linie für erbfähig erklärt wurde. Eine andere erbberechtigte Prinzessin, Gertrud, Nichte des Erblassers von seinem Bruder Heinrich, wendete sich dagegen an König Bela IV. von Ungarn und übertrug ihm ihre Ansprüche. Zwischen Ungarn und Böhmen kam es dergestalt zu einem Kampf über Österreich und Steiermark, da das regierende Geschlecht ausgestorben war und die Prinzessinnen ihre Rechte zwei verschiedenen Königen zubrachten. Der Krieg wischen beiden begann; er hatte einen nahen Bezug zu den tartarischen Einbrüchen, weil Bela IV. Kumanen mit sich führte, von denen 1253 Mähren verwüstet wurde. Nachdem Ottokar nach dem Tode seines Vaters selbst den Thron bestiegen, schloß er einen Frieden mit Bela, in welchem dieser Steiermark, Ottokar Österreich behielt.

Auch dies gehörte noch zu Innocenz' IV. Politik, dem die beiden Könige anhingen. Als Ottokar dann jenen Kreuzzug gegen die Preußen ausgeführt, welcher den Anlaß zur Erbauung Königsbergs gab, kam sein Ansehen gewaltig empor. Obgleich ihm ein Unternehmen gegen Bayern mißlang, so schlossen sich doch die steiermärkischen Landherren ihm an und verjagten unter seinem Schutze 1259 die Ungarn. Hierüber entstand ein allgemeiner Krieg in jenen Regionen, in welchen Serben, Bosnier, Kumanen und Russen auf Belas Seite standen, die zunächstgelegenen deutschen Fürsten aber, Meißen, Brandenburg, Kärnthen, mehrere schlesische Herzöge auf seiten Ottokars. Dessen Sache wurde als die der Christenheit, oder sagen wir der Kulturwelt überhaupt betrachtet. Man betete für ihn in Köln. Auf der ungarischen Seite fochten 150000, auf der böhmischen 100000 Mann; doch waren die Böhmen durch ihre Ritterrüstung überlegen. Am 12. Juli 1260 kam es zwischen ihnen auf dem Marchfelde bei Croissenbrunn zu einer großen Schlacht, die nicht allein einen böhmisch-ungarischen, sondern einen europäischen Charakter trägt. Ottokar hat den Feind eingeladen, ihn über die March gehen zu lassen oder selbst herüberzukommen. Bela wählte das letztere, aber ohne ganz die Bedingung zu beobachten. Ottokar sah sich plötzlich im Halbkreise vom Feinde umgeben. Seine Eisenritter haben dann das Beste gethan; er behielt den

Platz. Die Ungarn und ihre barbarischen Verbündeten erlitten eine furchtbare Niederlage. Die Sage, daß man den Fluß auf den Leichen der Toten überschritten, wiederholt sich auch hier. Die Schlacht gehört mit zur Abwehr der Tartaren, denn die Ungarn waren jetzt mit diesen verbündet.

Ottokar erstattete über seinen Sieg einen glänzenden Bericht an Papst Alexander IV., der doch diesen Kampf hätte nicht verhindern können, wie Innocenz. Die Folge war, daß der Böhmenkönig Steiermark für sich behielt und nun auch durch Richard von Cornwallis mit Österreich und Steiermark als Ländern, die dem Reich heimgefallen seien, belehnt wurde; also ohne Rücksicht auf die noch etwa vorhandenen Erbansprüche. Zugleich wagte es nun Ottokar, sich von Margarethe zu scheiden; eine andere Vermählung mit der Enkelin Belas sollte eine neue Freundschaft begründen und befestigen. Er entfernte sich jedoch dadurch noch mehr von den deutschen dynastischen Beziehungen. Mit Pfalz-Bayern, das für den letzten Hohenstaufen war, blieb er in unaufhörlicher Feindschaft. Zuweilen, wie 1266, kam es zum Kriege zwischen ihnen. Ottokar schlug offenbar eine dem Reiche abgewandte Richtung ein; er wollte sich von dem Zusammenhange mit demselben möglichst losreißen; dahin gehört, daß er, wie wir oben berührten, Olmütz zu einer Metropole für den ganzen Osten zu machen suchte.

So weit aber gingen die Päpste nicht mit ihm. Sie würden sonst den Erzkanzler von Germanien, den Erzbischof von Mainz, auf die hohenstaufische Seite getrieben haben, gegen die noch keine endgültige Entscheidung gefallen war. Dagegen gelang es dem Könige im Jahre 1269, auch Kärnthen zu gewinnen, und zwar durch eine Übereinkunft mit dem letzten Herzog, Ulrich, der selbst zu diesem Zwecke nach Böhmen kam. Es ging zunächst ohne Schwierigkeiten auf Ottokar über. Daß der Herzog aber zu diesem Schritte ohne Kaiser und Reich berechtigt gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten. Das Land ward für den Fall des Absterbens des Herzogs als ein herrenloses betrachtet. König Ottokar hatte nun eine überaus glänzende Stellung. Er beherrschte vollständig jene slavisch-deutsche Grenzmark gegen die Tartaren. Schlesien hing ihm an; die deutschen Ritter sahen in ihm ihren Rückhalt. Zu seiner unmittelbaren Herrschaft zählte jetzt auch Krain und Friaul. Ungarn war durch die Folgen seiner Niederlage an ihn gefesselt.

Die Erwerbung von Kärnthen hatte jedoch neue Verwickelungen hervorgerufen. Ein Bruder Ulrichs, Philipp, durch Ottokars Unterstützung zum Patriarchen von Aquileja befördert, erneuerte nach der Hand seine Ansprüche auf Kärnthen und fand Hülfe bei den Ungarn, deren Reichskleinodien bei dem Tode Belas IV. von dessen Tochter, der Schwiegermutter Ottokars, diesem selbst überliefert worden waren. Hierüber entstand abermals ein Krieg, der durch Unterhandlungen zu einem Stillstand führte, aber neue Feindseligkeiten im Gefolge hatte. Als Ottokar im Jahre 1270 Kärnthen wirklich mit den Waffen in Besitz nahm, suchten ihn die Ungarn bei seiner Rückkehr am Semmering gefangen zu nehmen. 1271 überzog Ottokar Ungarn, nahm

Preßburg ein und machte viele Fortschritte. Sobald er sich aber zurückzog, fielen die Ungarn mit tartarischer Hülfe in Österreich ein und verwüsteten es. 1273 wiederholte sich das: glückliche Streifzüge und Verheerungen.

Eben jetzt erhielt nun aber das Reich in Rudolf wieder einen wirklichen König. Es ist klar, daß Ottokars gewaltiges Emporkommen wesentlich mit auf der bisherigen Ohnmacht des deutschen Königtums beruhte. Er hatte Österreich und Steiermark nach deutschen Begriffen mit zweifelhaftem Recht, Kärnthen und Krain ohne alle Anerkennung des Reiches erworben. Sein großer Sieg von 1260 war ihm mit Hülfe der Deutschen zuteil geworden; mit diesen selbst aber, namentlich mit Bayern, lebte er in beständigem Streit. Und zugleich hatte er doch seine natürliche Mission nicht ganz erfüllt. Bei aller seiner Macht konnte er Österreich und Böhmen vor den Einfällen der Ungarn und Kumanen nicht ganz behüten. An der Wahl Rudolfs mochte er, wiewohl dazu aufgefordert, sich nicht beteiligen; hernach aber versagte er ihm die Anerkennung. Kein Wunder, wenn die deutschen Fürsten von vornherein daran dachten, ihm in seiner angemaßten Stellung zu Leibe zu gehen. Sein vornehmster Widersacher war nach wie vor Pfalzgraf Ludwig. Bei der Nachbarschaft Frankens und Böhmens, dem Streit über Eger u. s. w., ist es wohl zu erklären, daß auch der Burggraf Friedrich von Nürnberg sein geschworener Gegner war. Bischof Bruno von Olmütz riet seinem Herrn, einen Streit mit dem Reich und seinen Fürsten zu vermeiden und die Entscheidung ganz dem römischen Stuhl anheimzugeben, dem Ottokar so manche Gunst verdankte. Allein wie hätte Gregor X., der die Königswahl so eifrig betrieben und sich von Anfang an mit der größten Entschiedenheit für Rudolf erklärt hatte, einem Fürsten die Hand bieten sollen, der diesem die schuldige Huldigung versagte? Er konnte nicht anders, als der Sache ihren Lauf lassen.

Auf dem Reichstag von Nürnberg wurde nun im November 1274 der Beschluß gefaßt, daß König Rudolf alle seit der Exkommunikation Friedrichs II. an das Reich heimgefallenen Güter in Besitz nehmen solle. Darauf beruht eigentlich zumeist die Idee des sogenannten Interregnums. Die durch Wilhelm vollzogenen Belehnungen wurden also für ungültig erklärt. Auf den Grund, daß König Ottokar Jahr und Tag hatte verstreichen lassen, ohne seine Länder von Rudolf zu Lehen zu nehmen, ward er nun vor ein Reichsgericht geladen. Ottokar wollte darin nur die Machinationen seiner Feinde, namentlich des Pfalzgrafen und des Burggrafen sehen. Er wandte sich nochmals an den Papst, wurde aber zurückgewiesen. Er legte Verwahrung ein und ließ nun in Augsburg seinen Abgeordneten ausdrücklich gegen die Wahl Rudolfs überhaupt protestieren. Im Mai 1275 wurde er feierlich in die Reichsacht erklärt. Das Verfahren erinnert an das unter Heinrich III. gegen Böhmen eingehaltene und hatte den entschiedensten Erfolg. Rudolf gewann zunächst Ungarn, wo zwei Brüder, die um die Krone stritten, sich doch beide für ihn erklärten und mit ihm in Familienverbindung traten. Bisher hatte sich

Heinrich von Niederbayern im Gegensatz zu Herzog Ludwig meist zu Ottokar gehalten; er wurde jedoch durch den Erzbischof von Salzburg davon abgebracht, mit seinem Bruder von der Pfalz versöhnt und schlug sich sogar zu Ottokars Feinden.

Das war ohne Zweifel entscheidend. Denn sonst hätte Rudolf den Feind in Böhmen angreifen müssen, wo er sich in Vertheidigungszustand gesetzt hatte; jetzt aber rückte der deutsche König im Donauthal vor (September 1276). Alles unterwarf sich ihm. Denn die Bischöfe hatten jeden, der die Waffen für Ottokar tragen würde, mit dem Kirchenbann bedroht: das Heer war von Minoriten begleitet. Die Steiermark ging auf der Stelle über. Nur die Städte, die Ottokar durch Privilegien und Schenkungen gewonnen hatte, hielten auf seiner Seite. Aber indem erhob sich in Böhmen ein Aufstand der Landherren. Nun geriet Ottokar doch in Schrecken, als zugleich die Macht des Reiches sich gegen ihn bewegte, Österreich sich dem römischen König ergab, Meinhard von Tirol in Steiermark vordrang, das Heer der Ungarn gegen ihn daherzog. Er konnte nur noch auf Frieden denken, der im November 1276 im Lager vor der Stadt Wien zustande kam. Darin unterwarf er sich völlig den Bedingungen, die man ihm stellte. Er leistete Verzicht auf Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Rudolf versprach ihm Belehnung mit Böhmen, Mähren und allen seinen anderen Besitzungen. Der Sieg der Idee des Reiches war vollkommen; denn eben dies hatte man Ottokar früher angemutet, er aber hatte es zurückgewiesen.

Aber des Sieges und des Glanzes von jeher gewohnt, konnte Ottokar auf diese Weise nicht leben. Sein ganzes System, auch im Innern Böhmens, ließ sich nicht behaupten, zumal die Magnaten, die sich gegen ihn erklärt hatten, eine Beziehung zu dem deutschen König suchten. Seine Gemahlin war mit der Familienverbindung unzufrieden, die er mit einem Grafen eingehen wollte. Seine Stellung wird dadurch bezeichnet, daß er seinem Adel drohte, wenn er siege, ihn aus dem Lande zu treiben und dasselbe Meißnern und Thüringern zu geben. Die Hauptsache ist, daß es, wie es zu geschehen pflegt, über die Ausführung des mit Rudolf geschlossenen Friedens zu Streitigkeiten kam. Die Frage der Souveränetät war der wahre Grund des neuen Friedensbruchs. Und es erhob sich jetzt für Ottokar doch eine Menge von Freunden, die über das Verfahren Rudolfs und die Konsolidation seiner Macht aufgebracht waren. Insbesondere rief Ottokar die polnischen Fürsten auf, nicht ohne einen Anflug von panslavistischer Idee. Im Juni 1278 unternahm er im Vertrauen auf eine Bewegung in Österreich sogar den Offensivkrieg am linken Ufer der Donau, indes mit unzureichender Macht. Die Deutschen und Ungarn aber rüsteten sich sofort gegen ihn, und über ihm lag der päpstliche Bannspruch, der, wie es scheint, eben in diesem Augenblick von Nikolaus III. erneuert wurde. So belohnte der Papst das ihm von Rudolf in Italien bewiesene Entgegenkommen.

Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde, in

welcher Ottokar, bei weitem stärker als Rudolf — er hatte sich in einem weiten Bogen aufgestellt, wie einst die Ungarn gegen ihn, um den Gegner zu erdrücken — trotzdem eine vollständige Niederlage erlitt, ohne Zweifel durch die strategische Überlegenheit Rudolfs. Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Burggraf Friedrich, der die Sturmfahne führte. Ottokars Statthalter von Mähren, Milota, fiel schon vor der Schlacht offen von ihm ab; im Kampfe selbst soll er von österreichischen Edelleuten getötet worden sein. Ohne Zweifel hatte er indes, wie einst Manfred, selbst den Tod gesucht, als er sah, daß alles verloren war. Auch diesmal stand dem Heere Rudolfs die Sache der Kirche vor Augen: Ottokars Leiche ward als die eines Feindes der Kirche behandelt. Doch erregte sein Fall auch in Deutschland populäre Teilnahme: selbst Elsässer Chronisten haben ihm eine poetische Erinnerung geweiht. Für die deutsche Sache war es indes von der höchsten Bedeutung, daß durch seinen Sturz für ein nationales Regiment an der mittleren Donau Raum gewonnen war: das Haus Habsburg vermochte seine welthistorische Stellung dort zu gründen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Befestigung des Hauses Habsburg.

Die Schlacht auf dem Marchfelde bezeichnet den Sieg der wiederaufgerichteten Reichsgewalt über einen unbotmäßigen Vasallen, dessen Macht über alles reichsfürstliche Maß hinausgegangen war. Insofern erinnert der Fall Ottokars an den hundert Jahre früher erfolgten Sturz Heinrichs des Löwen. Doch war der Gewinn für König Rudolf noch größer und wesentlicher, als einst für Kaiser Friedrich I. Seine Stellung war überhaupt erst jetzt gesichert; denn nach einem ungünstigen Ausgange des Kampfes hätte er schwerlich weiteren Gehorsam gefunden; zugleich jedoch bot sich ihm nun die Möglichkeit dar, das ihm persönlich übertragene Herrscheramt zum dauernden Vorteil seines Hauses zu gebrauchen. Indessen konnte er damit nur sehr langsam und vorsichtig zu Werke gehen. Zunächst trat er in Österreich und in den angrenzenden Landschaften eben nur als Inhaber der Reichsgewalt auf und nahm sie, wie es früher Kaiser Friedrich II. beabsichtigt hatte, als Reichslande in Verwaltung. Wie anderwärts, so erwarb er sich auch hier 1278 ein Hauptverdienst durch Aufrichtung eines Landfriedens, welcher alle Stände im Herzogtum Österreich mit gleichmäßiger Anerkennung umfaßte. Der Parteiung im Lande, wodurch der abermaligen Erhebung Ottokars Vorschub geleistet worden, ward damit ein Ende gemacht; auch Wien schloß sich der neuen Ordnung der Dinge an. So wurde in Steiermark ein großer Landtag gehalten, wo

Reichsfürsten und Landherren nebeneinander sich um den König als solchen scharten. In Kärnthen ward nach dem Tode Philipps, der doch also noch mit zu seinem Rechte gelangte, Graf Meinhard von Tirol zum Verweser eingesetzt.

Dagegen übertrug nun Rudolf 1281 bei seinem Abschied von diesen Gegenden die Reichsverweserschaft in Österreich selbst und in den übrigen Landen seinem eigenen Sohne Albrecht. Dieser erschien schon als fertiger Mann, mit einem gewissen Herrschertalent; er warf alle die nieder, die ihm widerstanden, trug ihnen dann aber kein Widerstreben, keine Feindseligkeit nach. Niemand konnte daran zweifeln, daß der König ihm, oder seinem Hause überhaupt, dort ein eigenes Landesfürstentum zu gründen gedachte. Der Anfang ward damit gemacht, daß die Lehen, welche die Herzöge von Österreich von den benachbarten, besonders bayrischen Bistümern innegehabt, jetzt auf die Söhne Rudolfs übertragen wurden, wogegen der König den Bistümern andere Zugeständnisse gewährte. Dann suchte er die Kurfürsten, an deren Zustimmung er in solchem Falle nach der neuen Verfassung gebunden war, für seine Absicht zu gewinnen.

Aber die geistlichen Kurfürsten waren dazu nicht sehr geneigt. Sie lagen eben damals mit den Grafen und reichsunmittelbaren Herren ihrer Nachbarschaft überall in Fehde, um ihre Landeshoheit über sie auszudehnen. Dieser Bedrängten aber nahm der König sich an, der dann hier, wie gegen Ottokar die Rechte des Reiches an sich verteidigte. Der ansehnlichste von den rheinischen Kurfürsten, Sigfrid von Köln, der sich einiger Reichsburgen bemächtigt hatte und darüber mit seinen geistlichen Nachbarn in Westfalen im Kampfe lag, hatte auch einige Städte vergewaltigt. Rasch überzog ihn Rudolf, nahm die Reichsburgen zurück und machte seinen Landfrieden, der überall zugleich eine Forderung der höchsten Gewalt war, geltend. Dann kam es zur Sühne, und Sigfrid ließ zu, daß der König jedes Land, das er wolle, seinen Söhnen verleihe; er stellte Rudolf hierüber im Herbst 1282 eine Urkunde aus. Bestimmter lautete die Erklärung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, daß dies geschehen möge in Bezug auf Österreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Dasselbe erklärten zu Boppard, wo ein Landfriede verkündigt wurde, Mainz, Trier und Pfalz. Die nämlichen fürstlichen Häupter, welche die Reichsgewalt dem Grafen von Habsburg übertragen hatten, willigten auch in die Erwerbung der altbabenbergischen Landschaften; die alten Privilegien, wahre und falsche, des Landes wurden hervorgezogen. Am 27. Dezember 1282 belehnte Rudolf seine Söhne Albrecht und Rudolf zu gesamter Hand mit Österreich, Steiermark, Krain und der windischen Mark. Kärnthen ward davon ausgenommen und bald darauf jenem Meinhard von Tirol definitiv überlassen. Man muß das als einen Akt der Besonnenheit rühmen, denn eben in Kärnthen hatten einst die Erfolge Ottokars eine Schranke gefunden. Auf den Wunsch der Stände, welche weder eine Doppelherrschaft, noch eine Trennung wollten, belieh dann der König

1283 seinen Sohn Albrecht allein mit jenen vier Gebieten; für den jüngeren Rudolf ward eine andere Ausstattung oder doch eine Entschädigung in Aussicht genommen: ein verhängnisvoller Vorgang, denn der Sohn dieses Rudolf ist Johannes Parricida!

So geschah das unendlich Denkwürdige, daß in jenen südöstlichen Marken des Reichs die Babenberger durch die Habsburger ersetzt wurden, die nun aber zugleich und zwar infolge des Sieges, der alles entschieden hatte, eine Richtung auf Böhmen und Ungarn nahmen. Obwohl sie damals weder in dem einen noch in dem anderen Lande ihr Ziel wirklich erreichten, so verdienen doch diese Bestrebungen als die ersten Anzeichen einer welthistorisch bedeutenden Direktion unsere volle Aufmerksamkeit. In Böhmen griff nach Ottokars Tode Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, indem er sich auf den Willen des Verstorbenen selbst berief, nach der Vormundschaft über den jüngeren König Wenzel II. Die Königin-Witwe Kunigunde dagegen wünschte dieselbe aus der Hand des Siegers für sich zu erlangen. Rudolf rückte nach Böhmen vor. Bei Kolin schien es zu einer Schlacht kommen zu sollen; man ernannte jedoch Schiedsrichter. Diese ließen Otto dem Langen die Vormundschaft, aber sie bestimmten die Vollziehung einer Doppelvermählung. Wenzel ward mit Rudolfs Tochter Gutta, Rudolf, des Königs Sohn, mit einer Tochter Ottokars, Agnes, verlobt. Im Dezember 1278 ward die Trauung vollzogen, wiewohl die Kinder Ottokars noch in zartem Alter standen. Nach einigen Jahren kam Wenzel zur Regierung. König Rudolf verhielt sich zu ihm wie ein Vater; er gab ihm die besten Ratschläge; die Macht im Lande besaß jedoch Zawisch von Rosenberg, der sich mit der Königin Kunigunde vermählte und als Stiefvater Wenzels das größte Ansehen genoß, bis er durch den Einfluß des römischen Königs gestürzt wurde. Wenzel II. war seinem Vater an Bedeutung nicht gleich, noch weniger Wenzel III., der letzte der Przemysliden, der sich jeder Ausschweifung hingab. Er fiel nach nur einjähriger Regierung 1306 durch Meuchelmord. Und nun kam das Haus Österreich in der That für den Augenblick in den Besitz, indem König Albrecht I. seine ganze Macht aufbot, um die böhmischen Stände zur Wahl seines Sohnes Rudolf zu vermögen. Noch vor der Krönung aber raffte diesen 1307 der Tod hinweg, worauf andere Bewerber das Übergewicht erlangten.

Etwas ähnliches war mit Ungarn intendiert: hier aber griffen die italienischen Verhältnisse, vornehmlich das Papsttum selbst, schon vor dem Gelingen, hindernd ein. Es gehörte zu den weltumfassenden Kombinationen Karls von Anjou, daß sein Sohn, Karl von Salerno, genannt der Hinkende, sich mit der Erbin von Ungarn, Maria, vermählte. Deren Sohn Karl Martell ward bei jenem Frieden, welchen Nikolaus III. zwischen Rudolf und Karl von Anjou vermittelte, mit Clementia, einer Tochter König Rudolfs versprochen, eine sicilische Prinzessin, Elisabeth, mit dem König Ladislaus IV. von Ungarn. Diese besaß als Königin eine Zeitlang überwiegende Gewalt; dann wurde sie verstoßen und ins Gefängnis geworfen. Aufs neue nahmen die tartarischen

und kumanischen Einwirkungen in Ungarn überhand. Indem ward Ladislav zur Rache für einen Ehebruch von einem Kumanen 1290 ermordet. Sehr ernstliche Ansprüche erhob hierauf König Rudolf, hauptsächlich aus dem Grunde, weil Bela IV. einst, um sich gegen die Tartaren zu schützen, sein Reich von Kaiser Friedrich II. zu Lehen genommen habe. Er übertrug dies Lehen an seinen Sohn Albrecht. Aber so weit wollte der römische Papst den deutschen König nicht um sich greifen lassen. Nikolaus IV. behauptete gemäß der alten Theorie Gregors VII., das Recht an Ungarn stehe lediglich dem römischen Stuhle zu, und verbot allem und jedem, in dies Reich einzugreifen. In diesem Zwiespalt erlangte der letzte vorhandene Arpade, Andreas der Venezianer, aus einer Seitenlinie von einem Bruder Belas IV. abstammend, durch die Nation selbst die ungarische Krone und nahm eine feindliche Stellung gegen Österreich ein. Die Habsburger sahen sich zurückgewiesen, und nach einigen kurzen Zwischenherrschaften behauptete vielmehr das Haus Anjou den Platz.

Man erkennt auch in diesen mißlungenen Versuchen den kühnen dynastischen Ehrgeiz König Rudolfs; auch das Reich Arelat hat er einem seiner Söhne zugedacht. Epochemachend ist aber jedenfalls jene Erwerbung Österreichs an sich; umsomehr, als er eigentlich dadurch erst das Ansehen gewann, welches dazu gehörte, um seiner Aufgabe als König in Deutschland zu genügen. Wenn diese Aufgabe vor allen Dingen darin bestand, nach einer dreißigjährigen Verwirrung den öffentlichen Frieden herzustellen und zu beschirmen, so zeigte er sich ihr in der That vollkommen gewachsen. Anders war es freilich nicht, als daß er auch die Mittel einer geschickten Politik dazu anwenden mußte; denn die Macht des Fürstentums war nun ein für allemal selbständig befestigt. Wir bemerkten schon, wie er König Wenzel II. von Böhmen an sich zu knüpfen verstand, was denn auch für das Reich von Bedeutung war. Er gab ihm eine bestimmte Stelle als Erzschenk unter den Kurfürsten, worauf ihm Wenzel versprach, wenn Rudolf Kaiser geworden, in die Wahl seines Erstgeborenen zum römischen Könige zu willigen. Bayern hielt er durch unwandelbare Gunst, die er dem Pfalzgrafen Ludwig erwies, in Pflicht. So begünstigte er das ascanische und das braunschweigische Haus in dem nördlichen Deutschland, das ihm für eine unmittelbare Einwirkung zu entlegen war. Er übertrug ihnen die Rechte der Reichsverwaltung.

Eigene Macht dagegen besaß er in Schwaben. Hier waren seine vornehmsten Freunde. Er selbst war alle Jahre ein paarmal zugegen. Geistliche und Städte wußte er sich besonders zu verpflichten. Als Landrichter finden wir Graf Albrecht von Hohenberg, des Königs Schwager, dessen Ansehen einen historischen Kenner wie Kopp an die hohenstaufischen Herzöge erinnert. Die Grafen von Württemberg und Helfenstein unterwarfen sich. Im Elsaß, wo geistliche und weltliche Herren und Städte mächtig emporkamen, hatte König Rudolf seine Söhne als Landgrafen aufgestellt. Er

selbst war auch hier häufig in Person anwesend. Späterhin richtete er unter dem Sohn seiner Schwester eine Gesamtvogtei über das Elsaß ein. Auch im Speiergau setzte er einen Grafen des Reiches zum Landvogt. Am Mittelrhein war es besonders die Treue der großen Reichsstädte, welche seiner Macht Rückhalt verlieh. Indes übertrug er eingeborenen Edlen als Amtleuten des Reiches die Wahrung der königlichen Rechte. Die vier Städte der Wetterau waren besonders mit dem König zum Schutze von Mainz verpflichtet. Auch in Franken war er selbst nicht selten, sammelte Fürsten und Herren um sich und hielt seine Landrichter mit kräftiger Hand aufrecht. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg war ihm immer zur Seite. In Thüringen verschafften ihm die nach dem Hintritt Heinrichs des Erlauchten unter dessen Nachkommen entstandenen Irrungen Einfluß. Er hielt einen großen Hoftag in Erfurt. Mit den Erfurter Bürgern hat er sechzig Raubburgen zerstört.

Genug, durch Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit gab er der Reichsgewalt nach dem Innern eine gewaltige Repräsentation. An Empörungen hat es nicht gefehlt: bald erhebt sich der Erzbischof von Köln, bald der Herzog von Savoyen, bald Bern oder Colmar, bald die Grafen in Schwaben und Burgund. Er beugte und besiegte sie alle. Er hielt darüber, daß niemand einen Zoll erhebe, der nicht vom Reichsoberhaupt bewilligt sei nach der Ordnung Friedrichs II. und seiner eigenen, die er zu Würzburg erließ. Er forderte von den Reichsstädten viele Abgaben, in Österreich ausnehmend starke; oft empörten sie sich, aber immer wurden die Empörer geschlagen. Von den Großen heißt es, sie hätten nicht gegen ihn zu murren gewagt, zu so manchen Lasten er sie auch herangezogen habe. Das Volk fühlte sich erleichtert. Er war ein überaus langer, schlanker Mann mit wenigen Haaren auf dem kleinen Kopf, von bleichem Angesicht; in allen Dingen mäßig, leutselig, wie er sich wohl bei den Handwerkern zu Gaste bat und sich selber sein Wams flickte. In Rechtshändeln zeigte er einen Scharfsinn, der den Nagel auf den Kopf traf. Für Deutschland ist er unvergeßlich, weil er auf der Stufe der Macht, auf welche er gekommen, gezeigt hat, was die Reichsgewalt nach innen und nach außen vermochte.

Es ist ein Mißverständnis, das Reich und das Kaisertum noch als das alte anzusehen. In dem großen Kampfe hatten Fürstentum und Papsttum die Oberhand behalten; aus ihrer vereinigten Aktion ging die höchste Gewalt hervor, welche nichts weniger als erblich sein oder werden sollte. Der Papst wollte sie weder ghibellinisch noch guelfisch haben. Das deutsche Reich sollte ein drittes Element in diesen großen Kämpfen darstellen. Die Fürsten brauchten einen Kaiser oder römischen König, — denn nicht eigentlich als deutscher König trat er auf —, um die Ordnung im Reiche zu erhalten. Dies Kaisertum oder Königtum war ein Amt, welches, von Fürsten und Papst zugleich übertragen, die alte Würde des Reiches und den öffentlichen Frieden bewahren sollte. Rudolf von Habsburg ist deshalb von der größten Bedeutung und hat seinen Ruhm darin, daß er das wirklich ausführte.

Einigen Fürsten, welche in ihrer Sphäre bereits überaus mächtig waren, hat er einen eigenen Anteil an dieser Arbeit überlassen, wie den Welfen und Ascaniern, wohl auch Böhmen und Bayern. In Franken und Schwaben traf er indes, wie wir darlegten, selber die ernstlichsten Anstalten dazu. Und so muß man wohl billigerweise eingestehen, daß er die Schranken, innerhalb deren sich Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis bewegt hatten, hauptsächlich durch persönliche Tüchtigkeit überwand.

Mit den späteren Päpsten geriet er nun doch wieder in einige Mißhelligkeiten. Wir berührten, daß Nikolaus IV. ihm gegenüber das Haus Anjou in seinen Ansprüchen auf Ungarn begünstigte, was nicht wenig zu den Verlusten beigetragen hat, die man hernach gegen die Türkei erlitt. Derselbe Papst hatte, wie schon vor ihm Martin IV., dem König von Frankreich die Zehnten in einigen dem Reich angehörigen Bistümern, Basel, Metz, Toul u. s. w. eingeräumt, wogegen sich Rudolf, jedoch ohne Erfolg, wehrte. Die Zehnten waren bestimmt, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, den Krieg gegen Aragon zu Gunsten Neapels zu führen. Schon öfter hatte Rudolf von seinem Römerzug gesprochen: entschieden hat er denselben 1288 durch seinen Oberhofschreiber, Meister Heinrich von Klingenberg, angekündigt. Allein der Papst wollte nichts davon hören; er antwortete so spät wie möglich, und auch dann nichts weiter, als daß er erst einen Boten darüber an Rudolf senden wolle. Daß in Deutschland einige Ordnung gemacht, der Name des Kaisertums fortgepflanzt würde, war dem Papst ganz angenehm: daß dies erneute Imperium ihm widerstreben sollte, wollte er nicht erleben. Das Aufgehen einer wahrhaft bedeutenden Macht, einer starken Dynastie war ihm widerwärtig und verhaßt.

Auch den Fürsten aber, namentlich den rheinischen, schien diese Gewalt wieder zu groß, um sie fortzusetzen. Als Rudolf seinem Sohne Österreich gab, wo derselbe die Hausmacht auszubilden unternehmen sollte, hatte er die Krone eigentlich seinem jüngeren Sohne Rudolf zugedacht. Und dies wäre vielleicht durchzusetzen gewesen. Allein dieser Rudolf starb noch vor seinem Vater. Der König hielt dann im Mai 1291 einen Hoftag zu Frankfurt, um die Fürsten zu bewegen, nunmehr seinem Sohne Albrecht ihre Stimme zu geben; aber er konnte es nicht dahin bringen. Am 15. Juli 1291 ist er gestorben, ohne diese Hoffnung verwirklicht zu sehen. Die große Bedeutung Rudolfs von Habsburg liegt darin, daß er den Übergang von der auf eine allgemeine Herrschaft abgesehenen Autorität zu einer in Deutschland gültigen und auf dieses gegründeten vermittelte. Er setzte diese wirklich in Deutschland durch. Wenn man sich erinnert, wie die Nation allmählich vereinigt worden, zuerst mehr in einem fränkischen als eigentlich deutschen Reiche, um dann ihren ferneren Zusammenhalt durch die Idee des abendländischen Reiches zu gewinnen, so liegt darin der größte Fortschritt, daß die höchste Gewalt sich nun auf deutschem Grund und Boden fixiert und hier

die Idee des Reiches in einem nationalen, in dieser Gestalt doch neuen Sinne aufrecht erhält.

Daß man nun von einer Nachfolge Albrechts nichts wissen wollte, welcher seinerseits entschieden danach trachtete, die Stellung, die er durch seinen Vater erhalten, mit dem Königtum selbst zu vereinigen, dazu haben wohl zum Teil auch persönliche Gründe beigetragen. Albrecht besaß den Fürsten gegenüber nicht die gewinnende Art seines Vaters, dem überdies schon seine Jahre dafür zu statten gekommen waren. Es ist so auffallend eben nicht, daß gerade der nächste Verwandte Albrechts, sein Schwager Wenzel von Böhmen, ihm am meisten entgegen war; denn wie sollte nicht von den Tendenzen Ottokars doch etwas auf den Sohn übergegangen, das Andenken an die erlittenen Verluste dennoch in ihm lebendig geblieben sein? Allein die Zeitgenossen schreiben auch dessen Widerstand eigentlich einer persönlichen Beleidigung zu, die er von Albrecht erfahren habe. Keine Frage jedoch, daß die vornehmsten Motive, die von der Wahl des letzteren ablenkten, allgemeiner Natur waren. In den alten Kaisergeschlechtern, bis auf die Staufer herab, von denen jedes auch mit dem vorhergehenden in einer deutlichen genealogischen Verbindung stand, hatte entschieden die Idee der Erblichkeit vorgewogen; diese Geschlechter aber waren untergegangen. Das Königtum, wie es Rudolf empfing, war, wie gesagt, ein Amt, seinem Ursprunge nach von aristokratisch-geistlichem Charakter; niemand dachte bei seiner Erhebung daran, eine neue Dynastie gründen zu wollen. Hätte man jetzt dies Amt auf den Sohn übertragen, so würde sich nach einigen Generationen wieder ein Herkommen dynastischer Erblichkeit gebildet haben. Ich will nicht untersuchen, ob das nicht vielleicht heilsam gewesen wäre; auf jeden Fall aber lief es der jüngsten Entwickelung der deutschen Angelegenheiten zuwider.

Nach langen vorläufigen Verhandlungen zwischen den einzelnen Kurfürsten, wobei es König Wenzel gelang, die Ascanier von Sachsen und Brandenburg zum Anschluß an seine Entscheidung zu bestimmen, ward die Wahl am 5. Mai 1292 vollzogen. Albrecht hatte sich doch noch Hoffnung gemacht und war in der Nähe erschienen. Merkwürdig, daß gerade einer der vertrautesten Freunde König Rudolfs, Graf Eberhard I. von Katzenelnbogen, die Hand dazu bot, ihn herbeizuziehen, um ihn dann doch in seiner Erwartung zu betrügen. Die Kurfürsten machten geradezu den Grundsatz geltend, es sei nicht Rechtens, daß im Reiche der Sohn dem Vater unmittelbar nachfolge. Auch einen anderen Reichsfürsten aber erkoren sie nicht. Zu dem königlichen Amte, wie man es nun auffaßte, schien — nach dem Beispiele wenigstens, das Rudolf gegeben — auch ein geringerer Mann zu taugen. Sie wählten also abermals einen einfachen Grafen, Adolf von Nassau, von der Walramschen Linie, Herren von Weilburg und Idstein. Er war einer der tapfersten Degen. Aus den Schildereien der belgischen Maler neuerer Zeit kennt man die Schlacht von Worringen vom Jahre 1288, wo die weltlichen Herren, der Herzog von Brabant, die Grafen von Jülich, Berg und Mark,

mit der Stadt Köln verbündet — vornehmlich wegen der Erbschaft von Limburg — gegen den Erzbischof von Köln und dessen Anhänger stritten. Unter diesen bemerken wir besonders die Brüder von Luxemburg und Adolf von Nassau. Adolf war der ritterlichste von allen. Der Herzog von Brabant hatte neun der Seinen aufgestellt, die unter seinen Abzeichen fochten, in vollem Panzer, genau angethan wie er selbst. Adolf machte eben auf diese Jagd und tötete fünf von ihnen, bis er endlich selbst gefangen und vor den wahren Herzog von Brabant geführt wurde. Ich wundere mich, sagte er, daß Ihr meinem Schwert entgangen seid. Der Herzog ließ ihn dafür frei. Ein so tapferer Herr ward nun vornehmlich von dem Erzbischof von Köln, Sigfrid von Westerburg, für den er bei Worringen gestritten, befördert.

Wir kennen diesen Sigfrid, er war niemals gut habsburgisch gewesen; er hatte in dem entscheidenden Moment eher zu Ottokar gehalten und war dann von Rudolf mit Gewalt herbeigebracht worden. Dieser hauptsächlich machte, wie es scheint, auf jenen antidynastischen Grundsatz aufmerksam; er richtete das Augenmerk der übrigen auf Adolf von Nassau. Er nahm so zugleich, wenn ich nicht irre, jene speciell niederrheinische, mehr England zugewandte Politik wieder auf, welche bei den Wahlen Ottos IV., Wilhelms und Richards von Cornwallis vorgewaltet hatte. Vor einigen Jahren ist in Köln eine Urkunde wieder vorgefunden worden, welche die Vereinbarungen zwischen dem Erzbischof von Köln und dem Grafen von Nassau, der in seinem Heere gedient hatte, nachweist. Für die übrigen Kurfürsten war die Wahl Adolfs von Nassau ein momentaner Entschluß, ein Ausweg, um Albrecht nicht wählen zu müssen, ein neuer Versuch. Man muß sich dabei immer gegenwärtig halten, daß auch das Interesse des Papstes, von dessen unmittelbarer Einwirkung übrigens diesmal nichts verlautet, mit dem der großen geistlichen Fürsten, der Erzbischöfe, sehr genau zusammenhing, und daß diese die Wahlen eigentlich machten. Auch Mainz und Trier nahmen Adolf mit Vergnügen an, weil er sich zu großen Zugeständnissen verstand. Dem Kurfürsten von Mainz wurde das Recht seines Erzkanzleramtes zuerkannt. Adolf mußte außerdem sogleich Vogteien, Zölle, Stadtrechte versprechen. Überhaupt war es beinahe, als wählten die Fürsten einen König nur in der Absicht, um sich die Rechte des Reiches auf legale Weise von ihm abtreten zu lassen.

Adolf war nicht gerade von hoher Gestalt, allein sehr behende und kräftig, auch nicht ungebildet — er sprach Latein und Französisch — jedoch nicht sehr besonnen und einsichtig. Er ging immer gerade auf sein Ziel los. Albrecht, der in Österreich und Ungarn vollauf beschäftigt war, konnte zunächst nicht daran denken, sich seiner Wahl offen zu widersetzen; doch ließ er sich nur mit Mühe bewegen, die Reichskleinodien auszuliefern. Ob er die Huldigung geleistet, ist nicht klar; wenigstens will die Zeit, die man für deren Leistung in Oppenheim ansetzt, mit anderen Thatsachen nicht stimmen. Eigentlich aber unterwarf sich Albrecht dem königlichen Ansehen niemals, er

verschmähte eine engere Verbindung beider Geschlechter, welche ihm Adolf antrug. Er hielt die Kinder des Königs nicht für Reichsfürsten. Doch empfing er, wie er in einem Briefe an den Papst ausdrücklich sagt, die Lehen. Er hatte eine Stellung gegen Adolf inne, beinahe wie einst Ottokar gegen seinen Vater.

Die Frage war nun, ob Adolf sich ebenso gut, wie Rudolf, geltend machen würde. In den oberen Landen hatte er freilich viele neue Zugeständnisse machen müssen, z. B. dem Erzbischof von Mainz; dagegen gelang es ihm, das Ansehen des Reiches gegen Colmar aufrecht zu erhalten, wo ein schon von Rudolf entfernter Bürgermeister Rösselmann wieder eingedrungen war und sich auflehnte. Als Adolf gegen die Stadt anrückte, wandten sich die Geschlechter von Rösselmann ab und brachten alles in des Königs Hand. Und bald eröffnete sich diesem auch die Aussicht auf eine große Landerwerbung. Es handelt sich dabei um die thüringischen Verhältnisse, denen ich an dieser Stelle eine weiter ausholende Betrachtung widmen möchte, ohne zu besorgen, daß sie als eine Abschweifung erscheinen werde. Denn in den Landschaften bewegt sich damals eigentlich das deutsche Leben, während zugleich die anscheinend lokalen Wandlungen doch immer unter dem Einfluß der nationalen, ja der welthistorischen Momente stehen.

Ein großes Ereignis für das mittlere Deutschland war die durch den Tod Heinrich Raspes 1247 eintretende Erledigung der Landgrafschaft Thüringen. Zu Thüringen gehörte, zumeist durch Heiraten damit verbunden, das Eichsfeld, die Pfalzgrafschaft Sachsen an Saale und Unstrut und Niederhessen mit Kassel und Marburg. Es war ein Land, voll von Kultur und Anteil an dem allgemeinen geistigen Leben der Zeit, obwohl jener Sängerkrieg auf der Wartburg eben nur für eine diese Thatsache wiederspiegelnde Fiktion zu halten sein wird. Die Landgrafen spielten eine gewisse Rolle in der allgemeinen Geschichte. Man meint, ihr Stamm rühre von den Ludwigen her, die sich von geringen Anfängen als Vögte im Thüringerwald, um Eisenach und die Wartburg herum, weiter ausgebreitet hatten. Doch waren sie von ansehnlichen Grafengeschlechtern, von Weimar und Orlamünde, Kefernburg, Querfurt und Beichlingen umgeben. Gerade aus diesen und den benachbarten Gegenden der meißnischen Lande stammten, wie wir sahen, viele der thatkräftigsten Ritter, welche den Ordensstaat gegründet haben. Neben sich hatten sie einige unbedeutende Städte, die sich sehr unabhängig hielten, namentlich das dem Erzbischof von Mainz verpflichtete Erfurt, und eine große Anzahl von Klöstern, z. B. Reinhardsbrunn: man will ihrer mehr als achtzig zählen. Eine unendliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Bildungen, über welche die Ludwige noch kaum eine recht landesfürstliche Herrschaft ausgeübt haben. Wie sie früher an den Kreuzzügen teilgenommen, so ließ sich dann auch Heinrich Raspe als Gegenkönig in eine Fehde für die Kirche ein. Er wurde durch geistliche Einflüsse zu dem Kriege überredet, in dem er umkam. Welch ein Wechsel jedoch: noch eben in der Hoffnung, die

höchste Stellung in Deutschland davonzutragen, wurde das Land eine Beute der Nachbarn!

Die vornehmsten Ansprüche auf die Nachfolge machten Brabant und Meißen: Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen als Sohn der Jutta, einer Schwester Heinrich Raspes, und die von dessen älterem Bruder Ludwig IV., dem Gatten der heiligen Elisabeth, stammende Sophie, Gemahlin des Herzogs von Brabant, für ihren Sohn, Heinrich das Kind genannt. Heinrich der Erlauchte war nun schon früher durch Kaiser Friedrich II. mit beiden Fürstentümern, der Landgrafschaft und der Pfalzgrafschaft, eventuell belehnt worden, auf daß er fortan dem Reiche getreu bleibe. Er drang auch sofort in dem Lande vor und nahm die benachbarten Gebiete ein. Sophie, die sich ebenfalls Landgräfin von Thüringen nannte, nahm die Erbgrafschaft, Eisenach und die Wartburg, in Besitz. Bei dem ersten trat mehr das Lehnrecht in den Vordergrund, beruhend auf der kaiserlichen Macht, bei der zweiten das eigentliche Stammeserbrecht.

Zwischen ihnen erschienen die großen Landherren, die Grafen von Gleichen, Beichlingen, Rabinswald, die vor allen Dingen ihre eigene Stellung wahrnehmen wollten. Sie widersetzten sich dem vordringenden Markgrafen, der aber, wie es scheint, den ritterbürtigen niederen Adel für sich hatte. Nach einigen Wechselfällen des Krieges kam es zu einem Frieden zwischen ihnen zu Weißenfels, in welchem die Großen den Markgrafen anerkannten, sowie dieser ihre Rechte und alten Bräuche. Auf der alten Stätte zu Mittelhausen an der schmalen Gera ward dann 1250 der Friede beschworen: in Gegenwart vieler Edlen des Landes, wie die Annalen von Erfurt erzählen. Sie fügen aber hinzu, das sei gewaltsam und unrechtmäßig geschehen, weil dabei die Belehnung Friedrichs II., der seitdem abgesetzt worden sei, zu Grunde gelegen habe. Man sieht daraus, wie sehr doch das Unternehmen Heinrich Raspes gegen Friedrich, den weiland Kaiser, gebilligt und der Untergang des Geschlechts, das 147 Jahre lang Thüringen beherrscht hatte, beklagt wurde. Die Besitznahme des Markgrafen von Meißen sowie der Anhaltiner, die auf Grund einer ähnlichen Verwandtschaft an der Saale um sich griffen, sah man als Usurpation an. Der Erzbischof von Mainz kam zuweilen nach Erfurt und erzählte der Menge von den gräßlichen Gewaltthaten Friedrichs II. Der Chronist betrachtet die von diesem geschehene Belehnung des Meißner Markgrafen als ungültig.

Die Barone waren nun zum Teil Anhänger Heinrichs, andere hielten zu dem Kinde von Brabant. Aber die ersten hatten offenbar das Übergewicht erhalten, und in einer Zusammenkunft zu Eisenach mit Sophie von Brabant verständigte man sich, daß auch die von ihr occupierten Landesteile, namentlich Hessen, dem Markgrafen von Meißen auf zehn Jahre überlassen werden sollten. Der Markgraf erscheint als der Vormund Heinrichs des Kindes. Sie waren beide mit der Kirche von Mainz in Streit, deren alte, den Landgrafen überlassene Lehen sie nun behielten. Diese Abkunft wurde jedoch von

dem Erzbischof Gerhard von Mainz und dem neuen König Wilhelm von Holland verworfen, welche die Rechte der Kirche gegen die Belehnung Friedrichs aufrecht erhielten. Der Erzbischof sprach das Interdikt über alle jene Plätze aus. Man sieht also mit großer Bestimmtheit, daß Heinrich der Erlauchte als ein Gegner der allgemeinen Kirche und besonders der mainzischen, betrachtet wurde, welcher hinwieder Wilhelm von Holland seinen Schutz verlieh. Nun aber hatte Heinrich eine so bedeutende Macht, und Wilhelm bedurfte seiner Anerkennung so sehr, daß bei einer neuen Zusammenkunft in Merseburg 1252 ihm das Erworbene dennoch überlassen wurde. Wilhelm belehnte ihn ohne Zweifel mit der Landgrafschaft, der Erzbischof von Mainz bestätigte ihn in seinen Lehen. Es war der Preis dafür, daß Heinrich Wilhelm anerkannte. Er ging mithin unter der Bedingung der Behauptung der Landgrafschaft zu der entgegengesetzten Partei über. Er erscheint als ein Fürst, der es vortrefflich verstand, eine gute Auskunft zu treffen.

Noch aber war der Streit mit Brabant übrig, der dadurch verdoppelte Bedeutung bekam, daß indes die Herzogin die engste Verbindung mit dem welfischen Hause geschlossen hatte. Herzog Albrecht I. von Braunschweig war mit ihrer Tochter, dessen Tochter mit Heinrich dem Kinde vermählt, der jetzt zu seinen Jahren kam und das Erbrecht in Anspruch nahm. Von den Niederlanden her wußte er gegen den Erzbischof von Mainz eine Pression auszuüben, der ihm darauf die mainzischen Lehen überließ und ihn nach einer für Sophie ausgestellten Urkunde sogar als Landgrafen anerkannte. Dieses große Interesse unternahm Albrecht von Braunschweig auszufechten. Er überzog Thüringen mit Krieg und drang selbst in die eigentlich meißnischen Gebiete vor. Indem er aber zurückgehen wollte, begegneten ihm die beiden Söhne Heinrichs des Erlauchten im Felde bei Wettin und brachten ihm in der Nähe ihrer Stammburg, bei Besenstädt, am 27. Oktober 1263 eine entschiedene Niederlage bei, durch welche die Landgrafschaft in ihrer Hand behauptet wurde. Der gefangene Herzog Albrecht mußte sich in die Bedingungen fügen, welche die Wettiner ihm auferlegten. In ihrer Abkunft leistete die Herzogin Sophie und ihr Sohn auf ihre Ansprüche an die Landgrafschaft Verzicht; sie nahmen dafür jene Plätze im Eichsfeld und behielten Hessen.

Das ist der Anfang der späteren Gestaltung des mittleren Deutschlands. Die Landgrafen von Hessen nahmen seitdem eine selbständige Stellung ein, aber die Markgrafen von Meißen behaupteten Thüringen und wußten es für immer festzuhalten, wenngleich es ihnen nochmals in einem gewaltigen Kampfe streitig gemacht wurde. Heinrich der Erlauchte muß überhaupt als der Begründer der späteren Macht der Wettiner betrachtet werden. Wie er die Belehnung mit Thüringen ursprünglich Kaiser Friedrich II. verdankte, so war ihm durch diesen auch das Pleißnerland, das eigentlich dem Reiche gehörte und durch königliche Landrichter verwaltet wurde, eingeräumt worden. Es geschah bei Gelegenheit der Verlobung Margarethes, der Tochter des Kaisers, mit Albrecht dem Entarteten, dem Sohne Markgraf Heinrichs.

Dieser Zusammenhang des meißnischen Hauses mit den letzten Hohenstaufen, der durch jene Schwenkung Heinrichs des Erlauchten zu Wilhelm von Holland doch nicht auf die Dauer aufgelöst ward, wie denn noch hernach der junge Konradin sich mit einer Wettinerin verlobte, darf für das Verständnis des thüringischen Erbstreites keineswegs außer Acht gelassen werden. Der Widerstand von Mainz, die Unterstützung, welche Sophie von Brabant fand, und die Braunschweiger Fehde erhalten erst hierdurch ihre volle Beleuchtung. Ich möchte indessen selbst das Wesen des Kyffhäusersage, wenigstens ihre Lokalisierung in Thüringen, damit in Verbindung bringen. Der ghibellinische Gedanke schien eben dort persönlich fortzuleben; es war das allgemeine Gefühl, daß die Partei hier einen Erben der Hohenstaufen suche.

Von der größten Wichtigkeit, auch für diese Dinge, war es nun, daß durch die Erhebung des Königs Rudolf eine ganz entgegengesetzte Strömung, die kirchliche, im deutschen Reiche zur Herrschaft kam. Man hat darauf nicht Rücksicht genommen, aber ich halte es für gewiß, daß die Erklärung der Kurfürsten, welche alle seit Friedrichs II. Absetzung gemachten Vergabungen für ungültig erklärte, sich ganz in der ersten Intention ebensowohl auf Thüringen mit dem Pleißnerlande, wie auf Österreich bezog. Heinrich der Erlauchte war der natürliche Verbündete Ottokars; was sich sonst nicht erklären lassen würde, ist, daß Ottokar bei seiner zweiten Schilderhebung im Jahre 1278 hauptsächlich Meißner und Thüringer in seinem Heere hatte. Nachdem Österreich gewonnen war, wendete nun Rudolf sein Augenmerk auch dorthin. Er behandelte die wettinischen Erwerbungen als erledigte Reichslehen.

Im Jahre 1289 rief ihn nun auch, was man sein Konstabelamt nannte, dahin. Heinrich der Erlauchte war soeben gestorben; unter seinen Nachkommen war die wildeste Unordnung ausgebrochen. Das vornehmste Moment liegt darin, daß die Ehe zwischen Albrecht und der staufischen Margaretha sehr unglücklich endigte, ebenso wie die Ottokars mit der anderen, babenbergischen. Albrecht, den man den Entarteten nannte, ließ sich in ein Verhältnis mit einem Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, ein, dem die ihrer Herkunft eingedenke Kaisertochter nicht mehr zusehen wollte. Sie ließ sich von der hohen Burg herab, um in Begleitung zweier anderer Damen mit Hülfe eines Ritters zu entfliehen. Sie wurde von dem Abte von Hersfeld empfangen und nach Frankfurt geleitet. Die Erzählung, daß sie am Leben bedroht gewesen sei, ihre Kinder vorher geküßt und Friedrich, der den Namen des staufischen Großvaters trug, in die Wange gebissen habe, ist eine spätere Ausschmückung, die sehr allgemein angenommen wurde. Sie ist sechs Wochen nach der Flucht gestorben; Albrecht heiratete seine Buhle; er hatte mit ihr einen Sohn, Apitz, den er nun gegen seine legitimen Söhne, Friedrich und Diezmann, zu fördern Bedacht nahm, was diese in die größte Aufregung versetzte. In den Wirren, die das Land erfüllten, kam das Raubrittertum empor, dem dann Rudolf so energisch ein Ziel setzte. Außerdem

gelang es jedoch dem König, das Pleißnerland mit Altenburg an das Reich zurückzunehmen; im übrigen ließ er die hadernden Wettiner im Besitz.

Seitdem war nun aber 1291 ein Neffe Albrechts des Entarteten, Friedrich Tuto, der einer früheren Teilung zufolge die Mark Landsberg sowie Meißen selbst innegehabt, ohne Söhne gestorben, worauf über sein Erbe aufs neue eine wilde Fehde zwischen Albrecht und seinen Söhnen entbrannte. Eben hier jedoch setzte König Adolf mit seinen Entwürfen ein. Aus den sorgfältigen Forschungen Wegeles über Friedrich den Freidigen — denn dies ist der echte historische Beiname jenes Friedrich mit der gebissenen Wange — erhellt, daß Adolf von Anfang an die Rechte der Linie Albrechts auf das Erbe Friedrich Tutos nicht anerkannte, sondern Meißen und Osterland als eröffnete Reichslehen angesehen wissen wollte. Überdies aber schloß er über Thüringen mit Albrecht dem Entarteten einen Kaufvertrag, wodurch er für 12000 Mark dies Gebiet erwarb, das Albrecht freilich bei seinen Lebzeiten noch im Besitz behalten sollte. Das sonderbarste ist, daß Albrecht nichtsdestoweniger gleich darauf die thüringische Herrschaft auch seinem Diezmann, und zwar ebenfalls für eine Geldzahlung, in Aussicht stellte. Genug, Adolf ergriff die Gelegenheit, ein bedeutendes, längst von einem erblichen Geschlecht in Besitz genommenes Land in Anspruch zu nehmen. Er ließ sich damit in eine Unternehmung ein, von der man sehr zweifeln darf, ob sie rechtmäßig war. Denn eigentlich lief es doch wider jedes Herkommen, daß ein Vater, den man als ausgeartet bezeichnet und der in unsittlichen Verhältnissen lebte, seine Söhne ihres Erbes zu berauben suchte und dieses dem Könige für Geld übertrug. Ganz etwas anderes jedenfalls, als wenn Rudolf Ottokar aus Landschaften entfernte, an denen ihm kein Erbrecht zustand. Genug, mit dem Prinzip des Erbrechtes setzte sich Adolf in Widerspruch.

Der König brach mit einem Söldnerheer in Thüringen ein. Im September 1294 finden wir ihn in Eisleben, im Oktober in Vippach, dann in Leipzig. Dort hielt er zu Weihnachten einen Hoftag, der ziemlich gut besucht gewesen zu sein scheint. Das zu seinem Vorhaben nötige Geld hat er ohne Zweifel von England bekommen. König Eduard I. wünschte in seinem Kampfe gegen Frankreich diesem auch von Osten her Feindseligkeiten zu erwecken und hatte sich für eine nicht unbedeutende Summe von Adolf Hülfe versprechen lassen. Daß Philipp IV. die Rechte des Reiches, besonders in Burgund, vielfach gekränkt hatte, läßt sich nicht leugnen, und insofern war es Adolf nicht zu verübeln, daß er sich ihm opponierte. Nur hätte es mit eigener Kraft geschehen müssen. Um seiner Verpflichtung einigermaßen zu entsprechen, wendete sich Adolf nach dem Rhein, ohne jedoch viel auszurichten. Im August 1295 finden wir ihn wieder in Thüringen. Er erobert Kreuzburg und läßt es verbrennen, in Eisenach hält er im November, in Altenburg im Dezember Hoftag. Er nimmt alle Thüringer in seinen Schutz, die sich gegen das Reich wohl verhalten würden. Im Januar 1296 erobert er Freiberg; sechzig Mann von der Besatzung läßt er hinrichten, weil sie dem Reiche treulos geworden

seien. Wir haben ein Schreiben von ihm vom April 1297, worin er sich rühmt, daß er Meißen, Osterland und Thüringen zum Reich geschlagen habe. Wie viele dortige Stiftungen weisen seine Gnadenbriefe auf, so das Bistum Naumburg, das Kloster Pforta! Im Juni hielt er dann einen Hoftag zu Frankfurt, wo er eine überaus wichtige Erbteilung in Hessen vollzog.

Seine Gedanken erhoben sich immer höher, und schon forderte er, wie aus den Briefen Albrechts hervorgeht, diesem sein Herzogtum ab. Die Landherren in Österreich waren sehr in Bewegung und neigten sich auf die Seite Adolfs gegen den kräftigen und gewaltsamen Albrecht. Der König erlaubte dem Erzbischof von Salzburg, eine Feste zu bauen, welche Albrecht sehr ungelegen war. Er hatte jetzt eine große Stellung, und wie in Flandern, so waren auch im Reich alle Städte — Straßburg ausgenommen — ihm ergeben. Allein seine Stellung, seine Art und Weise erweckten ihm Eifersucht. Er fing an, die geistlichen Fürsten auch wieder zu verletzen, z. B. durch die Errichtung der Burg von Idstein, welche dem Erzbischof von Mainz sehr unbequem war. Papst Bonifaz VIII. warf ihm vor, daß er sich um Lohn habe für den König von England dingen lassen. Je weniger Adolf die Erwartungen seiner Wähler erfüllte — man sagte, er verachte die Ratschläge der Weisen —, desto mehr verlor er seine Autorität. An die Stelle des Erzbischofs Sigfrid von Köln war ein anderer getreten, der die Gesichtspunkte seines Vorgängers nicht teilte. Gerhard von Mainz, mit dem er auch eines Zolles wegen in nachbarlichen Streit geriet, mußte durch den Thüringer Handel auch um seiner eigenen dortigen Interessen willen sich verletzt fühlen. Und wenn es Herzog Albrecht gelang, durch seine Schwester Gutta ihren Gemahl, König Wenzel von Böhmen, wieder für sich zu gewinnen, so hat doch auch dabei ohne Zweifel der Umstand mitgewirkt, daß dieser selbst ein Gelüste nach der Erwerbung von Meißen trug. Kurzum, es scheint wohl, als habe die Haltung Adolfs überhaupt, sein Bund mit England, sein Begriff von den Rechten des Reiches, seine Beleidigungen geistlicher und weltlicher Fürsten und seine Verbindung mit den meisten Städten eine allgemeine Aufregung veranlaßt. Inwiefern ihm auch die allgemeine Lage der europäischen Parteiung am Ende zum Verderben gereichte, werden wir alsbald in anderem Zusammenhange anzudeuten suchen.

Zuerst bei einer großen Fürstenversammlung zu Prag, wo Mainz, Böhmen, Brandenburg und Sachsen beisammen waren, fing der Einfluß Albrechts an zu überwiegen. Albrecht versprach, dem König Wenzel die Eroberungen Adolfs in Meißen zu überlassen, wenn er König werde. Hierauf erhob sich Albrecht mit allen seinen Freunden, um das Reich zu erobern. Im April 1298 finden wir ihn schon Adolf gegenüber im Elsaß, doch hatte dieser noch das Übergewicht. Sodann berief der Erzbischof von Mainz die Kurfürsten, um über die Irrungen des Reiches Rat zu pflegen, auf den 15. Juni nach Mainz. Es erschienen Albrecht von Sachsen, von Pfalz bevollmächtigt, und Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg. Der Erzbischof selbst war für Köln

und Wenzel beauftragt. Und diese entschlossen sich nun, den König, den sie gewählt, auch wieder abzusetzen. Es geschah am 23. Juni 1298 im Tiergarten bei Mainz. Unter den Gründen sind die merkwürdigsten: die Nichterfüllung seiner Versprechungen gegen Mainz; die Absicht, die geistliche Gewalt der weltlichen zu unterwerfen; Machinationen, um die Reichsfürsten ihrer Länder zu berauben. Genug, die Mehrzahl der Kurfürsten setzte ihn ab und wählte Albrecht. Ob das Rechtens war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Idee aber, daß die Königswürde ein Amt sei, das man verleihe, also im entgegengesetzten Falle auch wieder nehmen könne, schien überwiegend. Wenn Albrecht jetzt zur Gewalt kam, war es doch ganz etwas anderes, als früher, eher das Gegenteil. Das Wahlrecht war durch den Gegensatz erst recht befestigt. Adolf war noch stark im Felde. Aber Albrecht bekam bald das Übergewicht eben infolge des Absetzungsdekrets. Denn hauptsächlich deshalb geschah es wohl, daß die Städter, die schon herbeikamen, um Adolf zu unterstützen, jetzt erschrocken wieder nach Hause gingen.

Zur Schlacht um das Reich kam es am 2. Juli bei Göllheim, wo ein steinernes Kreuz die Stätte bezeichnet. Adolf hatte noch Boemund von Trier, sowie Pfalz nebst Bayern auf seiner Seite. In beiden Heeren fanden sich Franken, Schwaben, Elsässer, Rheinländer. Die Könige trugen den gleichen Waffenrock, gelb mit schwarzem Adler, und führten die gleiche Sturmfahne. Nach einer Erzählung, die besonders Albert von Straßburg bringt, stießen sie persönlich auf einander. Adolf rief aus: Hier werdet Ihr das Reich lassen! Albrecht antwortete: Das steht in Gottes Hand! Der einäugige Albrecht traf jedoch besser, und zwar den Gegner eben über dem Auge. Das Blut rann Adolf über das Gesicht herunter, er stürzte und kam um. Albrecht hat nie zugeben wollen, daß er den Gesalbten getötet habe. Jedenfalls hat er sich auf dem Schlachtfelde die Krone erkämpft.

Nicht so leicht also ließ sich Habsburg vom Throne verdrängen. Albrecht nahm jetzt die höchste Gewalt, zu der er gewählt war, in Besitz. Ausgerüstet mit aller Macht von Österreich, wäre er auch persönlich ganz der Mann gewesen, eine feste Gewalt in Deutschland zu begründen. Hart wie ein Diamant nennt ihn Ottokar von Horneck. Sein Herz heißt es weiter, war wie ein Turm, wie ein glühendes Eisen. Er war keusch und beherrschte sich selbst; er konnte schweigen. Auch in den Waffen zeigte er sich erfinderisch, er hat z. B. spitze Schwerter eingeführt; er führt das Heer über die schneebedeckten Alpen; Belagerungen gelingen ihm. Vor allem hat er die Rechte des Reiches im Auge. Starr im Eifer dafür nennt ihn eine Quelle: unaufhörlich dachte er daran. Zuerst freilich hat auch er sich zu den größten Zugeständnissen herbeilassen müssen. Er hat dem Erzbischof Wigbald von Köln, auf den es ohne Zweifel am meisten ankam, Kaiserswerth und Sinzig, den Zoll in Bonn, Neuß und Andernach, sowie eine Art Privileg gegen die Reichsgerichte gegeben. Ich finde darin um nichts besseres, als in den Zugeständnissen Adolfs. Dem Erzbischof von Trier gab er eine Summe Geldes.

Er befriedigte so die persönlichen und territorialen Ansprüche derer, die ihn gewählt, ebenfalls von den Besitzungen des Reiches. Aber dadurch geschah nun, daß alle Kurfürsten ihm dienten. Auf einem großen Hoftage, den er hielt, waren sie zum erstenmal alle beisammen.

Indessen bei ihren Ansprüchen und dem Charakter Albrechts konnte ihre Freundschaft nicht lange dauern. Wie Adolf mit Eduard von England, so trat Albrecht mit Philipp dem Schönen von Frankreich, mit dem er schon bei Lebzeiten Adolfs unterhandelt hatte, in einen Bund. 1299 hielten sie eine Zusammenkunft in der Nähe von Toul. Sie haben hier die Marksteine zwischen den beiden Reichen gesetzt. Außerdem beschlossen sie eine Vermählung zwischen der französischen Prinzessin Blanca und dem Sohn des Königs, Rudolf, dem Österreich dafür mit Ausschließung seiner Brüder übergeben werden sollte. Schon hierzu jedoch verweigerten die geistlichen Kurfürsten ihre Willebriefe; sei es, daß sie die Absichten Albrechts durchschauten, diesen seinen Sohn zum Nachfolger im Reich heraufzuziehen, oder daß ihnen der Bund des Königs mit Frankreich um des Papstes willen zuwider war. Denn schon lag Philipp der Schöne mit Bonifaz VIII. in heftigem Streit. In der That übertrug Bonifaz seinen Zorn auf Philipp auch auf dessen Bundesgenossen und versagte Albrecht die Anerkennung.

Ohne Rücksicht darauf beschloß der König zunächst den täglich entschiedeneren Widerstand der rheinischen geistlichen Fürsten zu überwinden. Der Erzbischof von Mainz soll, auf seine Jagdtasche klopfend, gesagt haben, er habe darin noch viele Könige. Im Oktober 1300 war schon wieder ein Bund gegen Albrecht geschlossen, wie einst gegen Adolf, zwischen den vier rheinischen Kurfürsten. Sie nannten ihn nicht König, sondern Herzog Albrecht, der jetzt König von Deutschland heiße. Der Papst war ganz dieser Ansicht. Er erklärte im April 1301, wenn der Herzog Albrecht sich nicht binnen sechs Monaten von dem Verdacht des gegen Adolf begangenen Hochverrats reinige, werde er alle und jeden von dem geleisteten Eide der Treue entbinden. Aufs neue machte diese geistliche Reichsgewalt den Anspruch, den König abzusetzen. Diesmal aber hatten sie keinen Prätendenten und wohl überhaupt die östlichen Territorialfürsten nicht auf ihrer Seite. Es mußte zum Kriege kommen, ehe noch der Papst das entscheidende Wort ausgesprochen hatte.

Auch Albrecht schloß sich an die Städte an, wie Adolf. Das erste, was er that, war, daß er alle Zölle abschaffte, die sein Vater oder andere Herrscher seit Friedrich II., auch er selbst, den Erzbischöfen gewährt hatten. Im Mai 1301 erschien er selbst im Felde. Es wird damals als eine Waffenthat betrachtet, einen Ort wie Bingen zu nehmen. Jedoch geschah es wohl mehr durch Verwüstung der Umgegend, als durch Belagerungswerkzeuge. Rüdesheim wurde verbrannt. Diesmal gelang dem Erzbischof von Mainz sein Vorhaben nicht. Im März 1302 mußte er sich auch noch zu einigen anderen Verzichtleistungen verstehen, auf die Zölle von Lahnstein, sowie auf alle anderen Zölle, die er besaß. Seligenstadt sollte Reichsstadt werden. Seinen Bundes-

brief mit Pfalz versprach der Kurfürst herauszugeben. Im September 1302 ging Albrecht gegen den Erzbischof von Köln vor und nötigte ihn, das Reichsgut, das er weggenommen, herauszugeben, auch Zölle, die nicht alten Rechtes seien, abzuthun. Die Bürger von Köln werden von seinen Zöllen noch besonders befreit. Im September war auch Trier besiegt und zu ähnlichen Bedingungen genötigt. Niemals hatte noch ein König diese mächtigen geistlichen Magnaten so entschieden zu Paaren getrieben. Es kam hinzu, daß Papst Bonifaz, dem der Streit mit Frankreich über den Kopf wuchs, mit Eifer die Gelegenheit ergriff, sich mit seinem deutschen Gegner auszusöhnen. Er erkannte jetzt nicht nur Albrecht an, er war sogar bereit, sich mit ihm gegen Frankreich zu verbinden.

Albrecht ist überhaupt eine bedeutende Erscheinung in der deutschen Geschichte. Allerorten, in der tiefsten Niederung von Holland, in den höchsten Gebirgen der Schweiz, ist er beschäftigt, seine Hausmacht zu gründen. Das Haus Österreich nahm unter ihm einen gewaltigen Anlauf, eine große und durchgreifende Autorität in allen Teilen des Reiches aufzurichten. Dazu gesellte sich eine kühne Politik inmitten der östlichen Verwickelungen. Wir werden noch erzählen, wie es denn auch Albrecht doch nicht völlig gelang, der Summe dieser Schwierigkeiten Herr zu werden: in Meißen wie in Böhmen kam er nicht zum Ziele. Doch läßt sich nicht sagen, wie weit er es bei längerem Leben trotzdem hätte bringen können. Es war sein Verhängnis, daß die herbe Rücksichtslosigkeit, die den Hauptzug seines staatsmännischen Waltens bildet, in seiner unmittelbaren Nähe, in seinem eigenen Neffen ihm den Mörder erweckte, wodurch denn auch für das Reich die Frucht seiner Wirksamkeit größtenteils vernichtet ward. Die Entwickelung, die dann folgte, wird indes erst verständlich, wenn wir das Schicksal kennen, von dem inzwischen das Papsttum betroffen ward.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bonifaz VIII.; Demütigung des Papsttums.

Sucht man in der Geschichte des Papsttums nach dem Höhepunkt seiner Machtfülle, so wird sich als solcher das Menschenalter von 1250—1280, genauer 1245—1282 darstellen. Denn da herrschte noch die Idee Innocenz' IV. im allgemeinen vor, obwohl in der politischen Richtung bereits ein gewisses Schwanken eingetreten ist. Urban IV. und Clemens IV. handelten durchaus zu Gunsten der Anjous; Gregor X. und Nikolaus III. wollten sich dem Übergewicht der Provencalen nicht mehr fügen: Gregor, um durch den all-

gemeinen Frieden eine Unternehmung nach dem Orient durchzuführen, Nikolaus, für den das Zweck wurde, was für Gregor nur Mittel gewesen war, um den allgemeinen Frieden selbst herzustellen. Martin IV. lenkte darauf in die angiovinischen Bahnen zurück. Noch einmal konnte die Absicht ergriffen werden, zur Herrschaft über den Orient zugleich Konstantinopel zu erobern. In dem Moment jedoch, wo Karl von Anjou bereit war, sich dazu aufzumachen, wurde das durch die sicilische Vesper vollkommen unthunlich. Die aragonesische Macht widersetzte sich der Alleinherrschaft des Papsttums; sie aus Sicilien zu verdrängen, bildete das nächste Ziel für Nikolaus IV., der sich zugleich den Plänen Österreichs auf Ungarn widersetzte. Aber auch Frankreich war dem Papsttum nicht mehr gänzlich sicher. König Philipp IV. versagte in der damaligen Lage der Stadt Ptolemais seinen Beistand: sie fiel 1291 in die Hände der Mohammedaner; fortan lag die Wiedererlangung des Orients außer dem Bereich der Möglichkeit.

Indem die allgemeinen Verhältnisse sich änderten, erfolgte auch ein Umschlag in Rom. Gleich nach der Vesper verlor Karl von Anjou das ihm von Martin IV. zurückgegebene Senatorenamt. Die einheimischen Faktionen, an ihrer Spitze die beiden großen Familien der Orsini und Colonna, bekamen dadurch freieren Spielraum. Durch Nikolaus III. kamen die ersteren, die letzteren durch Nikolaus IV. empor. Eigentlich aus dem Gegensatz der beiden Faktionen war Nikolaus IV. selbst hervorgegangen: ursprünglich den Orsini verbündet, dann ein Freund der mehr ghibellinischen Colonna. Nichtsdestoweniger hat er Karl II. von Neapel zum König gekrönt; die örtliche Parteiung entsprach nicht immer den allgemeinen Weltverhältnissen. Johann Colonna, den Bruder des Kardinals Jacob, machte der Papst zum Rektor der Mark Ancona, von dessen Söhnen den einen zum Kardinal, den anderen zum Grafen der Romagna. Dies ist Stephan, einer der bedeutendsten von allen. Eine Orsinische Bewegung wurde unterdrückt. Die Colonnas herrschten auch im Senate vor. Johann Colonna war wie ein Fürst der Campagna, der einzige Senator von Rom. Aber auch die Orsini waren keineswegs überwältigt. Schon nach Nikolaus' IV. Tode — er starb am 4. April 1292 — hielten sich die Parteien das Gleichgewicht im Konklave. Die Kardinäle kamen zusammen und trennten sich wieder, das Kollegium führte die Geschäfte, so gut es anging, weiter.

Endlich 1294 wählte man den Anachoreten Petrus vom Berge Murrone zum Papst, der sich Cölestin V. nannte. Durch die Strenge seines Eremitenlebens hatte er einen großen Ruf erworben und viele Jünger um sich gesammelt. Auf einem Esel, den der König von Neapel und sein Sohn am Zügel führten, zog er in Aquila ein. Aber ein Mann des beschaulichen Wandels war unfähig, den päpstlichen Stuhl auszufüllen. Niemals trat der Widerspruch zwischen der religiösen Idee und der irdischen Wirklichkeit des Papsttums mehr ins Bewußtsein. Schon in Neapel überzeugte sich Cölestin, daß er für das Gebet und ein vollkommenes Leben, wie er es ver-

stand, keine Muße mehr habe. Er verkündigte als Gesetz, daß auch ein Papst abdanken könne, und legte seine Würde nieder. Schon ihm zur Seite hatte Kardinal Benedict Gaetani die weltliche Potenz vertreten. Daß er Cölestin durch ein Sprachrohr wie durch eine göttliche Stimme zur Entsagung angetrieben, ist eine Fabel seiner Feinde. Interessiert aber ist er bei diesem Schritte jedenfalls gewesen, und zwar wohl im Einverständnis mit Karl II. von Neapel, der gegen Sicilien rüstete und eines politischen Papstes bedurfte.

Benedict kannte die Welt und die Geheimnisse des irdischen Lebens; er war Jurist und Diplomat der Kurie gewesen, an den europäischen Höfen bewandert; hochstrebend, aber auch hochfahrend, einer der Menschen, welche alles und jedes leiten wollen; von der vornehmen Gediegenheit Innocenz' III. weit entfernt, aber auch der Klugheit Innocenz' IV. nicht zu vergleichen: ein welthistorischer Papst, aber kein großer. Gewählt, nahm er den Namen Bonifaz VIII. an und versprach sofort dem Könige Karl II., ihn zum Herrn von Sicilien zu machen, was ihm freilich nicht gelungen ist. Jacob II. von Aragon machte zwar, von Frankreich bedrängt, das Martin IV. wider ihn aufgerufen, seinen Frieden mit dem Papsttum und entsagte Sicilien, wofür er durch die Belehnung mit Sardinien und Korsika entschädigt ward. Aber in Sicilien trat sein Bruder Friedrich an die Spitze der Insulaner, die von einer Wiederkehr der Anjous das Schlimmste befürchteten, und behauptete sich dort als ein unabhängiger König. Bonifaz, der bald alle Hände voll mit seinen übrigen Irrungen zu thun hatte, konnte nichts dagegen ausrichten. Unverzüglich aber machte er sich in Rom zum Herrn. Durch die Pracht seines Einzugs, seiner Krönung betonte er den Gegensatz zu den Tendenzen seines Vorgängers, den er übrigens doch gefangen zu halten für nötig hielt, bis ihn der Tod befreite. Den Colonnas gab er schuld, daß durch sie der päpstliche Schatz veruntreut worden sei. Kardinal Jacob und seine Anhänger antworteten mit der Erklärung, er sei gar kein Papst, sondern der gefangene Cölestin sei es noch. Bonifaz aber sprengte ihre Faktion gewaltsam auseinander.

Überhaupt trat er mit den großartigsten Ansprüchen auf. Er hat der päpstlichen Tiara einen zweiten Kronreif angelegt, um die geistlich-weltliche Doppelmacht des römischen Stuhles zu versinnlichen. Den Kirchen des Ostens untersagte er, ohne Genehmigung des Papstes Patriarchen einzusetzen. Er führte neue jährliche Feste ein, vorzüglich zur Feier der vier großen Doktoren der lateinischen Kirche. Insbesondere aber bestimmte er das Jahr 1300 zu einem großen Jubiläum der vereinigten abendländischen Christenheit. Weder eine Erinnerung an die römischen Säkularspiele, noch der Gedanke der alttestamentarischen Jobelperiode hat dabei vorgeschwebt; den Kern des riesenhaften Festes bildet vielmehr die Idee des Ablasses, welche durch die Kreuzzüge so mächtig in Schwung gebracht worden war. Jetzt, wo Jerusalem wieder fast vergessen war, erschien Rom mehr als jemals als die Metropole der Religion. Bonifaz bestimmte jedem, der in diesem Jahre, das er für ein besonderes Gnadenjahr erklärte, zu vierzehntägigem Gebet die Schwellen der

Apostel besuchen würde, die vollkommenste Lösung von jeder Pön und Schuld für alle seit der Taufe begangenen Sünden.

Wen drückt nicht irgendwelche Schuld? Wer wünscht nicht, von ihr frei zu werden? Welche leichtere, angenehmere Büßung ließ sich denken? Es war eine ungeheuere allgemeine Wallfahrt, an der allerdings der vorwaltende Stamm der Provencalen den meisten Anteil nahm. Die Landsmannschaften empfingen einander, sorgten für einander. Man zählte an manchem Tage 30 000 neu ankommende Gäste, in der Regel 200 000 Fremde, im ganzen zwei Millionen Pilger. Wandertrieb, Schaulust und Inbrunst wirkten zusammen. Die Stadt nahm viel Geld ein, auch die Kirche ward reich. Jeder brachte seinen Pfennig dar. Einige Kleriker scharrten die zu den Füßen der Apostel niedergelegten Opfermünzen mit ein paar Rechen zusammen. Manche sagten, der Papst habe das Fest eben des Geldes wegen veranstaltet. Er belegte sie dafür mit dem Banne. Der Eindruck war jedoch nicht allein kirchlicher Natur. Villani faßte damals die Idee seiner Weltchronik. Es war die größte Manifestation der Einheit der lateinisch-christlichen Nationen, wie sie unter der Weltherrschaft des Papsttums erschien, kurz bevor es mit dieser zur Neige ging. Gleichsam zum Abschiede genoß die Hierarchie noch einmal eine beispiellose Verehrung bei dieser Heerschau der Gläubigen. Kein weltlicher Fürst hätte dagegen Einspruch erheben können, wiewohl von ihnen keiner persönlich an der Wallfahrt teilnahm.

Bonifaz aber ließ es bei dieser praktischen Darlegung seines Ansehens nicht bewenden. Gleichzeitig formulierte er die Theorie, die Innocenz IV. aufgestellt hatte. Er erscheint als Stellvertreter Christi, Statthalter Gottes. Ihm sind die beiden Schwerter übergeben. Das weltliche vertraut er den Fürsten an, um es nach seinem Willen zu verwalten. Die Lehre von der Infallibilität schreibt sich ebenfalls aus diesen Zeiten her. Sie beruht auf der Stelle des Lukasevangeliums: ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Was nun von Petrus gesagt war, sollte auch von seinen Nachfolgern gelten. Es ist ein Privilegium, welches unerschüttert bleiben muß. Dem gegenüber hatten die alten Lehrer wie Gratian immer gesagt: der Papst könne von niemandem gerichtet werden, es sei denn, daß er vom Glauben abirre. Das war also als sehr möglich angenommen. Man bemerkte, daß Paulus dem Petrus ins Angesicht widersprochen habe. Noch Innocenz III. sagt, in anderen Dingen richte ihn Gott: wegen eines am Glauben begangenen Fehltrittes kann ich von der Kirche gerichtet werden! Der Hauptbegründer der Infallibilitätslehre ist nun der große Dogmatiker dieser Epoche, Thomas von Aquino. Er schließt aus den Verheißungen: erstens, daß die allgemeine Kirche nicht irren könne; zweitens, was doch ziemlich ohne Vermittelung ist, der Autorität des Papstes komme es zu, das zu bestimmen, was zum Glauben gehöre, ein neues Bekenntnis aufzustellen. Welch eine Autorität, den Glauben unbedingt zu bestimmen, von jeder Schuld den Gläubigen freizusprechen, den Widerstrebenden zu vernichten!

In der Schrift des Thomas vom Fürstenregiment wird nun aus derselben Prämisse auch die weltliche Gewalt gefolgert. Christus ist König und Priester, so auch seine Nachfolger. Wie der Leib von der Seele sein Wesen empfängt, so hängt alles Zeitliche von dem Geistlichen ab, die weltliche Jurisdiktion der Fürsten von der geistlichen des Petrus. Die Schenkung Konstantins an Sylvester hat nur das, was sich gehörte, bestätigt. Theoretisch erwiderte man darauf doch schon damals: wer alles nehme, sei in Gefahr, alles zu verlieren. Es wäre ein erbärmliches Europa geworden, wenn es Bonifaz VIII. gelungen wäre, diese thomistische Doktrin für die Zukunft zu verwirklichen. Aber notwendig mußte nun auch der Kampf, den die Kaiser bisher allein geführt, für die Unabhängigkeit der weltlichen Macht, von den weltlichen Fürsten insgesamt weitergeführt werden. Der Papst sah sich einigen Fürsten von großer Energie gegenüber, Philipp dem Schönen von Frankreich, Eduard I. von England, dem aragonesischen Friedrich von Sicilien, dem römischen Könige Albrecht I. Selbst jene Colonnas wuchsen über die Stellung einer bloßen Faktion hinaus, indem sie gegen den Papst, der seine universale Gewalt in Rom doch so einseitig ausübte, ihren Widerstreit fortsetzten. Der Ghibellinismus bekam überhaupt wieder etwas zu bedeuten, er war ein Bedürfnis der Welt. Darauf, daß er diesem ghibellinischen Gedanken Ausdruck gab, beruht zwar nicht der poetische Gehalt, wohl aber der welthistorische Charakter der Dichtung Dantes. Er verdammte die Verbindung des Hirtenstabes mit dem Schwerte; er rief dieser Anmaßung gegenüber die Gerechtigkeit Gottes an. Man hat das in Florenz wohl empfunden, als man vor kurzem das sechshundertste Jahr der Geburt Dantes so glänzend feierte; es geschah eben dieser allgemeinen Idee halber.

Der erste Konflikt nun, in welchen Bonifaz mit dem großen Fürstentum seiner Zeit geriet, hängt mit den englischen Verhältnissen zusammen. Eduard I., den wir als Prinzen nach Accon ziehen sahen, als König ritterlich und unternehmend, war für den noch immer ansehnlichen Rest der plantagenetischen Provinzen in Guyenne Lehnsmann der Krone Frankreich, dagegen Lehnsherr über Wales und Schottland. Es war damals, daß er, und zwar mit Hülfe seiner südfranzösischen Vasallen, Wales besiegte. Die rebellischen Fürsten Llewellyn und David wurden enthauptet und ihre Köpfe einander gegenüber am Tower aufgestellt. Der englische Thronfolger empfing den Titel Prinz von Wales. Da starb 1286 das alte schottische Königsgeschlecht mit Alexander III. aus. Dreizehn Prätendenten erhoben sich; einer von diesen, Baliol, wurde von Eduard I. 1292 zum König eingesetzt und huldigte ihm in aller Form. Damit war man indessen in Rom nicht zufrieden, weil der Papst selber die Oberlehnsherrschaft über Schottland in Anspruch nahm. Noch unter Cölestins V. Namen, dem jedoch Kardinal Benedict dabei die Hand geführt haben wird, wurden die Schotten von dem Eide der Treue, den sie Eduard geleistet hatten, losgesprochen. Gewiß wurde dadurch der Ausbruch eines Aufruhrs befördert, gegen welchen jedoch König Eduard nochmals den

Platz behielt. Er nahm 1296 die Herrschaft von Schottland, wie die von Wales, für sich selbst in Besitz. Bonifaz hätte wenig dagegen ausgerichtet, hätten sich nicht die Franzosen ebenso lebhaft dawider gesetzt.

Ein Streit zwischen Seeleuten aus der Normandie und Engländern bot nur den zufälligen Anlaß zu dem Kriege, der schon 1293 zwischen beiden Mächten ausgebrochen war. In der That fühlte sich Philipp IV. bereits als Bundesgenossen der Schotten; er wollte seinen Vasallen Eduard, über dessen Unbotmäßigkeit er sich beklagte, nicht mittelst der Streitkräfte des südwestlichen Frankreichs zum Herrn über ganz Britannien werden sehen. Um Philipp wirksam zu begegnen, schloß dann Eduard ein großes Bündnis mit Flandern und vielen Niederdeutschen, für das er, wie wir berührten, auch den römischen König Adolf gewann. Hatte doch Philipp IV. auch diesen herausgefordert, indem er das Reich Arelat überzog. Mit gleicher Begierde suchte er sich jetzt auf der anderen Seite der englischen Gascogne vollends zu bemeistern. Und hier zuerst behielt er entschieden die Oberhand; denn eben jetzt empörte sich Schottland aufs neue. Dort erhob sich der mächtige Wallace und organisierte eine echt nationale schottische Bewegung zur Verteidigung des Landes; er befreite das schottische Gebiet und nahm selbst Northumberland ein. Unter diesen Umständen wurde auch Flandern, wo die Franzosen eine Partei für sich hatten, von ihnen bezwungen. Sie nahmen Lille in Besitz und waren Meister im offenen Felde.

Bonifaz, der in Bezug auf Schottland seinen Wunsch erfüllt sah, nahm nun keinen Anstand, eine Waffenruhe und darauf, im Mai 1298, einen Frieden zwischen England und Frankreich zu vermitteln. Auf seine Entscheidung hin ward eine Doppelvermählung zwischen den Kindern beider Könige, sowie die Herstellung der alten Besitzverhältnisse angeordnet; der Bund der Engländer mit Flandern wurde aufgelöst. Eben hierdurch geschah es denn, daß König Adolf völlig isoliert dastand, als sein Gegner Albrecht wider ihn zu Felde zog. Albrecht hatte sich überdies an den Papst gewendet, um dessen Einwilligung in die Absetzung Adolfs zu erwirken. Auch ist ein Schreiben verbreitet worden, nach welchem Bonifaz in der That darein gewilligt hätte. Er hat das jedoch mit vieler Wahrscheinlichkeit abgeleugnet; ich glaube, daß er davon vollkommen freizusprechen ist. Der Sturz Adolfs, gegen den sich die geistlichen Kurfürsten erklärt hatten, war ihm an sich nicht zuwider; von der Erhebung Albrechts aber wollte er darum doch nichts wissen, er nannte ihn Königsmörder. Sein Gedanke war gewesen, das deutsche Reich während der Vakanz selbst zu verwalten. Daß Albrecht sich behauptete, ja die wieder von ihm abfallenden geistlichen Kurfürsten niederwarf, war eine Niederlage der päpstlichen Politik. Doch trat sie sehr in den Hintergrund gegen den gewaltigen, aber sein Schicksal entscheidenden Streit, in welchen Bonifaz nunmehr mit Philipp dem Schönen verwickelt ward.

Ludwig IX. hatte die Ergebenheit gegen den römischen Stuhl mit der Behauptung der weltlichen Gerechtsame zu vereinigen gewußt. Unter Philipp IV.

dem Schönen aber erscheint die Idee eines französischen Reiches, das auf niemand als auf sein eigenes Interesse Rücksicht nimmt, in ihrer vollen Stärke. Philipp war siebzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg, aber gleich damals vollkommen gebildet; nur vierzig war er alt, als er starb, noch in der vollen Kraft der Jahre. Seine ganze Regierung ist Kampf nach allen Seiten, doch verficht er überall die Idee des persönlichen Königtums, inwiefern es in der Idee des Reiches enthalten ist. Er hat der Institution des französischen Parlamentes Festigkeit gegeben, die Versammlung der drei Stände gegründet, die großen Vasallen unterworfen, finanziell eine durchgreifende Ordnung der Dinge begründet. Er war der erste, der das westfränkische Reich über die Grenzen der früheren Jahrhunderte hinausführte und dem ostfränkischen, deutschen die französisch redenden Gebiete des dritten Reiches, das im 9. Jahrhundert gegründet worden war, des altlothringischen, besonders im Rhonethal entriß. Westfrancien hörte auf, Frankreich vom Atlantischen Ocean bis zu den Alpen begann. Philipp der Schöne war von Anfang an von Rechtsgelehrten umgeben, welche ihm die Notwendigkeit, Geistliche und Barone im Zaume zu halten, vorhielten, und denen er völlig Glauben beimaß. Er betrachtete sich als die Quelle der Gesetze; stolz, jähzornig, hartnäckig, grausam setzte er sie durch. Überall erkennt man, daß er einen bestimmten Willen, einen Plan hatte, den er verfolgte. Er hatte Herrschsucht und Ehrgeiz und scheute kein Mittel, sie zu befriedigen. Er regierte durch die Tribunale. Er war gehaßt und gefürchtet; doch sahen die Unterthanen in der Furcht fremder Nationen vor ihm wiederum eine Befriedigung ihres Selbstgefühls.

Es war nicht anders möglich, als daß ein König von solcher Gesinnung, welcher, in der Idee der vollen Souveränetät seines Reiches lebte, mit einem Bonifaz, der die Oberherrschaft des Papsttums so entschieden in Anspruch nahm, in Widerstreit geriet. Und was kein Kaiser hatte durchführen können, das gelang dem früher so devoten französischen Königtum. Schon die Jahre daher war es zu mancher Zwistigkeit gekommen. Nicht von vornherein und moralisch wird man dem Papste Unrecht geben. Er ließ sich etwas dafür sagen, wenn er sich des Grafen von Flandern annahm, dessen Tochter der König in seiner Haft hielt. Aber ebenso klar ist, daß er dadurch mit dem eigensten Interesse des Königs zusammentraf. Denn der Graf hatte seine Tochter mit dem Prinzen von Wales verlobt, und zwar eben zu der Zeit, als der englische Krieg wieder ausbrach. Für Frankreich hatte er das größte Interesse, daß diese Verbindung nicht zustande käme. Ein Recht gab es, das hierbei in den Vordergrund treten konnte, das auf alle Fälle dieser Art berechnet war: der König mußte bei der Verheiratung der Tochter seines Vasallen befragt werden, was der Graf versäumt hatte. Der Papst aber nahm sich des Grafen an und citierte den König vor das Tribunal des römischen Hofes. Der König antwortete, er habe in seinem Reiche Gerichtshöfe — den großen Pairshof, der den Oberlehnsherren immer so nützlich

geworden —, der Papst habe kein Recht, sich in diese weltlichen Angelegenheiten zu mischen; er, der König, besitze die Souveränetät durch göttliches Recht.

Eine andere, noch weniger zu vermeidende Differenz lag in den finanziellen Angelegenheiten. Die beiden Könige von Frankreich und von England zogen die Geistlichen zu den Lasten des Landes heran, die dann in dem Kriege oft sehr empfindlich wurden. Aber es war die Prätention der Geistlichkeit in aller Welt, daß sie eine Exemtion von diesen Auflagen besitze; in dem Papst sahen sie den Vertreter der geistlichen Immunitäten, und dieser hielt es für seine vornehmste Pflicht und unzweifelhafte Befugnis, sie zu schützen. Der Papst erließ 1296 ein Decretale über die Immunität der Kleriker, in welcher die Geistlichen, die sich einer weltlichen Anmutung zu Kollekten, Taillen und jeder Art von Auflagen einzeln unterwarfen, wäre es auch unter dem Namen einer Hülfsleistung, ohne die Ermächtigung von seiten des apostolischen Stuhles, ebenso aber die Fürsten, die dergleichen eintrieben, mit der Exkommunikation bedroht wurden. Er autorisierte also in diesem Punkt die Geistlichen zum Ungehorsam gegen die Fürsten. Dagegen trat der König mit dem entgegengesetzten Prinzip hervor: er verbot allen Fremden in seinem Reich, irgend eine Art von Geldverkehr zu treiben, was dann allerdings auf die geistlichen Exaktionen des Papstes Bezug hatte und Bonifaz im höchsten Grade verdroß. Es war jener alte Streit zwischen Kaisertum und Papsttum, der hier an anderer Stelle wieder auflebte. Der König von Frankreich aber war glücklicher, als der Kaiser. Die Prälaten selbst machten den Papst darauf aufmerksam, daß der Lehnseid sie verpflichte, dem Könige in seinen Kriegen Dienste zu leisten. Der Papst zog hierauf zurück; denn eine Differenz mit der Geistlichkeit selbst würde ihm höchst widerwärtig gewesen sein. Er erklärte 1297, die Bulle solle für Frankreich nicht gelten.

In jenen Verhandlungen über den Stillstand mit England wollte der Papst bei Strafe der Exkommunikation entscheiden; aber der König erklärte auch das für eine weltliche Angelegenheit, in der er sich keinem lebenden Menschen für untergeordnet erkennen könne. Für Deutschland war diese Differenz ein Glück. Denn sonst würde leicht der Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois, der in Gnaden bei Bonifaz stand, römischer König geworden sein. Daß das nicht geschah und Karl von Valois in den italienischen Händeln in einem Sinne gebraucht wurde, den der König mißbilligte, weckte dessen Feindschaft gegen Rom noch mehr auf. König Philipp vereinigte sich mit Albrecht von Österreich, der dem Papste entgegen war. Die Colonnas, aus Italien verjagt, fanden Aufnahme in Frankreich.

Da schickte nun Bonifaz einen Legaten nach Frankreich, welcher recht geeignet war, den Hader zu entzünden. Es war Bernhard von Saisset, Bischof von Pamiers, schon zuvor ein Gegner der Krone. Das meiste, was man über den früheren Hader zwischen ihm und Philipp erzählt, ist zweifelhaft. Der neue Bruch erfolgte, als der Bischof nach beendeter Botschaft in seine

Diöceſe zurückgekehrt war. Da mag er ſich wohl ſehr unvorſichtig betragen haben; eine Menge widriger Äußerungen werden ihm ſchuld gegeben. Man warf ihm vor, er habe zur Rebellion gegen den König aufgereizt. Er wurde gefangen geſetzt, zwar unter der Obhut einiger Geiſtlicher, denen der König traute, aber doch vornehmlich unter einer ritterlichen Wacht. Philipp wollte über den päpſtlichen Legaten, der nach ſeinem Begriff hochverräteriſche Reden geführt hatte, Gericht halten laſſen. Durch die Beläſtigung eines hohen Geiſtlichen von ſeiten der weltlichen Gewalt zeigte ſich nun der Papſt abermals aufs tiefſte verletzt. Er erließ mehrere Bullen gegen den König, zugleich aber beſchied er die franzöſiſchen Prälaten nach Rom, um ſolche Maßregeln mit ihnen zu beſprechen, wie ſie zur Beſſerung des Königs und zur Abſtellung der Mißbräuche erforderlich ſeien. Und noch ehe dies Konzil beiſammen war, erklärte Bonifaz die dem Könige gemachten Konzeſſionen in Bezug auf die Kriegsſteuern für aufgehoben.

Am 5. Dezember 1301 folgte die Bulle Ausculta fili. Darin beſteht der Papſt auf ſeinem Primat auch über die Könige und Reiche. Gott habe ihn geſetzt, um in ſeinem Namen zu zerſtören und einzureißen, zu bauen und zu pflanzen. Philipp möge ſich ja nicht einreden, daß er keinen Oberen habe. Dann folgt eine neue Verweiſung auf die Gewalt: du wirſt hören, was Gott der Herr durch mich ausrufen wird! Ein Nuntius brachte die Bulle nach Frankreich, zugleich — ſo meint man wenigſtens, doch halte ich es für zweifelhaft — mit der Erklärung, daß der König, wenn er nicht gehorche, des Thrones verluſtig ſein, ſein Reich für ein dem Petrus heimgefallenes Lehen erklärt werden würde. Der König hörte dieſe Erklärung mit äußerſter Entrüſtung. Sein Schwager, der Graf von Artois, entriß dem Nuntius ſeine Papiere und warf ſie ins Feuer. Philipp erklärte ſeine Söhne für verflucht, wenn ſie jenen als Oberen des Reiches anerkennen würden.

Die Hauptſache war, daß er beſchloß, um den Streit über das Perſönliche zu erheben, die Stände des Reiches zu berufen. Nicht als ob nicht ſchon ein ähnlicher Verſuch vorgekommen wäre: aber zu wirklicher Bedeutung kam der dritte Stand doch erſt im April 1302, als er mit Baronen und Geiſtlichen zu einem großen Reichstag zuſammentrat. Der König ſprach ſelbſt. Die Breven und Bullen ließ er nicht gerade verleſen, er hob nur hauptſächlich hervor, der Papſt habe ihn wiſſen laſſen, das Reich, das er von Gott erhalten zu haben glaube, ſei ihm vom Papſte verliehen. Er befahl den Verſammelten als ihr König und bat ſie als ihr Freund, ihn in der Wahrung der Ehre und Freiheit des Landes zu unterſtützen. Darauf traten alle ab. Barone und Städte erklärten hierauf dem König ihre völlige Beiſtimmung mit der Bemerkung: ſollte er je die römiſchen Übergriffe dulden wollen, ſo würden ſie dieſelben nicht dulden. Was ſollten wir thun? ſagen die Prälaten in ihrem Briefe an den Papſt. Man wollte ihnen keine Friſt geſtatten und erklärte ihnen: wer nicht beiſtimme, ſei ein Feind des Königs.

Sie fürchteten den Abfall der Laien von der Kirche; auch sie erklärten, sie würden den König bei der Verteidigung der Ehre und Freiheit des Reiches ihrem Lehens- und Unterthaneneide gemäß unterstützen.

Ein sehr gereizter Briefwechsel erfolgte. Der Papst schrieb u. a. der französischen Kirche: der Wahnsinn einer Tochter könne die Mutter nicht beflecken. Am 30. Oktober 1302 eröffnete er doch sein Konzil zu Rom. Es waren immerhin, hauptsächlich aus dem südlichen Frankreich, vier Erzbischöfe, dreißig Bischöfe und einige Äbte, welche allen Gegenbefehlen des Königs zum Trotz in Rom erschienen und damit ein großes kirchliches Werk zu thun meinten. Man verdammte hier das Verfahren des Königs, stellte die Exkommunikation in Aussicht, wenn er das Hin- und Herreisen der Konziliaren verhindere, und erließ die Bulle Unam sanctam, welche ein großes Manifest der päpstlichen Ansprüche war. Nur erhellt nicht, welchen Anteil die Versammlung daran nahm. Darin wird die Einheit der Kirche, die nur Ein Haupt, nämlich den heiligen Petrus und dessen Nachfolger, habe, mit allem Nachdruck hervorgehoben und ebenso die Behauptung, daß beide Schwerter dem heiligen Petrus gebühren. Er ist der Höhere und kann alle richten, aber von niemand gerichtet werden. Die Bulle schließt mit den Worten: alle menschliche Kreatur sei dem römischen Papste untergeben und zwar aus dem Bedürfnis des Heils.

Es sind immer noch Friedensbedingungen von seiten des Papstes vorgeschlagen, von der anderen Seite abgelehnt worden; man hielt dafür, daß die Emissäre des Papstes zugleich die Prälaten zu gewinnen bestimmt seien. Die eigentliche Antwort auf die Bulle Unam sanctam war ein Beschluß des Staatsrats, von Wilhelm Nogaret, einem kleinen und unscheinbaren Manne, aber einem der größten Kronjuristen, die es je gegeben hat, dessen Voreltern zu den Albigensern neigten, vorgeschlagen und durchgeführt, daß der Papst selbst, wenn er auf verbotenen Wegen zum Papsttum gekommen sei, nicht mehr als Papst anerkannt werden dürfe. Seine Lippe fließe über von Verwünschungen, und seine Füße seien schnell zum Blutvergießen. Hierauf schritt nun auch der Papst zu den äußersten Mitteln. Er erklärte den König am 13. April 1303 für ausgeschlossen von der Kirche und verbot, ihm die Sakramente zu administrieren. Er ließ nichts unversucht, um die gallikanischen Prälaten doch zur Reise nach Rom zu vermögen.

In diesem Augenblick trat er in ein Verständnis mit dem römischen König Albrecht, welchen er nunmehr anerkannte; denn die Zeit dazu sei gekommen. Aber stets mit der Verwarnung, das geschehe nicht auf immer; der römische Stuhl, der den Deutschen das Kaisertum übertragen habe, könne es ihnen auch wieder entreißen. Er sprach Albrecht von allen Verbindungen los, die er eingegangen sei. Er ermahnte auch die Wahlfürsten, durch Anerkennung Albrechts sich dem römischen Stuhle willfährig zu erweisen. Albrecht, dessen Ehrgeiz dadurch mächtig angeregt wurde, antwortete in einem unterwürfigen Schreiben, in welchem er erklärt, dem Papst und seinen

Nachfolgern allezeit treu und gehorsam sein zu wollen und sogar die Feinde der Kirche persönlich zu bekämpfen. Er suchte die Gnade des Papstes; denn er konnte nicht wie der König von Frankreich auf Unterstützung der Stände gegen ihn rechnen. Die deutschen Kaiser waren in dem großen Kampfe nun einmal besiegt. Es war offenbar auf einen Krieg im großen Stil abgesehen; der deutsche König sollte das Strafurteil gegen Philipp den Schönen vollziehen.

Indessen nahmen sich die Franzosen nun umsomehr zusammen. Ein Rechtsgelehrter brachte so viele Beschuldigungen gegen Papst Bonifaz vor — unter anderem er halte einen Hausteufel, glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. —, daß die Versammlung der Stände sich mit dem Könige dahin einigte — auch die Geistlichen — daß ein allgemeines Konzil aus allen Nationen berufen werden müsse, um die Unschuld „unseres Herrn Bonifacius" an den Tag zu bringen. Sie appellieren zugleich an das Konzil und an den künftigen wahren Papst. So erhebt sich zugleich mit der Selbständigkeit der Reichsversammlung die Idee einer großen allgemeinen konziliaren Vereinigung, um über den Papst zu richten. Die Geistlichkeit trat dem König mit ihren Adhäsionsurkunden bei. Der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt bekommt durch diesen Kampf zwischen Philipp und Bonifaz eine andere Wendung. Es ist die Idee des besonderen Reiches und Staates, die in den Ständen ihren Ausdruck findet, welche nun der allgemeinen Kirche mit ihren unerträglichen Rechten gegenübertritt.

Auch die Verhaftung des Papstes hatte Nogaret bereits in Anregung gebracht. Der König war wirklich stärker als der Papst. König Albrecht wollte von einer Belehnung mit Frankreich nichts hören; denn zwischen ostfränkischen und westfränkischen Fürsten bestehe ein alter Vertrag, welcher ihnen verbiete, einander anzugreifen. Ebensowenig rührte sich Eduard I. von England gegen seinen Nachbar.

Und selbst in seiner Vaterstadt Anagni, wohin er sich begab, war der Papst sehr schwach. Das Geschlecht der Gaetani, dem er angehörte, hatte unter dem Landadel viele Feindseligkeiten erweckt. Nogaret erschien in Italien; ein Bankhaus in Florenz vermittelte die Geldzahlungen. Sciarra Colonna, der sein ganzes Geschlecht rächen wollte, war die Seele von allem. König Philipp hatte über die beiden Schwerter wohl gesagt, das eine bestehe in Worten, das andere in Eisen. Den Kampf in aller Form wollte er nun zwar selber nicht beginnen, aber er bediente sich der italienischen Faktionen. Unter französischer Veranstaltung wurde der Papst am 7. September 1303 in Anagni überfallen und gefangen genommen. Sciarra Colonna drohte, ihm nun zu vergelten, was die Colonnas von ihm erduldet hätten. Aber die Bürger von Anagni befreiten Bonifaz und er ging nach Rom zurück. Er ward mit Jubel empfangen. Er hoffte noch ein Konzil in Rom zu berufen und dann mit aller apostolischen Macht gegen Philipp IV. anzugehen, mit Interdikt und Bann, von dem Konzil unterstützt. Aber in Rom geriet

er in die Hände der Orsini. Auch diese und die Kardinäle selbst wollten ihm die Freiheit nicht lassen, aus der einen der päpstlichen Residenzen, dem Lateran, nach der anderen, dem Vatikan, zu gehen. Also, sagte er, bin ich ein Gefangener! In diesem Gefühle, in dem er die Thüren verschloß und Zeichen von Wahnsinn gab, ist er verstorben. Man fand ihn tot auf seinem Lager. Die Welt wollte ein Papsttum wie dies, die Fülle der weltlichen und geistlichen Gewalt in einer Person nicht mehr.

Der neue Papst, Benedict XI. (1303—1304), war in der größten Verlegenheit. Er suchte besonders die Ruhe im Kirchenstaat wiederherzustellen. Die Urheber der Attentate gegen Bonifaz drohte er zu bestrafen; gegen den vornehmsten der Könige wagte er nicht anzugehen. Seine späteren Bullen beweisen vielmehr, daß er mit demselben in ein gutes Verhältnis zu treten suchte. In dem folgenden Konklave stellten sich die beiden Faktionen einander unversöhnlich entgegen, die italienische von einem Gaetani, die französische von da Prato geleitet. Endlich kam dieser soweit, daß er dem König die Wahl des Erzbischofs von Bordeaux, Bertrand de Got, versprechen konnte. Der König hielt aber für ratsam, diesen erst völlig auf seine Seite zu bringen. Er legte ihm sechs Bedingungen vor, von denen die ersten fünf sich auf die Vernichtung des Andenkens Bonifaz' VIII. bezogen; die sechste wurde nicht bekannt. So erzählt wenigstens Villani. Bertrand de Got schwur bei dem heiligen Evangelium, sie alle zu halten. Hierauf wurde er gewählt, am 5. Juni 1305. Der erste Akt seines Pontifikates war, daß er die Kardinäle einlud, nach Lyon zu kommen und ihn dort zu krönen. So geschah es denn. Lyon konnte bereits als französische Stadt angesehen werden. Es ist nicht klar, ob dies jener versprochene sechste Punkt war. Clemens V. blieb in Frankreich. Siebzig Jahre haben die Päpste dort geweilt. Clemens sprach Philipp vom Banne frei, und zwar wegen seiner erwiesenen Unschuld. Der König von Frankreich triumphierte vollständig.

Noch eine große kirchliche Angelegenheit hat Philipp dann zustande gebracht: den Sturz der Templer. Eben in Paris hatte dieser Orden seinen vornehmsten Sitz; fast ein Drittel der Stadt gehörte ihm; von hier aus dehnte er seinen großen Einfluß über die Christenheit aus. Das Eigentümliche des Verfahrens Philipps des Schönen liegt nun darin, daß er die Kirche mit kirchlichen Ideen bekämpfte. Er besiegte Bonifaz dadurch, daß er ihn mit Beistimmung des Klerus für einen Ketzer erklärte. So wandte er auch gegen die Templer hauptsächlich kirchliche Waffen an. Der Prozeß der Templer zeigt doch, daß die Ordensritter, freilich unter der Folter, aber doch nicht ohne alle Glaubwürdigkeit, der Verleugnung des Christentums sich angeschuldigt haben. Freilich sagten sie wohl: nach dem Beispiel des heiligen Petrus und doch nicht ernstlich. Die Templer befanden sich ungefähr auf dem Standpunkt Kaiser Friedrichs II. und Manfreds. Sie hatten sich mit dem mohammedanischen Wesen lange nah berührt und in ihrer besonderen

Politik auch zuweilen christliche Fürsten bekämpft. In ihren Kirchen finden sich unchristliche Symbole.

Am 13. Oktober 1307 ließ nun Philipp den Großmeister Jacob Molay und 140 Ritter auf einmal gefangen nehmen und den Prozeß gegen sie instruieren. Die großen Herren, stolz auf den eben über den Papst erfochtenen Sieg, klagten sie an. Die Aussagen erschreckten selbst den Großmeister, und seine Verteidigung war sehr schwach. Es scheint, als habe er nur die Vergehen der Einzelnen an diesen selber strafen lassen wollen. Aber die päpstlichen Kommissare — denn auch der Papst hatte nach einigem Widerstreben eingewilligt — wollten den ganzen Orden für ketzerisch erklären. Dieses schreckliche Wort entwickelte noch einmal seine ganze Stärke. Ein Provinzialkonzil unter dem Erzbischof von Sens verdammte auf einmal 56 Ritter zum Tode im Feuer. So fuhr man in Italien, in Spanien fort, wiewohl nicht mit der gleichen Strenge, namentlich ohne Tortur.

Indem der Papst in Bezug auf die Templer nachgab, ließ Philipp zu, daß man Bonifaz VIII. nicht geradezu für einen Ketzer erklärte; sein Verfahren gegen ihn aber ward ebenfalls gebilligt. Im Jahre 1312 kam ein vermeintlich ökumenisches Konzil in Vienne zu stande, bei welchem der König selbst erschien, aber doch eine eigentliche Verdammung der Templer nicht durchsetzte. Der Papst mit den vertrautesten Bischöfen und einigen Kardinälen waren es selbst, welche die Verurteilung des Ordens aussprachen. Auf dem Konzil war auch noch von der Wiedereroberung des heiligen Landes die Rede gewesen; es versteht sich aber, daß mit dem, was soeben geschah, das faktische Ende der Kreuzzüge unwiderruflich ausgesprochen war. Zwei Jahrhunderte lang hatte die Hierarchie der Päpste über Europa geschaltet, hatte die Idee der Kreuzzüge das Abendland in Atem gehalten. Miteinander waren sie emporgestiegen: indem die eine zusammenbrach, verflüchtigte sich die andere.

D 20 .R2 1921 v.6 SMC

Ranke, Leopold von
Weltgeschichte 47086056